Borromäus-b...

0500
.200

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

3. Jahrgang. Nr. 1. Oktober 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Geleitwort. — Naturwissenschaftliche und geographische Literatur: IV. Botanik; Länder- und Völkerkunde. Von Prof. Dr. J. Plaßmann. — Georg Baumberger. Von Max Behr. — Maximilian Schmidt. Von Dr. Friedrich. — Blindenbibliotheken. Von Hermann Herz. — Aus deutschen Volksbibliotheken. — Die Wiener Volksbibliotheken in den Jahren 1903 u. 1904. Von Hermann Herz. — Rezensionen.

Geleitwort.

Die erste Nummer des neuen Jahrganges der Borromäus-Blätter mit einem Geleitwort an ihre bisherigen Leser und Freunde hinauszusenden, dürfte eigentlich überflüssig sein. Was die Zeitschrift will und erstrebt, ist ihrem Leserkreis bekannt. Für ihn genügt die Versicherung, daß die Redaktion bestrebt sein wird, im gleichen Sinne wie in den beiden Vorjahren, dem Ziele, das der Zeitschrift gesetzt ist, immer näher zu kommen. Das bisweilen so von oben herab uns zugeschleuderte Urteil, es sei ein törichtes, von übertriebenem Idealismus und Optimismus eingegebenes Unterfangen, dem ganzen Reichtum wirklich guter, belehrender, wissenschaftlicher und belletristischer Literatur, so weit diese volkstümlich gehalten ist, unter dem deutschen katholischen Volksteil in seinen verschiedenen Berufen, Ständen, Altersstufen und Geschlechtern die weiteste Verbreitung zu sichern, beirrt uns umsoweniger, als sich die Borromäusblätter bereits eine recht ansehnliche Zahl von Freunden und Arbeitsgenossen erworben haben.

Mit den Schwierigkeiten, die bis zur Zeit im Wege stehen und die auch in Zukunft nie ganz beseitigt werden können, sind wir jedenfalls so gut vertraut wie nur irgend jemand. Aber wir kennen ebenso die Fehler und Mißgriffe, die trotz des löblichsten Eifers der Beteiligten so oft ein Fiasko bei derartigen Bestrebungen veranlaßt haben. Erzeugnisse der echtesten l'art pour l'art-Kunst, kunstlose belletristische Produkte, sofern sie nur nichts an Gesinnungstüchtigkeit vermissen lassen, belehrende Werke, aus denen die ödeste Langeweile den Leser angähnt, werden nur zu oft dem Lesepublikum als „empfehlenswerte Lektüre" in die Hände gedrückt. Eine ernstgemeinte Prüfung und Sichtung unserer Gesamtliteratur auf ihre Brauchbarkeit für die Hausbücherei der den verschiedensten Gesellschaftsklassen angehörigen Familien und für die freien öffentlichen Bibliotheken wird nur selten versucht. Und doch ist das der erste unerläßliche Schritt zum Ziele. Die Borromäusblätter werden daher genau wie im vergangenen Jahre fortfahren mit der Sichtung unserer für weitere Kreise berechneten Literatur. Ueber einzelne Wissenszweige werden Referate von Fachmännern die nötige Orientierung geben. Zunächst ist an solche Referate über sozialpolitische und apologetische Schriften

MAY - 1 1907 21+006

gedacht. Unter den Belletristika werden nicht bloß die katholischen Autoren zur gebührenden Beachtung gebracht werden, sondern es sollen, wie im vorigen Jahre, die Werke hervorragender nichtkatholischer Schriftsteller gewissenhaft behandelt und ihre literarische Bedeutung unter Wahrung des katholischen Standpunktes vorurteilsfrei anerkannt werden.

Dann gilt es, Mittel und Wege zu weisen, wie die beachtenswerte gute Literatur tatsächlich am leichtesten Eingang im deutschen Volke finden kann. Vornan stehen daher in dieser Hinsicht die Ausführungen über volkstümliche Bibliotheken. Aber auch alle die vielen Vereine zur Verbreitung guter Bücher, die Kolportage ꝛc. dürfen nicht übersehen werden.

Das unser Programm. Einer Empfehlung bedarf es nicht. Es spricht für sich selbst, namentlich in gegenwärtiger Zeit, in der eine auf Glauben und gute Sitten unheilvoll einwirkende Literatur in breiten Strömen daherflutet. Die Borromäus-Blätter wollen nach Kräften mitwirken, das Verderben abzuwenden. Sie haben deshalb in den beiden Jahrgängen viele Freunde gefunden, und wir hoffen, daß dem alten treuen Stamm der neue Jahrgang noch viele neue Gesinnungsgenossen zuführen wird.

Die Redaktion.

Naturwissenschaftliche und geographische Literatur.

Von Professor Dr. J. Plaßmann in Münster.

IV. Botanik; Länder- und Völkerkunde.

Unseren dritten Bericht (vergl. Borromäusblätter II, 8, Seite 150—153) haben wir mit dem Versprechen geschlossen, noch die obengenannten zwei Wissensgebiete zu behandeln, von denen natürlich das erste für unseren Zweck das engere ist. Vollständigkeit konnte auch hier nicht angestrebt werden; wir nennen einzelnes, das uns bekannt geworden ist, beschränken uns aber sonst auf allgemeine Winke.

Illustrierte Floren werden in ziemlicher Auswahl angeboten. Die großen Werke von Schlechtendal-Hallier und Thomé sind für den Leserkreis, der hier ins Auge gefaßt wird, wohl zu umfangreich; immerhin kann das zweite als Nachschlagewerk für bessergestellte Lesehallen in Betracht kommen. Die (S. 152—153) genannten Bücher von Lutz, Landsberg, Dalitzsch und Berthold (Studien und Lesefrüchte) enthalten natürlich auch manches Botanische, aber fast alle mehr in biologischer Zusammenfassung mit anderem. Schuberts Naturgeschichte des Pflanzenreiches (Eßlingen, Schreiber) und andere Bücher in den verschiedensten Preislagen werden bescheideneren Ansprüchen gerecht. Wo die Verfasser der Bücher die Heilkräfte der Pflanzen mitbehandeln, ist Vorsicht geboten. Auf die Kneipp-Literatur soll hier nicht eingegangen werden. Aber es kommen einem manchmal Bücher vor Augen, die der Unkundige sofort kauft, ohne etwas Böses zu ahnen; so (aus dem zuletzt genannten Verlag) Lorch, Kräuterbuch, wo eine Pflanze abgebildet wird, die durch einen argen Mißbrauch berüchtigt ist. Selbst Ulsamer, Gottessegen in der Pflanzenwelt (Klagenfurt, St. Josephs-Bücher-Bruderschaft) kann man zwar führen, aber nicht jedem in die Hände geben, namentlich nicht solchen guten Seelen, die nicht aus Gewinnsucht, sondern um Gottes und des Nächsten willen etwas in Kurpfuscherei glauben machen zu sollen. Alräunchens Kräuterbuch (München, Huttler) gehört nicht zu dieser Klasse, ist vielmehr ein herrliches Prachtwerk, das gelegentlich neugedruckt werden sollte. Nach Inhalt und Ausstattung ist es befähigt, der ästhetischen Volkserziehung in christlichem Sinne zu dienen. In anderer Weise erstreben dasselbe Ziel die Darstellungen aus der Natur, insbesondere aus dem Pflanzenreiche, von C. Berthold, neubearbeitet von L. Borgas[1]) (1901, Köln, Bachem). Leider sind desselben Verfassers wohl noch höherstehende Betrachtungen der Natur (ebendort) laut Verlagsbericht vergriffen und noch nicht wieder aufgelegt. Mehr vom wirtschaftlichen Standpunkte aus geschrieben, aber gerade darum für Volksbibliotheken nicht minder empfehlenswert, sind die (gleichfalls bei Bachem in Köln erschienenen) Schriftchen von E. Kalender: Der Blumengarten. — Die Kultur der Zimmerpflanzen. — Der rationelle Gemüsebau. — Der rationelle Obstbau auf dem Lande und im Garten. — Der ländliche Schulgarten. Das letztgenannte nimmt, gleich dem gediegenen Werke von P. Esser, Das Pflanzenmaterial für den botanischen Unterricht (ebenda), auf die An-

[1]) Derselbe Autor hat, wie wir nachtragend bemerken, i. J. 1904 die Bachschen Studien und Lesefrüchte (ebenda) in 10. Auflage herausgegeben.

forderungen des Lehrplans, mit denen aber wirtschaftliche und ästhetische Erwägungen manchmal recht wohl verträglich sind, die nötige Rücksicht. Der wirtschaftlichen Bedeutung der Pilze werden mehrere Werke gerecht, z. B. die mit zahlreichen farbigen Abbildungen versehene Pilzkunde von H. Blücher (Leipzig, A. O. Paul, 2 Bdchen. 16°). Wer es liebt, sich gelegentlich auf Spaziergängen einige floristische Kenntnisse zu verschaffen, wird die (bei Herder in Freiburg erschienenen) Taschenbüchlein von H. Plüß verwenden können, die sehr geeignet sind, das Stadtkind der Natur wieder näher zu bringen: Unsere Bäume und Sträucher. — Unsere Getreidearten und Feldblumen. — Unsere Beerengewächse. — Unsere Gebirgsblumen. — Blumenbüchlein für Waldspaziergänger. Einzelnes andere ist schon im vorigen Artikel genannt worden. Ein wichtiges Spezialgebiet der neueren Botanik behandelt das 4. Bändchen der Benzigerschen „Naturwissenschaftlichen Volksbibliothek": P. Martin Gander, O. S. B., Die Bakterien. Auch den Infektionskrankheiten wird hier ein entsprechender Raum gewidmet. Aus der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek" von G. Manz A.-G. in München-Regensburg sind die sehr instruktiven Werkchen zu nennen: Fr. Neureuter, Die Wanderungen der Pflanzen. — J. Nießen, Blumenlese aus meinem dialogischen Herbar (nicht bloß botanisch). — W. Dierks, Unsere Nahrungsmittel vor Gericht. — Bendel, Vogelpolizei (betrifft Flurschäden usw.). — Ulsamer, In der Heuernte. — Für gereiftere Leser ist berechnet Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen ꝛc. (Gotha. Thienemann, gbd. M. 5,50); besonders auch für Lehrer zur Vorbereitung auf den Unterricht, denen Die deutschen Pflanzennamen von Prof. Dr. Meigen (Berlin, Sprachverein) ein tieferes Eindringen in das Verständnis der Etymologie der Gewächsnamen erleichtern werden. Studierten Lesern wird L. Fonck, S. J., Streifzüge durch die biblische Flora willkommen sein (Freiburg. Herder).

Schulbücher, die nicht mehr gebraucht werden, erfahren auch in besseren Familien manchmal eine rauhe Behandlung. Manches Buch dieser Art, besonders von den reich illustrierten und darum naturgemäß nicht ganz wohlfeilen naturwissenschaftlichen, das noch wohlerhalten ist und vielleicht nach ganz kurzem Gebrauche infolge Verziehens der Eltern an einen anderen Ort durch ein neues ersetzt werden muß, läßt sich wohl für Volksbibliotheken erhalten. Schon im vorigen Artikel ist gesagt worden, daß Schulbücher nicht ohne weiteres von der Volksbibliothek auszuschließen seien. Von Atlanten und geographischen Lehrbüchern gilt dasselbe.

Endlich möchten wir vor Abschluß dieses vorletzten Teiles unseres Berichtes noch zwei Sachen zum vorigen Artikel nachtragen. E. Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich (Freiburg, Herder) ist (1905) in dritter, stark vermehrter Auflage erschienen. Ferner haben wir zu Altums berühmtem Buche „Der Vogel und sein Leben" jetzt ein Gegenstück in F. Knickenberg, Der Hund und sein „Verstand". (Cöthen, Paul Schettlers Erben, G. m. b. H., 1905). Dieser Autor geht als erfahrener Hundebeobachter erbarmungslos mit dem Anthropomorphismus ins Gericht. Dabei werden philosophische Kunstausdrücke vermieden. Ein sehr interessantes Buch auch für das Volk, wenn schon nicht gerade für die Jugend.

* * *

Bei der Auswahl von geographischen und ethnographischen Werken spielt natürlich der Preis eine große Rolle. Man darf nicht vergessen, daß gute Sachen teuer sind. Was die religiös-sittliche Seite angeht, so wird im allgemeinen ein bekannter katholischer Verlegername Sicherheit genug bieten. In der Herderschen „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" besitzen wir eine Sammlung, die zeigt, was bei sorgfältiger Auswahl der Stoffe und der Autoren, gewissenhafter Redaktion und einigem Wagemut zu leisten ist. Einzelne von den Sachen sind nur einmal, andere wiederholt erschienen; Seitenzahlen, Preise usw. brauchen wir nicht anzugeben, da der Prospekt überall zu haben ist. Jakob, Unsere Erde wird auch jetzt noch zur ersten Einführung unstudierter Leser in die geographischen Grundlehren dienen können. — Abercromby-Pernter, Das Wetter ist für etwas gereiftere Leser ein herrliches Buch. Es sei bei dieser Gelegenheit betont, daß auf meteorologischem Gebiete viel dummes Zeug gedruckt wird, und daß solche Bücher, die gewöhnlich mit einer scharfen Verurteilung der zünftigen Gelehrten anfangen und schließen, bei harmlosen Lesern viel Verwirrung anrichten können. — F. Kaulen, Assyrien und Babylonien ist einer der glücklichsten Griffe gewesen, wie auch die vielen Auflagen erkennen lassen — v. Schwarz, Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker ist nicht aus einem Gelegenheitsbesuche erwachsen, sondern von einem Manne geschrieben, der berufsmäßig viele Jahre in Taschkend gelebt und als Beamter die russische Mißwirtschaft gründlich kennen gelernt hat. Angesichts der durch den letzten Krieg geschaffenen Weltlage gewinnt das Buch ein erhöhtes Interesse. — Bleibtreu, Persien ist im Anschlusse daran auch zu loben. — Kayser, Aegypten einst und jetzt. — Paulitschke, Die Sudanländer. — v. Schütz-Holzhausen, Der Amazonas, wertvoll weil der Verfasser selbst als Gründer

deutſcher Siedlungen im äquatorialen Amerika tätig geweſen iſt. — v. Heſſe-Wartegg, Kanada und Neufundland iſt noch immer lesbar; auch unbedenklich, während die bei anderen Verlegern erſchienenen Arbeiten dieſes Globe-Trotters zwar durchaus nicht frivol, aber doch dem Volke mit etwas mehr Vorſicht in die Hand zu geben ſind. — Kolberg, Nach Ecuador feſſelt namentlich den phyſikaliſch gebildeten Leſer. — Lauterer, Auſtralien und Tasmanien iſt eines der reichſten und ſchönſten Werke aus dieſer Sammlung; es bietet dem Naturfreunde, Hiſtoriker und Ethnographen Material in reicher Fülle. Der Verfaſſer (wenn er noch lebt) nimmt in Brisbane als Arzt und im ſonſtigen öffentlichen Leben eine geachtete Stellung ein. — Lux, Die Balkanhalbinſel. — v. Schweiger-Lerchenfeld, Das Mittelmeer. — v. Lendenfeld, Die Hochgebirge der Erde, letzteres namentlich über Gletſcher, Lawinen uſw. reich belehrend. Im Anſchluſſe an dieſe Sammlung[1]) ſind noch weitere geographiſche Sachen bei Herder erſchienen, wie Münzenberger-Spillmann, Abeſſinien und ſeine Bedeutung für unſere Zeit. — Schupp, Ein Beſuch am La Plata. — v. Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient, dieſes beſonders auch der religiöſen Erhebung dienend durch Schilderung der Leidensſtätten des Herrn und der Leidenstage ſelbſt. — Dem nördlichen Europa ſind die drei Reiſewerke von A. Baumgartner gewidmet, deren Reichtum an geſchichtlichen, religiöſen, linguiſtiſchen und auch naturwiſſenſchaftlichen Anregungen bekannt iſt: Island und die Faröer. Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Reiſebilder aus Schottland. Die Quartbände von Spillmann rechnen mit einem etwas beſcheideneren Publikum: In der Neuen Welt. I. Weſtindien und Südamerika. II. Mittel- und Nordamerika. — Rund um Afrika. — Weſt- und Nordaſien. — Oſt- und Südaſien. — Ueber die Südſee. — Die katholiſchen Miſſionen ſind eine mit Recht geſchätzte Zeitſchrift, die der Länder- und Völkerkunde ſchon viel brauchbares Material geliefert hat.

Aus dem Verlage von J. P. Bachem in Köln nennen wir zuerſt folgende Vereinsſchriften der Görresgeſellſchaft: Hespers, P. Schynſes letzte Reiſen (1892). — K. Miller, Monialium Ebstorfensium Mappa mundi. Kurze Erklärung der Weltkarte ꝛc. (1896.) Berühmt iſt desſelben Verfaſſers großes Werk Mappae mundi. (Stuttgart, J. Roth.) — Wimmer, Paläſtinas Boden mit ſeiner Pflanzen- und Tierwelt ꝛc. Vgl. dazu das obenerwähnte Buch von Fonck. Die Görresſchriften enthalten auch einiges Naturwiſſenſchaftliche. — Weitere Sachen des Verlages: Boeken, Um und in Afrika. Ein ſchönes und lehrreiches, auch den Miſſionen Beachtung ſchenkendes Buch. — Dukas-Theodoſſos, Im Zeichen des Halbmondes. (1893.) Die gewandten Schilderungen ſind noch immer gut lesbar, und der Verfaſſer könnte auch wohl eine neue Folge erſcheinen laſſen. Das Pariſer Gegenſtück zu dieſen Schilderungen aus Konſtantinopel iſt Kuhn, Aus dem modernen Babylon.

Zur akatholiſchen Literatur übergehend, müſſen wir zunächſt Kurt Lampert, Völker der Erde ſchon der Illuſtrationen wegen ablehnen. — Peſchel, Völkerkunde hat v. Richthofen (1897) unverändert neu herausgegeben; bekanntlich ein ernſtes und gründliches Werk, aber kein Volksbuch. — Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres (2. Aufl. 1903, H. Fiſcher in Jena) iſt ein reichbelehrendes, im ganzen einwurfsfreies Prachtwerk. — Blind, Handels- und Verkehrsgeographie. (Leipzig, Huberti.) — Von Sven Hedins Werken liegen uns vor: Durch Aſiens Wüſten. 2 Bände. (Leipzig, Brockhaus, 1899) Abenteuer in Tibet. (Ebenda 1904.) Beſonders das zweite iſt für Volk und Jugend geeignet. — M. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Perſiſchen Golf. (Berlin, Vohſen, 2 Bände, 1899—1900.) Ernſte, wiſſenſchaftliche Lektüre für vorgebildete Leſer. Desgleichen: E. Thieſſen, China, das Reich der 18 Provinzen. (Berlin, Alfred Schall, 1902.) — Ueber E. v. Heſſe-Wartegg, Korea (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1895) ſowie über desſelben Verfaſſers China und Japan (etwa 1902, Verleger mir augenblicklich nicht bekannt) wolle man das vorhin bei dieſem Autor Geſagte nachſehen. — v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Frauen des Orients (Wien, Hartleben) iſt in den Bildern im ganzen einwurfsfrei; nicht ſo, was den Text angeht. — Von W. Berdrow, Weltreiſen (Leipzig, Prochaska) liegt uns der 3. Jahrgang (1904) vor, der, ſoviel beim Durchblättern zu ſehen, korrekt iſt. — Wiſſenſchaftlich ſtrenger ſind wieder die großen Werke: Futterer, Durch Aſien (Berlin, Reimer). — Futterer, Afrika in ſeiner Bedeutung für die Goldproduktion (ebenda). Dem Gegenſtande nach berührt ſich das letztere mit Strecker, O. M. J., Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas (Freiburg, Herder), einem reich illuſtrierten, auch viele intereſſante geſchichtliche Angaben bringenden Buche für Volk und Jugend. Deutſche Afrikareiſende der Gegen-

[1]) Die einzelnen Werke ſind ſowohl in Originalband als in einem einheitlichen Bande zu haben. Wenn man vorzieht, alle für eine Bibliothek angeſchafften Bücher in derſelben Weiſe zu binden, ſo möge man wenigſtens die in dieſer Sammlung (und auch ſonſt häufig!) recht ſchönen, bunten Umſchläge mitbinden laſſen.

wart hat Friedrich Ruhie in einer Sammlung lesenswerter Bändchen behandelt (Münster, Aschendorff). Von einer mit gereiften Lesern rechnenden „Bibliothek der Länderkunde" (Berlin, Schall und Grund) kennen wir Keller, Die ostafrikanischen Inseln, das konfessionell etwas gefärbt erscheint, sowie Fricker, Antarktis (1898), ein trotz der neuen Entdeckungen noch immer besonders der geschichtlichen Grundlage wegen brauchbares Buch. — v. Enzberg, Heroen der Nordpolarforschung (Leipzig, Reisland) ist ein gutes älteres Buch für die Jugend. Ueber Cook-Weber, Die erste Südpolarnacht 1898—99 (Kempten, Kösel) haben wir an anderer Stelle ausgeführt, daß das schöne, apart ausgestattete Buch durch eine Episode, die der Uebersetzer gut hätte tilgen können, für die Familie entwertet wird. Die Sachen von Nansen (besonders sein Eskimoleben, Leipzig bei Meyer) sind gleichfalls keine Jugendlektüre; das eine oder andere von seinen Werken wird ja wohl in usum Delphini verarbeitet worden sein, doch kennen wir solche Ausgaben nicht. — Kisak Tamai, Karawanenreise in Sibirien (Berlin, Karl Siegismund) ist als Erzählung eines Japaners über ein von Europäern besiedeltes Gebiet, der ein noch älterer japanischer Reisebericht angehängt ist, nicht ohne Interesse; es ist ordentlich geschrieben und, soweit wir sehen, auch für das Volk brauchbar. — v. Siebold, Nippon (Würzburg, Wörl) hat gleichfalls durch die Ereignisse der letzten Zeit an Wert gewonnen. Auch v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras (Würzburg, Wörl) ist ein gutes älteres Werk, jedoch nicht für die Jugend. Gleichfalls für Erwachsene hochinteressant ist C. G. Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Aequatorial-Ostafrika. (Leipzig, Voigtländer, 1905.) Die zahlreichen Momentaufnahmen werden besonders später, nach dem Aussterben der wilden Fauna, ein wichtiges Archiv bilden. — Prinzessin Therese von Bayern, Meine Reise in den brasilianischen Tropen (Berlin, Reimer) ist zwar streng wissenschaftlich, was die botanischen und anderen Erlebnisse angeht, dabei aber doch für jeden wirklich Gebildeten eine angenehme Lektüre. Von älteren Werken, die man gelegentlich antiquarisch erwerben könnte, sei noch erwähnt A. Kirchhoff, Unser Wissen von der Erde (Leipzig, G. Freytag, 1886 ff.) Hieraus die prächtig illustrierte, jedoch nur unter Aufsicht in der Lesehalle zu benutzende Allgemeine Erdkunde von Hann, Hochstetter und Pokorny. Von europäischen Gebieten sind in uns bekannten Bänden noch behandelt: Das deutsche Reich von Penck; Oesterreich-Ungarn, Niederlande, Schweiz und Belgien von Supan, Penck u. a. — Für Amerika sei noch W. Sievers, Süd- und Mittelamerika (Leipzig, Bibl. Institut) als gute neuere Arbeit genannt. Unter den Bildern finden sich vereinzelte Raritäten; das Ganze ist ernst gehalten. Auch Curt Craemer, Aus meiner Wanderzeit (Berlin, Reimer) wird leider durch ein paar überflüssige Bilder entstellt.

Für Volk und Jugend sehr geeignet ist die Sammlung Aus allen Erdteilen von Treuge und Hellinghaus (Münster, Aschendorff). Noch seien ein paar Werke katholischer Autoren erwähnt: de Waal, Reisebilder aus Bosnien (Wien, Kirsch). — Dier, Unter den Schwarzen (Steyl, Missionsdruckerei).

Von Atlanten, die für Lesehallen in betracht kommen, erwähnen wir Peips Taschenatlas. (Mit eingehenden statistischen Angaben. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Andrées Handatlas. — Sohr und Berghaus' Handatlas. — Wagner-Debes' Handatlas. Eine Lesehalle sollte wenigstens einen größeren Atlas zum Nachschlagen ihr eigen nennen.

Indem der Referent seine naturwissenschaftlich-geographische Uebersicht schließt, bemerkt er noch einmal ausdrücklich, daß er Vollständigkeit weder angestrebt noch erreicht hat. Eine gewisse Auswahl wird unseren Freunden hier immerhin geboten.

Georg Baumberger.

Von Max Behr-Ludwigschorgast.

Der Mann, über den ich hier schreiben will, ist kein Freund von Biographien und Photographien, soweit sie ihn selbst angehen. Das sei auch nur so eine moderne Gourmandise, meint er, diese „verflixte Vivisezierei". Man kann ihm das gut nachfühlen, wenn man ihn und die Art seines Schaffens kennt. Er will nicht Schriftsteller und Autor sein, er hält sich zu dem Motto: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." Da heißt es z. B. in der Einleitung zu „Grüeß Gott!": „Warum ich's schrieb? . . . Ich weiß es selber nicht, so wenig, wie der Vogel es weiß, warum er sein Lied auf grünendem Aste zur Sonne hinauf singt. Es drängt ihn dazu; er muß, und es läßt ihm keine Ruhe, bis der Sang erklungen ist." Und so wenig man Wachtelschlag und Lerchentrillern analysiert, so wenig soll man ihn, den Schreiber, und seine Lob- und Dankreden auf Gottes Natur, auf der Heimat und anderer Länder und Menschen Art zerpflücken und zerrupfen. Der Grund des Widerwillens ist aber nicht etwa Empfindlichkeit, sondern echte Bescheidenheit; hatte man ja sogar Mühe, ihn zu bewegen, daß er seine feuille-

touristischen Reiseskizzen aus der Vergänglichkeit der Zeitungen in solide Bücher rettete. Und die verhältnismäßig geringe Verbreitung der Baumbergerschen Bücher hängt gewiß mit dem Abscheu des Dichters vor aller Reklame, selbst vor einer berechtigten und beschränkten, zusammen. In reichsdeutschen Landen, in katholischen Kreisen, kennt und ehrt man den treuherzigen, durch und durch gesund empfindenden Schweizer viel zu wenig. Auch in seinem Vaterland soll's nicht viel besser sein.

Die Hauptsache von Baumbergers äußeren Lebensverhältnissen, daß er nämlich ein Schweizer ist, ist hiermit schon gesagt. Er ist am 17. März 1855 im „idyllisch gelegenen" Zug geboren. Den Vater, der Apotheker und, was wichtiger für des Sohnes Entwicklung ist, ein trefflicher Botaniker war, verlor er schon im 15. Jahre; von der Mutter, einer Meranerin, erbte er die „Frohnatur und Lust zum Fabulieren". Er hatte seine Gymnasialzeit noch nicht völlig vollendet, da trat durch schwere, äußere Schicksalsschläge sein Umschwung in seiner Lage ein, und im Gegensatz zu der „unendlich liebevollen" Sorgfalt seiner Eltern hatte er von jetzt ab eine harte Jugendzeit durchzumachen. Im großen und ganzen wurde er — gezwungen — Autodidakt. Vielleicht war das im Hinblick auf eine originale Entwicklung auch besser so. Mit 27 Jahren entschloß er sich, die journalistische Laufbahn einzuschlagen: Er wurde Redakteur des „Appenzeller Tagblatts" in Herisau. Bald wurde man auf den selbständigen frischen Geist, der hier an die Arbeit ging, aufmerksam, und Baumberger war es vorbehalten, vom Jahre 1886 ab die „Ostschweiz", das katholische Hauptorgan in St. Gallen, auf die bisher vergebens angestrebte Höhe ihrer Entwicklung zu bringen. Die 18 Jahre seiner St. Galler Tätigkeit brachten ihm schwere Kämpfe in politicis, aber auch den Ruhm, dem Blatte ein ganz eigenes „geist- und gemütvolles Gepräge" gegeben zu haben. Mit Dezember 1904 übernahm er die Chefredaktion der „Neuen Züricher Nachrichten", einer Neugründung, die für die katholische Schweiz sehr wichtig werden kann, unter Baumberger auch sicher werden wird. In journalistischer Beziehung sind seine Hauptverdienste nach den Ausführungen eines Kritikers im „Wanderer" (Febr. 1905) der Leitartikel und das Feuilleton. „Dem Leitartikel hat er sehr oft nicht bloß über das politische Referat hinaus einen großen Zug und weite Perspektiven gegeben, sondern ihn überhaupt aus dem politischen Tagblattrahmen hinaus in eine geistige Höhe gehoben, in der die Zusammenhänge der Politik mit der Religion, Kunst und Sozialwissenschaft eine feine, oft geniale Betonung fanden. Hier bringt man auch am besten die sozialwissenschaftlichen Schriften Baumbergers unter, so über den Patentschutz, über die Alkoholfrage, den Zolltarif, die Streikgesetzgebung, den ostschweizerischen Stickereiverband.

Aus dem Feuilleton sind die Bücher entstanden, denen zu Liebe und zu Ehren dieser Artikel geschrieben wird. Auf Skizzen von Spaziergängen, Schilderungen von Jugendfesten, Bemerkungen über Bilder und Bücher folgten zusammenhängende Reiseerinnerungen. Diese sind gesammelt in verschiedenen bei Benziger in Einsiedeln erschienenen, solid und schmuck gebundenen, mit vielen Illustrationen ausgestatteten Bänden. Zunächst waren es Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol: Questa la via! (broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 3,20; in elegantem Original-Leinenband Mk. 4), von dem soeben eine neue illustrierte Ausgabe erscheint, die von dem Schweizer Bande „Aus sonnigen Tagen" (Preis Mk. 3,20 [Mk. 4]) — leider! — noch zweifelhaft bleibt. Dagegen ist „Grüeß Gott!", das ebenfalls Schweizer Skizzen bringt, bereits in zweiter Auflage erschienen (Mk. 3,20 [Mk. 4]). Ueber die Heimat hinaus nach Istrien, Dalmatien, Montenegro führt „Blaues Meer und schwarze Berge" (Mk. 3,20, [Mk. 4]), während das letzte Skizzenbuch, das erfreulicherweise schon in Neu-Auflage vorliegende „Juhu — Juhui (Mk. 3,20 [Mk. 4]), das geliebte Appenzeller Ländchen und seine Leute feiert. 1903 erschien ebenfalls in der Benzigerschen Verlagsanstalt die im Regierungsauftrage geschriebene Monographie „St. Galler Land, St. Galler Volk" (ungeb. Mk. 5,20), die in Charakter, Format und Ausstattung an die Velhagen und Klasingschen geographisch-kulturgeschichtlichen Unternehmungen erinnert.

Um das Unangenehme, den Tadel, gleich vorweg zu nehmen, muß man sagen, daß der Stil Baumbergers manchmal allzu sehr vom saloppen Zeitungsstil beeinflußt ist. So müßte z. B. zumal die zweite Hälfte der eben erwähnten Monographie bei einer Neuauflage in dieser Hinsicht durchgearbeitet werden. Es ist dieser Mangel ja durchaus begreiflich, und von „Zeitungs-Rhetorik" zu reden, erscheint mir sogar etwas gewagt, denn mit „Rhetorik" verbindet sich doch mehr oder minder der Begriff des Gekünstelten, Unwahren, während gerade die natürliche, ungezwungene Aeußerung echter Gefühle für unseren Autor die meisten Sympathien erweckt. Ohne Zweifel reichen die sprachlichen Ausdrucksmittel wie auch das Gestaltungsvermögen nicht immer hin, den Erlebnisgehalt zu vermitteln, Baumberger weiß ja selber recht gut, „weich' ärmlich und schwerfällig Ding das Wort ist, ... daß dieses Wort nicht einmal sagen kann, was die eigene Seele fühlt". Aber die treuherzige Art, die aufrichtige Begeisterung, mit der Baumberger alles sorgsam hegt und pflegt, was er Gutes und Schönes sieht und hört, die tut's einem an, auch wenn die Unterstützung durch die Macht des Wortes manchmal ausbleibt. Karl Muth hat Baumberger den „schweizerischen

Hansjakob" getauft. Es war das wohl eine Nottaufe; jedenfalls stimmt der Vergleich nur äußerlich, insoferne nämlich beide das auf ihren Reisen Erlebte und Geschaute in Büchern schildern. Dabei will es mir scheinen, als ob Baumberger noch mehr Sinn für das Typische und Eigentümliche entwickelt als Hansjakob, zumal seit dieser anfängt zu reisen, um darüber schreiben zu können. Dann könnte ein Freund von Schlagwörtern recht und schlecht den Schweizer einen Optimisten, den Badenser, der übrigens sicher der Originellere, künstlerisch Bedeutendere ist, einen Pessimisten nennen. Baumberger versteift sich nicht auf eine unfruchtbare Ablehnung der neuen Kulturerrungenschaften und auf eine ebenso unfruchtbare Verhimmelung vergangener Tage, er ist der Mann eines gesunden Fortschritts und will im Rahmen der jetzigen Zeiten und Verhältnisse schaffen und arbeiten. Sogar wo ihm die Eisenbahn, eines der Steckenpferde Hansjakobscher Prinzipienreiterei, in seine geliebten, einsamen Schweizer-Tälchen gedrungen ist, da hofft er, daß die Menschheit über kurz oder lang sie nicht mehr als Störung der Naturschönheit empfinden, sondern eine neue Art von Poesie in ihr, wie in jeder Verkehrssteigerung, entdecken werde. Wo Hansjakob oft bissig wird, da kommt bei Baumberger erst der Humor, der sicherste Zeuge einer harmonischen, tiefen Weltauffassung. Seine Empfänglichkeit für allerhand kleine Züge und Episoden dokumentiert sein warmes Gemüt nicht minder wie seinen dichterischen Blick. Besonders Kinderleben und Kinderreden weiß er erquickend wiederzugeben. Ich erinnere z. B. an die köstliche Schilderung, wie der Jockeli dem Maler C. Liner, einem Freunde des Autors und trefflichen Illustrator einzelner seiner Bücher (Juhu — Juuhu!"), Modell steht, oder an verschiedene in „St. Galler Land, St. Galler Volk" eingeschobene Anekdoten, u. a. wie das Obertoggenburger Büblein, dessen Stolz die rote Weste ist, bei der Beerdigung seiner Großmutter plärrend meinte, nun freue es die ganze Leiche nicht, weil es das schöne, neue Westlein nicht anziehen durfte. Und vom Kindergemüt zum naiven Volksgeist und seinen Aeußerungen ist nicht weit. Deshalb sind in dem Festspiel „Die Appenzeller Freiheitskriege", das Baumberger zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht am Stoß gedichtet hat, und das heuer an je zwei Tagen des Juni, Juli und August in Appenzell aufgeführt wurde, die im Dialekt geschriebenen Szenen weitaus die besten. Ganz unwiderstehlich und wahr wirkt hier oft die humorvolle Naivität, mit der das Volk die ernstesten Vorgänge, die erhabensten Dinge in seiner Art auslegt und glossiert. Ein feines stilistisches Meisterstückchen in dieser Beziehung ist die Dialekterzählung von der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. (S. 24 und 25.)

Natürlich ist es das Schweizervolk, dessen Charakter Baumberger am eingehendsten und liebevollsten betrachtet hat. Man lese die Ausführungen über den St. Gallischen Volkscharakter in „St. Galler Land, St. Galler Volk" (S. 86 ff.), und man wird staunen, wie scharf hier die Eigenschaften der einzelnen Stämme gesondert, wie fein die Schattierungen und Nüancen herausgearbeitet, wie sicher die verbindenden Uebergänge gefunden und wie unparteiisch Licht und Schatten verteilt sind. Sie zeigen mit am deutlichsten, daß B. nicht bloß ein gemütswarmer, sondern auch ein geistvoller Mensch und scharfer Beobachter ist. Dabei bleibt aber der Blick des Autors nicht innert der Schweizer Grenzpfähle festgebannt, wie am besten „Blaues Meer und schwarze Berge" dartut, wo die verschrienen Montenegriner an die Stelle der Schweizer treten. Auch bei ihnen findet er mehr Gutes als Böses. Dieses Buch gehört m. E. mit „Juhu — Juuhu!" zu dem Besten, was Baumberger geschrieben hat; als Reiseschilderung ist es wohl das Beste, denn „Juhu — Juuhu!" erfüllt bereits eine Hoffnung, die die früheren Bücher notwendig erwecken mußten, daß nämlich der Schilderer sich bald in einen Erzähler verwandeln werde. Neben den Skizzen der gewohnten Art finden sich hier bereits Novellen, fast ausschließlich vom Leben des eigentümlichen Appenzeller-Völkleins durchflutet, dessen Ruf Baumberger gerne von allerhand Verdächtigungen und Vorurteilen säubern möchte. Die geschlossenste und einheitlichste mag „Eine bewegte Ruhsitz-Alpstubete" sein; in anderen stört ein überquellendes Empfinden, ein Ueberschuß an Sentiment, der störend und unplastisch wirkt und hoffentlich bei größerer künstlerischer Reife sich verliert. Sie atmen im übrigen den ganzen sittlichen Ernst eines unverdorbenen Volkes, ebenso wie sie mit tiefer Freude mancherlei versteckte, große und vornehme Züge an einfachen Seelen ans Licht ziehen. Wie viel ethische Würde, wie viel wahrer, packender Realismus, der, weil er aus ehrlichem Herzen kommt, von selbst den Mittelweg zwischen Prüderie und Anstößigkeit einhält, — aber auch wie viel Güte und Versöhnung liegt z. B. in „Quoniam infirmus sum!", wo das Thema der fleischlichen Sünde und unehelichen Geburt mit ihren Verheerungen im Seelenfrieden der Fehlenden und ihrer Wirkung auf den ehrbaren, harten Sinn des alten Bauern — ein altes Thema, aber vielfach in eigenen, ursprünglichen Tönen — behandelt wird. Zu historischen Exkursen, die manchmal eine überraschende Bildkraft zu farbenreichen und lebensvollen Gemälden gestaltet, zeigt sich ein tiefer, geschichtlicher Sinn, eine geistvolle und gerechte Art, den Lauf der Zeiten, die Geschicke der Völker und ihrer großen Männer zu überdenken, die ganz dem gesunden, durchaus nicht leichtfertigen Optimismus Baumbergers entspricht.

Wie sollte aber auch ein Mann, der immer

Digitized by Google

und immer wieder mit so frohen, dankbaren, empfänglichen Augen in Gottes schöne Natur schaut, nicht Optimist sein? Wir haben oben gehört, daß sein Vater ein bedeutender Botaniker war. Man möchte meinen, eine fröhliche Vererbungstheorie führe uns hier zu dem kenntnisreichen Blumenfreund und weiter zu dem Idyllen- und Landschaftsmaler in Worten. Oft und oft klingt so eine beschauliche Betrachtung von Wiese oder See, Berg oder Meer in einen Lob- und Dankhymnus aus, dessen ehrlichem Stammeln man verstehend lauscht. Im großen und ganzen liegt dem Schriftsteller das Sonnige, Freundliche, Idyllische, das mehr dem Charakter des Naiven, Kindlich-Reinen sich annähert, am besten. In das Meer z. B. muß er sich, wie er selbst erzählt, erst einfühlen, in den ästhetischen Genuß desselben, meine ich. Und die Berge, das sind nicht so sehr drohende Riesen als vielgestaltige Wächter und Wahrzeichen und Wegweiser, auch nach oben. Die Bedeutung des Autors beruht auch hier auf der Empfänglichkeit, mit der er Naturstimmungen nachzugeben, sie sozusagen bis in ihre Nüancen in sich aufzusaugen versteht. Dazu kommt als etwas mehr Aeußerliches die eingehende Kenntnis und die darauf beruhende klare, leicht aufzufassende Schilderung von Land und Landschaft. Imponierend ist es, wie er in „St. Galler Land, St. Galler Volk" so ziemlich für jedes Tälchen, jedes Dörfchen, jedes Seelein und jeden Berg etwas Besonderes, ein eigenes Wort der Charakterisierung findet.

Wem soll man nun diese Bücher empfehlen? Allen, die Gott und Menschen und die Natur lieben, daß sie sich daran erquicken — und allen, die sie nicht lieben, damit sie es vielleicht von diesem Schweizer mit dem reichen Gemüt lernen. Man fängt am besten bei der Anschaffung für Volksbibliotheken mit „Juhu — Juuhu!" an, dann kann man so ziemlich unter den „Volks- und Landschaftsbildern" wählen, was man will, vielleicht zunächst „Blaues Meer und schwarze Berge", das der Phantasie einen größeren Spielraum gewährt. Für ein Publikum, das etwa erst dem blutrünstigen Kolportageroman entrissen werden muß, sind die Bücher freilich noch zu wenig schmackhaft. Immerhin werden sich für jede Bibliothek intelligentere Interessenten finden, die mit dem guten Beispiel vorangehen. „St. Galler Land, St. Galler Volk" macht in dieser Hinsicht wohl die meisten Schwierigkeiten. Gebildeten ist es unbedingt zu empfehlen, auch den Schülern der oberen Klassen höherer Lehranstalten, zumal wenn sie sich mit Volkskunde befassen und sich für lebensvoll geschriebene, von dichterischem Hauche berührte geographische Schilderungen erwärmen können. Und mancher kluge Kopf auf dem Lande, der von der Schweiz nicht gar zu weit entfernt ist, würde sich wundern, wenn er im Kapitel „Volkssitten ꝛc." so frappierende Anklänge an seine heimatliche Art entdeckte, wie sie den Schreiber dieses Aufsatzes, einen Oberfranken, beim Lesen erfreuten und lebhaft interessierten. Seltsamerweise ist dem Buche keine Karte beigegeben. Im übrigen erhebt sich die Illustration, auch bei den übrigen Bänden, abgesehen von den photographischen Reproduktionen gar nicht selten zu künstlerischer Eindrucksfähigkeit und wäre so ein Mittel, auch auf diesem Gebiete ein klein wenig zur Hebung des Geschmackes beizutragen. Besonders „Juhu — Juuhu!" mit 60 Bildern, meist Originalzeichnungen von Karl Liner, ist hier wieder an erster Stelle zu nennen.

Und nun bleibt nur noch der Wunsch, es mögen diese Worte nicht in den Wind geredet sein. Wir päppeln gerade auf katholischer Seite Talentchen genug auf, oder vielmehr haben sie schon aufgepäppelt, die an Baumberger nicht heranreichen. Ihn weiter übersehen, wäre ein Unrecht, nicht bloß gegen ihn, sondern auch gegen die Leser, vielleicht auch gegen manche Autoren, denen so gesunde Anschauungen, eine so kräftige, frohe Lebensauffassung wie die Baumbergers hier und da bitter not tut. Das ist Bergluft, die hier weht, Bergluft, die reinigt, die den Blick hell und klar macht und die Brust stark und frei. [Anmerkung der Redaktion: Aus eigener Erfahrung wissen wir, daß die beiden Bücher: „Juhu — Juuhu" und „Blaues Meer und schwarze Berge" von erwachsenen Personen beiderlei Geschlechtes, denen eine andere Bildung als die der Elementarschule nicht geboten wurde, sehr gerne und mit Verständnis gelesen wurden. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir Baumbergers Schriften für Leute von 17 Jahren an ohne allen Vorbehalt empfehlen. Bei noch jüngeren Lesern der Volksbibliotheken müßte indes mit Diskretion ausgeliehen werden, da Baumberger im allgemeinen für Erwachsene schreibt.]

Maximilian Schmidt
genannt
Waldschmidt.

Von Dr. Philipp Friedrich-München.

Da meine Wiege am Rheine stand, und ich mein Zelt erst vor nicht langer Zeit innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle aufgeschlagen habe, war mir der Schriftsteller obigen Namens bislang ein Fremder geblieben. Seit Monaten habe ich mich nun in freien, stillen Stunden mit steigendem Interesse der Lektüre seiner zahlreichen Schriften — die „Gesammelten Werke" füllen bereits 31 Bände — hingegeben. Dieser „ausgedehnten" Lektüre hätte es freilich

nicht bedurft, um mir für meine Person ein abschließendes Urteil über Maximilian Schmidts literarische Bedeutung zu bilden; vielmehr ordnete ich diese Schmidt-Lektüre höherem allgemeinem Zwecke unter. Erfreut über die endlich auch auf katholischer Seite einsetzende Bewegung zur Gründung öffentlicher Volksbibliotheken, war ich gleichzeitig durchdrungen von der großen Tragweite der Auswahl des Büchermaterials für solche Institute auf katholischer Grundlage.

Geeignete Bücher für Volksbibliotheken zu finden, ist nicht ganz leicht, weil ihre Zahl immerhin eine beschränkte ist. Um so größer war daher die Freude, in Maximilian Schmidt einen für diese Zwecke sehr geeigneten Erzähler gefunden zu haben.

Die literarische Revolution der letzten Dezennien ließ mancherlei Richtungen unter stolz klingenden Namen auftauchen, und wir erlebten es, wie mancher neue, zuerst als literarische Kunstform par excellence gepriesene „ismus" bald einer neuen Richtung weichen mußte. In diesem Kommen und Gehen literarischer Strömungen erscholl auch eines Tages die Parole „Heimatkunst". Es war das damals freilich in erster Linie nur eine Losung im Kampf gegen die entartete und entnervende Großstadtkunst. In der Schilderung der Heimat und dessen, was sie umschließt: Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Sagen und Legenden ꝛc. suchte man ein Heilmittel gegen den Degout des krassen Naturalismus, gegen die Ueberspannung der Nerven durch die Dichter des Symbolismus. Vollkommen neu war diese literarische Bestrebung in Deutschland nicht, nur setzte sie als Reaktion gegen den Naturalismus und Symbolismus kräftiger und programmmäßiger ein.

Als einen tüchtigen, achtunggebietenden Vertreter dieser literarischen Richtung lernten wir auch Maximilian Schmidt kennen. Er wurde am 25. Februar 1832 als Sohn eines bayrischen Zollbeamten geboren und verlebte seine erste Jugend in dem freundlichen Marktflecken Eschlkam im bayrischen Wald unfern der österreichischen Grenze. Auch bei ihm machte sich segensreich der Einfluß einer sinnigen Mutter geltend, die voll Liebe zur herrlichen Gottesnatur und ihren Volksgenossen den jungen Maximilian schon frühzeitig anleitete, offenes Auge und Herz für diese Dinge zu haben. Der geweckte Knabe erhielt seine Ausbildung in dem weltberühmten Erziehungsinstitut der Benediktiner in Metten, später besuchte er die Mittelschulen in Passau und Hof. In den Vakanzen gab es für ihn kein größeres Vergnügen, als mit Kameraden „Theater zu spielen", und schon damals begannen seine ersten literarischen Versuche auf dramatischem Gebiet. 1848 bezog Schmidt das Polytechnikum in München, um sich dem Ingenieurfach zuzuwenden. Allein die politischen Ereignisse jener stürmischen Zeit rissen ihn bald aus der friedlichen Bahn der Wissenschaftspflege und führten ihn der militärischen Laufbahn zu (1850). Er avancierte bis zum Hauptmann, mußte aber dann um seinen Abschied einkommen, da die Strapazen des Feldzuges von 1866 seine Gesundheit stark geschwächt hatten. Bereits als junger Offizier ist er eifrig literarisch tätig gewesen, nicht nur als Dichter einiger humorvoller Sing- und Lustspiele für die Dilettantenbühne, sondern auch als Erzähler von Dorfgeschichten, die freundliche Aufnahme seitens des lesenden Publikums fanden. Krankheit und widrige Lebensschicksale legten von 1869 an Schmidts ganzes literarisches Arbeiten über ein Dezennium hinaus völlig brach.

In dieser unfreiwilligen Muße jedoch vollzog sich in dem begabten, aber noch unserligen Schriftsteller ein Umschwung zu gereifterem, künstlerischem Schaffen. Auch der Schauplatz seiner Erzählungen ward jetzt erweitert. Neben der Schilderung von Land und Leuten des bayrisch-böhmischen Waldes begegnen wir von da an auch Kulturbildern aus dem bayrischen Alpenland.

Die Erzählung: „Der Schutzgeist von Oberammergau" aus dem Jahr 1880 leitete für den Dichter und Menschen Schmidt eine sonnige Lebensperiode ein. Ehrungen mancherlei Art und — was für den schaffenden Schriftsteller die Hauptsache: Zugkraft und Erfolg seiner Schriften stellten sich ein und erwarben den Kindern der Schmidtschen Muse zahlreiche Freunde weit über die blau-weißen Grenzpfähle hinaus.

Heute ist der 73jährige Erzähler noch immer von großer, geistiger Frische und sogar noch literarisch tätig; vor kaum mehr denn Jahresfrist erschienen 2 Bände Memoiren: „Meine Wanderungen durch 70 Jahre". Soviel über den äußeren Lebensgang dieses Schriftstellers.

Maximilian Schmidts Stärke liegt nicht auf dem Gebiete des Romans, sondern in der Volkserzählung, speziell in der Dorfgeschichte auf bayrischem Boden. Was seine Erzählungen vor allem auszeichnet, ist der lebenswarme Ton einer außerordentlichen Frische und Unmittelbarkeit in der Schilderung von Land und Leuten.

Das einsame Walddorf an der böhmischen Grenze, die herrlichen Weiler und Flecken des bayrischen Hochlandes, die majestätischen Bergesriesen und anmutigen Seen des alpinen Bayerns wie die dunkele, rauhe landschaftliche Schönheit des „bayrischen Sibirien", den weltfernen Wäldler mit seiner patriarchalischen Lebensführung wie den kernigen Bewohner der Gegend zwischen Watzmann und Zugspitze schildert uns seine Feder mit einer bewunderungswürdigen Naturtreue, die aber nie zu erschreckendem Naturalis-

mus oder abstoßendem Verismus herabsinkt. Im Gegensatz zu den Schwarzwaldbauern Auerbachs und den „Salontirolern" mancher modernen Dorfnovellisten erscheinen die Gestalten der Schmidtschen Erzählungen so unmittelbar und innerlich wahr gezeichnet, daß man an ihnen seine volle Freude hat. Zwar kann man bisweilen bei einzelnen Personen eine noch mehr abgerundete Charakterisierung wünschen, allein der Hauptsache nach bleibt wahr das Urteil: in den Schmidtschen Geschichten finden wir das Volk, wie es leidt und lebt, wie es weint und wie es lacht, wie es denkt und wie es spricht.

Man wird es gerne glauben, was der Dichter im Privatgespräch von dem Gange seiner Arbeiten erzählt, wie er draußen in unscheinbarem Rock bei den Bauern sitzt, in dumpfen Schenken bei schlechtem Bier und elender Beleuchtung, um die Eigenheiten der Bauern, die Geheimnisse der Witterer und Schmuggler zu erlauschen.

Nur weil Maximilian Schmidt den heimatlichen Boden, das Volk seines Stammes, insbesondere seine Wäldler wahrhaft und von Herzen liebt, wurde er deren unermüdlicher, begeisterter Sänger. Geschichte und Sage, Land und Leute der beiden oben erwähnten räumlich begrenzten Gebiete des Bayernlandes liefern ihm den Stoff zu seinen Erzählungen. In dieser Stoffwahl zeigt sich Stärke und Schwäche unseres Dichters: seine Stärke, insofern er dem beschränkten Stoffgebiet immer wieder neue Seiten abzugewinnen oder einen verwandten Stoff glücklich zu variieren weiß; seine Schwäche, weil uns diese Eigenheit des Dichters auf eine gewisse Beschränkung der poetischen Begabung und Gestaltungskraft hinzuweisen scheint.

Mit dem nationalen Moment geht in Schmidts Erzählungen das kulturhistorische Hand in Hand. Gerade nach dieser Seite hin hat Schmidt sich ein dauerndes und hohes Verdienst erworben, und eben diese charakteristische Eigenart wird seinen Schriften stets dankbare Leser sichern; alt und jung werden immer wieder gern nach demselben greifen.

Ein hohes Lob spendet unter diesem Gesichtswinkel der Münchener Universitätsprofessor Dr. Munker den Schmidtschen Erzählungen, mit der Bemerkung: Für den Durchforscher des bäuerlichen Kulturzustandes in Oberbayern und im bayrisch-böhmischen Waldgebirg seien sie eine unerschöpfliche Fundgrube gediegener Belehrung, deren Verdienst noch durch den Umstand erhöht werde, daß sie diese Belehrung ohne gelehrte Miene gemeinverständlich und unterhaltend für jeden spenden.

Wer sich mit den Schriften Schmidts bekannt gemacht hat, wird dies Lob vollauf berechtigt finden.

Zuweilen begegnen uns belletristische Schriften, deren Verfasser dem Leser ihr reiches Wissen in aufdringlicher Weise bekannt geben; es ist das eine Modetorheit unserer Zeit, eine Klippe, welche Maximilian Schmidt glücklich, wenn auch nicht absolut vermied. Wir denken da hauptsächlich an manche weitausgesponnene historische Exkurse, wie auch an die allzu große Ausführlichkeit in der Schilderung der Volkstrachten. Eine ausgesprochene Vorliebe bekundet unser Dichter für Volkslieder, Volkssitten, Volksgebräuche, Volksmärchen. Einen reichen und wertvollen Schatz solcher Aeußerungen der dichtenden Volksseele hat Schmidt in seinen Erzählungen gesammelt und damit der Vergessenheit entrissen. Die Spinnstuben mit den „Sagmandlerzählerinnen" (Märchenerzählerinnen) spielen namentlich in den Geschichten aus dem bayrisch-böhmischen Wald eine große Rolle. Alte, sinnige Bräuche des Volkes, wie sie in den „3 Klöpfleinsnächten" am Weißen Sonntag, an Pfingsten und bei anderen Gelegenheiten in Uebung sind, werden späteren Geschlechtern übermittelt.

Die Entstehung bestimmter Industriezweige an gewissen Orten (z. B. die Geigenfabrikation in Mittenwald, die Holzschnitzereien in Oberammergau, die Strohflechtereien in den Ammerseedörfern ꝛc. ꝛc.) werden interessant geschildert. Alle diese Momente zusammen machen die Lektüre der kulturhistorischen Bilder Schmidts zu einer anregenden, wertvollen und genußreichen.

Aus allen Erzählungen Schmidts spricht eine gesunde, religiös-sittliche Weltanschauung. In keiner seiner zahlreichen Schriften wird man etwas finden, was einem gesunden, katholischen Empfinden verletzend erscheinen könnte. Nur in einer einzigen Schrift: „Die künischen Freibauern" stößt man sich an der malitiösen Zeichnung des Charakters des Jesuiten Lamormain und seines Ordens (vgl. S. 96 f., 100, 112, 173 f., 260, 288), der unhistorischen Charakterisierung Kaiser Ferdinands II. und der einseitigen Darstellung der Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. Für Volksbibliotheken ist dieses Buch ungeeignet. Man kann es bloß kritischen Lesern in die Hand geben.

Was die Tendenz der Schmidtschen Erzählungen angeht, so war es ihm wohl darum zu tun, das große Publikum auf den Reichtum an Poesie in den Kreisen des Volkes aufmerksam zu machen, welches den bayrisch-böhmischen Wald, das bayrische Alpenland bewohnt, ferner beseelte ihn wohl auch der Gedanke, seine Landsleute anzueifern, an den ererbten Sitten und Gebräuchen, an der herkömmlichen Tracht und der alten Frömmigkeit des Bayernvolkes, an Mundart und Volksgesang treu und dauernd festzuhalten. Was dann Stoffwahl und Stoffbehandlung angeht, so bezeugt unser Dichter unverkennbare Vorliebe für „sonnige Motive". „Bei der großen Auswahl meiner Stoffe habe ich mich mehr der menschlichen Liebe als dem moralischen

Defekt zugewandt. Ich wollte mich in meinen glücklichen Arbeitsstunden mit heiteren Bildern, nicht mit der Niedertracht befassen, welche gottlob doch nur in der Minderzahl ist." (Meine Wanderung durch 70 Jahre II. Teil 234.) Meist kehrt in den Erzählungen wieder, was bei ihm als Sohn eines Grenzzollbeamten ganz selbstverständlich erscheint: die Behandlung des Wildererunwesens und des Schmuggels.

Stets gelangt nun das gute Prinzip in den Geschichten zum Sieg, wobei wir aber nicht verschweigen wollen, daß unser Dichter zuweilen der moralischen Auffassung seiner Personen besonders in einem Punkte etwas große Konzessionen macht: Die gar geringe Wahrheitsliebe mancher Helden und Heldinnen hat uns befremdet.

Was endlich noch die formale Seite der Schmidtschen Erzählungen angeht, so ist bei den meisten der Aufbau der Handlung glücklich durchgeführt; die Motivierung hingegen weist hie und da Lücken auf, zuweilen ist auch der Faden der Erzählung gar zu weit gesponnen. Die Sprache ist fließend, bei landschaftlichen Schilderungen oft hochpoetisch.

Maximilian Schmidt ist namentlich ein Meister des Dialektes, den er vielfach verwendet. Man hat ihn deshalb angegriffen; Schmidl verteidigt seine Art also: „Ich konnte mir von jeher das Landvolk nicht anders vorstellen als im Gebrauch seiner Mundart. Die Mundart gibt allein ein echtes Bild von ihm, in der Mundart zeigt sich sein wahrstes Wesen. Nichts kommt mir widernatürlicher und unnatürlicher vor als den Bauern hochdeutsch oder im halben Hochdeutsch sprechen zu hören. Auf solche Weise ist er weder Fleisch noch Fisch. Der Autor bietet dem Leser ein falsches Bild dar. Warum das? Um des leichteren Lesens willen? Damit ist dem Volksfreunde nicht gedient. Nur wer es versteht, dem Herzschlag des Volkes zu lauschen, so zu schreiben, daß es dem Gebildeten und dem Volke gleich verständlich ist, der findet das Gemeinsame. Mit einem Worte, man muß die Mundart, ihre Redewendungen von Grund aus kennen. Das lernt sich nicht so ohne weiteres. Man muß mit dem Volke auferzogen sein, selbst so gesprochen haben, man muß seine Laute gehört und mitgefühlt haben in der Lust und im Leide, im tiefsten Schmerz und in der größten Ausgelassenheit. Von der Studierstube aus oder von einigen Wochen Aufenthalt auf dem Lande empfängt man nur Halbheit." (Meine Wanderung durch 70 Jahre I. 192.)

Die Verwendung des Dialektes in den Geschichten Schmidts möge niemand von deren Lektüre abschrecken; auch der Norddeutsche liest sich leicht in diese Mundart ein.

Eine liebe Beigabe für den Leser ist der sonnige Humor, welcher die Schriften Schmidts durchzieht; bald sind es drollige Situationen, bald auch köstliche, derbkomische Personen, wodurch der Dichter den Leser zu herzlichem Lachen zwingt. Diese humoristische Ader — ein Erbteil vom Vater — hat unseren Dichter veranlaßt, sich auch auf dem Gebiete des Lustspiels zu versuchen, und er tat dies mit Erfolg; sogar die Pforten des Königlichen Hoftheaters in München erschlossen sich den Kindern seiner lustigen Muse.

Weil Maximilian Schmidt ein so fruchtbarer [1]) Autor ist, hat man gegen ihn den Vorwurf der „Vielschreiberei" erhoben und ihn allzu rascher Komposition bezichtigt. Gegenüber diesen Anschuldigungen sucht sich der Autor in seiner Selbstbiographie folgendermaßen zu verteidigen (Meine Wanderung durch 70 Jahre I. Teil, S. 288): „Nach dem Vorhergehenden (d. i. nach den in der Autobiographie gemachten Angaben über Jugenderlebnisse, Reisen, Studien ꝛc.) ist doch ersichtlich, daß ich einen großen Vorrat von Typen in meinem Gedächtnisse und meinen Notizbüchern aufgespeichert hatte, in meinen einsamen Stunden manchen Roman in meinem Geiste verarbeitete, den ich erst nach vielen Jahren zu Papier brachte, dann aber nur die technische Arbeit des Schreibens hatte. Ueberhaupt schrieb ich nur nieder, was in meinem Kopf schon vorher ganz fertig war. Am Schreibtisch sitzend, habe ich mich niemals mehr nach Stoff abzumartern und an meinem Federhalter zu kauen nötig gehabt. Auch schrieb ich alles sofort fertig, druckreif und gab mich hinterher mit den Korrekturen nicht ab."

---

[1]) Die verschiedenen Prosaerzählungen Schmidts erschienen zuerst in den Feuilletanspatten verschiedener großen Tagesblätter („Münchener Neueste Nachrichten", „Augsburger Abendzeitung", „Frankfurter Zeitung", „Norddeutsche Allg. Zeitung" u. a.) wie in den Familienzeitschriften „Daheim", „Vom Fels zum Meer", „Ueber Land und Meer" u. a. In Buchform gelangten dann die einzelnen Schriften durch verschiedene Verlage auf den Büchermarkt und erlebten durchweg mehrere, zum Teil hohe Auflagen. Gegenwärtig veranstaltet der rührige Verlag van Enslin u. Laiblin in Reutlingen eine Volksausgabe van Maximilian Schmidts Gesammelten Werken, die sich bisher auf die Prosaschriften unserer Dichters beschränkte und bereits 31 Bände füllt. Die Ausstattung der Bände, die größtenteils reich illustriert sind, macht durch Gediegenheit und Geschmack dem Verlag alle Ehre. Der Preis der einzeln zu beziehenden Bände beträgt ab 1. Januar 1905 gleichmäßig für das elegant brajchierte Exemplar 1,75 Mk.; gebunden in der schmucken, von F. Reiß entworfenen Originaleinbanddecke erhöht sich der Preis pro Band um 75 Pfg. Um die Anschaffung der Schmidtschen Schriften auch dem Mann aus dem Volke zu ermöglichen, werden die „Gesammelten Werke" in 188 Heften von durchschnittlich 40 Seiten Umfang zum Preis van 20 Pfg. pro Heft geliefert, und kann die Abnahme nach und nach erfolgen. Ein sehr großer Teil seiner Erzählungen hat auch im Katalog des Borromäusvereins Aufnahme gefunden.

Uns erscheint diese Apologie durchaus nicht einwandfrei, und wir bleiben bei dem Endurteil, daß Maximilian Schmidt als Erzähler allzu fruchtbar war, daß unter dem quantitativen Schaffen die Vertiefung und künstlerische Ausgestaltung der Arbeiten beeinträchtigt wurde.

Wir fassen unser Endurteil über den Autor dahin zusammen: Schmidt weiß die rechten Saiten anzuschlagen, die fortklingen in den Herzen aller, die über aller modernen Kultur die Wertschätzung des Hohen und Reinen auch in schlichtem Gewand sich bewahrt haben. Große Liebe zur Heimat und den Volksgenossen, eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, sonniger, ungekünstelter Humor, ein tiefes Gemüt bei fast vollständigem Fehlen aller Sentimentalität, Unmittelbarkeit, Naturfrische und Naturtreue — sind die wesentlichen Vorzüge seiner Muse. Ein Rezensent hat Maximilian Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt. Es liegt viel Wahrheit in diesem Vergleiche. Auf jeden Fall glauben wir sagen zu dürfen, daß Maximilian Schmidt mit Fug und Recht den besten Volkserzählern der Jetztzeit zuzurechnen ist.

Es darf uns daher nicht wundern, daß die Schriften eines so gewandten, humorvollen, innerlich gesunden Volkserzählers durch Erlaß des Königlich bayrischen Kultusministeriums vom 21. Mai 1901 zur Anschaffung für Volksbibliotheken empfohlen wurden. Aber es darf nicht übersehen werden, daß nicht alle Erzählungen Schmidts von hervorragend literarischem Wert oder von gleich künstlerischer Reife sind. Wir werden darum diesem Referat ein Verzeichnis der Schmidtschen Schriften beifügen, in welchem diese nach ihrem literarischen Werte geordnet erscheinen, das Wertvolle von dem weniger Wertvollen geschieden und durch die Reihenfolge in der Aufführung der Schriften eine größere oder geringere Empfehlung derselben zum Ausdruck gebracht werden soll. Es dürfte dieses klassifizierte Verzeichnis der Schmidtschen Erzählungen den Vorständen von Volksbibliotheken wie auch überhaupt den Lesern dieser Blätter ein Mentor sein, der ihnen die Auswahl bei Anschaffung Schmidtscher Schriften erleichtert, indem die besten Sachen unseres Dichters an erster Stelle genannt und damit besonders betont werden, während die weniger wertvollen auch weniger zur Anschaffung empfohlen, damit aber durchaus nicht völlig abgelehnt werden.

Die gesamten von uns durchgesehenen Schriften Schmidts — 32 Bände — teilen wir mit Rücksicht auf den Schauplatz der Handlung in 3 Gruppen.

I. Gruppe: Erzählungen aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge.

1. Hančiča, das Chodenmädchen; Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge, 272 S. 13.—18. Aufl.
2. Die Hapfentrocknerin. Erzählung aus dem Bayerwald und der Holledau. 208 S. 1.—4. Aufl.
3. Der Herrgottsmantel. Kulturbild. — „Von der Landstraße". Kl. Erzählung. 208 S. 13.—18. Aufl. (Nur für reifere Leser.)
4. Glasmachersleut'. Kulturbild; dazu die Erzählung „Trankisimmet". 248 S. 14.—19. Aufl.
5. Der Prätatenschatz oder der Student von Metten; Erzählung. 244 Seiten. 4.—8. Aufl.
6. Das Fräulein van Lichtenegg. Volkserzählung (Erster Versuch einer Heimatkunde) und andere Erzählungen. 231 S. 6.—10. Aufl.
7. Der blinde Musiker. Volkserzählung aus dem Böhmerwald. 405 S.
(Diese allerneueste Schrift aus dem Jahre 1905 verlegte Otto Janke-Berlin.)
8. Waldgeschichten I. Kultur- und Lebensbilder. 304 S.; enthält die Erzählungen Der Primiziant. 3.—7. Aufl.
Die Christkindlfingerin. 7.—11. Aufl.
9. Waldgeschichten II. 272 S.; enthält die folgenden Erzählungen und Skizzen:
Im Herzen des Waldes. 3.—7. Aufl.
Der lateinische Bauer. 4.—8. Aufl.
Die Pfingstelbraut.
Der Scherzgeiger.
10. Der Maulner Flank. — Der zweite Schuß. — Der galdne Samstag. — Heimkehr. 4 Erzählungen. 300 S. 2. Aufl.
11. Am galdnen Steig und andere Erzählungen. 291 S. 2. Aufl.
12. Die Küniſchen Freibauern. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem Böhmerwald zur Zeit des 30jährigen Krieges. 304 S. (Nur für kritische Leser!)

II. Gruppe: Erzählungen aus dem bayrischen Alpenland.

1. Die Miesenbacher. Kulturbild aus dem bayerischen Hochgebirg. 16.—20. Aufl. — Die Jahanniter. — Das Stelzengrett. Erzählungen. 243 S.
2. Der Reismüller. Geschichtliche Erzählung aus dem Gebiet des Ammer- und Starnbergersees. — Birgitta oder die Räuber von Reitersberg. 290 S. 1.—5. Aufl.
3. Der Bubenrichter von Millenwald. Kulturbild aus dem Hochgebirg. — Maria Pettenbeck. Historische Erzählung. 263 S. 6.—10. Aufl.
4. Der Musikant von Tegernsee. Hochlands-Geschichte. 320 S. 2. Aufl.
5. Der Schutzgeist von Oberammergau. Kultur- und Lebensbild. 375 S. 4. Aufl.
6. Die Knappentisl vom Rauscheuberg. Erzählung aus dem Hochgebirg. 240 S. 7.—10. Aufl.

7. Starnbergerfee-Geſchichten I. 272 S. Kultur- und Lebensbilder; enthält die Erzählungen:
   Himmelbrand.
   Die Fiſcherrost von St. Heinrich.
8. Starnberger Geſchichten II. 341 S.; enthält die Erzählungen:
   Johannisnacht.
   Der Erbe von Pollingsried.
9. s'Lifert. Erzählung vom Ammerſee. 7. Aufl. Der weiße Sonntag. 6. Aufl. 280 S.
10. Der Georgithaler. Lebensbild aus dem Chiemgau. 251 S. 6.—10. Aufl.
11. Der Zuggeiſt oder Die erſte Zugſpitzbeſteigung. — Die Ameiſenhexe. Kultur- und Lebensbilder aus dem bayriſchen Hochgebirge. 286 S. 5. Aufl.
12. Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem bayriſchen Hochland zur Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges. 328 S. 3. Aufl.
13. Geſchichten aus dem Inntal. — Die wilde Braut. — Der Mann im Grund. 269 S. 5. Aufl.
14. Die Tachenauer in Griechentand. Erzählung aus der Zeit der bayriſchen Expedition nach Griechenland 1832. — Meiſter Martin. 2 Volkserzählungen. 239 S. 3. Aufl.
15. Hochlandsbilder. — Die Schwanjungfrau —'s Almſtummerl. 269 S. 3. Aufl.
16. Die Blinde von Kunterweg und andere Erzählungen aus den bayriſchen Bergen. 287 S. 2. Aufl.

III. Gruppe: Sonſtige Schriften.

1. Humor I und II. Luſtige Geſchichten. 239 S. reſp. 277 S. (Sehr zu empfehlen!)
2. Meine Wanderung durch 70 Jahre. Autobiographie. 1.—5. Aufl.
   I. Teil 304 S.
   II. Teil 274 S.

Dieſe beiden letzten Bände enthalten zwar manches Intereſſante aus dem Leben und Arbeiten unſeres Dichters; für Volksbibliotheken kommen dieſelben jedoch kaum in Betracht. Unſere Ausführungen über die Dichterperſönlichkeit Maximilian Schmidts ſchließen wir mit dem Wunſche, daß der verdiente und tüchtige Sänger des bayriſch-böhmiſchen Waldes und des bayriſchen Hochlands immer mehr Freunde ſeiner Muſe gewinne in Süd und Nord, in Oſt und Weſt.

Etwas über Blindenbibliotheken.

Von Hermann Herz-Bonn.

Alles, was über die Bedeutung guter Lektüre für ſehende Menſchen zu ſagen iſt, findet auch ſeine Anwendung auf die Blinden, ja, ihnen wird wegen ihrer Vereinſamung ein gutes Buch noch ein beſſerer und werterer Freund ſein als dem geſunden, normalen Menſchen. Vieler Worte über die Notwendigkeit und Nützlichkeit guter Bücher für die Blinden bedarf es daher nicht; man kann gleich die Frage ſtellen: Was iſt bisher geſchehen, um die Blinden mit guter Lektüre zu verſorgen? Obgleich ich mich auf dem Gebiete der Blindenfürſorge keineswegs auskenne, werde ich wohl annehmen dürfen, daß jedes Blindeninſtitut eine Bibliothek für ſeine Inſaſſen beſitzt, und daß wohl auch den Zöglingen bei ihrer Entlaſſung ein Gebet- bezw. Erbauungsbuch in Blindenſchrift mitgegeben wird. Aber das iſt nicht genug. Genau ſo wie für Sehende Volksbibliotheken gegründet werden, ſo müſſen wir auch Blindenbibliotheken beſitzen, die ihre Bücher nicht bloß an Anſtaltsinſaſſen ausleihen, ſondern auch ſolchen, die zu Hauſe bei ihrer Familie leben, zur Verfügung ſtellen.

Die Einrichtung ſolcher Bibliotheken iſt allerdings mit ſehr großen Schwierigkeiten verknüpft, und zwar betreffen die Schwierigkeiten in erſter Linie den Koſtenpunkt.

Zunächſt ſind Blindenbücher bedeutend teurer als andere Druckwerke. „Gedruckte Blindenbücher von mäßiger Dicke werden mit 2—6 Kronen bezahlt, während ein Manuſkriptbuch meiſt über 10 Kronen koſtet." (Siehe Zentralbibliothek für die Blinden in Oeſterreich S. 13.)

Da man ſich aber nur bei den allerbeſcheidenſten Mitteln mit den im Handel erhältlichen Druckwerken begnügen darf, iſt man für größere Blindenbibliotheken auch auf Manuſkriptbücher angewieſen.

Die Anfertigung ſolcher Manuſkriptbücher gibt jedoch wieder einerſeits den Blinden ſelbſt Gelegenheit, ſich durch Schreiben etwas zu verdienen (die Wiener Zentralblindenbibliothek zahlte von Oktober 1902 bis Ende 1903 an blinde Schreiber 3000 Kronen Schreibhonorare), anderſeits gibt ſie beſchäftigungsloſen Angehörigen der „beſſeren Stände" Gelegenheit, ſich der chriſtlichen Nächſtenliebe zu befleißigen. Solche Damen und Herren können entweder als unbeſoldete Vorleſer für blinde Schreiber oder durch Herſtellung von Manuſkripten in Blindenſchrift für billige Blindenlektüre ſehr wirkſam tätig ſein. Vor Gott wäre eine ſolche Beſchäftigung viel verdienſtvoller als das ſtundenlange Klaviergeklimper, und für den Nachbar auch weniger quatvoll.

Ein weiterer Uebelſtand beſteht darin, daß eine Blindenbibliothek weit größere Räume nötig hat, und deshalb die Miete teurer iſt als bei anderen Bibliotheken. „Ein breitgehaltener Roman (mit 600—800 Schwarzdruckſeiten) gibt etwa 20 ſtarke Blindendruckbände in Quartformat. Auch werden Blindenbücher viel bälder abgenützt, weil ihr Relief durch Betaſten, durch Druck und Reibung beim Transport leidet. Aber all dieſe Schwierigkeiten dürfen edle Menſchenfreunde nicht davon abhalten, den Blinden die Wohltaten einer volkstümlichen Bibliothek zukommen zu laſſen.

Was iſt nun bis jetzt ſchon geleiſtet worden? Wegen des ſpärlichen mir zu Gebote ſtehenden Materials bin ich nicht in der Lage, Angaben zu machen, die auch nur im entfernteſten auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen könnten. Bezüglich Deutſchlands teilen die Blätter für Volksbibliotheken und Leſehallen (Juli-Auguſt 1903) mit, daß auf Anregung eines in Hamburg zuſammengetretenen Ausſchuſſes ſich in zahlreichen deutſchen Städten (Berlin, Bielefeld, Breslau, Bremen, Hannover, Jena, Kiel, Königsberg, Lübeck, Mannheim, München, Stuttgart und Wiesbaden) Ausſchüſſe gebildet haben, welche ſich die Aufgabe geſtellt haben, eine Bibliothek von Werken in Blindenſchrift zu begründen. Das Protektorat hat Herzog Kurt Theodor von Bayern übernommen. Der Bericht über das dritte Betriebsjahr 1904/05 der Elberfelder

Stadtbücherei teilt denn auch bereits mit, daß die Stadtverordneten Elberfelds beschlossen hätten, dem Hamburger Verein unter der Bedingung beizutreten, daß die Stadtbücherei ständig Wanderbibliotheken in Blindenschrift erhält. Eine Leihgebühr soll von den Lesern nicht erhaben werden.

Am weitesten scheint auf dem ganzen Kontinent Wien vorangeschritten zu sein. Daselbst wurde unter dem Protektorat des regierenden Fürsten Johann von Lichtenstein eine Zentralbibliothek für Blinde begründet. Zweck und Ziele der Zentralbibliothek gehen aus dem Programm hervor, worin es heißt:

„1. Die Zentralbibliothek für die Blinden in Oesterreich gibt Bücher in Reliefschrift (System Braille) an unbemittelte Leser unentgeltlich ab und macht denselben die Schätze der Literatur sowie die Meisterwerke der Tonkunst zugänglich; sie bringt den Lesern Erquickung und Belehrung, sie erhöht ihre Bildungsstufe und vermehrt ihre praktischen Kenntnisse, wodurch ihre Lebensstellung und die Aussicht auf Erwerb gebessert werden.

2. Die Zentralbibliothek schafft den unbemittelten Blinden, welche, nachdem sie die Erziehungsanstalten verlassen haben, oft Not leiden, weil ihnen wenige lohnende Beschäftigungen zugänglich sind, einen ehrenvollen Erwerb, indem sie viele Personen beschäftigt, welche Bücher in Reliefschrift (als Manuskripte) herstellen.

3. Die einzelnen Bibliotheken und Abgabestationen geben die beste Qualität von Schreibpapier für die Blinden unter den Selbstkosten ab.

4. Wir errichten in Wien Abgabestationen, damit die blinden Leser, welche in allen Bezirken zerstreut wohnen, nicht allzuweit zur Bibliothek gehen müssen. Auf Wunsch werden auch gegen eine geringe Gebühr Bücher ins Haus zugestellt.

5. Sobald die Büchervorräte hinreichen, werden auch Bücherssendungen in die Provinzen organisiert, und zwar sollen zunächst an einzelne Institute und Volksbibliotheken Wanderbibliotheken abgegeben werden, welche nach Verlauf einiger Monate durch neue Sendungen ersetzt werden. Die Leser in den Provinzen werden hierdurch in die Lage versetzt, im Laufe einiger Jahre die gesamte derzeit zugängliche Literatur und den namhaften Vorrat von Musikalien kennen zu lernen.

6. Sollten genügende Mittel aufgebracht werden, so gedenken wir auch eine Blindendruckerei einzurichten, welche einer immer größeren Zahl blinder Schriftsetzer und Drucker einen lohnenden Erwerb sichern würde.

7. Wir haben bereits im ersten Betriebsjahre 8000 Bände ausgeliehen; durch Organisation von Abgabestationen in Wien und den Provinzen hoffen wir den Umsatz binnen kurzem beträchtlich zu steigern und die größte Blindenbibliothek des Kontinents (in Paris) zu überholen."

Ende des Jahres 1903 betrug der Bücherbestand 1845 Bände. An Musikalien waren 401 Bände vorhanden.

Nach einer liebenswürdigen Mitteilung des Herrn Professors Reyer, der sich um das Zustandekommen der Bibliothek die größten Verdienste erworben hat, an Schreiber dieser Zeilen stieg die Zahl der ausgeliehenen Bände inklusive der Versendung in die Provinzen im Jahre 1904 auf 13668. Wien hat somit selbst die reiche Pariser Blindenbibliothek übertroffen. Mögen andere Städte und Länder bald den edlen Wettkampf mit Wien aufnehmen!

Aus deutschen Volksbibliotheken.

Düsseldorf. Jahresbericht über die städtische Lesehalle und die 3 städtischen Volksbibliotheken für den Zeitraum vom 1. April 1904 bis 31. März 1905. Diesem von dem ersten Bibliothekar Dr. E. Lansberg erstatteten Berichte entnehmen wir folgende Angaben: Die Lesehalle wurde im Berichtsjahre von 38269 Männern und 2220 Frauen, insgesamt von 40489 Personen besucht. Die Zahl ist gegen das vorige Jahr um einige Hundert zurückgeblieben, da die Räume der Lesehalle im verflossenen Jahre einen Monat weniger als in den Vorjahren der Bürgerschaft zugänglich waren. Zählen wir zu der Gesamtbesucherzahl 40489 noch ein Elftel hinzu, so würde als Gesamtziffer die Zahl 44170 anzusetzen sein (gegen 41386 des Vorjahres). Der durchschnittliche Tagesbesuch belief sich auf 126 Leser (gegen 119 des Vorjahres). Die erste städtische, der Lesehalle angegliederte Volksbibliothek besaß im Berichtsjahre 5637 regelmäßige, eingeschriebene Leser. Die zweite Bibliothek in der Schule an der Jahnstraße hatte 846 Leser. Die dritte Bibliothek in der Schule an der Höhenstraße besaß 413 Leser. Insgesamt wurden somit die drei Büchereien im Berichtsjahre von 6896 ständigen Lesern benutzt, was gegen das vorige Jahr ein Mehr von 192 ausmacht. Nach Berufsständen benutzten 667 Fabrikarbeiter und Tagelöhner, 1423 Handwerker und Gewerbetreibende, 1145 Kaufleute, 574 Beamte, 95 Lehrer, 37 Rentner, 336 Personen aus anderen Berufen, 83 Lehrerinnen, 2536 andere weibliche Personen die Bibliotheken. Dem Religionsbekenntnisse nach zählte man an der ersten Bibliothek unter den 5637 Lesern 3158, d. h. 55 Prozent Katholiken, 2299, d. h. 41 Prozent Protestanten, 177, d. h. 3 Prozent Juden, 3 Altkatholiken und 5 Dissidenten. Insgesamt wurden im Berichtsjahre 108371 Bücher gewechselt, wegen längerer Schließung 3975 Bände weniger als im Vorjahr. Die drei Bibliotheken besitzen (ohne die 722 Bände der Standbibliothek, welche nicht nach Hause entliehen werden) zusammen einen Bestand von 15650 Büchern. Unter Einrechnung der 722 Bände der Standbibliothek ergibt sich ein Gesamtbestand von 16372 Bänden. Durchschnittlich ist jeder Band 7 mal ausgeliehen worden. Von den 108371 Entleihungen fielen 91542 auf die schöngeistige Literatur, also etwa 88 Proz., während die übrigen 17 Proz. der Nachfragen den belehrenden Büchern galten. Ein besonderes Interesse bieten auch noch folgende Zahlenvergleiche: Von den unterhaltenden Schriften wurde jeder Band 8,2mal ausgeliehen. Von den geschichtlichen Büchern ist jeder Band durchschnittlich 3,8mal gelesen worden. In den Rubriken Kunst- und Literaturgeschichte, Philosophie und Religion wurde jedes Buch im Durchschnitt $2^1/_2$mal ausgeliehen. Es ist bezeichnend, daß gerade diese, die schwerste Literaturgattung umfassende Gruppe in der II. und III. Bibliothek, welche ganz in den Arbeitervierteln liegen, kaum benutzt wird. Von den Büchern über Länder- und Völkerkunde ist der Band durchschnittlich $5^1/_2$mal gelesen worden, von den naturwissenschaftlichen Werken durchschnittlich 4mal. Auffallend ist das geringe Interesse, welches die Leser der II. und III. Bücherei den Naturwissenschaften entgegenbringen, trotzdem die eingestellten Werke dieser Gattung gut und allgemein verständlich sind. In der Abteilung Staatliches, Gewerbliches, Bürgerliches ist der Band $3^1/_2$mal zur Ausleihe gekommen. Nach dem Rech-

nungsabschluß betrugen die Einnahmen 664 M., die Gesamtausgaben 19067 M. Von den Ausgaben entfallen auf Gehälter 5900 M. und auf die Unterhaltung und Vermehrung der Büchereien 6169 M.

Bann. Hermann Herz.

Borromäusverein Adenau in der Eifel. Den erfreulichen Aufschwung der letzten Jahre hat unser Verein auch im letzten Jahre nicht verloren. Gegen 110 Mitglieder im Jahre 1903 und 89 im Jahre 1902 hatte er 1904 157 Mitglieder; für 1905 sogar 160 mit 363 M. Mitgliederbeiträge nebst 44 M. Sondereinnahme für die Ortsbibliothek. Diese Zahl wird der Verein, in Anbetracht der armen Eifelbewohner unserer Pfarrei, die 3000 Katholiken zählt, allerdings kaum überschreiten können. Zu bedauern bleibt daß die Zahl der Vereinsangehörigen mit 6 M. Beitrag bloß 16 betrug; die Beamtenfamilien rc. halten sich trotz eifriger Agitation meist fern, vielleicht wegen der „großenteils stark abgenutzten Bücher". Zu Neujahr wurden die Werke der besseren Autoren wieder gebunden. Durch einen nun druckfertigen Katalog wird das Interesse der Leser an der Bibliothek jedenfalls noch ein größeres werden. Gelesen wurden im Jahre 1904 ca. 3750 Bücher. Gegenwärtig zählt die Bibliothek 742 Bände, davon ca. 350 neuere gutgewählte Autoren, die minderwertigen werden allmählich entfernt und durch solide ersetzt.

Vergleicht man die Mitgliederzahl des Borromäusvereins in diesem kleinen, keineswegs allzureichen Eifelstädtchen mit derjenigen der größeren katholischen Großstädte, in denen die „gutkatholischen" reichen Rentner wohnen, so kann man sich der Tatsache nicht verschließen, daß in den größeren Städten für den Borromäusverein blutwenig Interesse vorhanden ist, denn sonst hätte der Verein das zweite Hunderttausend seiner Angehörigen bereits überschritten.

Die Wiener Volksbibliotheken in den Jahren 1903 und 1904. [1])

Von Hermann Herz-Bann.

Ueber die Organisation der Wiener Volksbibliotheken und deren Geschichte bis Ende des Jahres 1902 ist bereits in Jahrg. I, Nr. 5 S. 90 dieser Zeitschrift das Notwendigste mitgeteilt worden. Diesmal soll nur über deren Fortschritte in den Jahren 1903 und 1904 berichtet werden.

Am Schlusse des Jahres 1903 zählte man in Wien 36 volkstümliche Bibliotheken, nämlich eine Bibliothek des Volksbibliothekvereins im Bezirk VII, eine Bibliothek des Vereins der Jugendfreunde, vier Bibliotheken der Volkslesehalle (christlich), 13 Bibliotheken des Volksbildungsvereins und 17 Bibliotheken des Vereins Zentralbibliothek. Im Jahre 1904 ist deren Zahl auf 40 gestiegen. Davon gehören 19 der Zentralbibliothek (demnächst wird die 20. Bibliothek eingerichtet), 6 dem Verein Volkslesehalle und 14 dem Volksbildungsverein an.

Der Bücherbestand betief sich Ende 1904 auf nahezu ½ Million Bände, wovon auf die Bibliotheken des Vereins „Zentralbibliothek" 244000, auf die des Volksbildungsvereins zirka 130000 und auf die übrigen rund 100000 Bde. kamen.

Die Zahl der ausgeliehenen Bücher stieg im Jahre 1903 auf rund 3100000 und 1904 auf 3169300. Die größte Ausleiheziffer hatten naturgemäß die Bibliotheken des Vereins Zentralbibliothek zu verzeichnen, nämlich 1848155. In der Zentralbibliothek allein wurden 1904 insgesamt 585081 Bde. ausgeliehen (gegen 643857 im Vorjahre). Davon entfielen 221981 Bde. auf die wissenschaftliche und 363101 Bde. auf die belletristische Literatur. Das Verhältnis der wissenschaftlichen Ausleihungen zur Gesamtausleihung der Zentrale sank in den letzten sechs Jahren nie unter 33 Proz. und stieg wiederholt auf 40 Proz., ein Prozentsatz, der auch in den besten Volksbibliotheken nur ganz ausnahmsweise übertroffen wird. Die Mitgliederzahl des Vereins Zentralbibliothek beträgt 70000. Die Zentralbibliothek gibt außer an die eigenen 19 Filialen auch an 14 Bibliotheken des Volksbildungsvereins und des Volksheims ihre Bücher ab, ebenso an die Bibliotheken der Handelskammer, des juridischen Lesevereins und des Klubs der Eisenbahnbeamten, mit denen sie im Tauschverhältnis steht. Für das Jahr 1905 wird die Errichtung einer Zentrale für Musikalien geplant.

Die Leistungen der Bibliotheken des Vereins Volkslesehalle, die ähnlich organisiert sind wie die Zentralbibliothek, lassen sich mit denen der letzteren nicht vergleichen. Doch ist die Ausleiheziffer ihrer Zentralbibliothek bedeutender als die der katholischen Volksbibliotheken in Deutschland. Sie betrug bei einer Bändezahl von 12000 doch immerhin 51000, und die damit verbundene Volkslesehalle wurde von 14209 Personen besucht. (Vielleicht wird die unter katholischer Verwaltung stehende Volksbibliothek in M Gladbach für das Jahr 1905 eine noch größere Ausleihe verzeichnen können.) Von den ausgeliehenen Büchern kamen 70 Proz. auf Belletristik, 15 Proz. auf Jugendschriften, 7 Proz. auf Zeitschriften und 8 Proz. auf wissenschaftliche Werke.

Ueber das Budget der Wiener Volksbibliotheken heißt es im Jahresbericht des Vereins Zentralbibliothek pro 1904: „Wien hat um die Mitte der achtziger Jahre für seine Volksbibliotheken nur einige 1000 Gulden ausgegeben, Mitte der neunziger Jahre ist das Gesamtbudget für die Wiener Volksbibliotheken auf 50000 Kronen gestiegen und hat sich seither auf reichlich 200000 Kronen gehoben. Das Budget der Zentralbibliothek beläuft sich derzeit auf 120000 bis 140000 Kronen, der Volksbildungsverein verausgabt für Volksbibliotheken jährlich 64000 Kronen, der Verein Volkslesehalle 12000 Kronen (nach dem Jahresbericht pro 1904 etwas mehr, nämlich 15520,74. D. Red); dazu kommen noch etwa 10000 Kronen für alle übrigen, von verschiedenen Vereinen gegründeten Bibliotheken, Summa rund 220000 Kronen."

Außerdem bewilligte die Stadt eine Subvention von 10000 Kronen, nämlich 3000 für den Verein Zentral-

[1]) Die hier mitgeteilten statistischen Angaben sind entnommen: dem 5. Jahresbericht des Vereins Volkslesehalle pro 1904, dem Bericht des Wiener Volksbildungsvereins pro 1903, den Berichten des Vereins Zentralbibliothek pro 1903 und 1904, für deren gütige Zusendung ich den Herren Universitätsprofessor Dr. Reyer in Wien und Kurator Kozlik, ebenda, zu besonderem Danke verpflichtet bin. Ueber die sehr interessante „Zentralbibliothek für die Blinden in Oesterreich" ist an anderer Stelle berichtet.

bibliothek, 1000 Kronen für den Volksbildungsverein, 5000 Kranen für den Verein Volkslesehalle und 1000 Kronen für mehrere kleine Bibliotheken zusammen.

Die Haupteinnahmequelle der Bibliotheken bilden die Mitgliederbeiträge bezw. der Lesehetler, der im Jahre 1904 bei der Zentralbibliothek 114 270,43 Kranen bei 139 614,88 Kronen Gesamteinnahme ausmachte. Schenkungen und Spenden sind, van der städtischen Subvention abgesehen, verhältnismäßig gering. Die höchste Spende für den Verein Volkslesehalle war die van Frau Emilie Mathoy im Betrage von 1028,80 Kronen, während der Kassabericht der Zentralbibliothek bei den Einnahmen auch bloß 4401,40 Kranen unter der Rubrik Spenden und Vermächtnisse natiert.

Um die Leistungen der Wiener Volksbibliotheken, die sämtlich bloß gegen Entrichtung eines Leihhelters ausleihen, in die richtige Beteuchtung zu rücken, sei bemerkt, daß die mit größeren städtischen Unterstützungen arbeitenden 28 städtischen Volksbibliotheken Berlins bei unentgeltlicher Ausleihe im Jahre 1903 bloß 1 285 942 Bde. ausgeliehen haben, also rund 1 200 000 gegen rund 3 100 000.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Sammlung Göschen. Die graphischen Künste. Van C. Kampmann. Mit zahlreichen Abbild. und Beilagen. 2. verm. und verb. Aufl. Leipzig, 1905. G. J. Göschensche Vertagshandtung. 169 S. Preis gebd. 80 Pfg.

Geschichte und Technik der graphischen Künste werden in folgenden Abteilungen behandelt: Das Wesen der Reproduktionsverfahren, Die drei Druckarten, Ueber die Ausführung der Zeichnung für die drei Druckarten, Anfang, Entwicklung und gegenwärtiger Stand des Hochdruckes, Typographie, Die Technik des Holzschnittes, Metalläzung, Der Tiefdruck und die verschiedenen Verfahren zur Herstellung der Druckplatte, Geschichte und Technik der Lithographie, Die madernen ader phatamechanischen Reproduktionsaerfahren. Wenn die Ausführungen über die einzelnen Druckverfahren, namentlich über die modernen ader photomechanischen Reproduktionsverfahren selbst akademisch gebildeten Leiern auch nach wiederholter Lektüre nicht ganz klar werden, so liegt das nicht etwa an der Darstellungsgabe des Verfassers ader an einer mangelhaften Uebersichtlichkeit. In beiden Beziehungen läßt das ausgezeichnete Büchlein nichts zu wünschen übrig. Die Schuld trifft die Vergeßlichkeit des Lesers, dem von seinen ehemaligen Kenntnissen in Physik und Chemie im Lauf der Jahre allzuviel vertoren gegangen ist. Allein soviel, als eine Durchschnittsallgemeinbildung an Kenntnissen auf diesem Gebiete verlangt, wird man auch von der schwierigsten Abteilung, der neunten, begreifen. Den Inhalt der ersten acht Abteilungen werden indes schon intelligentere Arbeiter verstehen, wenn sie sich die Mühe geben, einmal einige Stunden auf die Besichtigung einer Buchdruckerei zu verwenden und die dem Text des Büchleins beigegebenen Zeichnungen zu studieren.

Das Büchlein sollte immerhin in keiner unserer städtischen valkstümlichen Bibliotheken fehlen, namentlich dann nicht, wenn in den hier behandelten Gewerben angestellte Personen Benutzer salcher Bibliotheken sind.

Bonn. Hermann Herz.

Roma Sacra. Die ewige Stadt in ihren christlichen Denkmälern und Erinnerungen alter und neuer Zeit. Van A. de Waal. 736 S. gr. 8°. München, Allg. Verlags-Gesellschaft o. J. [1905]. M 12; geb. M. 14.

Im vorliegenden Werke schenkt uns der hachverdiente Rektar des Campo Santa eine Erweiterung seines „Rompilgers“ oder besser gesagt, ein wissenschaftliches Handbuch zu demselben. Es ist ein vortreffliches Buch, so wertvall, daß ich ausdrücklich warnen möchte, aus der knappen Behandlung in diesen Blättern irgendwelche Schlüsse auf seine Bedeutung zu ziehen. Die Hauptvarzüge des Werkes sind eine umfassende und erschöpfende Gründlichkeit, wie nur ein ortsansässiger Veteran der Archäologie sie bieten kann, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungsresultate, ausgiebige Behandlung des kirchlichen Lebens der letzten vier Jahrhunderte, besandere Berücksichtigung der deutschen Erinnerungen (wie einseitig das sanst vortreffliche Werk „Deutsche in Rom“ von v. Graevenitz ist, sieht man hier fast in jedem Kapitel), ein ungeachtet großer — allzugroßer — Knappheit warmer und herzlicher Ton. Als besanderes Verdienst ist hervarzuheben, daß der kritische Sinn des Verfassers nicht versagt gegenüber den vielen schönen, aber haltlasen Legenden. Die nicht unerheblichen Mängel, für die freilich der Vers. vielleicht kaum haftbar zu machen ist, betreffen meist Aeußerlichkeiten. Der Gedanke, den Staff chronologisch zu gruppieren, ist dartrefflich, seine Durchführung dagegen wenig gelungen. Um so schlimmer ist es, daß auch das Register, an sich eine tüchtige Leistung, wie es scheint, eines jungen Kunsthistarikers, praktisch durchaus unbrauchbar ist, man versuche nur einmal, beispielsweise alles auf S. Clemente Bezügliche nachzulesen. Für die zweite Auflage bitten wir dringend um ein brauchbares Sachregister, möchten aber auch den Gedanken einer vollständigen Neugruppierung des Staffes ernstlich nahe legen. Auch inhaltlich ist das Werk hier und da kleiner Verbesserungen fähig, so sind die Ausführungen über die Blutampullen (S. 641) unklar, fast irreführend. Der Bilderschmuck ist überreich (2 farb. Tafeln u. 533 Abbildungen im Text), er bringt viel Interessantes, auch manches Neue, doch sind leider auch manche Bilder nur abgedruckt, weil man sie gerade hatte, zah reiche andere dürften nicht fehlen, aber — an der modernen Cliché-Wirtschaft sind die Verleger nicht allein schuld: die Verteilung der Bilder teilt die Mängel der Stoffverteilung. Der Verf. setzt für den Durchschnittsleser, selbst den gebildeten, namentlich soweit er Rom nicht genauer kennt, etwas viel varaus, daher kammt das Buch, so sehr wir es ernsteren Lesern empfehlen müssen, für unsere Bibliotheken erst in zweiter Reihe, nach Kuhn und dem Rampilger in Betracht. Möge das vortreffliche Werk dazu beitragen, daß auch für den gebildeten Deutschen bei einer Romreise das religiöse Interesse stets im Vardergrunde steht.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Geschichtsbilder aus dem Rheinlande. Ein Beitrag zur Heimatskunde van P. J. Kreuzberg. Bonn 1904, Hanstein. 146 S. br. 3 M, geb 3,60 M. Der Verfasser will in dem vorliegenden Bande eine

Ergänzung bieten zu den an unseren Schulen eingeführten geschichtlichen Lehrbüchern. Bei der mit Recht in der letzten Zeit mehr betonten und auch den Schülern gelehrten Heimatskunde bietet Kreuzberg den Lehrern ein gewiß willkommenes Hülfsbuch; es soll ja gerade das geboten werden, was, der Provinzialgeschichte angehörend, in allgemeinen Geschichtsdarstellungen weniger zur Geltung kommt. Darin lag für Kreuzberg die selbst aufgelegte Beschränkung, aber auch eine bedeutende Schwierigkeit. Mit Recht hat einmal M. Arnold gesagt: „Die Geschichte des Rheinlandes ist keine Provinzialgeschichte im gewöhnlichen Sinne, sondern sie erweitert sich jeden Augenblick zur nationalen, weil wir ihr nahezu alles verdanken, was unser Volk groß und herrlich gemacht hat." Ein einheitliches Bild der geschichtlichen Entwickelung der Rheinprovinz ist dem Verfasser nicht gelungen, es ist eine schwierige Aufgabe. Trotzdem sind die 10 Abschnitte, die Uebersichten und die Geschichte einzelner Territorien recht dankenswert. Die rheinische Geschichtsliteratur hat Kreuzberg recht fleißig zu Rate gezogen, im einzelnen wird man neuere Forschungen vermissen. Ein warm patriotischer Geist, Liebe und Anhänglichkeit an die engere Heimat und die Berücksichtigung von Sitte und Sage zeichnen das Buch aus. Eine wohl bald zu erhoffende zweite Auflage wird dem Verfasser Gelegenheit geben, sein Buch noch mehr zu vervollkommnen. Es kann den Freunden der rheinischen Heimat, vor allem den Lehrern an Volks- und höheren Schulen empfohlen werden.

Stolberg-Rh. Dr. Franz Kaufmann.

Der Kompaß, Volksl. Blätter für zeitgemäße Belehrung und Unterhaltung. Mit Bilderschmuck. Herausgeb. Ed. Eggert, Reichenau i. B. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. Preis pro Jahrgang 5 M. Erscheint halbmonatlich.

In der Mission der Volksbildung hat diese neue Zeitschrift die richtige Mitte gefunden. Ihre Devise: Wissen ist Macht. Aber sie will in dem Kopfe des gewöhnlichen Mannes kein unwirksames Vielerlei erzeugen, das schließlich zur Arroganz des Halbwissens führt. Wissen soll die aufklärende Macht sein, weil die Unwissenheit die Klippe ist, an der so viele Existenzen scheitern. Der Herausgeber, der eine Autorität auf dem Gebiete der Justizpflege ist, weist noch, daß auf einen gebildeten Verbrecher hundert ungebildete kommen. Da heißt es denn, die Zweifelnden und Irrenden über die wichtigsten Lebensfragen zu orientieren, ihnen kernige Beispiele in lebenswahrer Handlung vorzuführen, damit die falschen moralischen Begriffe geklärt werden und somit auch die geistig Unfreien zu „ehrlichem Wettbewerb um die wirtschaftlichen und geistigen Güter des Lebens befähigt werden". In diesem Sinne will die neue Zeitschrift ein Kompaß für Zeit und Ewigkeit sein. Wir können sie aufs wärmste zur Beschaffung für die Lesezimmer unserer verschiedensten katholischen Vereine empfehlen. Alt und jung kann aus ihr lernen.

Aachen. Nanny Lambrecht.

„Auf nach Bethlehem" zum Hause des Brotes. Dichtungen über die heilige Eucharistie in betrachtender Form aus dem Nachlasse von Franz Reinhard. Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W. 162 S. Preis geb. 2,50 M.

Wie die Klänge eines hellen Glöckchens aus einer einsamen Waldkapelle tönen diese frommen Weisen hinein in den Hochmut und das wilde Treiben einer gottentfremdeten Zeit. Verständnislos und ohne Teilnahme werden viele den Laut überhören. Wohl dem, der ein gläubig Herz bewahrt hat und eintritt in das stille Heiligtum, wo die ewige Lampe vor dem Tabernakel brennt. „Auf nach Bethlehem", zum Hause des Brotes, hat der Herausgeber das Bändchen Gedichte überschrieben. Franz Reinhard hat die Lieder und Weisen zum Preise des Himmelsbrotes, des heiligsten Sakramentes, in frommer Betrachtung ersonnen und niedergeschrieben. All' die Stimmungen, heiligen Gefühle und Vorsätze, die eine gläubige Seele vor dem Allerheiligsten erwecken kann, hat er in schlichte Strophen gebracht.

Es sind religiöse Gedichte, die den Vorzug haben, aus dem Drang eines gottminnenden Herzens hervorgegangen zu sein, die nicht geschrieben worden sind, um damit sein Talent zu bekunden oder vor der Welt Ehre zu finden, sondern die sich als notwendige Auslösung des tief ergriffenen Herzens darstellen. Reinhard, der „Laien-Theologe", ist dabei in der Glaubenslehre mehr als gewöhnlich wohlerfahren, ein feiner Kenner und Exeget der Hl. Schrift und der Väter.

Möge das erbauliche und belehrende Buch — zu dieser Gattung Poesie gehören die Gedichte — allüberall Eingang finden, wo das Geheimnis der Liebe Jesu noch Freunde und fromme Liebhaber hat, an den Orten des Gebetes, in den Klöstern, aber auch in gläubigen Familien. Aber auch manche wankende, weltliebende Seele mag sich durch diese schlichten Weisen wieder aufrichten, zum Herrn den Weg zurückfinden, „der die Jugend erfreut", von Sehnsucht ergriffen werden nach den Tagen unschuldiger Kindheit und gläubigen Vertrauens zum guten Hirten im hl Sakrament. Das Buch eignet sich für diesen Leserkreis vortrefflich.

Stolberg, Rheinland. Dr. Franz Kaufmann.

Jost Seyfried. Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern. Fünf Bücher: Sprüche eines Steinklopfers. — Sturmbruch. — Lieder eines Schwertschmieds. — Herzblut. — Tor auf! Von Cäsar Flaischlen. 2 Bde. Preis M. 6. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35, 1905.

Flaischlens „Jost Seyfried" gehört zu jener Art von Büchern, die leider so selten geschrieben werden. Er ist ein Ich-Roman, ganz und gar subjektiv, persönlich. Der Dichter und Künstler — denn das ist Flaischlen — legt seine Seele offen hin, schildert, was auf sie einstürmt, was sie durchzittert und durchwühlt, wie es darin wogt und brodelt und siedet und sprüht. Und das alles in vollendeter, dichterischer Prosa. Inhaltlich ist das Buch keiner Romankategorie einzureihen; rein äußerlich gehört es — wie schon aus dem Titel ersichtlich — zur Klasse der Briefromane. Keine andere Romanform ist ja so geeignet, die eigene Persönlichkeit, die geheimsten und leisesten Gefühlsregungen und Empfindungen darzustellen. Ich erinnere an die Augustinischen Selbstbekenntnisse, an die Briefromane Richardsons, an Rousseaus „Nouvelle Heloise" und „Confessions", an Goethes „Werther", an Lavaters „Tagebuch eines Beobachters", nicht zu geschweigen von Tolstois „Beichte". Auch in Jost Seyfrieds Briefen und Tagebuchblättern kommt des Dichters Ich ganz zum Ausdruck, ein Stück Autobiographie, Bruchstücke einer großen Konfession, ein gewaltiger Versuch, das Disharmonische in seiner (d. h. des Menschen) Natur in Harmonie zu bringen. Es ist ein Neben- und Durcheinander, aber ein planvolles, von Sprüchen,

Gedichtrudimenten und Gedichten, Betrachtungen, Stimmungen, lehrhaften Bemerkungen: das alles zusammengehalten durch eine sehr schlichte Liebesgeschichte. Sehr verwickelt dagegen ist die Seelengeschichte. Scharf ausgeprägt ist die Verstandestätigkeit; aber die sonst sprichwörtliche Dürre des Verstandes ist hier zum lebenspendenden Quellgrund gewandelt.

Während im ersten Bande die Prosa vorherrscht, wird im zweiten alles poetisch gemessener, Gedichte in Prosa. Die eingestreuten Gedichte sind frisch, oft keck, knapp, voll Leben, voll Sonnensehnsucht; sie enthalten etwas vom fröhlich-seligen Kindersein, wovon der kindlich-naive, köstliche Auszählreim eine Probe liefert:

„Ich bin dein Kind,
Und du bist meins!
Du bist mein Liebstes
Und ich deins!
Und keins
Ist ohne das andere Eins."

(IV, 56.)

Besonders reichhaltig ist die Didaxis; das Bedeutendste dieser Art ist in den beiden letzten Büchern niedergelegt, namentlich in „Tor auf!". Programmatisch sind seine Aeußerungen über die Kunst. Um nur einiges aus dem Reichtume anzuführen: er handelt über das Spezialistentum in der Kunst (I, 14), über den rein handwerksmäßig gewordenen Roman (I, 18), über die Kunst und ihr Wesen (I, 40), „Naturalismus", Mensch und Dichter (II, 26 ff.), Romanform (II, 31), über das Bändigen in alten Büchern (II, 68), Wille und Selbstzucht (III, 21), den schaffenden Künstler (III, 28), über alte und neue Kunst (III, 56 f.), übereiltes Fertighasten und Drauflos-Dichterei (III, 64), über Mensch und Dichter, Leben und Kunst (III, 81) und das riesenstarke Wollen (III, 90), das er in den Zeiten rühmt:

„Die selbsterkämpfte
stolze
Kraft:
so oft ich will,
die Flügel zu breiten
und über all die Not der Niederung hinweg
in freier Höhe
mit den Großen aller Zeiten eins zu sein
und . . .
Rosen der Unsterblichkeit
zu flechten um die Stirne derer, die ich liebe!
Bettler und doch König!"

Ich erinnere an die prächtige Darstellung des Aufenthaltes auf Rügen (4. Buch), die anziehende, schwungvolle Schilderung des Eilandes, zugleich ein hinreißendes, symphonisches Lied der Liebe, an die Lieder des Leierkastenmannes im Volksliederton, an das „übermütige Lied vom Herrn der Welt" (IV, 62), dem gewaltigen Menschen, ein Pendant zum bekannten Chortied aus der „Antigone", oder an das rhythmische:

„Geh es, wie's geht!
nur nicht im Hafen
liegen und schlafen
und sich genügen mit leichtem Spiel!
Kampf und Sieg allein ist des Lebens
heiterstes Ziel!
Ringen und Zwingen
von Höhe zu Höh' . . .
flatternde Wimpel,
wogende See! . . .
ahoi! — —
Leben ist nur auf offener See!"

(IV, 96.)

Im 5. Buche „Tor auf!" weise ich hin auf die wertvollen, tiefsinnigen Erörterungen über Kunst und Leben (V, 24), die wechselnden Kunstansichten (V, 26), über das Werk der Kunst (V, 29 f.). Das Wichtigste über Kunst steht S. 68 f.; er definiert sie also: „Kunst ist nur, was ein höherer Mensch für sich und andere an höheren Lebenswerten schafft in schöner Form"; ferner stellt er die Forderung nach einer einheitlichen Weltanschauung für den Künstler: „Du konnst nichts, wenn du nicht festen Boden unter den Füßen hast, wenn du dir nicht ein klares, einheitliches Bild der Welt ermühst" (V, 69). Einen prächtigen Abschluß bilden die Ausführungen über des Dichters Sendung und seine Aufgabe (V, 62, 67, 88–97). Er verlangt vom Dichter, daß er ein erster früher Bote einer neuen Zeit sei, den Menschen Selbstvertrauen, Daseinsfreude und Frühlingsmut bringe —

„Du Dichter sei ihr Klärer und Währer und
Richter und Aufrichter!
sei der Freund, der ihnen not tut!
ein getreuer Eckart auf ihrer Wanderung!
zeige ihnen Ziele über ihren Alltag hinaus!
schaffe ihnen Wegweiser zur Höhe
und geh' voran
und leb' es ihnen vor:
daß deine Träume stolzer sind und weiter
tragen als die Wirklichkeit."

(V, 94.)

Eine Fülle der edelsten Gedanken ist im „Jost Seyfried" aufgespeichert. Man liest auf jeder Seite, wie der Autor an sich, an der Ausbildung seiner Persönlichkeit arbeitet, sie studiert, umbildet, einheitlich zu gestalten sucht. Gerade dies subjektive Moment ist so überaus anziehend, weil es die heftigsten inneren Kämpfe um die Bildung der Persönlichkeit am offensichtlichsten austegt; das berührt sympathisch und zwingt zu ernstester Anteilnahme.

Irgend etwas die katholische Weltanschauung Verletzendes ist mir nicht aufgefallen. Ueberhaupt werden Fragen des Christentums im eigentlichen Sinne nicht berührt. Flaischlen erfaßt alles mehr vom rein menschlichen Standpunkte. Bei ihm zeigt sich überall das strebende Bemühen, von dem Goethe im Faust spricht, ein unermüdliches, rastloses Suchen nach Wahrheit, nach Ausgleichung der Gegensätze im Innern des Menschen. Daß ihm die Redeweise der Bibel geläufig ist, zeigt der schöne Hymnus in „Herzblut" (S. 62/63), wo biblische Redewendungen mit großem Geschick und Effekt eingeflochten sind.

Jeder aber, der sich selbständig mit der Kunst befaßt und künstlerisch tätig ist, möge eifrig den Spuren Jost Seyfrieds folgen. Da das Buch indes mehr ästhetischer Natur ist, stellt es höhere Anforderungen an den Leser. Als Volks- und Jugendlektüre kommt es daher nicht in Betracht. Auch ob sich der Durchschnitt der sogenannten „Gebildeten" in das Buch hineinlesen wird, steht nicht außer allem Zweifel. Es eignet sich deshalb in erster Linie für größere Volksbibliotheken, die von Gebildeten, die Freunde ernster Bücher sind, in Anspruch genommen werden.

Borbeck (Rhld.). Dr. Karl Menne.

Roman eines Seminariſten. Von Dr. Matthias Höhler, Domkapitular in Limburg. Bonn 1905, Hanſtein. 432 S. Preis 3,50 M., geb. 4 M.

Den „Roman eines Seminariſten" kann man der Kategorie der „Seelſorgerromane" beizählen, weil er das Lebensbild des werdenden Prieſters, die Entwicklung eines katholiſchen Theologen zeichnen will. Der Verf. iſt vielen bekannt durch ſeine Broſchüre „Für und wider in Sachen der kirchlichen Reformbewegung", auch hat derſelbe ſchon früher ſich als Erzähler mit gewandter Feder verſucht. Den „Roman eines Seminariſten" gab ihm offenbar die edle Abſicht ein, den jungen Thealogen mit Begeiſterung für ſein heiliges Ziel zu erfüllen und ihn ſo für deſſen konſequente Erſtrebung zu erwärmen, damit nicht ja leicht innere Bedenken oder äußere Ablenkung ihn ſeinem Berufe entfremden können. Um es nun gleich zu ſagen: Domkapitular H wäre mit ſeiner gewandten Feder, die um ein treffendes Wort nie verlegen wird, wohl geeignet geweſen, in einer mehr oder weniger umfangreichen Sammlung von Eſſays, ſo recht aus unſerer Zeit, ihren Verhältniſſen und Bedürfniſſen heraus geſchrieben, den jungen Theologen für ſeinen hohen Beruf zu begeiſtern. Da hätten zwang-, und für den gewandten Verf. mühelos, all die verſchiedenen mehr oder weniger bedeutſamen Gedanken und Probleme auf der Grundlage feſter Prinzipien und einer reichen Lebenserfahrung eine recht intereſſante, auch literariſch durch keine Rückſicht eingeengte Behandlung finden können. Da hätten ſie auch, mit offenem Viſier in die Oeffentlichkeit hineingeſetzt, um ſo eher, wenn gut begründet, und, was dem Verf. unſchwer gelingen konnte, feſſelnd entwickelt, zu nachhaltiger Wirkung gebracht werden können. Aber all die Gedanken und Probleme über Seminarerziehung, Fortbildung des Klerus, Verhältnis von Seminar und Univerſität, katholiſche Studentenkorporationen, Amerikanismus, Vergnügungsſucht in den Vereinen, Schule und Erziehung, Fürſorgeerziehung, Gewohnheiten im Leben des Weltklerus, Jeſuitismus u. a. — alles das künſtleriſch in Romanform zu bringen, das mußte wohl ſelbſt einem Rieſentalent kaum möglich erſcheinen. Auch Höhler hat es nicht vermocht. Darüber kann wohl aller Wert ſo mancher ſchöner Gedanken, alle Flüſſigkeit, ja eine gewiſſe Eleganz des Stils nicht hinwegtäuſchen. Rudolf Ehrenberg, der einzige Sohn einer wohlhabenden Witwe, will Prieſter werden, will aber unter keinen Umſtänden ins Seminar (Konvikt) eintreten, weil ihm dieſes nicht die rechte Gewähr für die allſeitig genügende Heranbildung eines den heutigen Zeitverhältniſſen gewachſenen Prieſters zu bieten ſcheint. Alle Bedenken, die ihm in der Heimat von Pfarrer und Lehrer, von Mutter, Onkel und Nichte, ja ſelbſt vom Dorfſchmied entgegengehalten werden, ändern nichts an ſeinem Entſchluß. Er will ſein Ideal auf anderem Wege erreichen. Er reiſt nach München. Unterwegs ſchon macht er intereſſante Bekanntſchaften, findet ſogar ſchon im Eiſenbahnabteil eine Hauswirtin, die mit ihrer Tochter von einer Reiſe zurückkehrt. Alle Verſicherungen, die er der Mutter gibt, verhindern nicht, daß er in einigen Tagen ſich in die Tochter verliebt und bald an ſeinem ganzen Prieſterberufe verzweifelt. Was aber nun tun? Zufällig weiß ein Freund eine Hauslehrerſtelle in Paris. Dorthin will er gehen, um Zeit zu gewinnen zur Ueberlegung, um zu Ruhe und Klarheit zu gelangen. An den im Dienſt der Elendeſten im Spital und Gefängnis tätigen Abbé Michannet empfohlen, lernt er unter deſſen Führung das Großſtadtelend in Paris kennen, und allmählich ringt ſich nun doch wieder der Gedanke durch, daß er dem in ſeinem Inneren immer wieder ſich regenden Drange, recht Großes dereinſt für die Menſchheit zu tun, vielleicht nur als Prieſter genügen könne. Die Neigung zu Klara Moyerhafen, die er ohne nähere Erklärung verlaſſen hatte, war inzwiſchen merklich gemildert, aber noch nicht ganz erloſchen. Endlich glaubt er entſagen und ſeinem Ziele, Prieſter zu werden, zuſtreben zu können. Da ereilt ihn plötzlich die Kunde von der tödlichen Erkrankung des Mädchens. Eiligſt reiſt er nach München, um ihren letzten Wunſch, ihn noch einmal zu ſehen, zu erfüllen. Wider alles Erwarten fleht ſie ihn an, doch ja ſich Gott zu weihen und Prieſter zu werden. So iſt denn nun ſein knapp vorher in Paris errungener Entſchluß geſichert. Das Mädchen wird wieder geſund. Er ſelbſt geht zur Vollendung ſeiner Studien — er hatte ſchon in Rennes längere Zeit theologiſche Vorleſungen gehört — nach Rom in das Collegium Germanicum. Bald zum Prieſter geweiht, wird er Seelſorger an einer großen Waiſenanſtalt, die ſein Münchener Univerſitätsfreund, der reich gewordene Amerikaner Emberſen, geſtiftet hat.

Dies der Verlauf der Handlung. Die einzelnen Tatſachen und Begebenheiten, die die innere Entwicklung des Helden begründen bezw. dartun ſollen, ſind zu äußerlich miteinander verbunden, teilweiſe erſcheinen ſie geſucht und auch unmotiviert. Was den Genuß des Buches beſonders ſtört, iſt, wie ſchon oben angedeutet, die aufdringliche Häufung all der verſchiedenen Gedanken und Anregungen, die der Verf. geben will. Man hat bisweilen das Gefühl, als ob der Verf. lange Zeit beſtimmte Ideen, die nun irgendwie hier ſich anbringen ließen, geſammelt habe, um hier für ihre Verbreitung ſeine mahnende Stimme zu erheben. Der Verf. predigt eben mehr, als die Entwicklung der Dinge es tut. Beſonders fällt dies auf in der erſten und gegen Schluß der zweiten Hälfte des Buches. Sonſt lieſt ſich die zweite Hälfte ſchon beſſer. Da ſind es beſonders die packenden Bilder des traurigſten Elendes der Großſtadt, die ergreifend gezeichnet ſind. Weil aber das Ganze für die auch nur ein wenig kritiſchen Leſer zu offenſichtlich ſeine Tendenz zur Schau trägt, wird bei ſolchen die Mißſtimmung über die nicht geglückte künſtleriſche Form die Gedanken des Buches, ſo wertvoll manche ſind, zu keiner nachhaltigen Wirkung kommen laſſen. Immerhin aber iſt das Buch, das, wie ſchon bemerkt ſtiliſtiſch ſich ſehr gut einführt, ſchon wegen der behandelten Gedanken wert, zunächſt in den Kreiſen des Klerus und der Theologen, weiterhin auch von gebildeten Katholiken geleſen zu werden.

Godesberg. Gottfried Rahr.

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Artur Achleitner in 3 Bänden; 1. Band: Der Dorfpfarrer. Kirchheim u. Co., Mainz 1905, 443 S., broſch. 4 M.

Es grenzt ans Fabelhafte iſt aber gleichwohl wahr: Innerhalb eines ſtarken Jahres hat Achleitner nun acht belletriſtiſche Bände bei fünf Verlegern (vielleicht noch mehr!) mit rund zuſammen 2800—2900 Seiten veröffentlicht. Er muß alſo nicht bloß in ſeinem Handwerk ſehr tüchtig ſein; allem nach wiſſen auch die Herren Verleger ihr Geſchäft gut zu betreiben, und das Publikum hört, ſcheint's, geſpannt auf den Namen Artur Achleitner. Und die Kritik? Nun, es kommt vor, daß

das Publikum seine Leibschriftsteller haben und lesen will, mag die ernste Kritik dazu sagen, was sie will. Freilich ist mitunter auch die Kritik der Belletristika im allgemeinen, der Achleitneriaaa im besonderen oft unter jeder Kritik: Ein gedankenloser Lobhymnus, bei dem man sich kein Gewissen daraus macht, routinierte Mache bei vielfach mangelhafter Sprache für wahre Kunst auszugeben.

„Stöffele", „Portiunkula", „Eiskaplan" wurden schon in diesen Blättern besprochen (II. Jahrg., S. 97 und 98, 136 und 137). Gregorius Sturmfried will ein Zeitbild aus dem Katholizismus werden, und was leistet nun der erste uns vorliegende Band? Auf einem armen Tiroler Pfarrposten, Rangdur, wirkt unser Titelheld mit seiner Schwester Ottilie als Häuserin und mit einem Vikar. Achleitner versteht es, Land und Leute in saftigen Farben auch hier uns vorzuführen; allerhand Dörfterinteressen und Kirchtumsfragen treten auf. Doch dem Romancier ist es vor allem darum zu tun, einen spannenden Roman zu schreiben, und das erreicht er auch vollständig — für harmlose und kritiklose Leser. Nicht der Pfarrer, ein guter, wackerer Durchschnittsmann, sondern seine Ottilie, ein herrschsüchtiges, kokettes, mannstolles Weibsbild spielt bei ihm die Hauptrolle, erregt im Romansüchtigen gleich das stärkste Interesse.

An dem geistig unbedeutenden, aber sittlich strengen Vikar prallen ihre Künste ab; dafür gelingt es ihr mit den scheinheiligsten Weiberfinessen, einen jungen Los von Rom-Hetzer ins Garn zu locken, bis er dazu gehalfen hat, ihren Bruder bei der Wahl zum Abgeordneten durchzubringen; natürlich gibt's Stoff zu Betrachtungen über die stillen und offenen Umtriebe dieser Hetzer mit Reden und Gegenreden. Kaum hat sie dieses Ziel erreicht, so läßt Achleitner sie einen anderen Roman mit einem etwas leichten Künstler einfädeln; diesmal fällt sie herein und verschwindet aus dem Pfarrhaus, das natürlich nun auch der Pfarrer auf Geheiß des Schriftstellers verlassen muß, da zudem noch seine Wahl für ungültig erklärt worden ist. Er kommt nach Sumpig, in dos Sibirien für Geistliche. Achleitner macht es dem Gregorius, der immer ein tadelloser, eifrig arbeitender Pfarrer bleibt (seine Predigten macht er erst am Samstag!!), da oben nicht ganz leicht; denn die vielen Welschtiroler, die in einem Tunnel arbeiten, leben in Spannung mit den eingesessenen Deutschtirotern, oder vielmehr diese mit jenen. Der Pfarrer hält nach Kräften die mittlere Linie ein, seine Schwester, die auch mit heraufgekommen ist, zieht es zur italienischen Kolonie (einige packende Einzelbilder!), besonders zu einem prachtvollen Kerl von Ingenieur; gibt's am Ende eine Heirat? Es pressiert noch nicht so; erst muß der Ingenieur im Tunnel verunglücken; Ottilie, die mutig mit ihm hineingezogen war, opfert sich für ihn, rettet ihn heraus, verpflegt ihn, wie sie dies anderen getan hat. Der Bischof zieht im Dorfe ein, stiftet Frieden — hoffentlich für lange — zwischen beiden Ortsparteien und verkündet dem Herrn Dorfpfarrer seine Ernennung zum Stadtpfarrer; auf einen solchen Posten gehöre er. Der neue Stadtpfarrer zieht glanzvoll ab, seine Schwester aber bleibt in Sumpig als — als Frau Ingenieur! Und das soll ein Zeitbild aus dem Kathatizismus der Gegenwart sein, wenigstens das erste Drittel eines solchen!?

Ein Roman ist's, recht und schlecht, letzteres Wort aber nicht im Sinne von „schlicht" genommen, und sonst nichts; er wird ja viele, die nicht alle werden, spannen, unterhalten, entzücken ob der raffinierten und routinierten äußeren Mache, ob der Landschaftsbilder, die aber durchaus nichts Eigenartiges an sich haben.

Achleitner möge sich aber doch ja nicht träumen lassen, daß er einen Pfarrersroman im eigentlichen Sinn geliefert habe; das wird er nun einmal nie und nimmer fertig bringen, zumal er nebenbei noch Zeit übrig hat für einen nach Niemanns Urteil im liter. Handweiser mit Pikanterien versehenen Roman „Hotel Alpenrose".

Altingen. Hermann Binder.

Leonie: Familienroman mit besonderer Rücksicht auf jugendliche Leserinnen von Emma von Brandis-Zelion. Zweite Auflage. Paderborn, 1904. Junfermannsche Buchhandlung. 188 S. 8°. Gebd. Mk. 3,25.

Der Umstand, daß das Buch in 2. Auflage vorliegt, könnte den Anschein erwecken, als bedürfe es keiner weiteren Beschäftigung mit einem schon gut eingeführten Buche. Ich habe mir indes die Mühe nicht verdrießen lassen, das ganze Buch durchzuarbeiten, wie sich das für einen gewissenhaften Berichterstatter geziemt. Wahrhaftig, es war eine Mühe. Die Verfasserin schildert in der Hauptsache die Schicksale einer vornehmen deutsch-französischen Familie in Straßburg vor und während des Krieges 1870/71. Sie gibt jungen Mädchen ein harmloses Lesefutter zu kosten, das in Verbindung mit dem hübschen Aeußern des Bandes zur Verbreitung beigetragen haben wird. Wer der Ansicht ist, daß ein Buch bloß Ausfüllsel für müßige Stunden ist, dem kann man ja den Familienroman empfehlen; denn hier läuft alles neben dem seichten, auf Unterhaltung berechneten Bächlein der Erzählung darauf hinaus, teils fromme, teils praktische Belehrung für die empfänglichen Gemütter der Kinder zu bieten. Dazu hätte es freilich des Rahmens einer Erzählung nicht bedurft. Als literarische Leistung muß man allerdings gegen die Harmlosigkeit eines solchen Buches starke Bedenken haben. Die Zeichnung der Personen, unter denen die Mutter Leonies, der Vater und ihr Vetter Arthur als Vertreter aufgebtasenen Franzosentums zu schwarz, auf der anderen Seite Kurt, Martha und die Professorsgattin zu hell geraten sind, entfernt sich nirgends von starrer Schablone; wo Gelegenheit wäre, wirklich einmal aus dem Vollen zu schilbeen, wie z. B. in der „Schreckensnacht", versagt die Kraft der Darstellung vollständig. Sogar der obligate Sturz ins Wasser und die prompte Errettung durch den tadellosen jungen Mann der natürlich später der Mann der Komtesse wird, fehlt ebensowenig, wie betannte anheimelnde Wendungen, so: Die Vikomtesse „lag graziös auf einer Ottomane hingegossen". Der Stil ist stellenweise durch „der" und „dieselbe" geradezu beleidigend falsch; es fehlt nicht an Wiederholungen schon mitgeteilter Tatsachen, und wie wenig die Einzelbeobachtung stimmt, erhellt besonders aus der Schilderung S. 73, wo der „wachsame Karo" eine seiner Natur nach unmögliche Rolle spielt. Das Buch ist dem Prinzip zuliebe entstanden, „eine Brücke zu schlagen von der Kindererzählung zu dem einfachen Familienroman" (Vorrede); ein guter Roman im literarischen Sinne ist aus dieser löblichen Bemühung nicht geworden.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 21625

3. Jahrgang. Nr. 2. November 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Die Volksliteratur. Von Hermann Herz. — J. v. Dirkink. Von Nonny Lombrecht. — Dichtungen im Kölner Dialekt. Von Laurenz Kiesgen. — Die Agitation für den Borromäusverein. Von P. Sontag. — Nochmals Lesezirkel und Volksbibliotheken. Von Dr. Philipp Friedrich. — Rezensionen. — Vermischtes.

Die Volksliteratur.

Hermann Herz-Bonn.

Mit nachstehenden Ausführungen soll das Versprechen eingelöst werden, das in Nr. 9 des letzten Jahrganges gegeben wurde, nämlich über die Qualitäten einer künstlerisch wertvollen Volksliteratur einige Bemerkungen niederzuschreiben. Das Unternehmen des Komitees für Massenverbreitung guter Volksliteratur auf dem Wege der Kolportage war die Veranlassung zu verschiedenen Theorien und Bemerkungen über das Problem der Volkslektüre. Im Vordergrund der Debatte stand die Frage, ob es überhaupt möglich sei, das Verständnis für eine künstlerisch wertvolle Lektüre in das Volk hineinzutragen. Es schien das nun gerade ein Thema zu sein, worüber jeder etwas sagen und schreiben zu können glaubte. Indes begegnete man auch in unseren berufensten literarischen Zeitschriften mehr auf Kühnheit als auf Sachkenntnis beruhenden Aeußerungen. Man meinte, über die Bemühungen und den teilweise erzielten Erfolg der Leiter volkstümlicher Bibliotheken sich vornehm hinwegsetzen zu dürfen und war der Ueberzeugung, wunder was für einen neuen geistreichen Gedanken der Leserwelt vorgetragen zu haben, wenn man so recht von oben herab bemerkte: Künstlerisch wertvolle Literatur unter dem Volke verbreiten? Pah! Kunst bleibt für die Menge ewig „Kaviar". Ihr Schwärmer und Utopisten seid froh, wenn ihr den Leuten auf dem Wege der Kolportage einwandfreies „Unterhaltungsfutter" bieten könnt und sie dadurch der Schmutz- und Schundliteratur entreißt. An die Beantwortung einer nicht ganz unwichtigen Frage hat man dabei nicht gedacht. Sie lautet so: Wenn die Erfolge, die man mit der Verbreitung wertvoller Volksliteratur anstellte, bisher mißglückten, lag dann der Fehler vielleicht nicht an den Veranstaltern dieser Versuche, oder verursachte unter allen Umständen die Apathie und Verständnislosigkeit der breiten Masse das Fiasko? Mit anderen Worten: „Hat man auch wirkliche Volksliteratur verbreitet? Welche Qualitäten muß ein Kunstwerk aufweisen, damit das Volk daran Gefallen findet?

Soll eine Dichtung beim Leser Anklang finden, so muß sich in dessen Seele und Gemütsverfassung etwas vorfinden, das beim Lesen des Buches derart mitklingt, wie bei-

ſpielsweiſe eine Saite, wenn auf einem anderen Inſtrumente der entſprechende Ton angeſchlagen wird. Nur durch dieſe Seelenſtimmung wird der Genuß eines Kunſtwerkes ermöglicht. Die Frage, die hier zur Beantwortung ſteht, iſt nun die: Finden ſich in der breiten Maſſe des Volkes verhältnismäßig ebenſo viele Individuen wie unter den ſogenannten „Gebildeten“, deren Gemüt, wenn es von der richtigen Seite gepackt wird, für Werke der Dichtung empfänglich iſt? Ich möchte die Frage ohne weiteres bejahen. Es kommt, wie geſagt, nur darauf an, daß die Dichtung das Volksgemüt ergreift. Der deutſche katholiſche Volksteil iſt im großen und ganzen durchaus religiös und national geſinnt. Wenn ihm auch ein künſtlich andreſſierter Hurrapatriotismus fremd bleibt, ſo knüpft ihn gleichwohl eine zähe Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, die heimatlichen Sitten und Gebräuche und begeiſtert ihn zu heroiſchen Opfern, ſobald es gilt, mit dem Schwerte den heimatlichen Herd zu verteidigen. Trotz dieſer Heimatliebe treibt die Wanderluſt und der Drang, Neues zu ſehen und zu erleben, den Jüngling in die weite Welt hinaus. Der Wiſſensdrang iſt ihm angeboren. Dieſe Veranlagung und der den einzelnen deutſchen Volksſtämmen eigentümliche Hang zur Träumerei und Grübelei ſchaffen die tiefſinnigen Sagengeſtalten der deutſchen Volksbücher und gebären den reſignierten, wie die angeborene Naivität den ſchalkhaften Humor. Das ſind die Saiten des deutſchen Volksgemütes, an die ein Dichter rühren muß, wenn er ein Volksdichter ſein will. Eine populäre, leicht verſtändliche Darſtellungsweiſe iſt dabei vorausgeſetzt. Auch darf nicht außer acht gelaſſen werden, daß die gar zu fein geſponnenen pſychologiſchen Fäden und eine ins Minutiöſe gehende Detailkunſt dem Sinn des Volkes vielfach entgehen, weil dem Blick des ſchlichten Mannes die nur durch eingehendes Kunſtſtudium erworbene Schärfe fehlt. Die Volksdichtung muß durchaus etwas Holzſchnittartiges an ſich haben. Auch kann der Geſchmack des gewöhnlichen Mannes ebenſo verbildet werden wie derjenige der ſogenannten Gebildeten. Die Hinneigung zum Seltſamen und Abenteuerlichen hat die Kolportageliteratur großgezogen; der Sinn für Tugend und Ehrenhaftigkeit hat namentlich im Süden Deutſchlands durch eine joſefiniſch-weſſenbergianiſche Geſangbuchliteratur das Urteil derart verdorben, daß man lange nur noch der ödeſten Moraliſiererei Geſchmack abgewann. Auf dem Gebiete der Volkskunſt hat dieſe Häreſie unabſehbare Verheerungen angerichtet. Neueſtens droht eine andere Gefahr: die religiöſe Neigung und das dogmatiſch vollſtändig berechtigte Vertrauen, bisweilen in wunderbarer Weiſe Gotteshülfe zu erfahren, wird benutzt, um für eine mit den unwahrſcheinlichſten Wundern geſpickte, ſüßlich-fromme Erzählungsliteratur Stimmung zu machen.

Doch dürfen dieſer Verirrungen wegen die Förderer wahrer Volkskunſt keineswegs an ihren Bemühungen irre werden. Für echte Volksdichter hat der Arbeiter, der Bauer und Handwerker noch hinreichend Verſtändnis bewahrt; das beweiſt die Andacht, womit man in den Verſammlungen dieſer Stände dem Vortrage Schillerſcher Balladen lauſcht. Schiller als der Balladendichter, als der Sänger des Liedes von der Glocke, als der Dichter des Tell, Wallenſtein, der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart iſt der eigentliche Volksdichter. In erſter Linie in den Balladen und im Lied von der Glocke, dann aber auch in den genannten Dramen ſchlägt er alle jene Töne an, von denen vorhin geſagt wurde, daß ſie im Volksgemüt lebhaften Widerhall hervorrufen müſſen. Auch Uhland, überhaupt die ſchwäbiſche Dichterſchule, Eichendorff und der Dreizehnlindendichter bieten vieles, was der ſchlichte Mann gerne lieſt und noch lieber vortragen hört.

Von den Proſadichtungen ſind in erſter Linie hiſtoriſche Romane und Erzählungen mit großen nationalen und religiöſen Kämpfen als Hintergrund, mit Helden, die durch ihre Taten und Leiden gewaltig über das Gros der anderen Menſchen hinausragen, geeignet, Volksdichtungen zu werden. Man denke an Manzoni, „Die Verlobten“, an Wiſemans „Fabiola“, an Trautmanns „Die Abenteuer des Herzog Chriſtoph von Bayern“ u. a. m. Daß das katholiſche Volk jedoch von gewiſſen hochgeprieſenen hiſtoriſchen Romanen nichts wiſſen mag, weil ſein religiöſes Empfinden durch die Verhöhnung ſeines Glaubens und ſeiner Prieſter aufs gröblichſte verletzt wird, gereicht ihm nur zur Ehre. Beim Genuß eines Kunſtwerkes will man keine Fauſtſchläge ins Geſicht erhalten.

Neben geſchichtlichen Erzählungen werden vor allem Geſchichten gern aufgenommen werden, die an die Liturgie anknüpfen. Konrad Kümmel verdankt ſeinen großen

Erfolg in erster Linie dem geschickten Verflechten der Liturgie mit den Ereignissen seiner Helden.

Wie steht es aber um die eigentliche Dorfgeschichte? Man sagt: „Wenn das Volk wirklich künstlerisches Verständnis für das ihm Naheliegende hat, wie kommt es dann, daß beispielsweise die Bauern von Dorfgeschichten rein gar nichts wissen wollen? Man stützt sich dabei auf das Urteil des katholischen schwäbischen Volksteils, der die schwäbischen Dorfgeschichten des Nordstetter Juden Auerbach mit dem historisch gewordenen Ausdruck abwies: „Verschtunka und verloga.“ Nun, es ist eben auch nicht der schwäbische Bauer, der hier geschildert wird, es sind personifizierte, spinozistische Ideen, die Auerbach in den Bauernkittel gesteckt hat. Das Volk merkte es und wies diese Geschichten daher einfach zurück. Wenn das Volk für Erzählungen, die sich mit ihm befassen, keinen Sinn hätte, warum sind dann Hansjakobs Erzählungen im Volke so beliebt geworden? Allerdings, gerade in seinem allerschlechtesten Werktagskleide mag sich das Volk in den Volkserzählungen auch nicht betrachten, man muß es schon ein bißchen im Sonntagsstaate aus dem Spiegelbild der Dichtung herausschauen lassen. Es sollen die guten Seiten des Volkes etwas stärker herausgearbeitet und die Fehler und Laster nicht gar zu sehr in den Vordergrund gerückt werden. Ueberhaupt bedenke man folgendes: So wie jeder Mensch sich in trüben Nebeltagen nach Sonnenschein sehnt, so wie man nach sorgenvoller, schwerer Tagesarbeit in der Nacht die Sterne am Himmel sehen möchte, als die Lichter, die aus einem schöneren Lande, das unsere Heimat werden soll, zu uns herüberscheinen, so verlangt besonders das Volk nach einem Buche, das die Feiertags- und Feierabendstimmung in seinem Herzen hervorzaubert. Es ist daher geradezu eine Versündigung am Volke, wenn man ihm solche Bücher in die Hand gibt, die gar nichts Tröstendes und Erheiterndes bieten, die Leben und Leute nur von der schwärzesten Nachtseite zeigen und sie oft noch schlechter machen, als sie sind.

In meisterhafter Weise schildert Kümmel im Geleitwort zu seinem Sonnenschein das Gebaren gewisser Moderner also: „Statt dessen (d. h. statt durch heitere Dichtungen das Volk zu erfreuen) setzen sich so viele unserer »modernen« Poeten im zentnerschweren Vollbesitze ihres Welt- und Eigenschmerzes breit und wuchtig dem armen Volk der Leserschaft aufs Herz gleich einer bösen Alptrude und singen und harfen ihm pessimistisch-gebrochene Mißakkordfolgen vor. Und noch immer hat's kein Ende damit. Immer noch regnet's und regnet's aus dem hoffnungslos schwarzen Wolkenhimmel in Pessimismusströmen hernieder auf das Volk, und kein Sonnenstrahl reiner, ungebrochener Freude läßt sich blicken.“ (S. VI.) Vom Volksdrama schreibt er: „Und es müßten Stücke über die Bühne gehen, die träfen des Volkes Seele wie heller Sonnenschein und süße Sonnenwärme, und auf tausend braunen Stirnen glätteten sich die Sorgenrunzeln und über tausend abgehärmte Gesichter ginge es gleich einem verklärenden und versöhnenden Zuge voll behaglicher Freude und schattenlosem, reinem Frohsinn.“ (S. VIII.) ... „Das katholische Volk, und zwar gerade das wirklich fromme, ist nun einmal zugleich auch fröhlich. Und es will an seinen Sonn- und Feiertagen, wenn Arm und Hände müde sind von der Woche saurer Arbeit, zur Sonntagsspeise und dem Sonntagsweine der geistlichen Stärkung und Erbauung auch einen Nachtisch haben, und der soll ihm den Sinn erheitern, der soll es fröhlich machen. Ausgespannt von den Sorgen und Mühen des Werktages will es einige Stunden rasten auf der Sonnenseite harmloser, echter Freude und Heiterkeit, fern von schwüler Leidenschaft wie von dünsterem Pessimismus.“ (S. IX.) Kümmels treffliche Ausführungen über Volkskunst sind im Grunde weiter nichts als eine Umschreibung des allbekannten Satzes „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“. Und dasselbe meinte Bischof v. Keppler, als er in seiner Rede in Biberach als einen Feind der Freude bezeichnete: „die Kunst und die schöne Literatur, welche nicht mehr das Herz der Menschen erfreuen wollen; sie wenden sich dem Häßlichen zu und bringen uns keine Freude mehr. Schon Schiller hat gesagt, die Kunst habe sich der Freude zu widmen, und es sei ihr Beruf, das Volk zu beglücken; sie habe aber ihren Beruf verfehlt, wenn sie in die derbe Wirklichkeit nochmals zurückstoße. Was wunder, wenn der ganze Begriff der Freude verdorben ist! Viele denken sich unter Freude nur noch den Alkohol, die Unzucht, tierische Gemeinheit. Also ist es an der Zeit: Sorget für wahre Freude!“

Dieſen Forderungen müſſen auch die Dorferzählungen nachkommen. Einer Afterkunſt, die das wirkliche Leben mit Firnis und Tünche übermalen will, iſt damit keineswegs das Wort geredet. Aber man ſieht oft zu viel Laſter und zu wenig Tugend. Man beachtet nicht, daß unter dem Volke in allen Altern und Geſchlechtern ſich Tauſende heiligmäßiger Perſonen finden, die mit Rieſenkraft in chriſtlicher Ergebung ein gewaltiges Kreuz ſchleppen und doch froh und heiter ſind. Man überſieht, daß der ſo derb-realiſtiſche Jeremias Gotthelf als Haupthelden ſeiner Erzählungen Perſonen hinſtellt, die durchaus ſittlich ſind oder ſich zur Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit durchringen. Ebenſo macht es Otto Ludwig in der „Heiterethei“ und „Zwiſchen Himmel und Erde“. In Aurbachers köſtlichem Volksbüchlein miſchen ſich harmoniſch Ernſt und Scherz, derber Realismus und himmelhochſtrebender Idealismus. Ueberhaupt dürfte der Umſtand, daß ſo tüchtige Volkskenner wie Wichner und Georg Baumberger im Volke ſo viel Tugend und Heroismus finden, manchen Skribenten zur Vorſicht mahnen.

Gibt man nun eine alſo geartete, echte Volksdichtung den Leuten in die Hand, dann leſen ſie gewiß gern und haben ihre Freude daran. Unſere tüchtigen Talente ſollten ſich daher ſagen, daß ihnen hier noch ein weites Feld offen ſteht. Freilich, künſtleriſch wertvolle Kolportageromane können auch bei Preisausſchreiben von 18000 Mk. nicht geliefert werden, wohl aber tüchtige Volksbücher für die Volksbibliotheken. Die breiten Maſſen hungern nach einer ſolchen Literatur. Und das Verſtändnis für echte Volksdichtungen würde noch bedeutend wachſen, wenn man den im Jahrg II, Nr. 9, S. 163 f. angegebenen Weg zur Hebung der Volksbildung einſchlüge.

Leider iſt die Zahl dieſer echten Volksdichtungen bis jetzt verhältnismäßig gering. Was iſt unter ſolchen Umſtänden zu beginnen? Bis wir eine hinreichende Anzahl künſtleriſch wertvoller Volkserzählungen haben, müſſen wir unbedingt in unſeren Volksbibliotheken jene Surrogate einſtellen, die man als ſogenannte einwandfreie, teilweiſe belehrende Unterhaltungslektüre beſſerer Art bezeichnet. Man werfe ob dieſes Verfahrens keinen Stein auf die Volksbibliotheken. Denn davon abgeſehen, daß mit dem Namen „Kunſt“ viel Schwindel getrieben und durch eine geſinnungstüchtige Rezenſentenclique ſehr viele Machwerke für unſer ſogenanntes gebildetes Publikum als Kunſtwerke abgeſtempelt werden, iſt es doch immerhin beſſer, wenn man dem Leſepublikum neben den echten Kunſtwerken auch unſchädliche Surrogate bietet, als daß man müßig zuſieht, wie das nun einmal nicht zurückdämmbare Leſebedürfnis durch eine höchſt zweifelhafte Kolportageliteratur befriedigt wird. Bei Schülern liegt die Sache allerdings anders. Hier kann die Leſezeit ſo eingeſchränkt und geregelt werden, daß die wirklich künſtleriſch wertvolle Lektüre zur Befriedigung des Leſebedürfniſſes vollſtändig ausreicht. Das iſt aber ſchon bei der ſchulentlaſſenen Jugend nicht mehr der Fall. Gewiß wird man alles tun, um in den Vereinen durch Vorträge, Lichtbilder, Dichterabende uſw. zunächſt den Sinn für echte Dichtungen zu pflegen und namentlich das Intereſſe für die belehrende Literatur zu wecken. Scheitert man aber mit dieſen Beſtrebungen, dann iſt nicht einzuſehen, weshalb man die Leute nicht ſich an einer harmloſen Unterhaltungsliteratur erfreuen laſſen ſoll, hat doch auch kein Menſch etwas dagegen, wenn ſich nicht muſikaliſch veranlagte Perſonen an den Tönen einer Ziehharmonika ebenſo erfreuen, als Künſtler an den Beethovenſchen Sonaten. Gefährlich wäre bloß das, daß man ſolche Zuſtände für normal und befriedigend fände, während ſie nur ein Erſatz ſein dürfen, bis mehr geboten werden kann. Für alle Freunde der Volksbildung gilt es daher, mit vereinten Kräften unabläſſig nach Höherem zu trachten, bis das Ziel erreicht iſt, eine umfangreiche, künſtleriſch hochſtehende Volksliteratur und deren Verbreitung durch die Volksbibliotheken in allen deutſchen Gauen, bei allen Ständen, Altern und Geſchlechtern.

J. von Dirkink.

Literariſche Skizze von Nanny Lambrecht-Aachen.

Aus dem Leben J. von Dirkinks, der jetzigen Frau J. Sandhage, laſſen ſich kaum mehr als knappe Daten zuſammenraffen. Ihr perſönliches Leben und Weben wickelt ſich eben nicht vor dem Forum der Welt ab, ſondern innerhalb der Stille ihres Arbeitszimmers bei ihrem geiſtlichen Sohne in Hamm. So fällt ihre letzte Lebensperiode mit der erſten zuſammen; hier wie dort die Einſamkeit und Zurückgezogenheit. Das Kind des weſtfäliſchen Technikers, das am 29. März 1839 zu Mettingen das Licht der Welt erblickte, kam auf dem Gute des Großvaters in Kontakt mit jenen Menſchen, die als ſtehende Typen ihrer ſpäteren Werke die ſtarre Bauern-Weſtfalenart verkörpern ſollten. Der Kinderkopf ward zu einem Kaleidoſkop maleriſcher Trachtenbilder, die mit leuchtenden Augen geſchaut und eingeprägt wurden. Wie ſich die tuchenen Kleiderröcke in dichtem Gefältel um die Bauernhüften legten, wie die reichen Buntſtickereien über die Schultertücher rankten und die Sonne ſich in den ſtrahlenden Nebelkappen verfing, das alles war eine bunte, traumhafte Welt, die durch die Hand der Dichterin in reiferen Jahren zu realen Geſtalten und Menſchengeſchicken herausgearbeitet wurde. Es iſt aber eine bekannte Eigenart der Heimatkünſtler, daß ſie das Milieu ihrer Werke richtiger erfaſſen und das Lokalkolorit beſſer treffen, wenn ſie „fern von Madrid" und gleichſam herausgeſchält aus der Heimatſphäre ihre Erzählungen ſchreiben. Für Dirkinks Entwicklungsgang kommen daher die ſeit ihrer Verheiratung mit dem Gutsbeſitzer und Kaufmann erfolgten Reiſen, ſowie der häufige Wechſel ihres Aufenthaltes ſehr in Betracht. Ihre den ſchöngeiſtigen Anregungen entſprungene Schriftſtellerei verdichtete ſich zu einem beſtimmten Endziele, zu einem ausgeſprochenen Zwecke, und der war: dem weſtfäliſchen Bauernvolke einen Spiegel vorzuhalten; ihm zum Bewußtſein zu bringen, was ein Dichterauge ſtill beobachtend erſchaut hatte, daß nämlich mit dem Schwinden der althergebrachten Sitten, der Tracht und des bäuerlichen Selbſtbewußtſeins auch der alte Wohlſtand in den Höfen einging. Ihre Werke ſollten der milde Proteſt gegen das neue Syſtem und der Hinweis darauf ſein, was für ihre Heimatbauern im beſonderen als erhaltendes Prinzip bleiben ſoll. Und im Verlaufe der Jahre kam noch ein Weiteres hinzu, das wurde zur Triebfeder ihres Schaffens und zur immer wiederkehrenden Idee ihrer Erzählungen, einer Idee, die in all ihren Geſchichten, beſonders aber in ihrem Haupt- und Lebenswerke: „Die beiden Brune" transparent durchſchimmert, und die ſie ſelbſt in aphoriſtiſcher Kürze zuſammenfaßt: Nicht aufhalten die Zeit, aber feſthalten, was zu meiner Zeit mir gut und lobenswert dünkte!

Das iſt die einfache Formel ihres literariſchen Weſens, ebenſowenig kompliziert wie das perſönlich Erlebte, aber eben durch die einfache Natürlichkeit reich an poetiſcher Kraft. Um dieſen Beweis anzutreten, bieten die in der Miſſionsdruckerei zu Steyl erſchienenen drei Bände der Novellenſammlung „Heckenroſen" — „Heideblumen" — „Ginſterblüten"[1]) nicht das geeignete Material. Wir nehmen ſie aber zuerſt unter die Feder, weil es Dirkinks Erſtlingswerke ſind, aber — was wir ſchon vorab bemerken wollen — deren Schwächen in den ſpäteren Geiſtesprodukten teils glücklich vermieden, teils weniger erſichtlich ſind. „Heckenroſen"! Der Titel iſt das Geſicht des Werkchens. Was da allenthalben im Weſtfalenland in Dorf und Heide an bäueriſcher Art und Sitte, Glück und zumeiſt Unheil ſich abſpielt, wurzelt und gibt ſich wie Heckenroſen ſchlecht und recht, bisweilen ſpitz und widerhakig wie die Dornen und ſo einfach und grau und alltäglich wie der weltferne Himmel über der ſtillen Heide. Und die Menſchen ſind wie die Heide, herb, ſtörrig, rauhborſtig und wortarm. Zuweilen kommt da ein Fremdes hinein, ein Unverſtandenes mit ſehnenden Augen und wunderbar zarter Seele wie die Regine in „Eine fixe Idee" oder die „Frau Margarete". Das iſt dann die Heckenroſe, die ſo gar kein echtes Heckengewächs iſt, weil ſie keine Dornen hat. Darin ſcheint mir der Mangel dieſes und der anderen Bändchen zu liegen: zu viel feine Saitenklänge, wo doch die Leier wuchtig ertönen ſoll, ein verzuckerter Bauernmund, der nicht redet, wie es ihm auf die Zunge rollt, und überall die Scheu, einmal kräftig loszufahren, und wenn es auch ein bäueriſcher Fußtritt wird. Ein derbes Wort iſt noch kein frivales, und was der Bauer denkt, fühlt und ſpricht, iſt die Sprache, die er redet mit Menſchen und dem lieben Vieh. Das muß man im Auge behalten, wenn man an die Herausarbeitung des Bauern und des Bäueriſchen geht. Es iſt unzweifelhaft, Dirkink kennt ihre Weſtfalenbauern, aber ſie ſteht unter ihnen im Städterkleid, die Scheu hüben und drüben hält beide Teile gefangen und läßt in ihre Feder immer wieder die roſafarbene Tinte einfließen. Auch P. Krelten iſt in einem Briefe an die Verfaſſerin zu dem gleichen abſchließenden Urteile über dieſe Novellenbändchen gelangt. Ich leſe da: „Bleiben Sie bei Ihren Moor- und Heidebauern, aber laſſen Sie dieſelben ſich auch als ſolche ausleben". Und an einer anderen Stelle: „Ich liebe Ihre Art, ich ſchätze Sie als eine Originalität und möchte Sie ſo gern ganz als das ſehen, was Sie ſein könnten und ſollten: die katholiſche Dinklage. Wenn ich dann in einer

[1]) Pro Band 2,50 M.

Ihrer Sammlungen eine Geſchichte beginne und mich freue, was daraus werden kann, wenn ſie künſtleriſch durchgeführt würde, ſo kann es mir niemand und Sie an letzter Stelle übel nehmen, wenn ich mich ärgere, daß dann auf einmal alles ganz anders und zwar recht unnatürlich anders kommt." Wenn nun auch die Charakteriſierungskunſt der Verfaſſerin in den verſchiedenen Novellenſammlungen gewiſſe Schwächen aufweiſt, ſo ſind dieſe Erzählungen doch nicht ſchlankweg als farb- und wertloſe Geſchichten im Konditoreiton zu diskreditieren. Dirkink verſteht es, in ſtrenger Holzſchnittmanier ihre Geſtalten herauszuarbeiten — da! ſo ſtehen ſie vor uns: harte Eiſenköpfe, welche die Himmelsdecke einſtoßen möchten, aber dann reden ſie, und wir kennen ſie nicht wieder, und unſer Intereſſe flaut ab, und fertig iſt das Urteil: eine beſſere Katendergeſchichte! Vielleicht ein ungerechtes, aber dann müßte nicht nur der Schein, ſondern auch die Autorin ſelbſt trügen; und ich glaub's wirklich. Sie hat's beſſer erdacht, erlebt und gewollt, ſcheut ſich aber, aus der Schablone herauszutreten; vielleicht iſt auch nur die unkluge Auswahl der Sammlung ſchuld, die da kraftvolle Anläufe und Minderwertiges zuſammengeſchweißt hat zu Hecken- und Heideblumen. Es fragt ſich nun, ob dieſe Lektüre den Landbibliotheken zu empfehlen iſt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Leſer das, was er tagtäglich erlebt, nicht auch noch in ſeiner Lektüre verarbeiten will. In dieſer Hinſicht wird die Landbevölkerung der getreuen Kopie ihres Lebens und Schaffens weniger Intereſſe entgegenbringen als der ihr fernſtehenden Welt des Salons, der Großſtadt und der fernen Länder. Hinwiederum iſt dem Stadtleſer in dieſen unſeren literariſchen Zeittäufen das angenehmſte und modernſte Parfüm: Erdgeruch! Und da mögen dieſe zu Dirkinks Bändchen greifen. Inbeſondere möchte ich ſie der reiferen Jugend empfehlen. Da viel urwüchſige Kraft darin ſteckt, würden ſie auch dem nach derberer Geiſteskoſt verlangenden Jünglinge genügen. Die ſämtlichen drei Bände, die ſich ihrer Ausſtattung wegen zu Geſchenkzwecken eignen, ſind nach Inhalt und Form gleichwertig. Als die relativ beſten Erzählungen ſind hervorzuheben: „Eine fixe Idee" — „Köhlertrude" — „Moordrücke" — „Im Schnee" — „Tante Nöre" und andere. Die letztere hat auch in der Bachemſchen Novellenſammlung Aufnahme gefunden, iſt alſo im Einzelbande zuſammen mit zwei anderen: „Im Lande der Mondſcheinler" von Eimbeck und „Gelandet" von Schwarz käuflich. Der Titel lautet dort: „Im Kampfe mit der Welt." In dieſem ungleichen Kampfe ſteht Nöre Förſter aus der Dorfmühle. Die ſichtbaren Spuren dieſes Ringens trägt ſie unter der Krepphaube: die weißen Haare auf dem jungen Kopf, das verknöcherte Herz, das nicht mehr lieben will, der verbitterte Mund, der nicht mehr lachen will; und all dies um des Bruders willen! Franz iſt der Leichtlebige, der um Hab und Gut kommt und unter das Fußvolk der Landſtraße gerät. Bruderzwiſt, Wechſelfälſchung ſind die böſen Folgen. Da bricht man den Stab über ihn und rechnet ihn zu den Toten — ſtarr, unverſöhnlich, aber ſein Sohn empfängt auf dem Schutzenhofe die Gnade des Almoſens und bleibt in der Mühle der Geduldete und Ueberzählige. Dennoch entſteht eine ſchöne Freundſchaft zwiſchen dieſem und dem Sohne des älteren Bruders, Johannes. Letzterer wählt den geiſtlichen Stand, Baptiſt wird — Sänger. Da rechnet man auch ihn zu den Verlorenen. Bauernſtotz duldet kein „Komödiantenblut". Als Schreckgeſpenſt taucht dann noch einmal der verkommene Franz in all den Wirruiſſen auf, und dann bricht das Ende mit — Troſt und Milde und Verſöhnung herein. Nöre hört die „Engelsſtimme" des Baptiſt in einem Konzert und läßt ſich erweichen. Johannes wird Pfarrer in ſeinem Heimatdorfe, und in ſpätem Glücke walten ſie alleſamt ſtill und friedlich und fromm. — Das alles iſt mit guter Beobachtungsgabe und recht glaublich erzählt, vielleicht ab und zu etwas romantiſch für Bauernſchickſale, im übrigen aber klare, anheimelnde Bilder von Natur und Menſchen, und lachender Sonnenſchein auch über vergeſſenen Gräbern und vergrämten Mienen; kein ſtörendes Licht, deſſen Glanz die wunde Seele ſticht, ſondern die ſtille, ſonnige Freude, die ein geſundes, lauteres Gemüt nie ganz vertiert, auch im Unglücke nicht. Den Bauernboden verläßt die Verfaſſerin in ihrer Novelle: „Sein Mündel", die in den „Neuen Weihnachtsgrüßen", Novellenſammlung von Dr. Armin Kauſen, erſchienen iſt. Sein Mündel iſt Alice, die Sängerin wird, edel und rein bleibt und im Lichterglanze des Weihnachtsbaumes zu ihrem Glücke kommt als ihres Vormundes Braut. Es liegt viel ſtiller Zauber in dieſer Erzählung, und über allem — der ſelige Friede des Weihnachtsabends.

Im Bachemſchen Verlage erſchien auch ihr Hauptwerk, der Roman „Die beiden Brune".[1]) Dieſer Roman iſt gegen die Novellen ein Rieſenſchritt der Weiterentwicklung. Er zeugt von ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit und ſchöpft unmittelbar aus der Wirklichkeit. Mit hingebender Liebe ſind die beiden Helden herausgearbeitet, Martin und Klaus; ſie ſind die Träger von Licht und Schatten — faſt in allzu ſcharfer Verteilung; auch in der Charakterzeichnung der Thereſe dürfte die Liebe denn doch zu blind ſein. In einem Schreiben an die Verfaſſerin nennt Freiin von Bracket dieſe Geſtalt als „pſychologiſch

[1]) Broſch. 3 M., geb. 4,20 M. Die knappe Inhaltsangabe dieſes Romans ſiehe in Borr.-Bl. Jahrg. II, S. 53.

richtig" gezeichnet. Es ist indessen nur schwer anzunehmen, daß ein so gesund und vernünftig denkendes Mädchen sich so lange und so plump an der Nase herumführen läßt. Die Treue ist ja gewiß ein rührender und stichhaltiger Grund, und vielleicht ist dieser Einzelfall auch einmal dagewesen, aber als Buchmensch, den man so gern als Norm für alle annimmt, und der sich nun einmal von jedem, dem es beliebt, nach Tauglichkeit oder Untauglichkeit abwägen lassen muß, ist diese Therese eine problematische Natur, und schon gar nicht kann ich ihr's verzeihen, daß sie sich durch solch ein hohles, zerfahrenes Bürschchen todkrank machen läßt. Wahre Prachtgestalten sind hiergegen Schulze Bröker, Libethmöhne, der Härohm, die scheele Mamsell usw., derbe, ehrliche Menschen mit prägnanter, bisweilen köstlicher Sprechart. Aber hier wird immer die Kante sein, an der „Die beiden Brune" im einzelnen und die Heimatkunstwerke im allgemeinen anstoßen. Dirkink spitzt auch in diesem Roman die Bauernzunge fast vollständig auf das Hochdeutsche zu. Das ist doch wohl eine zu weitgehende Konzession an den Leser, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Dialektanwendung in den neueren Produkten der Heimatkünstler zum Unfug sich herauszugestalten beginnt, für den wir geneigt sind, Clara Viebig verantwortlich zu machen, von dem aber die gesamte Heimatkunst angekränkelt ist. Tatsache ist, daß die Sprache wirksam die Charakterisierungskunst unterstützt, der Bauernmund demnach folgerichtig keine Herrensprache reden soll, indessen wird sich der Fernstehende da schwerlich durchlesen. Dieses Dilemma mag auch Dirkink gefühlt und erkannt haben, aber von zwei Uebeln wählte sie das größere und ließ ihre Bauern Hochdeutsch reden, wo vielleicht doch die allgemein verständliche Dialektanwendungen, also ein lebensfähiges Mittelding, sehr wohl hätte angewandt werden können — nicht zum Schaden des ganzen Gesamtbildes der beiden Brune. Durch diese erweiterte Aufspinselung des Lokalkolorits würde der Roman, den wir als hervorragendes Produkt der Heimatkunst anerkennen, bedeutend gewinnen. Wir können ihn bedingungslos empfehlen, auch der reiferen Jugend, am wenigsten sollte er in den Borromäusbibliotheken fehlen.

Wir fassen das Fazit über Dirkink dahin zusammen, daß ihr Roman sie unseren besten katholischen Erzählerinnen an die Seite stellt. Sie verfügt über ein starkes, ja hervorragendes Talent, ihre Erzählungsart ist prägnant, kernig. Wenngleich sie auch mit ihrer positiv religiösen Ueberzeugung allerweg hervortrit, weht doch nirgend der Frömmlerduft in den Erdschollengeruch hinein. Wie die Verfasserin mitteilt, wird demnächst ihr neuer Roman: „Der Klosterschatz" in Druck gehen, für die Freunde ihrer Muse eine gewiß erfreuliche Nachricht. Es verlangt uns, mehr von Dirkinks Erzählungsgabe zu empfangen, von der „Brune"-Art und der neuen Dirkink.

Dichtungen im Kölner Dialekt.

Von Laurenz Kiesgen, Köln.

Wenn man die geringe Zahl der im Kölner Dialekt geschriebenen Bücher übersieht, könnte man versucht sein, die Kölner Dialektdichtung unproduktiv zu nennen. Denn das Dutzend wird bei der Aufzählung nicht einmal erreicht. Oder man könnte, als Fremder, die Unproduktivität dem Dialekt und etwa seiner geringen Ausbreitung zuschreiben. Aber das wäre bei näherer Kenntnis der Kölner Mundart, schon nach der flüchtigen Lektüre eines so trefflichen Buches wie das des kürzlich verstorbenen Schulrates Münch über die „ripuarisch-fränkische Mundart", oder der einschlägigen Schriften Fritz Hönigs, nicht mehr aufrecht zu halten. Auch die Dichterkraft schlummert nicht im „hilligen" Köln, wo die Blumenspiele neu erstanden, und wo nach dem Ausspruche eines biederen Gelegenheitspoeten „jeder Mensch ein Dichter" ist. Nein, die Dialektdichtung Kölns, auch was gedruckt wurde, ist durchaus nicht so unproduktiv, wie es den Anschein hat: im Gegenteil, sie ist sogar sehr fruchtbar. Aber es gibt einen gefräßigen Moloch, der jahraus, jahrein eine ungemessene Summe von Geistesarbeit und schnell emporgeschossenen Blüten verschlingt und in seinem unheiligen Bauche verdaut, das ist — der Kölner Karneval.

Der Bauch dieses Molochs ist allerdings auf Verdauungsbeschwerden noch nicht ertappt worden. Wählerisch ist er keineswegs. Er kann das ledernste Zeug vertragen und macht sich nichts aus dem entsetzlichsten Heu. Auch das Gift der Zote tut ihm nichts. Aber leider verschlingt er daneben liebliche Blüten des harmlosen und unverfälschten rheinischen Humors, Herzenstöne tief empfundener Dichtung, scharf umrissene Charakterskizzen, übermütig oder traulich und anheimelnd, in Vers oder Prosa. Allerdings verliert das meiste für den Karneval Geschaffene durch seine auf den Augenblick berechnete Wirkung, durch die reich mit örtlichen und zeitlichen Anspielungen gespickten Pointen oft in ein paar Monaten jedes Interesse. Dabei dürfte es sich aber doch lohnen, aus den gedruckten Dokumenten des Kölner Karnevals — die Prosa- und Poesie-Vorträge meist im „Karnevals-Ull" (Verlag Hoursch und Bechstedt), die gemeinschaftlichen Lieder, oft vorzügliche und wertvolle Treffer, in den Liederheften der großen Gesellschaften, eine Auswahl auch bei Tonger in Köln — einmal ohne Rücksicht auf Eitelkeit und Name des Schreibers, mit

bloßer literarischer Bewertung, das Beste und Bleibende zu sammeln. —

Der Kölner Dialekt ist ein Zweig des niederrheinischen. So viel Gemeinsames er nun aber auch mit der Mundart des niederrheinischen Volksstammes haben mag, in seiner eigensten Ausprägung ist er doch ja für sich gesondert und verschieden, daß schon eine Stunde oberhalb oder unterhalb der alten Colonia der echt und recht „kölsch" Sprechende nicht mehr ganz und in seinen besten Nuancen verstanden wird. Die Nivellierung, wie sie das Getriebe großstädtischer Entwicklung im Gefolge hat, bemüht sich auch hier, alles Eigenartige zu verwischen. Wir von heute sprechen schon nicht mehr das Platt, wie es unsere Väter sprachen. Noch vor einem Menschenalter konnte der gelehrte Stadtarchivar und Kenner kölnischer Geschichte und städtischen Volkslebens, Dr. L. Ennen, einen Schematismus entwerfen, der das „Kölsch" in fünf streng voneinander geschiedene Gruppen sonderte. Es blieb von dieser Sonderung, die im Köln des alten Mauergürtels unzweifelhaft bestand, nicht viel mehr übrig, als daß man das „gewöhnliche" Eifeler Platt — Eifel nannte man den südlichen Stadtteil, das Severinsviertel — von dem jovialen Dialekt der Zentralstadt unterscheidet, dessen sich die altangesessenen, wohlsituierten Bürgersfamilien des mittleren Köln bedienen.

Solche Unterschiede vermischen sich im lebendigen Sprachgebrauche immer mehr, und es würde wohl bald keine Kunde davon mehr sein, wenn es eben nicht schriftliche Denkmale des Kölner Dialekts gäbe, die den Unterschied treu aufzeichnen. Schon aus diesem Grunde gebührt der mundartlichen Dichtung Beachtung; rechnet man ihren poetischen und literarischen Wert gering, so ist ihr sprachlicher und, nicht zu vergessen, kultureller Wert um so ausschlaggebender.

In einer Sammlung „Kölnischer Sprichwörter" von dem oben bereits genannten Fritz Hönig läßt sich das besondere Element des Kölner Volkscharakters trefflich erkennen. Es ist der witzige, oft überraschend humorvolle, zuweilen etwas kräftige Vergleich. Wortwitz und Schlagfertigkeit die in den Karnevalsreden aber in der Unterhaltung Triumphe feiern, scheinen diesem Menschenschlage angeboren. Es mag eine Ader des benachbarten gallischen Blutes sein, das ihn damit versah: Was der Franzose mit seinem esprit übersunkelt, macht der gemütliche Kölner mit einem „Krätzchen" ab.

Bekannt sind in dieser Hinsicht die Leistungen des Kölner Hänneschens, der Volksbühne. Das Hänneschen mit seinen ehrwürdigen Genossen, dem Bestevader, dem Speimanes, dem Tünnes, dem Schäl und der Marizzebill sieht die Weltereignisse unter dem Gesichtswinkel des immer dankbar aufgenommenen Krätzchens. Zum Schluß ist stets eine solenne Prügelei. Anfangs ein einfaches Puppenspiel, wurde das Hänneschen in den letzten Jahren als Theater mit lebenden Akteuren ein jährlich gern gesehener Gast in Köln und draußen. Auch in Buchform wurden seine Späße festgehalten; Hönig und neuerdings Millawitsch sind die Autoren. Wenn diese Stücke auch keineswegs die Regeln der aristatelischen Poetik befolgen, so ist ihnen ein gewisser gutmütiger Zug und eine Art Katharsis, von unendlichem Gelächter begleitet, nachzurühmen. Oft sind es Parodien bekannter Stücke (Millawitsch bearbeitete „Martha", „Ehre", Heimat", „Madame sang schön" [sans gêne] u. a.); aber auch Originalstücke finden sich dabei.

Was in Lyrik und überhaupt in gebundener Rede in der Kölner Dialektdichtung vorliegt, ist, neben dem frischen Gesellschaftsliede (vergl. die Sammlung bei Langer) ebenfalls meist Parodie. So fast der ganze Band „För jeder jet" von Fritz Hönig (Kötn, Lengfeldsche Buchhandlung). Die Paradien wechseln mit breit ausgesponnenen Anekdoten ab, deren derbe Pointe oft die Mühe der Bearbeitung nicht aufwiegt. Das eigentliche lyrische Lied ist selten vertreten, zuweilen als Nachahmung, aber auch original und den Beweis liefernd, daß der Dialekt den feinsten Regungen der Herzenssprache nachgehen kann. Verse bringt auch Paul Faust (Köln in frohen und ernsten Stunden. Erster Band. Selbstverlag); meist hat er alte Kölner Typen der Straße festgehalten; daneben finden sich ein paar frische Lieder.

Mehr gepflegt ist die Prosaerzählung. Zunächst sind die „Kölsche Scheldereie" des trefflichen Wilhelm Kach zu nennen (Köln, Bachem, vier Bändchen in mehrfacher Auflage). Mit Bewußtsein ging er auf das Ziel los, die Art von „Reutersch Fritz" nachzuahmen. Koch ist ein sehr gewandter Schriftsteller und ein Poet dazu. Seine Bändchen bringen echt kölsches Milieu und eine treue Wiedergabe der Mundart. Aus allen Gesellschaftskreisen und aus verschiedenen Zeiten nimmt er Personen und Handlungen, und er weiß uns jedesmal lebendig und fesselnd das, was er schildern will, vor Augen zu stellen. Köstlich ist in dieser Hinsicht seine Darstellung von „Johr Aachunveezig", wo es sich zeigt, daß in der guten Stadt Köln beim stärksten Revolutionseifer der ganze Aufstand auf eine Art Fastnachtsspiel hinauslief. Kirmes und Volksfest leben im „Bätes" auf, und die anziehende Schilderung eines berühmten Karnevalsfestes lesen wir in der Erzählung „Der Rippet vun der Beß". Aus neuerer Zeit berichtet „Der kölsche Klüngel", in dem eine lustige Stadtratswahl und eine Liebesgeschichte mit niederträchtigen Klüngeleien ergötzlich und ernst den Leser fesseln. Ueberhaupt versteht Koch eine Geschichte aufzubauen, die Fabel zu schürzen, zu verwickeln und die Lösung herbeizuführen trotz einem; es steckt Spannung

in seinen Werkchen. Reizvoll, vor allem für den Kölner, sind die vielen Anspielungen sowie der treuherzige Zauber der Darstellung; aber auch für den Fernstehenden wird es sich lohnen, die Schwierigkeiten des Dialektes zu überwinden und sich in diese einfachen und reingestimmten Erzählungen zu vertiefen. Viel würde zur weiteren Verbreitung eine Gesamtausgabe der Kochschen Erzählungen in einem Bande mit Glossar beitragen. Das fünfte Bändchen, die kleinen hübschen Erzählungen und Anekdoten, die Koch „Oemmerjöönchen" nennt (kleine, buntfarbige Zuckerkügelchen, in deren Mitte ein Kern steckt), könnten gleichsam als Vorspeise diesem Bande gesunder Volksliteratur vorgegeben werden.

Kochs Erzählungen sind, wenn man sie nach ihrem künstlerischen Werte beurteilt, in der ganzen Anlage nicht so bedeutend, um in den weitesten Kreisen ihr Publikum zu finden. Was die Kölner interessiert, läßt andere gleichgültig. Koch faßt, wie auch der nun zu erwähnende Wilhelm Schneider-Clauß, seine Probleme nicht künstlerisch tief genug, arbeitet sie nicht nach allen Seiten aus; es sind zu viele Schilderungen darin, die mit der Eigentümlichkeit der Lokalität oder der Epoche vertraut machen sollen, während dies doch aus dem Charakterbild der Persönlichkeit, aus ihrem Handeln und Leben sich ergeben müßte. Schneider-Clauß erzählt „Us uns Lotterbove-Johre", aus seiner Kindheit (Köln, Bachem, 2 Bändchen). Diese Erzählungen, „Unse Student", „Der Seilspenner", sowie „Achzehnhundertsibbenzig" sind reizend und hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck. Sie sind im ganzen tragischer als Kochs leichtbeschwingte Geschichten. Besonders die letzte Geschichte setzt uns ergreifend in die Stimmung, wie sie der Krieg gegen Frankreich in die kleinen Verhältnisse Kölner Familien hineinträgt. Das dritte Bändchen desselben Verfassers, „Ming eezte Liebschaff" (Köln, Verlagsanstalt und Druckerei) ist im Stoff weniger bedeutend und läßt an manchen Stellen nicht die rechte Freude aufkommen. Die Verhältnisse und Begebenheiten scheinen zuweilen kleinlich, ein Mangel, der vielleicht in zu starker Anlehnung an die Wirklichkeit seinen Grund hat.

Mit stark romantischem Zauber umgibt Paul Faust seinen Helden, den „Möler" Karl in der Erzählung „E Veerblatt" (Köln in frohen und ernsten Stunden, Selbstverlag). Frisch und flott komponiert, kommt es der Geschichte auf große Unwahrscheinlichkeiten nicht an; reale Bedingungen des Lebens überwindet die Güte einer reichen Dame, und es überrascht uns nicht, am Schlusse Zeuge von fünf Hochzeiten zu gleicher Zeit zu sein. Wir sind im ganzen Buche umsponnen vom Glücke harmloser, guter Menschen; beginnende Intrigue erstickt in ihrer eigenen Bosheit. Der Verfasser liebt zu sehr seine Person und kann die Disharmonie rauher Wirklichkeitstöne nicht anhören. Dabei beweist er an einigen Stellen treffliche Kenntnis des Volkscharakters.

Damit sind wir am Schlusse. Man hat in letzter Zeit viel über die Uebersetzung der Werke Fritz Reuters ins Hochdeutsche geschrieben und meist gespottet. Man mag darüber urteilen, wie man will; soviel steht wohl fest: der Hauptgrund dieser Maßregel wird das Streben sein, Reuters Werk allen Deutschen zugänglich zu machen, weil man sich sagte, daß sein innerer Gehalt, der von der zufälligen sprachlichen Form an sich nicht berührt wird, für alle wertvoll genug ist. Von den Kölner Dialektdichtungen würde eine solche Uebersetzung das Wesentliche nnd Beste nehmen. Haben auch die Kölner Dialektdichter in der Beschränkung auf kleine Ausschnitte und artige Genrebildchen einem stark hervortretenden Charakterzug niederrheinischer Kunsteigenart Folge gegeben: der große Meister des Kölner Dialekts muß noch geboren werden. Trotzdem aber lohnt sich die Arbeit des Einlesens reichlich, und wir möchten jeden, der Köln kennt oder kennen lernen will, zur Lektüre der Prosa von Koch, Schneider-Clauß und Paul Faust ermuntern. Er wird es nicht bereuen. In den Bibliotheken werden die Bändchen fleißig gefordert.

Die Agitation für den Borromäus-Verein.

Von P. Sontag-Breslau.

Wir gehen dem Ende des Jahres entgegen. Da ist es angebracht, wieder ein wenig an die Vergrößerung des Borromäusvereins zu denken. Denn obgleich der Borromäusverein im ganzen 2877 Hilfsvereine mit 128 500 Mitgliedern umfaßt, so wird doch keiner, der es mit unserer Sache ernst meint, sagen, dies sei genug. Es ist ja freilich nicht möglich, jeden einzelnen deutschen Katholiken zum Beitritt zu bewegen, aber es ist möglich, jeder Gemeinde, jeder Pfarrei eine Borromäus-Bibliothek zu verschaffen, d. h. überall einen Hilfsverein einzurichten.

Was sich in dieser Hinsicht durch Agitation erreichen läßt, zeigt z. B. Schlesien. Wenn hier in den beiden Jahren 1904/5 46 neue Vereine entstanden sind, mehr als in den 6 vorhergehenden Jahren zusammen, so halte ich diese Vermehrung — abgesehen von einigen anderen günstigen Umständen — für einen Erfolg einer gegen Ende des Jahres 1904 intensiver betriebenen Agitation.

In der Tätigkeit, neue Vereine zu gründen, können wir die Zentralstelle einigermaßen unterstützen durch Angabe von Adressen solcher Personen, die geneigt oder wenigstens geeignet wären, den Verein an ihrem Orte einzuführen. Von

der Zentralstelle Bonn werden alsdann die nötigen Papiere, Formulare, Flugblätter ꝛc. hingesandt. Nicht erfolgslos dürften auch Aufsätze in den Pastoralblättern oder in den Lehrerzeitungen sein; bei dem einen oder anderen schlägt's doch an. Ueberhaupt ist es notwendig, durch die Presse immer und immer wieder auf den Verein hinzuweisen. Referate in den Tagesblättern über Versammlungen des Vereins, über angekommene Bücher und Gabenverzeichnisse, über eingetroffene Bibliotheksgaben ꝛc. machen die Leser auf den Verein aufmerksam. Leider werden von vielen derartige kurze Notizen gar nicht gelesen. Da zieht eine Abhandlung „unterm Striche" mit nicht zu trockenem Titel schon mehr die Augen auf sich. Sie muß aber recht packend und populär, ja nicht theoretisch gehalten sein, und die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieses Vereins, der die Jahresbeiträge sozusagen mit Zinsen wieder zurückgibt, muß förmlich in die Augen springen. Daß diese Arbeit nicht von der Zentralstelle des Vereins aus besorgt werden kann, daß vielmehr Geistliche und Lehrer solche Artikel in die Provinzial- und Lokalpressen lancieren müssen, braucht kaum bemerkt zu werden.

Für jene, die eine katholische Zeitung nicht lesen, sind natürlich solche Artikel nicht vorhanden, und man muß ihnen auf eine andere Weise beizukommen suchen. Da empfiehlt sich denn die Verbreitung von Flugblättern, in denen das Wichtigste über den Verein in verständlicher Weise auseinandergesetzt ist. Wir erhalten solche kostenlos in beliebiger Anzahl von der Zentralstelle in Bonn. Diese Zettel, als Drucksachen versandt, oder an den Kirchentüren und in Vereinen verteilt, dürften — wenn sie auch oft genug ungelesen in den Papierkorb wandern mögen — doch immerhin einigen Erfolg haben, manchmal freilich einen recht kleinen: ich hatte vor zwei Jahren auf ca. 150 derartig versandte Flugblätter nur etwa 3—5 Beitritte zu verzeichnen.

Mehr ziehen gedruckte, gefällig ausgestattete Bücherverzeichnisse der betreffenden Ortsbibliothek, auf deren ersten Seiten Zweck und Vorteile des Vereins auseinandergesetzt sind. Allerdings kostet der Druck solcher Kataloge eine ziemliche Summe Geldes. Wenn aber ein Hilfsverein — wie an vielen Orten üblich — von seinen Mitgliedern außer dem Jahresbeitrage noch einen kleinen Beitrag von 20—50 Pfg. erhebt, oder über eine wohltätige Stiftung zu verfügen in der Lage ist, so kann er sich schon einmal diese Ausgabe gestatten. Schließlich kommen die darauf verwendeten 40—80 M. durch den Verkauf an die Leser der Bibliothek wieder heraus. Neben dem Verkaufe möchte ich aber als besonders empfehlenswert bezeichnen das Gratiszustellen des Kataloges resp. des Gabenverzeichnisses an solche Katholiken der Pfarrei, die man für den Verein gewinnen will.

Daß auch bei unserer Agitation das gesprochene Wort größere Erfolge als das gedruckte haben wird, ist verständlich. Da darf man wohl die Kanzel als die geeignetste Stelle für Belehrung über Literatur, Warnung vor schlechten Schriften und Empfehlung guter betrachten. In der Kirche sind die Ohren geöffnet, die Herzen gewettet und mit guter Gesinnung erfüllt, hier werden die besten Vorsätze gefaßt. Ein Hinweis auf den Borromäusverein hätte also die denkbar günstigsten Aussichten auf Erfolg — wenn man nämlich den Eifer nicht erkalten läßt, d. h. wenn jeder Kirchenbesucher beim Austritt aus dem Gotteshause gleich mit dem oben genannten Flugblatte zwecks Einzeichnung seines Beitrittes versehen wird, oder wenn man erklärt, nachmittags um die und die Zeit an dem und dem Orte zur Entgegennahme von Anmeldungen anwesend zu sein.

Möchten doch auch alle Leiter katholischer Vereine sich der Bedeutung des Borromäusvereins bewußt werden und Vorträge[1]) über Literatur und Presse, und was damit zusammenhängt, halten. Möchten doch auch katholische Laien, denen die Gabe der Rede verliehen ist, hier ein apostolisches Werk tun und durch Hinweis und Empfehlung des Borromäusvereins gute Bücher verbreiten, d. h. den Glauben stützen, festigen, verteidigen, ja sogar oft wiedergeben helfen. Die Liebe, Wärme, Begeisterung des Redners wird gleiche Gefühle auch bei seinen Zuhörern wecken, und eine nach Schluß des Vortrags herumgegebene — nicht nur ausgelegte — sondern von Tisch zu Tisch wandernde Liste zum Einzeichnen wird sicher nicht leer zurückkommen. Besonders empfehlenswert scheint es, schon vorher einige dafür zu gewinnen, ihren Namen bald anfangs einzutragen, bevor die Liste ihre Reise beginnt.

Wie sind nun jene zu gewinnen, die weder in die Predigt, noch in katholische Vereinssitzungen gehen, die einen Generalanzeiger oder gar eine ausgesprochen katholikenfeindliche Zeitung lesen? — Ein Jugendvereins-Präses hatte seine Jünglinge für die Sache zu begeistern verstanden und jedem aufgegeben, wenigstens eine Person aus seinem Bekanntenkreise als neues Mitglied dem Borromäusverein zuzuführen. Der Erfolg war glänzend. — Auch gütliches Zureden des Ortsgeistlichen anläßlich eines Besuches in einer derartigen Familie zeitigt gute Früchte. In größeren Städten, wo oft gar keine Verbindung mit dem Pfarrhause besteht, wird die persönliche Rücksprache zweckmäßig durch ein geschriebenes (nicht gedrucktes) Schreiben ersetzt. Dieses — als Zirkular gedacht — könnte beispielsweise etwas

[1]) Reichen Stoff für Vorträge bieten z. B. Wetzel, Die Lektüre (Ravensburg) oder Rody, Die moderne Literatur (Mainz) und die Borromäus-Blätter.

Weniges über die Gefahren der schlechten Literatur mit Hinweis auf den Kölner Kongreß gegen die unsittliche Literatur (vom Oktober 1904) enthalten, dann etwas über die Notwendigkeit guter, christlicher Haus- und Volksbibliotheken, sowie eine recht klare Auseinandersetzung der Vorteile des Borromäusvereins, der solche Bibliotheken gründet und unterhält. Zugleich unterstützt man durch seinen Beitritt ein caritatives und patriotisches Werk von höchster Bedeutung.

Diesem Anschreiben legt man eine Liste zum Einzeichnen bei — Rubriken für Name, Wohnung und Jahresbeitrag enthaltend. Gibt man zu den beiden Schriftstücken noch ein Gaben- und ein Bücherverzeichnis vom letzten Jahre, vereinigt alles zusammen in einer Mappe, so wäre der papierne Bote reisefertig, und der Küster oder sonst ein brauchbarer Mann aus der Gemeinde kann sich auf den Weg machen. Mit Erfolg lassen sich für diese kleinen Botengänge auch Kinder verwenden. Sie tun es gern, wenn ihnen in der Religionsstunde klargemacht wird, daß sie dadurch ein gutes Werk verrichten. Der kleine Bote nimmt seinen Zettel mit den Namen von Katholiken, zu denen er die Mappe zu tragen hat und gibt letztere an der ersten angegebenen Adresse mit dem Bemerken ab, daß der Pfarrer (oder Kaplan) die Mappe schicke, und daß sie morgen wieder abgeholt werde. Den Zettel behält er bei sich, holt sich die Mappe am nächsten Tage und trägt sie an die zweite Adresse und so fort. Die Maschine läuft dann ganz allein, und man braucht sich darum nicht weiter zu kümmern, bis frische Kohlen nötig, d. h. bis ein neuer Zettel mit anderen Namen geholt wird. Es sind in einem Hilfsvereine durch solche Wandermappen — 5 an der Zahl — in einem Jahre 80 Neuanmeldungen zu verzeichnen gewesen, gewiß ein recht erfreuliches Resultat.

Die Wirkung der hier angeführten Methoden wird nach der Art der Bevölkerung wechseln. Mag man nun über den Wert der einen oder anderen verschiedener Meinung sein, wert sind sie es, daß keine unversucht bleibe. Ich wünsche jedem von Herzen den besten Erfolg.

Nochmals Lesezirkel und Volksbibliotheken.

Dr. Philipp Friedrich-München.

Unsere Ausführungen in Nr. 12, Jahrgang II, der Borromäusblätter zu obigem Thema haben, wie uns Zuschriften ersehen lassen, das Interesse an der Sache geweckt und zur Gründung von Lesezirkeln von mehr katholischem Gepräge für katholische Interessenten angeregt. Verschiedene Anfragen bezüglich der Höhe des Abonnementspreises usw. der in Frage kommenden Zeitschriften veranlassen uns, in einem Nachtrag zu dem oben erwähnten Aufsatz jene Zeitschriften namhaft zu machen, die für unseren bezeichneten Zweck sich eignen. Aus technischen Gründen gruppieren wir sie in Wochen-, Halbmonats- und Monatsschriften. Eine kurze Charakteristik der einzelnen Journale soll die Auswahl bei einem zu gründenden Lesezirkel erleichtern helfen.

I. Monatszeitschriften.

Die „Laacher Stimmen" wenden sich ausschließlich an wissenschaftlich gebildete Kreise. Die verschiedensten Wissensgebiete finden hier sachmännische Vertretung und treue Pflege einzig durch deutsche Jesuiten. Jährlich 12 Hefte 10,80 M.

„Die Wahrheit" „soll ein vornehmes Organ für den Kreis der Gebildeten sein, welches alle unsere Zeit bewegenden Ideen und Bestrebungen möglichst objektiv und im christlichen und katholischen Sinne zu erörtern und zu fördern berufen ist. Friede und zielbewußte gemeinsame Bekämpfung des modernen Atheismus auf seiten der Katholiken und gläubigen Protestanten, die Förderung des Wohles und der Größe unseres Vaterlandes, treue Mitwirkung zur Lösung der sozialpolitischen Aufgaben im Reiche, gründliche Umschau auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Kultur — das sind in großen Zügen die Ziele, welche die Wahrheit sich gesetzt hat". Diesem Programm des neuen Herausgebers Dr. Franziß fügen wir nur bei, daß die Zeitschrift bisher redlich und mit Erfolg an der Erreichung dieser hohen Ziele gearbeitet hat. Jährlich 12 Hefte 4 M.

Religiösen bezw. apologetischen Zwecken dient das „Magazin für volkstümliche Apologetik", redigiert von Ernst Ney. Auch diese Zeitschrift dürfte unseres Erachtens in Lesezirkeln willkommen sein ob der Aufklärung in religiösen Fragen der Gegenwart durch hervorragende Vertreter der Wissenschaft und ob des Einblicks in die Art und Weise, wie die Gegner Christi Kirche bekämpfen. Jährlich 12 Hefte 3,20 M.

Dem nämlichen Zwecke wie das „Magazin für volkstümliche Apologetik" dient die mit dem 1. Okt 1905 zum ersten Male erschienene „Apologetische Rundschau", herausgegeben von der Zentral-Auskunftsstelle der katholischen Presse. Preis 3 M. ganzjährlich. Der Name ihres Redakteurs, des Dr. Kaufmann, bürgt dafür, daß die neue Zeitschrift gut geleitet wird. Namentlich dort, wo man mit solchen Teilnehmern der Lesezirkel rechnet, denen durch eine kirchenfeindliche Presse allerlei Schauermärchen über Klöster- und Priesterskandale aufgetischt werden, kann man durch Einlage dieser Zeitschrift in die Lesemappen viel Gutes stiften, weil Dr. Kaufmann den Verleumdern energisch auf den Leib rückt.

Die „Missionen" blicken bereits auf ein 35-jähriges Erscheinen zurück. Geleitet von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, erfreut sich diese illustrierte Zeitschrift, die nicht bloß religiöse, sondern allgemein bildende Zwecke verfolgt, namentlich ob ihrer geographischen und ethnographischen Artikel großer Beliebtheit. Ihrem ganzen Charakter nach empfiehlt sich diese Zeitschrift für die Kreise des Bürgertums. Interessante Erzählungen aus den Missionsgebieten füllen die Spalten der Beilage für die Jugend. Jährlich 12 illustrierte Hefte. 4 Mark.

Wo man in den Leserkreisen Interesse für Caritas und Sozialpolitik findet — und dieses Interesse muß,

falern es noch nicht vorhanden ist, geweckt werden — empfiehlt es sich sehr, die „Soziale Kultur“ (red. von Prof. Dr. Hitze und Dr. W. Hahn. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland. 12 Hefte. 6 M. ganzjährlich) in die Mappe aufzunehmen. Diese ausgezeichnete Zeitschrift orientiert vorzüglich über alle in die Sozialpolitik einschlagenden Fragen.

„Die Caritas“, Organ des Caritasverbandes, herausgegeben von Dr. Lorenz Werthmann. Beiträge aus fachmännischer Feder entrollen hier Bilder von sozialer Not und dem segensvollen Wirken reicher christlicher Nächstenliebe. Jährl. 12 Hefte 3 M.

„Bairische Caritas-Blätter“ dienen derselben Aufgabe innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle. Jährlich 12 Nen. 2 M.

Da in den Familien besonders die Frauen und die Jugend, namentlich die studierende, gerne lesen, empfiehlt es sich, solche Zeitschriften zu halten, die eigens für diese Leser bestimmt sind. In der Zeitschrift die „Christliche Frau“ besitzen wir ein Organ, welches die höhere weibliche Bildung und christliche Frauentätigkeit in Familie und Gesellschaft energisch fördern hilft; zugleich ist sie Organ des katholischen Frauenbundes. Schon diese Angaben lassen die Kreise ermessen, für welche diese von dem Caritasverband herausgegebene, durch die feinsinnige Dichterin Hedwig Dransfeld redigierte Zeitschrift berechnet ist.

Die „Mädchenbildung“, auf christl. Grundlage, 12 Hefte, 5 M. ganzjährlich, will die wichtigsten Tagesfragen der allgemeinen und beruflichen Mädchenerziehung vom katholischen Standpunkte aus erörtern und kann deshalb für die Einlage in die Lesemappe ebenfalls empfohlen werden.

Für die Jugend ganz allgemein kämen als Zeitschriften in Betracht etwa die „Epheuranten“, illustr., jährtich 12 Hefte. 3,60 M.

Eigens für die studierende Jugend erscheinen „Die Stimmen vom Berge“. Die 12 Hefte kosten ganzjährlich 1,50 M.

Dem Streben der Katholiken nach literarischer Weiterbildung dienen eine Anzahl gediegener, rein literarischer Zeitschriften. Da wir auf die Förderung von Kunst und Wissenschaft in den Kreisen der gebildeten Katholiken großes Gewicht legen, so sähen wir es besonders gern, wenn diese nicht rein fachwissenschaftlichen Zeitschriften in den Lesemappen stark vertreten wären.

Das älteste dieser Organe, die „Dichterstimmen“ (12 Hefte, Preis 5 M. ganzjährlich) hat sich mit dem Oktoberheft des XX. Jahrganges gut eingeführt und weist Beiträge unserer namhaftesten kath. Dichter auf. Nanny Lambrecht hat dem neuen Jahrgang ein interessantes Büchlein mit auf den Weg gegeben: „Was die Dichter sagen“, welches eine Zusammenstellung von Aussprüchen kath. Dichter in Vers und Prosa nebst wohlgetungenen Porträts der betr. Dichter enthält. Preis 0,60 M.

„Gottesminne.“ Monatsschrift für religiöse Dichtkunst, herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann, O.S.B., Beuron. 12 Hefte. Preis 4,50 M. „Ein ernster Zug geht durch unsere Welt; die tiefen Gedanken der ewig alten und ewig neuen Probleme dringen durch den Schutt des Materialismus wieder an die Oberfläche der modernen Seele. Jetzt gilt es für die lange als inferior verschrienen Katholiken, die Hebel einzusetzen und der Kunst eine noch größere Wohltat zu erzeigen, als es die Neutöner mit ihrer Technik getan: es gilt, der sprudelnden Quelle den richtigen Lauf durch die Lande zu geben. Dieser Gedanke war es, der die Gottesminne ins Leben rief, dieser Gedanke hat ihr das Gepräge gegeben, dieser Gedanke findet in ihr auch seine vollste Auswirkung.“ P. Ansgar hat Wort gehalten. Ein erquickender Strom religiöser Poesie — der altchristlichen, mittelalterlichen, neueren und neuesten Zeit — fließt in der Gottesminne. Ein vornehmer Zug liegt über dem Ganzen, und wer von unseren gebildeten Katholiken mit dieser Zeitschrift einmal nähere Bekanntschaft gemacht hat, wird sie lieben und nur ungern mehr missen. Bemerkt sei noch, daß die „Gottesminne“ mit dem Oktoberheft sich bedeutend vergrößert hat, ohne daß eine Preiserhöhung eingetreten wäre. Das Mitarbeiterverzeichnis dieser Zeitschrift steht hinter dem des Hochlandes in keiner Weise zurück.

„Die Warte“, Monatsschrift für Literatur und Kunst, herausgegeben von Dr. Jos. Popp, betitelt sich ab 1. Oktober die ehemalige „Literarische Warte“. Der neue Redakteur will „sein Hauptaugenmerk darauf richten, die Leser der Warte zu einem innerlichen, selbständigen, still ausschöpfenden Genuß der bedeutenden Werke alter und moderner Literatur und zu einem eindringenden Verständnis der großen Dichterpersönlichkeiten zu führen“. Der neue Jahrgang bringt eine weitere Ausgestaltung der Zeitschrift in besonderen Rubriken für Jugendliteratur, Kunst, Musik und Bühne. Schon dies Programm zeigt den Leserkreis an, dem „Die Warte“ dienen soll. Wir zweifeln nicht, daß die Warte sich um die Förderung der katholischen Literatur große Verdienste erwerben wird. Jährlich 12 Hefte 8 M.

Auf die „Barromäus-Blätter“ brauchen wir hier nicht näher einzugehen; die Leser sollen sich hierüber ihr eigenes Urteil bilden. Doch bemerken wir, daß die Zeitschrift in Lesemappen nicht fehlen sollte, wenn sich an den Lesezirkeln solche Personen beteiligen, die in literarischen Dingen Rat erteilen sollen, aber wenn es sich um gebildete Familien handelt, in denen an Kinder oder Verwandte Büchergeschenke gemacht werden müssen.

„Hochland.“ Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, herausgegeben von Karl Muth. Jährlich 12 Hefte mit zahlreichen Kunstbeilagen 16 M. Diese vornehme Revue ist zweifelsohne die erfreulichste und bedeutendste Errungenschaft der deutschen Katholiken auf literarischem Gebiete. Ein tüchtiger Chefredakteur, ein großer Stab von Mitarbeitern bieten hier dem gebildeten Katholiken in Wort und Bild meistens wirklich gute, oft sehr gute Leistungen. Wir halten es für selbstverständlich, daß in der Lesezirkelmappe für gebildete Katholiken das „Hochland“ nicht fehlen darf.

Unter den Zeitschriften, die der Erzählung einen breiteren Raum zur Verfügung stellen, wenn sie auch die mannigfachste Belehrung in volkstümlicher Form keineswegs ausschließen, vielmehr eifrig pflegen, nennen wir:

„Katholische Welt.“ Illustriertes Familienblatt. Verlag der Kongregation der Pallotiner, Limburg a. d. L. Unter ihrem geschickten Redakteur Leonz Niederberger nahm diese Zeitschrift in den letzten Jahren guten Aufschwung. Inhalt und Illustration verdienen rechtes Lob. Neben einer regelmäßigen Beitage für Frauen und Töchter bringt die „Kath. Welt“

jährlich zwei Beilagen mit Vorlagen für Paramente. Wir empfehlen diese Zeitschrift warm für Bürgerkreise. Jährlich 12 Hefte 4,80 M.

„Stadt Gottes." Illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk zur Unterhaltung, Belehrung und religiösen Anregung. Diese in der Missionsdruckerei Steyl erscheinende Zeitschrift ist unseres Erachtens lange nicht ihrem inneren Wert entsprechend geachtet. Der Titel — mitunter auch das unschöne Titelblatt — gibt manchem Anlaß, dieses tüchtige Blatt vornehm zu ignorieren, obschon dasselbe seinem ganzen Inhalt nach etwas anderes ist als ein „Andachtsblatt". Dazu bei der Fülle des gediegenen Inhalts ein äußerst billiger Preis! Sie verdient vollauf die große Beliebtheit, die sie schon in breiten Volkskreisen genießt. Jährlich 12 Hefte 3 M.

II. Halbmonatsschriften.

„Historisch-politische Blätter für das kath. Deutschland." München, Eigentum der Familie Görres. Zahlreiche Aufsätze aus kirchengeschichtlichem und kirchenpolitischem Gebiete, tiefe und weitausschauende Behandlung aktueller Fragen der inneren und äußeren Politik, sinnige Pflege von Literatur und Kunst bilden die Hauptvorzüge der „gelben Hefte", deren Leserkreis sich fast ausschließlich aus den wissenschaftlich gebildeten Katholiken rekrutiert. Jährlich 24 Hefte 18 M.

„Natur und Kultur" (Zeitschrift für Schule und Leben. Herausgegeben von Dr. Franz. Jos. Böller. Preis vierteljährlich 2 M., illustr.) macht auf dem Boden katholischer Weltanschauung mit den Ergebnissen der modernen Naturforschung vertraut. Sie wendet sich in erster Linie an solche, welche höhere Schulen absolviert haben oder noch auf deren Bänken sitzen. Eine Zeitschrift, die einen so schöaen Zweck verfolgt, darf kathotischerseits nicht ohne Unterstützung durch ein zahlreiches Abonaement gelassen werden.

„Alte und Neue Welt." Illustriertes Famitienblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Dieses vornehmste katholische Familienjournal mit modernem Charakter konkurriert erfolgreich mit akatholischen Zeitschriften desselben Genre. Die Redaktion ist bestrebt, Belletristik von literarischem Wert zu bieten; fast alle Wissensgebiete finden Behandlung; die Illustrierung ist sehr gut zu nennen. Jährlich 24 Hefte 8,40 M.

„Deutscher Hausschatz in Wort und Bild." Diese illustrierte Unterhaltungszeitschrift, redigiert von dem Volkserzähler Otto von Schaching (Dr. Denk), hält sich in textlicher und illustrativer Hinsicht auf der Höhe, welche sie erstmals unter Heinrich Keiters verdienstvoller Redaktion erreichte. Ihrem ganzen Charakter nach trägt sie Rechnung dea Kreisen des breiten katholischen Bürgertums. Besonders reich vertreten sind geographische und kulturhistorische Aufsätze. Bisher war der Hausschatz auch in wöchentlichen Lieferungen erhältlich, was von dem laufenden Jahrgange ab jedoch nicht mehr möglich ist. Jährlich 24 Hefte 7,20 M.

III. Wochenschriften.

„Allgemeine Rundschau," Wochenschrift für Politik und Kultur. Herausgeber: Dr. Armin Kausen in München. Aktuelle Themata, Mitarbeit hervorragender Fachleute zeichnen diese vornehme Revue vor allem aus. Neben hochinteressanten Aufsätzen über politische, kirchenpolitische und soziale Themata bieten die Bühnen- und Musikrundschau, Aufsätze aus Literatur und Kunst usw. allwöchentlich auch dem verwöhnten Gaumen ein feines Menü. Jährlich 52 Nummern. 9,60 M.

„Die Welt." Moderne illustrierte Wochenschrift für das deutsche Volk. Unter Anknüpfung an Tagesereignisse wird hier über Politik, Kunst, Wissenschaft, Industrie, Heer und Marine usw. in Artikeln mit gedrängter Kürze referiert. Reiche geistige Anregung und eine Summe von Wissen und Bildung wird durch die Aufsätze in Verbindung mit dem guten Bildermaterial an weite Kreise vermittelt. Jährlich 52 Hefte 7,80 M.

„Fliegende Blätter." Es hieße tatsächlich Eulen nach Athen tragen, wollte man viele Worte verlieren, um diese Zeitschrift zu empfehlen. Wir müssen es der Redaktion hoch anrechnen, daß sie im Gegensatz zu anderen Witzblättern niemals auf die niedrigen Instinkte spekuliert. Nur im Inseratenteil dürfte in vereinzelten Fällen größere Vorsicht walten. Jährlich 52 Nrn. 13,40 M.

„Monica." Jährlich 52 Nrn. 3 M.

„Raphael." Jährlich 52 Nrn. 2,50 M.

Beide illustrierte Zeitschriften aus dem rührigen Auer-Verlag sind in katholischen Kreisen weit verbreitet und verdienen tatsächlich rechte Empfehlung. Die Monica wendet sich an die bürgerliche Frauenwelt, während der Raphael für die heranwachsende männliche Jugend berechnet ist.

„Stern der Jugend." Diese illustrierte Zeitschrift dient ausschließlich den Interessen der studierenden Jugend, speziell auf den Mittelschulen. Joh. Praxmarer redigiert die Zeitschrift in den 12 Jahren ihres Bestehens mit viel Geschick und Umsicht.

Mit dieser Aufzählung von Zeitschriften wollen wir es für heute bewenden lassen. Mit Absicht beschränkten wir uns diesmal auf die Nennung solcher Journale, die — von den Fliegenden Blättern abgesehen — auf ausgesprochen katholischer Weltanschauung fußen. Ebenso wurde von den in Betracht kommenden Reoues außerdeutscher Länder abgesehen. Modezeitungen bleiben aus Lesezirkeln am besten ausgeschlossen, da ihr Inhalt an illustrativem Material und Beilagen — wir erianern z. B. an die Abbildungen von Modehüten usw. — außerordentlich rasch veraltet, weil vergänglich wie Königin Mode selber.

Abschließend fügen wir noch das Schema von Lesezirkeln an, wie wir uns solche denken:

a) für akademisch gebildete Kreise,
b) für gebildete Kreise des kath. Bürgertums.

Ad a). Vierteljährlicher Beitrag 3 M.

1. Allgemeine Rundschau.
2. Histor.-politische Blätter.
3. Hochland.
4. Gottesminne.
5. Die Welt.
6. Borromäus-Blätter.
7. Alte und Neue Welt oder auch Hausschatz.
8. Christliche Frau oder auch Mädchenbildung auf christl. Grundlage.
9. Stimmen aus Laach.
10. Die Wahrheit.
11. Fliegende Blätter.
12. Magazin für volkstümliche Apologetik oder auch Apolog. Rundschau.

13. Soziale Kultur oder auch Caritas.
14. Stern der Jugend oder auch Stimmen vom Berge.
15. Natur und Kultur.

Da nach unseren früheren Darlegungen nur 12 Personen zu einem Lesezirkel zusammengeschlossen werden sollen, erhält nach vorstehendem Schema jeder Teilnehmer am Lesezirkel stets als erster eine der 15 Nummern von Zeitschriften. Ja, bei drei Abonnenten werden — da es insgesamt 15 Zeitschriften sind — sogar die neuesten Nummern von je zwei Zeitschriften einzulegen sein. So könnte z. B. es so geregelt werden, daß bei Abonnent 1 die neuesten Nummern von „Allgemeine Rundschau" und „Caritas", bei Abonnent 8 die ersten Nummern von „Christliche Frau" und „Stern der Jugend", bei Abonnent 12 die ersten Nummern von „Magazin für vollstümliche Apologetik" resp. „Apologetische Rundschau" und „Natur und Kultur" eingelegt werden.

Ad b). Vierteljahrsbeitrag 2 M.

1. Allgemeine Rundschau.
2. Alte und Neue Welt.
3. Katholische Welt.
4. Weil.
5. Missionen.
6. Hausschatz.
7. Magazin für vollstüml. Apologetik.
8. Monica.
9. Stadt Gottes.
10. Fliegende Blätter.
11. Raphael.
12. Epheuranken.

Da im vorliegenden Falle die Zahl der Abonnenten und Zeitschriften gleich sind, kommen einfach unsere im Septemberheft der Borromäus-Blätter aufgestellten Regeln in Anwendung. Die Preisdifferenz zwischen Zeitschriften-Abonnements und Teilnehmerbeiträgen ist als zur Bestreitung von Auslagen für Austräger usw. bestimmt gedacht.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelanführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Elternpflicht. Beiträge zur Frage der Erziehung der Jugend zur Sittenreinheit. Gesammelt und bearbeitet von E. Ernst. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 176 S. 8°. Kevelaer. O. J. (1905). Butzon und Bercker. M. 2,— geb. M. 3,—.

In den wenigen Wochen, die zwischen dem Erscheinen der Schrift und der Abfassung dieser Zeilen liegen, hat „Elternpflicht" eine seltene Anerkennung gefunden, namentlich ist sie auf dem Internationalen Kongreß für Erziehung zu Lüttich geradezu als weitaus beste aller bisherigen Publikationen der Art bezeichnet worden. Sie behandelt in 6 Kapiteln (Grundbegriffe, erzieherische Grundlagen, Religion und Sittlichkeit, Wissen, Charakterbildung, Rettung) alle einschlägigen Fragen. Der Schwerpunkt liegt, entsprechend den besonderen Anforderungen der Gegenwart, im 4. Kapitel „Wissen". Dee Hauptvorzug der Schrift, den nur ganz zu würdigen vermag, wer da weiß, in welchem erschreckenden Maße heute selbst von wohlmeinenden Erziehern jede Schamhaftigkeit als Prüderie angesehen und mit welchem Erfolge sie bekämpft wird, ist die äußerste Zartheit in der Behandlung des so heiklen Themas. Durchaus unzureichend, wenn auch gut, ist die „Rettung" behandelt; in einer neuen Auflage möge der Verf. nicht von dem Satze ausgehen, daß „Verirrungen vorkommen können, sogar keine Seltenheit sind", sondern von der traurigen Erfahrungstatsache, daß heute in vielen Gegenden auch die sorgfältigste Erziehung fast nur ausnahmsweise bei der Bewahrung stehen bleiben darf; diese Tatsache fordert gebieterisch, daß das Auge der Eltern gegenüber den Krankheitssymptomen geschärft wird, und sie für den schweren Kampf, der möglichst nicht dem Beichtvater allein überlassen werden sollte, genügend geschult werden; ich möchte das umsomehr betonen, als in dem gleichen Verlag untee dem charakteristischen Titel „Heilserum für die Jugend" ein Schriftchen erschienen ist, das auf 133 Seiten als „unfehlbar sicheres" Heilmittel ein Gebetchen empfiehlt und darin, wie in seiner Behandtung der übrigen Mittel (S. 65 und 75) typisch ist für eine weitverbreitete Methode, die noch nicht darum gut ist, weil sie alt ist und in manchen Fällen genügt. „Etternpflicht" ist zur Vorbereitung von Predigten und Standesunterweisungen, wie zur Lesung für Eltern und Erzieher unschätzbar; das Bedürfnis nach einer ganz eingehenden, praktischen und gegen indiskrete Forderungen moderner Sexualpädagogen polemischen Behandtung des Gegenstandes für Seelsorgee und Erzieher kann und will sie nicht befriedigen; hoffentlich erhalten wir eine solche recht bald — am liebsten aus derselben Feder.

Königswinter. Heinrich Fallenberg.

E. v. Lasaulx. Von Dr. R. Stölzle. Aschendorf, 1904. 302 S. M. 5.

Der Verf. überschätzt die Bedeutung Lasaulx' und ist gar zu besorgt, ihn von jedem Fehler frei zu sprechen. L. hat keine Schule hinterlassen, und sein Einfluß auf die Fotgezeit ist sehr gering. Diese Ausstellungen sollen der Schrift Stötztes nicht schaden, vielmehr wünschen wir ihr die weiteste Verbreitung; jeder Historiker, Philosoph, Potiliker und Theologe kann daraus großen Gewinn ziehen, denn es handelt sich nicht allein um Lasautz, sondern um seine ganze Zeit. Was damals die Geister bewegte, wird zu lebendigem Ausdruck gebrachl. Man denke an die Cölner Wirren, an die Münchener Lola Montez-Geschichte und an das Frankfurter Partament. An all diesen wichtigen Begebenheiten nahm Lasaulz lebhaften Anleil, und durch das Studium seines Lebens, seiner Reden und Schriften werden wir in jene Zeilen zurückoersetzt. Warum hal der Verf. die Darstellung der Weltanschauung L.s, seiner Religions- und Geschichtsphitosophie und seiner Aesthetil nicht mil der äußeren Lebensgeschichte verbunden, und warum will er diese Dinge in einer eigenen Schrift behandeln?

Hechingen. Wendetin Ott.

Napoleon I. Die Vollendung der Revolution. Von Karl Rilter von Landmann. (Weltgeschichte in Charaklerbildern: Fünfte Abteilung: Die neueste Zeil.) Mit 119 Abbildungen. Preis geb. 4 M. München, Kirchheim.

Nicht als der große Feldherr, nicht der unersättliche Eroberer und herrschsüchtige Kaiser erscheint der große

Korse in diesem Werke, er ist dargestellt als der Kulturträger, als das von der Vorsehung bestimmte Werkzeug, die wirklich fortschrittlichen Errungenschaften, welche die gewaltige Revolution in der Welt hervorgerufen, auszubauen, zu festigen und den anderen Völkern mitzuteilen. Als ein falscher „Kulturträger", freilich auch in manchem Sinne eine Gottesgeißel für das damalige Europa, müssen wir den ersten Franzosenkaiser betrachten. Seine durchgreifendsten Reformen bewegen sich zwar auf militärischem Gebiete, auf dem er eine vollständige Umwälzung hervorrief. Aber auch in der inneren Politik, der Gesetzgebung und der Verwaltung erwiesen sich die Anordnungen des Kaisers lebensfähig und stehen zum großen Teil heute noch in Geltung. Gewiß konnte sich Verfasser der Schilderung der vielen Kriege und unzähligen Schlachten Napoleons nicht entziehen: tatsächlich bewegt sich ja das Leben Napoleons, soweit es für die Geschichte besonderes Interesse beansprucht, in beständiger Kriegsführung. Daß Napoleon aber nicht im Feldherrn, im Soldaten aufging, daß er es verstand, in den kurzen Friedenszeiten, durchgreifende Reformen einzuführen, ist vielfach zu wenig bekannt. Ebenso wird es jedenfalls zu wenig beachtet, daß er zuerst auf dem Festlande eine freiheitlichere Monarchie, eine Teilnahme des Volkes an der Regierung als zeitgemäß erkannte und durchführte. Es kann uns nicht auffallen, daß Verfasser für seinen Helden begeistert ist. Diese Begeisterung kommt dem Buche sehr zugute: der Stil ist lebendig und die Lektüre sehr interessant. Im allgemeinen hat Verfasser sich auch vor Uebertreibungen bewahrt, und wenn ein oder das andere Mal ein militärischer Fachausdruck sich eingeschlichen hat, so wird ihm das auch schließlich der Laie nachsehen. Weniger zu entschuldigen sind Entgleisungen, die vereinzelt vorkommen. So muß es sehr peinlich berühren, wenn Verfasser sagt, das römische Volk habe vor dem Einfall der Franzosen in den Kirchenstaat im J. 1798 „unter geistiger Knechtschaft geseufzt" (S. 22), ein Ausdruck, der in Geschichtswerken bestimmter Richtung gang und gäbe ist, sich aber durch die Tatsachen sehr wenig rechtfertigen läßt. In gleicher nicht einwandfreier Weise bezeichnet Verfasser die „Organischen Artikel", die gleichzeitig mit dem Konkordate ganz willkürlich von Napoleon erlassen wurden, als „zweckmäßige Anordnungen" (S. 31), während dieselben in Wirklichkeit die Bestimmungen des Konkordates z. T. illusorisch machten und die willkommene Handhabe zur fortwährenden Schikanierung der Kirche in Frankreich bildeten. Im übrigen kann das Buch empfohlen werden: es gibt einen vorzüglichen kurzen Ueberblick über den behandelten Zeitraum und wird von gebildeten Teilnehmern der Borromäusbibliotheken sehr gern gelesen werden. Eine große Anzahl sehr gut gewählter Illustrationen fördert das Interesse an den im Text erwähnten Persönlichkeiten und Ereignissen in hervorragender Weise.

Erfurt. Augustin Kierdorf.

Apologetische Schriften.

Priesterfeinde. Von Polikla. C. SS. R. Alphonsus-Buchhandlung. 227 S. M. 1.

Die Priesterfeinde werden in Ungläubige, Unsittliche und Unwissende eingeteilt. Wir glauben, daß für eine Apologie durch Verdächtigung der Gegner nicht viel gewonnen ist, zumal da der Verf. selber das Vorkommen von schlechten Priestern zugibt und deshalb nicht das Recht hat, jeden Kritiker zu verurteilen. In einem ziemlich umfangreichen Abschnitt wird der Zölibat der Priester verteidigt, jedoch in einer sehr oberflächlichen Weise, so daß die Einwendungen einen viel tieferen Eindruck machen als die Zurückweisung. Wir geben zu, daß der Verf. viel Stoff zusammengetragen hat, allein er muß darauf bedacht sein, durch bessere Fundamentierung und Systematik seinem Werk mehr Kraft zu geben.

Der h. Alphons von Liguori gegen Hoensbroech. Von Prof. Jansen, C. SS. R. Alphonsus-Buchhandlung. 160 S. M. 1,50.

Für die Volksapologie hat sich der Verf. mit seinem Thema ein schönes, aber auch schweres Ziel gesetzt. Im ersten Teil wird von der Person des h. Alphons und seiner Lehre im allgemeinen gehandelt, ohne daß aber die echte und innere Frömmigkeit des Heiligen recht anschaulich gemacht und dem Volke als nachahmungswert hingestellt wird. Es folgt sodann im zweiten Teil die Kritik Haensbroechs an der Moraltheologie des Heiligen. Hier fehlen die allgemeinen Gesichtspunkte beinahe ganz, wir haben es nur mit Einzelfällen, unter anderem auch mit dem geheimen Vorbehalt zu tun. „Nur menschlicher Stolz und menschliche Verkommenheit können den Heiligen hassen und verachten", solche Worte machen eine wissenschaftliche Arbeit ganz unhaltbar. „Die Kirche muß zugleich streng und milde sein." Das ist ein Eiertanz, mit dem nichts für den Probabilismus gewonnen wird. Die Kirche muß Liebe zur Tugend und Haß gegen die Sünde pflanzen, und zwar gegen jede Sünde. Das ist ihre Moral, nicht ein Abwägen und Entschuldigen. Schwerlich kann unser Buch als Sieg gegen Hoensbroech bezeichnet werden, jedenfalls versteht das Volk die feinen Distinktionen nicht.

Das Dasein Gottes, ein Postulat der Wissenschaft von P. Courbet. Aus der Sammlung: Wissenschaft und Religion. Straßburg, Roux u. Co. Preis brosch. 50 Pfg.

Das Schriftchen Courbets reiht sich würdig an die früher von uns besprochenen Teile der Sammlung „Wissenschaft — Religion" an. Die Beweisführung des Verf. ist eine mehr indirekte und darum ziemlich scharfe: Weil der Materialismus, der Pantheismus und Positivismus nicht Stich halten, darum bleibt nur der Gottesglaube übrig, um die Welt zu erklären. Für den Umfang seiner Abhandlung erscheinen zwar seine Beweise manchmal etwas zu temperamentvoll; so wahr die Schlußfolgerungen sein mögen, sie sind nicht immer genug vermittelt. Wir haben hier unter anderem den Satz im Auge: „Notwendigkeit der Schöpfung aus dem Alter und der Färbung der Sterne bewiesen." Dieser schöne Beweis läßt sich doch nicht auf einer Seite abtun! Der Verf. wird sich um so mehr mäßigen, wenn er an die Frage denkt, die er selbst S. 58 streift, daß trotz der schärfsten logischen Beweise die Zustimmung zum Gottesglauben nicht erzwungen werden kann. Der Glaube ist ein Geschenk Gottes und darum faktisch der Naturwissenschaft und Philosophie entzogen und in ein tiefes religiöses Geheimnis gehüllt.

Hechingen. Wendelin Ott.

Dreizehnlinden. Von Fr. W. Weber. Billige Ausgabe, 11. bis 20. Tausend. Paderborn, 1905. F. Schöningh. Preis gbd. 2,50 Mk.

Die billige Ausgabe von Webers Dreizehnlinden ist nun endlich erschienen. Lange genug haben die deutschen Gymnasien und sonstige höhere Lehranstalten darauf warten müssen. Obschon die vorliegende Ausgabe hauptsächlich deswegen erschienen ist, um die berühmte Dichtung der Schule zugänglich zu machen, so erinnert sie in ihrer Ausstattung doch keineswegs an die bekannten Schulausgaben. Der Einband ist gefällig, Druck und Papier sind vorzüglich. Mögen in dieser Gestalt die Dreizehntinden überall da Eingang finden, wo man das Geld für die auch jetzt noch fortbestehende teuere Salonausgabe nicht erschwingen konnte.

Bonn. Hermann Herz.

Eduard Mörikes **Gesammelte Schriften.** Neue billige Volksausgabe. G. J. Göschensche Verlagshandlung. Leipzig. Preis in 2 Leinenbänden 5 M., in 2 Halbfranzbänden 6,50 M.

Mörike ist in unserer Zeitschrift schon vor Jahresfrist eingehend gewürdigt worden. (Korr.-Bl. Jhrg. I. Nr. 5.) Von unseren Lesern möchten wir annehmen, daß ihnen der gemütvolle schwäbische Dichter mit seiner starken Empfindung und seinem großen dichterischen Schauen längst ebenso zum Freund geworden ist, wie seine beiden Landsleute Schiller und Uhland. In den vorliegenden beiden Bänden bietet die Göschensche Verlagshandlung in schöner Ausstattung, deutlichem Druck und gutem Papier seine Gedichte mit der humorvollen „Idylle vom Bodensee", die gesammelten Erzählungen („Der Schatz", „Das Stuttgarter Hutzelmännchen", „Der Bauer und sein Sohn", „Die Hand des Jezerte", „Luzie Gelmeroth", „Mozart auf der Reise nach Prag"), sowie den Roman „Maler Nolten". Für Volksbibliotheken hätte allerdings eine ganz kleine Auswahl der Gedichte nebst der Novelle „Mozart auf Reisen" bessere Dienste getan.

Bonn. Hermann Herz.

Walthari-Lied. Der arme Heinrich. Lieder der Edda. Uebersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck von E. Liebermann. Hamburg 1905, Gutenberg-Verlag Kl. 4°, geb. 180 S. (Preis war nicht genannt.)

Das Buch eignet sich seiner prächtigen Ausstattung wegen nicht für Volksbibliotheken, wohl aber zu Geschenkszwecken. Von den Liedern der Edda möchten wir überhaupt bezweifeln, ob allen von ihnen das Volk Geschmack abgewinnen konn. Anders ist es beim Walthari-Lied und beim armen Heinrich. Diese Dichtungen sind hinsichtlich ihres Inhaltes durchaus populär. Die an sich poetische Uebersetzung der Brüder Grimm mag vielleicht den Volkston weniger getroffen haben. Welchen jungen Leuten die an sich durchaus keusche Dichtung „der arme Heinrich" in die Hand gegeben werden darf, muß wegen der Szene in der Kammer des Arztes zu Salerno, wo die Jungfrau gewandlos, bereit, sich das Herz aus dem Leibe schneiden zu lassen, auf dem Schragen liegt, von Fall zu Fall entschieden werden.

Bonn. Hermann Herz.

Aus meinem Garten. Gedichte von Schuter. Verlagsanstalt Manz, München. 362 S. 8°. Pr. brosch. M. 3, eleg. geb. M. 4,80.

Mit verheißungsvollen Worten lädt der Verfasser den Leser durch ein paar vorgesetzte Mottostrophen ein, in den „Garten" seiner Poesie einzutreten. Doch wir finden nur wenige magere Blümlein darin. Es sind meistens recht unbedeutende Stoffe und gewöhnliche Gedanken, die hier mit poetischem Aufputz umkleidet werden, viele verbrauchte Motive. Selbständiges, Eigenartiges sucht man vergebens. Gröblich ist gegen den einfachsten guten Geschmack in Reim, Ausdruck und häufig selbst in der Grammatik verstoßen. Um die widerspenstigen Worte in den Vers zu zwängen, werden sie nicht selten willkürlich um ganze Silben gestutzt und beschnitten oder vermehrt; auch der Apostroph muß zu diesem Zwecke unzulässig oft und zwar meist in unglaublich unnatürlicher Weise in Tätigkeit treten. Man merkt es den Versen an, wie mühsetig sie zusammengefügt wurden. Provinzialismen, mißglückte Bilder und Vergleiche und hatsbrecherische, oft völlig unverständliche Konstruktionen sind in so großer Zahl denn doch nicht angängig. Es war kein glücklicher Gedanke von Schuter, diese Gedichte, die meist aus seiner früheren Zeit stammen, zu veröffentlichen. Er hat sich dadurch geschadet, denn er hat sonst schon Besseres publiziert.

München. Hermann Etzel.

Ueber der Scholle. Gedichte von Paul Barsch. Allgemeine Verlagsgesellschaft, München. 77 S. Pr. brosch. M. 2,—.

Losgelöst von der Scholle, in der Freiheit reiner Höhenluft, wollte der Dichter sein Lebenslied singen. Und es ist eine wohllautende, schlichte Melodie geworden, die nur wenig Dissonanzen enthält. In loser Reihe bietet hier ein liebenswürdiges, gemütstiefes Talent Naturstimmungen, Jugenderinnerungen, Liebeslieder, Reflexionen und kleine Episoden in fast durchweg wohlklingenden Versen dar. Einige waghalsige Reime und gesuchte Ausdrücke hätten leicht vermieden werden können. Aber abgesehen davon sind die warm und echt empfundenen Gedichte eine empfehlenswerte Lektüre. Innige Freude an der Natur bildet die einfache, edle Grundstimmung der Gedichte, denen das feine, rhythmische Gefühl des Autors zum Teil den Charakter des Sangbaren, Liedartigen gegeben hat. In manchen Strophen hat Barsch direkt den Volkston getroffen, wie in den „Vagabunden", der „Begegnung" usw. Die Schlußstrophe ist jedoch in der „Begegnung" recht matt ausgefallen. Die Skala der Gefühle und Empfindungen ist nicht umfangreich: Ueber den meisten Gedichten liegt eine weiche, verträumte Resignation; nur selten wird diese wehmütige Herbststimmung, die sogar die Liebes- und Frühlingslieder teilweise durchzieht, durch ein leidenschaftliches Aufleuchten („Sonnwendnacht") oder ein düsteres Bild („Hunger") unterbrochen. Auch der spärlich hervortretende Humor ist kein herzliches Auflachen, sondern nur ein stilles Lächeln unter Tränen. Von jungen und alten Idealisten wird das vornehm ausgestattete Buch gewiß gerne gelesen werden. Das unbedeutende Gedicht „Alter Holzschnitt" und das unklare „Der gefangene Frühling" wären besser weggeblieben.

München. Hermann Etzel.

Marienrosen entsprossen zu Füßen unser lieben Frau. Von Cordula Peregrina. (C. Wöhler.) Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Münster in Westfalen. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. 1904. 240 S. Preis 2,40 M., geb. 3 M.

Die bekannte Konvertitin C. Wöhler, die in Schwaz in Tirol lebt, ist als tüchtige und produktive religiöse

Dichterin so bekannt, daß man von ihr stets etwas Gutes und Gediegenes erwarten kann. Besonders liebt sie die Sakraments- und Marienlieder. Der vorliegende, von der Verlagshandlung recht schön ausgestattete Band enthält eine reiche Auswahl der schönsten und innigsten Gedichte zum Preis der Gottesmutter. Cordula Peregrina ist ein tiefgläubiges Gemüt, sie schreibt ihre Rückkehr zur Kirche nicht zu wenigsten der mächtigen Fürbitte Mariens zu und ermüdet darum in Dankbarkeit nicht im Lobe der Himmelskönigin. Der Band zerfällt in einen allgemeinen Teil und in einen Teil, der die Feste Mariens zum Gegenstand hat. Von ganz besonderem Interesse ist ein Anhang, der Marienlieder enthält „für alle, welche außerhalb der Kirche stehen". Diese letzten Lieder sind vor der Konversion geschrieben. Der Verfasserin der Marienrosen kann das Lob gespendet werden, daß sie neben dem gläubigen Empfinden auch über eine glückliche Phantasie und über einen gewandten Ausdruck verfügt, ihre Marienlieder sind tüchtige, religiöse Gedichte und verdienen weite Verbreitung.

Stolberg, Rheinland. Dr. Franz Kaufmann.

„An Gottes Hand." Erzählungen für Jugend und Volk von Konrad Kümmet. Zweites Bändchen: Weihnachts- und Neujahrsbilder. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. 1904. 318 S. 4. Aufl., geb. 2,20 M.

Von den unter dem Gesamttitel: „An Gottes Hand" erschienenen sechs Bändchen Erzählungen mit religiöser Färbung liegt uns das zweite Bändchen der Serie zur Besprechung vor. Ein prächtiges Büchlein für Jugend und Alter, für alle, welche überhaupt empfänglich sind für den stimmungsvollen Zauber der kirchlichen Hochfeste und hl. Zeiten. Kümmet ist der berufene Schilderer dieses Milieus. Mit gewandter Feder, in plastischer, markiger Sprache sind seine Erzählungen geschrieben; die geschickte Erfindungsgabe des Erzählers leuchtet besonders aus den 25 Weihnachtsgeschichten hervor. Am bekanntesten ist wohl die Erzählung vom Prager Jesukind, mit trefflicher Charakterisierung der Glieder einer armen, braven Bahnwärtersfamilie, eine herrliche Apologie des Vorsehungsglauben. „Der Kuß des Jesukindes" enthält eine Episode aus dem Leben der hl. Katharina von Bologna. „Weihnachten im Schnee" schildert mit gutem Lokalkolorit eine kirchliche Weihnachtsfeier in den Bergen mie Streiflichtern auf den Opfersinn der Bergbewohner. In „Ehre sei Gott in der Höhe" wird auf Grund der Schilderung tatsächlicher Vorgänge die traurige Zeit des Kulturkampfes wieder lebendig vor unsere Seele gestellt. „Der Oelstrom" bringt ein Stimmungsbild aus dem alten Rom in der hl. Nacht des Jahres 1 mit der geschichtlich verbürgten, geheimnisvollen Oelquelle, welche damals erstmals sich zeigte. „Brenelis Wort" enthält in prächtiger Darstellung bei ausgezeichneter Charakterschilderung eine ernste, tiefe Mahnung vor der gemischten Ehe. „Weihnachten 1683" behandelt eine Episode aus dem Türkenkrieg und der Belagerung Wiens. Im „Sänger des Jesukindes" erfahren wir die Lebensschicksale des französischen Priesters Simeon Lambert, der als Dichter des „Bethlehem" zu den größten Söhnen Frankreichs zählt. „Friede den Menschen" und „Drei Schreiner" bringen herzige Familienbilder. „Ein freundliches Wort" betont die Notwendigkeit der herablassenden Caritas, welche den gesellschaftlichen Klassenunterschieden ihre Schärfe nehmen soll, während „Gleich sechs" praktische Betätigung der Caritas und ihren Segen schildert. Wie oft auch vom Verfasser das Thema „Weihnacht" variiert wird — niemals klingt es gesucht; die Weihnachtsstimmung nnd das Weihnachtslicht, welche die Erzählung durchfluten, sind echt und natürlich. Kümmet fördert aus dem tiefen Schacht der Liturgie und der genauen Kenntnis des Volksgemütes echtes Gold hervor. Weniger gelungen erscheinen uns dagegen die Neujahrsbilder: es ist das aber weniger auf Konto des Erzählers denn des leilenden Motivs zu setzen. Wir schließen mit dem Wunsch, die Kümmelsche Sammtung „An Gottes Hand" möge in jede katholische Volksbibliothek eingestellt werden. Das Volk wird dankbar die Gabe würdigen, welche überdies in ihrer berechneten Eigenart nnd Anlage für die religiöse Erziehung moderner Menschen eher und mehr wirkt als z. B. Rippels Schönheiten der kalholischen Kirche, auch trefflicher und wirkungstiefer sich erweisen wird als die „Bomben und Granaten zur Verleidigung des Glaubens für jung und all".

München. Dr. Philipp Friedrich.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Preis jedes Bändchens 30 Pfg. Verlag von Butzon & Bercker, Kevelaer.

47. Bändchen. Herzensbrecher nnd andere Novellen von M. v. Ekensteen.

Vorliegendes Bändchen enthält außer der genannten noch zwei andere Novellen: „Onkel Rudi" und „Der Hans". In denselben wechseln anmutende und ergreifende Stimmungsbilder, den Kreisen höherer Mititärpersonen entnommen, miteinander ab. In die Wahrheit der geschilderlen Verhältnisse braucht kein Zweifel gesetzl zu werden. Dem Leser aus dem Volke dürften dieselben indes doch zu fremd sein und werden dorum sein Interesse kaum fesseln, zumal der Gebrauch vieler Fremdwörler ihm das Verständnis erschwert. Wir wollen nicht den Gebrauch der anderen Sprachen entlehnlen Wörter in Volksschriften rundweg verurteilen, aber Redensarten wie: „Heiraten aus Depit" — „daß Herr . . morose umherging" — „mit dem sie so gut liiert sind" n. a. müssen wir als gesucht beanstanden. Redewendungen wie: „angejahrte Tochter" — „Kommißvermögen" — „Oberstin" — lassen sich ebenfalls durch bessere ersetzen. Uebrigens ist die Sprache fließend, der Inhalt sittenrein.

48. Bändchen. Gefesselt. Frei nach dem Englischen bearbeilet von Klara Rheinau.

Eine Liebesnovelle, worin die Personen nicht übel charakterisiert sind. Die christlichen Grundsätze werden treu gewahrt, die Grenzen des Erlaubten nie überschritten. Der Leser folgt der Darstellung mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne von fieberhafter Erregung hingerissen zu werden. Die Sprache ist volkstümlich.

49. Bändchen. Der verlorene Sohn. Roman von Erich Friesen.

Eine tiefdurchdachte Erzählnng, die das Unheil des Opiumgenusses auf Geist und Körper schildert. Das Opfer desselben ist der Amerikaner Ralph Durban, der in Damaskus, wohin er ausgewandert, um dort ein Bankgeschäft zu gründen, der Unsitte des Opiumrauchens verfiel und infolgedessen zu energielos wurde, den Anfechtungen einer geheimen mohammedanischen Verbindung zu widerstehen. Physisch und seelisch erkrankt, kehrte er nach acht Jahren in die Heimat zu-

Digitized by Google

rück, und nur die edle, aufopfernde Liebe seiner früheren Verlobten hat ihn vor dem Ruin bewahrt. Der Verfasser führt in wechselvoller Szenerie und lebendiger Schilderung des orientalischen und amerikanischen Lebens in recht fließender Sprache Charaktere und Handlungen naturgetreu durch und weiß dadurch die Anteilnahme des Lesers rege zu halten.

51. Bändchen. Aus der Jugendzeit. Von M. v. Ekensteen.

Mit der Auswahl und der Herausgabe dieses Bändchens hat der Verlag keinen glücklichen Griff getan. Die Schrift, welche außer mehreren lose aneinandergereihten Erzählungen „Aus der Jugendzeit“ noch zwei andere enthält, hat nur einen minimalen literarischen und ethischen Wert. Dem von M. Herbert verfaßten Jubelbande schließt sie sich keineswegs würdig an. Mit Vorliebe werden Begebenheiten aus der Jugendzeit rekapituliert; sollen dieselben aber ein geneigtes Ohr finden, so müssen sie lebenswahr sein; mit märchenhaften Erzählungen gewinnt man dem Leser kein Interesse ab. Vorliegendes Bändchen können wir selbst als bloße Unterhaltungslektüre nicht empfehlen, während die Bändchen 47, 48, 49 für Volksbibliotheken und als Reiselektüre warm empfohlen werden können.

Geistenbeck. G. Bremenkamp.

Jugendschriftenkommission des kath. Lehrerverbandes, Provinz Rheinland.

Aus der gleichen Sammlung: 52. Bändchen. Ein dunkles Geheimnis. Roman von Klara Rheinau.

Der unselige Hang nach Rang und Reichtum bringt ein junges Mädchen auf die Bahn des Verbrechens. Ein Geheimnis, das die sterbende Mutter ihm offenbart, benutzt es, um an die Stelle der Pflegeschwester treten zu können. Doch bevor das Ziel vollends erreicht ist, tritt die Rache auf in der Person des früheren Geliebten, dem das Mädchen die Treue nicht halten will. Der Roman ist spannend erzählt, im übrigen aber von geringer literarischer Bedeutung.

53. Bändchen. Künstlerleben. Roman von Otto Girndt.

Ort der Handlung ist Rom. Ein Bildhauer, der seiner eigenen Kraft wenig vertraut, wird durch die Liebe zu einer schönen Dame zu echt künstlerischem Schaffen geführt. Sein Kunstwerk erregt Aufsehen, der Künstler wird bekannt und berühmt. Es gelingt ihm auch, die Geliebte heimzuführen. Gleichzeitig spielt noch eine Liebesgeschichte, die ebenfalls mit einer Hochzeit endet. Einfache Unterhaltungslektüre ohne literarischen Wert.

Odenkirchen. Joh. Thelen.

Jugendschriftenkommission des kath. Lehrerverbandes, Provinz Rheinland.

Vermischtes.

Nachrichten aus Vereinen zur Massenverbreitung guter Bücher.

Der Katholische Preßverein für Bayern hielt seine vierte Generalversammlung am 4. und 5. Oktober d. J. in München ab. Der Verein zählt gegenwärtig 50 Ortsvereine mit 7000 Mitgliedern, 1000 mehr als im Vorjahre. An Volksbibliotheken bestehen bis jetzt insgesamt 45 mit einem Bücherbestande von 35 000 Bänden. Seit vorigem Jahre wurden 28 neue mit 16 600 Bänden gegründet. Den bereits bestehenden Bibliotheken wurden 5000 neue Bände zugeführt. Dem Beispiele Landshuts in der Einrichtung einer den modernen Zeitverhältnissen entsprechenden Lesehalle werden bald sechs weitere Ortsvereine nachfolgen. Die Lesezirkel sind von 12 auf 16 gestiegen. Zugunsten der katholischen Presse wurde eine rege Tätigkeit entfaltet. Einige Vereine haben mit der Kolportage einen glücklichen Anfang gemacht. Die Volksbildungsabende sind in der Diözese Eichstätt auch schon auf dem Lande populär geworden. In Gemeinschaft mit dem katholischen Lehrerverein wurden vor Weihnachten 30 000 Jugendschriften-Verzeichnisse verbreitet. Die laufenden Einnahmen betrugen 10 609,54 Mark, die Ausgaben 8888,08 Mark.

Köln. Volksztg.

Die deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung (über ihre Entstehung, Organisation und früheren Leistungen siehe Borr.-Bl. Jahrg. II, Nr. 6, S. 113) hat im Jahre 1904 etwa 20 000 Bände an bedürftige Volksbibliotheken verteilt (gegen 10 000 im Vorjahr). Auch die Herausgabe von Büchern ist rasch vorangeschritten. In schönen, geschmackvollen Einbänden und gutem Druck erschienen Nr. 6—13 der „Deutschen Hausbücherei“. Zur Ansicht gingen uns hiervon zu: Nr. 6—7: Deutsches Balladenbuch (wegen einzelner rohen Ausfälle auf das kath. Priestertum und wegen Nichtberücksichtigung katholischer Dichter für Katholiken nicht zu empfehlen), Nr. 11: Schillers philosophische Gedichte, Nr. 12—13: Schillers ausgewählte Briefe. Außerdem erschienen 10 Nummern der Volksbücher, die auch gebunden zu beziehen sind. Es wurden veröffentlicht: Nr. 1: 50 Gedichte von Göthe (die Auswahl der Gedichte ist nicht so, daß wir gerade diese Sammlung von 50 Gedichten zur Anschaffung für Volksbibliotheken empfehlen könnten). Nr. 2: Schiller, Wilhelm Tell. Nr. 3: Schillers Balladen (sehr glücklich für die Verbreitung in den weitesten Volkskreisen ausgewählt). Nr. 4: Schiller, Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Nr. 5: Schiller, Wallensteins Tod. Nr. 6: Clemens Brentano, Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl (die Einführung von Max Morris zu diesen prächtigen Volkserzählungen ist nicht als eine glücklich gewählte zu bezeichnen). Nr. 7: E. Th. A. Hoffmann, Das Fräulein von Scuderi. Nr. 8: Friedrich Halm, Die Marzipanliese. Die Freundinnen. (Großen literarischen Wert besitzen diese beiden Erzählungen keineswegs. Die Theatralik des Theatrallikers Halm macht sich darin zu sehr breit.) Nr. 9: Fritz Reuter, „Woans ick lau 'ne Fru kamm.“ Nr. 10: Max Eyth, Der blinde Passagier. (Die beiden letzten Nummern sind echte Volksbücher. Reuters Dialekt ist für den Süddeutschen leider unverständlich.)

Die Jahreseinnahmen haben pro 1904 einschließlich eines Darlehens von 15 000 M. insgesamt 46 600 M. betragen, die Ausgaben rund 38 100 M.

Der Christliche Zeitschriftenverein hat im Jahre 1904 an 1430 Bibliotheken insgesamt 79 891 Bände geliefert. Im ersten Vierteljahr 1905 wurden an 625 Bibliotheken 26 936 Bücher abgegeben.

Der Polnische Volksbibliothekenverein hat in der Provinz Posen im Jahre 1904 128 Bibliotheken begründet und bereits bestehende Bibliotheken mit mehr als 23 000 Büchern versorgt. Für Bücherbeschaffungen wurden zirka 15 000 M. ausgegeben. Außerdem diente diesem Zwecke ein Legat von 50 000 Mark.

Der Sprachverein für das nördliche Schleswig ist eifrig tätig, durch Verbreitung von Büchern in Schleswig dänische Sprache und dänische Gesinnung zu erhalten. In dem kleinen Territorium dienen diesem Zwecke bereits 100 Bibliotheken mit 80 000 Bänden.

Der Verein vom hl. Karl Borromäus zählte laut Jahresbericht pro 1904 insgesamt 118 406 Vereinsangehörige, an die 124 000 Bücher als Vereinsgabe abgegeben wurden. Für die Borromäusvereinsbibliotheken wurden zur Anschaffung neuer Bücher 89 500 M. ausgegeben. Außerdem erhielten besonders bedürftige Borromäusvereinsbibliotheken, Volksbibliotheken, Gesellen-, Arbeiter-, Jünglingsbibliotheken insgesamt 4000 M.

Die 118 406 Vereinsangehörigen waren in 2684 Hülfsvereinen zusammengeschlossen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Hülfsvereine auf 2877 und die der Vereinsangehörigen auf 128 500. Im laufenden Jahre wurden bereits 134 335 Bücher an die Vereinsangehörigen als Vereinsgabe abgegeben und 108 514 M. für die Bibliotheken verwendet.

In Wien hat sich ein neuer kath. Kolportageverein konstituiert, der den Namen **„Verein Volksaufklärung,** Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften" trägt. Den Zweck des Vereins gibt ein eigens hierfür verfaßtes Broschürchen von H. Opitz, S. J., folgendermaßen an:

„1. Planmäßige, ausgedehnte Verbreitung der besten katholischen Bücher und Schriften. Es soll auf diese Weise sowohl dem Unterhaltungsbedürfnis wie der religiösen Aufklärung und apologetischen Schulung des Volkes gedient werden. Auch die wirksame Förderung und Verbreitung der katholischen Presse hat der Verein auf seine Fahne geschrieben.

2. Herausgabe von aktuellen Flugschriften zur Lehr' und Wehr des katholischen Volkes. Diese Schriften sollen tunlichst billig oder gratis zu Tausenden in Stadt und Land verbreitet werden."

Der neue Verein hat seine Geschäftsstelle in Wien (erster Bezirk, Sonnenfelsgasse Nr. 21).

Auf die Frage, warum gerade jetzt dieser Verein gegründet worden sei, heißt es in genanntem Broschürchen:

„Das neue Preßgesetz steht vor der Tür, das die Kolportage freigeben wird.

Mit dieser Freigabe wird in Oesterreich eine nie dagewesene Umwälzung im Preßwesen vor sich gehen, ein geistiger Straßenkampf wird beginnen.

Das Volk wird mit einer Menge zweifelhafter oder schlechter Schriften überschüttet werden, und die Sozialdemokratie wird eine Menge von Broschüren ins Land werfen.

Es heißt also gerade jetzt: zuvorkommen, das Gift unschädlich machen, es heißt schlagfertig und kampfgerüstet dastehen!"

Noch mehr Zersplitterung! In Nr. 833, Jahrg. 1905 der Kölnischen Volkszeitung erschien unter dem Titel „Zusammenfassende Organisation der Laien im Dienste der Charitas" die Wiedergabe der Leitmotive, die Prof. Dr. Faßbender einem Vortrage auf dem Caritastage in Dortmund zugrunde legte. Als Punkt 11 der Leitmotive wird angegeben:

„Die Charitasschule kann zugleich in den Dienst des Kampfes gegen schlechte Lektüre gestellt werden — eine Aufgabe, welche mit den oben gekennzeichneten Zielen der Laienorganisation im engsten Zusammenhange steht —, indem sie mit einer Druckerei verbunden wird und in dieser Volksschriften und eine das ganze Gebiet der Wohltätigkeit und Wohlfahrtspflege umfassende, dem Geschmack des Volkes angepaßte und recht volkstümlich gehaltene, illustrierte billige Wochenschrift herausgibt, welche nicht im Wege der gewöhnlichen Kolportage (durch Kolporteure) oder im Buchhandel, sondern in den Ortsgruppen der geplanten Laienorganisation durch deren Mitglieder in den Wohnungen der arbeitenden Volksklassen vertrieben werden."

Wir behaupten: Eine Tätigkeit der Charitasschule in dem gedachten Sinne ist vollständig überflüssig, sie kann höchstens noch schaden dadurch, daß sie noch mehr Zersplitterung in die Massenverbreitung guter Volksliteratur bringt. Was durch Verbreitung guter Volksschriften geschehen kann, besorgt der Borromäusverein und teilweise auch der Volksverein für das katholische Deutschland. Da, wo der Volksverein und der Borromäusverein nichts ausrichten, wird die Charitasschule erst recht nichts zustande bringen. Ihre Tätigkeit würde lediglich darin bestehen, dem Borromäusverein das Wasser abzugraben, wie auch die Herausgabe einer billigen Wochenschrift den bis jetzt bestehenden katholischen Zeitschriften nur Konkurrenz machen und sie dadurch finanziell schädigen würde. Da es diesen Zeitschriften wegen ihrer keineswegs allzu hohen Abonnentenzahl sehr schwer gemacht wird, namentlich was die Illustrationen anbelangt, mit den nicht katholischen Zeitschriften zu konkurrieren, müßte infolge der neuen Konkurrenz die Ausstattung naturgemäß eine minderwertigere werden. Wozu also eine ganz unnötige Neugründung, die lediglich ein Konkurrenzunternehmen sein wird? Man sehe sich doch zunächst nach den bestehenden Organisationen um und suche diese weiter zu verbreiten und auszubauen. Die Redaktion.

Was gute Bücher nützen können, schilderte der Senior eines katholischen Gesellenvereins in einer Mannervereinsversammlung folgendermaßen: „Als junger Geselle kam ich in eine richtige Industriestadt und fand Arbeit in einer Fabrik mitten unter lauter Sozialdemokraten. Bald begannen diese ihre Bekehrungsversuche an mir, indem sie aus allen möglichen Wissensgebieten ihre Angriffe gegen meine katholische Ueberzeugung herholten. Ich wurde meines Glaubens wegen das Gespött der übrigen Arbeiter. Da kaufte

ich mir eine Reihe apologetischer Schriften, u. a. auch Brors »Modernes A B-C«. Abends setzte ich mich stundenlang hinter diese Bücher, und bald war ich in der Lage, den Sozialdemokraten Rede und Antwort stehen zu können. Sobald diese merkten, daß ich ihre Sticheleien schlagfertig parieren konnte und mit Erfolg für meine Ideen zu werben begann, da bekamen sie vor mir Respekt und wagten sich mit ihrer Agitation lange nicht mehr so dreist heraus. Bei meinem Weggange aber sagten sie: »Gott sei Dank, daß der fort ist, jetzt haben wir endlich wieder Ruhe.«"

Gute Romanlektüre überschreibt der Verlag von Rich. Herm. Dietrich in Dresden den Prospekt eines Romans, von dem er auch uns in bekannter Freundlichkeit ein Probeheft zuschickte. Das neue „Meisterwerk" führt den Titel „Die Straßensängerin von London. Großer Volksroman von Margareta Lebrun". Der Gesamtpreis beträgt nur 9 Mark. Er will damit die schlechten Erzeugnisse der Literatur verdrängen. Man höre, was er schreibt:

„Der Ruf nach guter Literatur für das Volk erschallt allerorten; er ist in letzter Zeit um so dringender geworden, als vielfach Romane erschienen, die sittlich anstößigen Inhalts waren.

Diese schlechten Romane zu verdrängen und gute an deren Stelle zu setzen, hat sich kürzlich eine »Vereinigung« gebildet, welcher viele angesehene und hochstehende Männer angehören. Man kann den Bestrebungen dieser Vereinigung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen und wird denselben gewiß sympathisch gegenüberstehen, es hätte aber seitens der neuen Vereinigung mehr als es bisher geschehen ist, hervorgehoben werden müssen, daß es bereits Verlagsbuchhandlungen gibt, welche sich die Verbreitung guter Volksliteratur angelegen sein lassen. In erster Linie zählt hierzu der Dietrichsche Verlag, welcher seit nun fast 30 Jahren bestrebt gewesen ist, dem großen Publikum durch seine zahlreichen Unterhaltungsschriften Anregung und Belehrung zu bieten, wobei alles vermieden ist, was das sittliche und religiöse Gefühl der Leser verletzen könnte."

Dann folgt Angabe einiger Zeitschriften und Lieferungsromane des Verlags. Die Reihe könnte wohl noch um einige Nummern vermehrt werden, ja z. B. durch Angabe des Lieferungsromans „Elisabeth", und wir würden den Beweis haben, daß tatsächlich der obengenannten Vereinigung „eine gewisse Berechtigung" nicht abzusprechen wäre. Mit Erstaunen würden wir ferner sehen, mit welcher Zartheit „alles vermieden ist, was das sittliche oder religiöse Gefühl der Leser verletzen könnte."

Der Verlag fährt fort:

„Ganz so schlimm, wie es die neue Vereinigung hinstellt: als ob es gar keine anständigen Volksromane und Volksschriften gäbe (Wer hat denn das behauptet?) ist es also doch nicht. — . . .

Auch der vorliegende Roman wird in seinem Inhalt die oben bezeichnete Richtung einhalten und bei aller Spannung der Handlung unter Vermeidung grober und roher Effekte, der logischen Entwicklung und der Schilderungen des feineren Seelenlebens nicht entbehren."

Zur Beleuchtung dieser Versprechungen sei es uns vergönnt, den Inhalt des ersten Heftes kurz wiederzugeben: „Margal steht mit ihrem Vater, einem blinden Orgelspieler, in Sturm und Nacht auf einer Straße Londons. Der Alte spielt, bis er erschöpft niedersinkt. In elegantem Wagen fährt ein Lord heran. „Sein glühender Blick verschlingt das schöne Kind, während ein leises Beben durch seine hohe Gestalt fliegt." Er bringt den Vater ins Hospital. Margot wird in seine Wohnung gebracht, neu gekleidet, und bald erscheint er als Verführer. „Alles will ich dir geben, wenn — du mich nur ein bißchen lieb haben willst." Auf das Geschrei des Mädchens eilt der Sekretär herbei und befreit es. Margot eilt zu ihrem sterbenden Vater, der ihr sagt, sie möge nach Deutschland zurückgehen und das Schloß Falkenberg aufsuchen. Der Sekretär findet sie am Grabe des Vaters wieder und bringt sie bei Mistr. Potter unter, bei der er wohnt. Eines Abends, da sie allein durch eine einsame Straße geht, trifft sie wieder mit dem Lord zusammen, der sie gewaltsam in einem Wagen entführen will. Nach wenigen Wochen wird sie die Frau des Sekretärs. Während dieser krank daniederliegt, sucht sie durch Singen in einem Variété Geld zu verdienen. Dies wird dem Manne verraten. Er erscheint in dem Lokal. Während sie singt, fällt sein irrer Blick auf den Lord, der „vornübergebeugt dasteht und dessen Augen sich förmlich festsaugen an der lieblichen Sängerin. Nun wirft er ihr gar noch einen Strauß hin. Nachdem sie geendet, stürmt der Mann hinter die Bühne und findet den Lord bei seinem Weibe. Dem Schurken ein Faustschlag! Wutgebrüll und Drohung desselben! Tränen des unschuldigen Weibes! Blinde Wut! Beschimpfung der »Dirne«! (Natürlich mit entsprechendem Bilde.) Fortstürmen des Mannes! Ohnmacht! (Wie rührend und welch hoher sittlicher Bildungswert!) Am anderen Tage wird ein Selbstmörder gefunden; das Gesicht ist natürlich durch einen Schuß entstellt (weil er nachher noch einmal auferstehen muß). Margot geht nach Deutschland, wird Pflegerin und bald Gattin des Grafen auf Schloß Falkenberg. Auf einer Wagenfahrt trifft sie den ersten Gatten unter den Zuchthäuslern wieder". Das Grab hat seinen Toten herausgegeben und nun kann lustig weiter fabuliert werden.

Diese Unmenge von Lebensschicksalen bringt allein schon das erste Heft. Was muß nicht alles noch für die 89 folgenden erlogen werden? Wie oft mögen noch Szenen geboten werden, wie sie dieses Heft schon genugsam bringt, Szenen, welche die Sinnlichkeit mehr reizen als die vermiedenen „groben und rohen Effekte"! Und das nennt der Verlag „gute Volksliteratur"!! Der Verlag weiß auch genau, wo er die meisten Leser findet und schmeichelt denselben:

„Der Roman »Die Straßensängerin von London« schildert die ergreifenden Schicksale eines jungen deutschen Mädchens; er wendet sich in erster Linie an die deutsche Frau." Auch wir wenden uns an die Frau, namentlich an die deutsche Hausfrau. Ihre Pflicht ist es, unerfahrene Dienstmädchen und Köchinnen, die ihr sauer verdientes Geld für solchen Schund ausgeben, auf die Gefahren und die wahre Natur derartiger Schriften hinzuweisen und derartigen Quark besonders der Kinder wegen aus dem Hause zu verbannen, und weil das Lesebedürfnis für diese Leute einmal vorhanden ist, gebe man ihnen gute Bücher und Schriften.

Cöln. W Langenberg.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 24105

3. Jahrgang. Nr. 3. Dezember 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Otto Ludwig. Von Hermann Herz. Teil I. — Fritz Reuter. Von Prof. Dr. Karl Macke — Aus der Praxis für die Praxis. Vom Haupthülfsverein an St. Maria Himmelfahrt, Essen-West. — Die Buchführung des Bibliothekars. Von Heinrich Falkenberg. — Zensionen.

Otto Ludwig.

Literarische Skizze von Hermann Herz-Bonn.

I.

Wer ist Otto Ludwig? Wenn man in einem literarischen Organ, dessen Leser zum allergrößten Teile den akademisch gebildeten Kreisen angehören, noch so fragen darf, dann wird dadurch die Interesselosigkeit an unserer deutschen Literatur in grellere Beleuchtung gesetzt, als durch ganze Broschüren, die über diesen Punkt geschrieben würden. Otto Ludwig war eine von vielem Leid und Unglück heimgesuchte Persönlichkeit und nebenbei einer der allerbedeutendsten deutschen Poeten. Fügt man noch bei, daß er am 12. Februar des Jahres 1813 in Eisfeld am Fuße des Thüringer Waldes geboren wurde, am 25. Februar 1865 starb, in der Zwischenzeit vier sehr wertvolle Werke: Der Erbförster, Die Makkabäer, Die Heiterethei, Zwischen Himmel und Erde verfaßte, und daß hiervon die zwei ersten Tragödien, die beiden letzteren Prosaerzählungen sind, dann hat man ungefähr das, was doch einer beim Abgang vom Gymnasium zum allerwenigsten von Otto Ludwig wissen sollte. In meinen Gymnasialjahren wußte man auch das nicht; Otto Ludwig war in den 90er Jahren auf den Gymnasien noch eine unbekannte Größe.

Um aber den Geist der Ludwigschen Muse und manche Eigenheiten seiner Werke zu verstehen, muß man vom Leben des Dichters allerdings etwas mehr wissen. Es darf nicht unbekannt bleiben, daß die traurigsten Verhältnisse schon bald nach den ersten glücklichen Kinderjahren des Dichters über seine Familie hereinbrachen, den ehrenhaften Vater in Not, bisweilen auch um seinen ehrlichen Namen brachten und schließlich seinen Tod in den besten Mannesjahren verursachten. Otto wurde nach Absolvierung der Tertia vom Gymnasium weggenommen, um Kaufmannschaft zu erlernen. Bald, als Otto 16 Jahre alt war, starb auch seine vortreffliche Mutter. In den Jahren der Entwicklung mußte er im Hause seines Onkels das Geschäft besorgen und dessen liederlichen, Aergernis erregenden Lebenswandel mit ansehen. Früh regte sich in ihm die Liebe zur Musik. Er wollte um alles in der Welt Komponist werden, begab sich deshalb, von seinem Landesherrn, dem Herzog von Meiningen, mit einem Stipendium von 300 Gulden ausgestattet, nach Leipzig (1839), um bei Mendelssohn-Bartholdy seine musikalischen Studien zu vollenden, blieb jedoch zunächst nur ein Jahr in der berühmten Pleißestadt. Krankheitsanfälle machten ihm das Anhören von Musik unmöglich. Auch harmonierte er nicht mit Mendelssohn. Die Charaktere und Kunst-

anſchauungen beider waren zu entgegengeſetzt. Während er mit verſchiedenen Kompoſitionen, u. a. mit einem Requiem, beſchäftigt war, regte ſich immer mehr die Luſt zu dem auch früher ſchon betätigten poetiſchen Schaffen, und ſchließlich verdrängte letzteres das muſikaliſche ganz. Von nun an war Ludwig ununterbrochen mit dramatiſchen und epiſchen Verſuchen, ſo wie mit äſthetiſchen Studien beſchäftigt. Während er in früheren Jahren eine wahre Scheu vor dem Großſtadtleben hatte, es förmlich haßte, lebte er ſpäter jedoch hauptſächlich, wenn auch ziemlich einſiedleriſch, in Dresden. 1852 vermählte er ſich in Meißen mit ſeiner daſelbſt gebürtigen Braut Emilie Winkler. Sie wurde ihm die treue Gattin, die liebevolle Mutter einer munteren Kinderſchar und die treubeſorgte Pflegerin in den gar zu bald hereinbrechenden Jahren qualvollſter Krankheit. Dem auch heute noch nicht vollſtändig aufgeklärten Krankheitszuſtand, der ihn eigentlich ſchon ſeit den Jünglingsjahren begleitete, machte der Tod im Jahre 1865 in Dresden ein Ende.

Um über das poetiſche Schaffen des edlen Mannes und großen Dichters einen beſſeren Ueberblick zu gewinnen, gehen wir zuerſt an die Würdigung der dramatiſchen Werke. Von den Fragmenten, z. B. Tiberius Gracchus, Agnes Bernauerin (reſp. der Engel von Augsburg), Friedrich II. (reſp. die Torgauer Heide) muß abgeſehen werden, und nur die vollſtändig erhaltenen Stücke ſollen in chronologiſcher Reihenfolge kritiſch gewürdigt werden.

Hans Frei, Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Drei Liebespärchen in einem Luſtſpiel genügen gewiß. Man kann aber nicht leugnen, daß alle drei Pärchen in mancher Hinſicht originell aufgefaßt ſind. Die Fabel iſt kurz die: zwei Nürnberger Ratsherren, Pirkheimer und Moskirch, haben ihre Kinder für einander zur Ehe beſtimmt. Dieſe ſind einander als Kinder auch ganz gut geweſen. Aber als Albrecht als Maler nach langen Wanderjahren auf Geheiß des Vaters zurückkehrt, haben ſich die beiden aus dem Gedächtnis verloren und ſtehen ſich fremd gegenüber. Der Befehl der Alten, ſich zu heiraten, ſteigert die Gleichgültigkeit zu Haß und Abneigung. Sie wollen nichts von einander wiſſen und widerſetzen ſich dem Plan der Alten. Da kommt ein junger Vetter Hans Frei, Kriegshauptmann und ſo eine Art Tauſendſaſa, nach Hauſe und verſpricht den Alten, ihnen aus der Verlegenheit zu helfen. Sein Plan iſt folgender: den Jungen ſoll es ſtrengſtens verboten werden, ſich zu ſehen, die Alten müſſen ſich ſtellen, als wären ſie erbitterte Feinde geworden und wollten daher abſolut keinen Verkehr ihrer Kinder und noch viel weniger die Heirat dulden. Dieſes Verbot werde die Jungen reizen; ſie würden jede Gelegenheit wahrnehmen, einander verſtohlen ſehen zu können, und aus ihrer Abneigung würde unter dem Druck des Verbotes die heftigſte Liebe entſtehen. Man verſucht es mit dem Plane. Unter Mithilfe von Frei und einem ſchlauen Bäschen „Felizitas“ gelingt der Verſuch prächtig. Die beiden heiraten ſich, Hans Frei heiratet die Felizitas, und außerdem findet ſich noch ein älteres Pärchen zuſammen. Mit der Zeit Pirkheimers und den Eigentümlichkeiten Nürnbergs iſt das Stück indes ſo wenig eng verwachſen, daß es ebenſogut im 18., wie im Anfang des 19. Jahrhunderts in jeder beliebigen Stadt ſpielen könnte. Hans Frei iſt entſchieden reich an heiteren, luſtigen Einfällen, Witzen und Situationen. In den Knittelverſen verrät ſich ſchon viel Kraft und Eigenheit. Auch die Charaktere weiſen, namentlich Felizitas, genug originale Züge auf. Am ſchwächſten iſt die Charakteriſierung des Titelhelden ausgefallen. Wenn die fünf Akte in zwei, höchſtens drei zuſammengezogen worden wären — ſchon Tieck nennt die Breite den Hauptfehler des Stückes —, ſo hätten wir ein vortreffliches Luſtſpiel erhalten, indes auch ſo, wie es vorliegt, verdient es, aus der Vergeſſenheit hervorgeholt und aufgeführt zu werden. Hans Frei gehört immerhin zu den guten deutſchen Luſtſpielen. Auch auf größeren Vereinsbühnen mit Dilettanten, an deren Talent und Gedächtnis höhere Anforderungen geſtellt werden dürfen, könnte mit Hans Frei durchaus ein Verſuch gemacht werden. Zu bedauern für die Literatur aber bleibt es, daß Otto Ludwig ſich damit vom Luſtſpiel abgewendet hat und ſich an Bearbeitung des fünfaktigen Stückes „Die Rechte des Herzens“ (Paul u. Eugenie) machte. Dieſem ganz verfehlten Trauerſpiel liegt im weſentlichen dieſelbe Fabel wie Shakeſpeares Romeo und Julie zugrunde, nur daß das Motiv der Feindſchaft zweier Adelsgeſchlechter der gleichen Stadt fallen gelaſſen iſt, und die Prinzeſſin Eugenie einen Prinzen heiraten ſoll, der Anwartſchaft auf den Thron hat,

während sie einen polnischen Flüchtling liebt. Aber die Totengruft, worin sich der Pole nach dem Duell verbirgt, die heimliche Trauung in der Kapelle durch einen polnischen flüchtigen Priester, der Tod beider durch Gift ist aus Romeo und Julie entlehnt. Im übrigen geht dem Stücke Ludwigs alles ab, was Romeo und Julie auszeichnet. Otto Ludwigs Charaktere sind nicht original und die Sprache ist saft- und kraftlose Buchsprache. Der künstlerische Wert des Stückes ist unbedeutend. Wie der Dichter nach Vollendung des Hans Frei eine so schwache Leistung fertig brachte, erscheint unbegreiflich.

Höher steht wiederum Die Pfarrrose. Ich kann mich indes für dieses Intriguenstück keineswegs erwärmen. Es erscheint mir absolut nicht tragisch, daß zwei Intriguen, von denen die erste eigentlich mehr den Charakter eines Irrtums und Zufalls hat, so viel Blut und Wahnsinn und Unglück verschulden sollen. Man ist eigentlich mehr auf ein lustiges Ende gefaßt, als darauf, daß die Pfarrerstochter im Wahnsinn Opium nimmt, ihr Bräutigam aber, der sie infolge eines Irrtums verstoßen, bloßgestellt und mit Hunden hat hetzen lassen, zunächst den Freund, der die zweite Intrigue gesponnen, und hierauf sich selbst ersticht. Einzelne Szenen sind gewiß schön, aber als Großes und Ganzes ist die Pfarrrose verfehlt.

Mit dem „Fräulein von Scuderi" versuchte der Dichter ein historisches Drama großen Stils zu schaffen. Man merkt auch, wie er bemüht ist, in René Cardillac einen Shakespeareschen Charakter zu gestalten. Der Versuch ist indes durchaus mißlungen. Cardillac, der Goldschmied, der von einer solchen Sucht nach Diamanten und Edelsteinen beherrscht wird, daß er den verfertigten Schmuck zuerst den Bestellern aushändigt, und wenn ihn letztere dann nachts ihrer Dame bringen, die Liebhaber niedersticht und sie des Schmuckes beraubt, ist keine tragische Gestalt, sondern kann nur pathologisch genommen werden. Er begeht die Morde ja nicht freiwillig; er muß infolge einer inneren Nötigung, die ihren Grund darin hat, daß seine Mutter sich versah, als sie mit ihm schwanger ging. Cardillac ist nicht einmal ein gewaltiges Monstrum, wie Adolf Bartels meint, sondern ein Monstrum, an das man gar nicht glauben kann. Wichtig ist das Stück literaturgeschichtlich, weil wir im Versehen der Mutter Cardillacs etwas vor uns haben, das uns in der Form „erblicher Belastung" bei den Modernen bis zum Ueberdruß begegnet. Sieht man von der stärkeren Herausarbeitung der Gestalt Cardillacs und dem hier mehr zur Geltung gebrachten Gegensatz zwischen Bürgertum und Adel ab, so ist das Stück eigentlich bloß eine ziemlich getreue dramatische Bearbeitung der gleichnamigen Hoffmannschen Erzählung. In der Charakterisierung des Fräuleins von Scuderi weicht er kaum von seiner Vorlage ab. Auf den Einfluß Hoffmanns bezw. der Romantik auf Otto Ludwig wird am Schlusse der Skizze ja noch zurückzukommen sein. Gut für den Dichter war es, daß er aus der Phantastik E. A. Hoffmanns herauskam.

Das Jahr 1850 brachte Ludwig den ersten großen Erfolg. Die Aufführung seines „Erbförsters" am 4 März am Dresdener Hoftheater, wobei Eduard Devrient die Titelrolle übernahm, machte ihn mit einem Schlage zum gefeierten Dramatiker. Der Zweck dieser Blätter rechtfertigt es wohl, die Fabel des Stückes, das zwar in den weitesten Kreisen bekannt sein sollte, knapp wiederzugeben:

Auf dem Gut Düsterwalde ist Christian Ulrich Förster, ein Amt, das schon sein Vater und Großvater mit Ehren bekleidet haben, weswegen der Enkel kurzweg „Der Erbförster" genannt wird. Des Försters bester Freund, Fabrikbesitzer Stein, hat das Gut Düsterwalde durch Kauf an sich gebracht. Robert Stein junior soll sich mit Marie, der Tochter des Erbförsters, verloben, und mit den letzten Vorbereitungen zur Verlobungsfeier setzt das Drama ein. Der Erbförster und Stein sen. setzen sich, bis alles noch vollends fertig gemacht ist, zu einem Spielchen zusammen, und beim Spiele kommen sie, wie gewöhnlich, ans Durchforsten, und weil sie hitzige und eigensinnige Naturen sind, vom Durchforsten zum Zanken. Stein, der Besitzer des Waldes, sagt: „Es wird durchforstet" und sein Förster: „Es wird nicht durchforstet". Der Erbförster ist der Ansicht, weil eine Durchforstung den ganzen Wald ruiniere, habe er nicht bloß die Pflicht, sondern auch das Recht, unter allen Umständen selbst gegen den Willen des Besitzers die Durchforstung zu verhindern. Aber während der Streit sonst immer wieder sofort beigelegt wurde, sobald der Zorn verraucht war, so daß die Freundschaft zwischen den beiden nur noch wuchs, nachdem sie sich tüchtig gezankt hatten, geht es diesmal infolge einer Reihe von Umständen anders. Stein kündigt dem Erbförster für den Fall, daß er nicht durchforsten lasse. Der Erbförster beharrt auf seinem Standpunkte. Er meint, er könne nicht abgesetzt werden, und als der neue Förster sein Regiment beginnen will, gibt der Erbförster den Befehl, jeden, außer den beiden Steins, der mit einer Flinte im Walde angetroffen werde, als Wilddieb zu behandeln. Nun entstehen Konflikte, Verwirrungen und Mißverständnisse,

welche die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Dem Förster wird irrtümlich gemeldet, Robert habe seinen Sohn Andres erschossen. Der Förster, der sich bereits von allem menschlichen Buchstabenrecht losgesagt hat, weil dieses ihn in seinem guten Recht im Stiche gelassen, will jetzt selbst richten und zwar richten nach Gottes Recht. Und im A. T. heißt es: „Wer einen Menschen verletzt hat, so soll man ihm wieder tun." Er will Robert richten, geht in den Wald, legt auf ihn an und erschießt — seine Tochter, die ihren Geliebten gedeckt hat. Als es sich herausstellt, daß Andres lebt, Robert gar nicht auf ihn geschossen hat, und als man dem Erbförster sein liebstes Kind, seine Tochter Marie, von ihm erschossen ins Haus bringt, muß er nochmals Richter sein, denn „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben". Ein Lauf der Flinte ist ja noch geladen. Und wenn er sich gerichtet hat, „dann ist's gebüßt, dann ist's ausgelöscht und er ist wieder rein." Deshalb will er sein Recht und dann (indem er zum Himmel zeigt) zu seinem Kind.

Was hat nun der Dichter aus seiner Fabel gemacht? Kurz gesagt: Ein Drama, das bezüglich der Milieuschilderung, der Schönheit einzelner Szenen, der Herausarbeitung einzelner Charaktere und charakteristischen Züge geradezu als grandios bezeichnet werden muß, als Ganzes aber verfehlt ist, weil alles Unheil, das über die Försterfamilie hereinbricht, nicht als Strafe für eine Schuld aufgefaßt werden kann, sondern als ein Unglück bezeichnet werden muß. Meiner Ansicht nach sind die beiden Fälle, welche zunächst den traurigen Ausgang verschulden, durchaus nicht typisch, sondern bloß fatale Versehen, ich meine, daß Andres der Sohn des Erbförsters, irrtümlich für den Mörder des Buchjägers ausgegeben wird, und daß durch eine lediglich auf Mißverständnissen beruhende Meldung den beiden Vätern die Ansicht beigebracht wird, Andres sei von Robert und Robert von Andres erschossen worden. Dann hat man gesagt, daß es im Grunde keine Tragik, sondern ein gräßliches Unglück sei, wenn der Vater aus Versehen die Tochter totschieße. Otto Ludwig suchte sich gegen diesen Vorwurf zu wehren und führte in einem Brief an Julian Schmidt aus (siehe Otto Ludwigs Werke. Hrsgb. von Dr. Schweitzer, Leipzig 1898. Bibliogr. Institut, Bd. I, Anm. zum Erbförster):

„Der andere Punkt ist der im Erbförster gerügte Zufall, den ich aber nicht darin finden kann. Wie die Geschichte dasteht, ist sie so: Der Alte sieht den Robert und schießt auf ihn; Marie läuft absichtlich in den Schuß, sie wird getroffen statt Roberts. Es ist keine zufällige Verwechslung der beiden, kein zufälliger Freischützenfehlschuß durch Wanken des Gewehrs oder etwas dergleichen oder gar durch überirdischen Einfluß, er zielt und schießt vollkommen sicher und würde den Robert treffen. Nur weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabenen wollte, habe ich das Verhältnis etwas ins Unklare und Undeutliche gespielt, das ein wesentliches Ingrediens desselben ist. An sich ist es ganz klar und durchaus kein Stück Schicksalstragödie. Das dämonisch Erscheinende kann keinem tragischen Dichter verwehrt werden, wenn es als wahrscheinliches und natürliches Glied der Kausalwirkung eingeflochten ist. Hier ist es natürlich und wahrscheinlich, es ist kein Wunder, es geht natürlich zu, nur die Stimmung des Wunders ist darüber gebreitet. Die wunderbaren Motive sind das Fehlerhafte in den Schicksalsstücken, und ich bin ein so großer Freund der realistischen Motive, daß ich selbst von den durch die Konvenienz geheiligten idealen Motiven nur mit größter Vorsicht Gebrauch mache. Selbst die Ungewißheit ist realistisch aus des alten Försters Zustand notwendig herzuleiten. Ich weiß wohl, ich hätte dergleichen Ausstellungen vorbeugen können, wenn ich das Verhältnis abstrakt hätte markieren wollen. Aber ich bin ein solcher Realist, daß mir meine eigene Einmischung in die Handlung auch nicht viel weniger absurd erscheinen würde, als die Einmischung von etwas Uebernatürlichem. — Dann hielt ich's für milder und notwendig zum Abschluß, wenn ich Marien erschießen ließ anstatt Robert. Denken Sie an die notwendigen Folgen, und vielleicht stimmen Sie mit mir überein. Was wäre für Marien mit einem Leben gewonnen, das die Erinnerung an den Tod des Geliebten durch das Verbrechen des Vaters vergiften müßte; was für den alten Förster, denken zu müssen, daß sein Liebstes ein vielleicht langes Leben hindurch mit Schauder und Abscheu an ihn denken müsse! So stirbt sie einen schnellen Tod und stirbt als Retterin ihres Geliebten; so ist ihre Resignation auf seinen Besitz um ihres Vaters willen erst etwas, wenn sie eine Liebe zu besiegen hat, der man sie fähig sieht, ihr Leben zu opfern."

Ich kann dem Dichter mit seinen Ausführungen nicht unrecht geben, und trotzdem ist es nicht so eigentlich die Stimmung des Tragischen, die einen bei diesem Stücke überkommt, als vielmehr die Empfindung, die ein gräßliches Unglück hervorruft.

Woran liegt das nun? In seinen Shakespearestudien schreibt Otto Ludwig: „Bei Shakespeare ist das Tragische, wenn ein Mensch seine Totalität aufgibt und ein falscher Bruch eines einzigen Triebes wird. Wenn ein Begehren im Menschen so riesig anschwillt, daß eine förmliche Verrückung des geistigen und sinnlichen Organs entsteht, wenn eines davon alles Blut des Körpers in sich auffaugt, so daß die anderen darüber verkümmern; eine Aufhebung aller Harmonie, eine geistige Entzündung, die mit dem Tode des Organismus endet (siehe das Kapitel: Keine Tugendhelden ꝛc. Otto Ludwigs Werke, hrsgb. von Bartels, Leipzig, Max Hesse. Bd. VI, S. 26).

Trifft dies alles auf den Erbförster zu? Hier ist zunächst das mächtig auflodernde

Gefühl für das natürliche Recht, das Recht, welches noch nicht die Wenn und Aber des kodifizierten Buchstabenrechts kennt, und dies Gefühl wird ein so riesig anschwellendes Begehren, daß eine förmliche Verrückung des geistigen und sinnlichen Organs entsteht. Die Tragik des Stückes liegt daher offenbar im Kampfe des natürlichen einfachen Rechtsbewußtseins mit dem — es sei der Ausdruck gestattet — Juristenrecht, das ein beinahe omnipotentes Eigentumsrecht anerkennt. Aber so ein starres Beharren auf seinem Recht will mir absolut nicht wahrscheinlich erscheinen in den kleinen Verhältnissen, wie sie der Dichter zeichnet. Hier erscheint das Rechtsgefühl nicht mehr als grandiose Leidenschaft, sondern als ein eigensinniges „Mit dem Kopf durch die Wand rennen", wofür man mehr ein mitleidiges Achselzucken übrig hat. Gewiß, sobald man sich einreden kann, das Verhalten des Försters beruhe auf einer grandiosen Leidenschaft, und keineswegs auf einer fixen Idee, erscheint alles folgerichtig und großartig im Charakter des Erbförsters, — dann ist auch die eigentliche Tragik, trotz der früher geäußerten Bedenken da. Aber ich könnte das Verhalten des Erbförsters bloß dann erklärlich finden und geeignet, tragische Konflikte hervorzurufen, sofern das Stück aus dem Rahmen eines Familiendramas herausgerückt und zu einem großen historischen oder Zeitdrama ausgestaltet worden wäre. Würde der Erbförster als Verteidiger des natürlichen Rechtes eine Volksbewegung hervorgerufen und sich an die Spitze einer bewaffneten Schar gestellt haben, um ein anderes Recht herbeizuführen (die Ereignisse der damaligen Zeit — 1848/49 — legten eine solche Idee durchaus nahe), und würde er in diesem Kampfe unterlegen sein, dann hätten sich wirklich tragische Konflikte ergeben.

Was tat Kleist mit seinem Michael Kohlhaas? Erstens hat er die Handlung in die turbulente Zeit der Reformation verlegt, zweitens den Kohlhaas zum Anführer einer starken Bande gemacht, die mit dem Schwerte in der Hand das Recht erzwingen will. Ludwig hat das nicht getan. Seine Abneigung gegen das junge Deutschland und die Wirren der achtundvierziger Jahre mag wohl daran schuld gewesen sein. Daher schuf er ein naturalistisches Familiendrama, das zugleich „Zufallsdrama" ist, denn so möchte ich in diesem Falle das Schicksalsdrama nennen.

Seine große Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert bleibt ihm allerdings trotz der Fehler und Mängel gewahrt. Es birgt bereits in sich Keime, die erst bei Ibsen voll zur Entwicklung kamen, zugleich muß es als unübertreffliches Meisterstück eines edlen Naturalismus gelten. An Otto Ludwig hätte der christliche Dramatiker des Naturalismus anzuknüpfen, denn so wie sich diese Menschen geben, ist tatsächlich alles an ihnen Natur, und gleichwohl verletzen unser ethisch-ästhetisches Empfinden nirgendwo gemeine Flüche und zotige Reden oder hämische Bemerkungen überchristliche Weltanschauung. Trotzdem wir es zum Teile mit Landleuten zu tun haben, spricht alles Hochdeutsch, aber jeder so, daß kein Mensch das Hochdeutsche an den Bauern unnatürlich findet. Ad. Bartels nennt den Erbförster mit Recht „ein Hauptwerk der naturalistischen Heimatkunst". Wenn er aber beifügt: „Nur ein Thüringer konnte den Erbförster schreiben," so ist das eine jener Marotten, an denen Bartels nicht gerade arm ist.

Neuerdings hat man nun auch Versuche gemacht, den Erbförster als Schuldrama einzuführen. (Siehe die Aschendorffsche Ausgabe des Erbförsters.) Ich will das durchaus nicht tadeln; nur meine ich, wenn man den Dramatiker Otto Ludwig in die Schule einführt, so sollte man zunächst mit seinem besten Drama die Schüler bekannt machen, und das sind:

Die Makkabäer. Otto Ludwig hat nicht, wie schon Hebbel und in neuester Zeit eine Reihe kleinerer Geister, den biblischen Stoff bis zur Unkenntlichkeit umgemodelt und biblische Personen dazu benutzt, sie zu Trägern allerlei moderner Weltanschauungen zu machen. Seine Makkabäer atmen im großen und ganzen echt biblischen Geist. Nur in einigen Punkten überträgt er Begebenheiten, die die Makkabäerbücher streng scheiden, auf eine einzige Familie. So ist ihm Lea, die Mutter des Judas Makkabäus, zugleich die makkabäische Mutter. Und während noch dem biblischen Berichte die Mutter samt ihren sieben Söhnen den Martertod erleidet, erdulden in Ludwigs Drama nur vier Söhne das Martyrium, während die drei anderen unter Führung

Judas Jerusalem befreien und Antiochus zum Rückzug zwingen gerade im Augenblick, wo das Martyrium der anderen Brüder vollendet ist, indes die Mutter unter dem Eindruck erst der seelischen Leiden und jetzt der Freude über die Rettung stirbt. Frei erfunden ist auch Eleazar, dem die Mutter eine Vision mitteilt, worin sie gesehen hat, wie sich die Krone Davids und der Hohenpriesterhut auf ihren Schoß niedergelassen hat, als sie mit Eleazar schwanger ging. Diese Vision stachelt den Ehrgeiz der Mutter und des Eleazar so, daß sie ihn und er sich als den künftigen Hohenpriester, König und Erretter Israels betrachtet. Aber während Juda die Schlachten schlägt, geht Eleazar, um ans Ziel zu gelangen, zum Syrer über, verleugnet den Glauben und die Sitte der Väter und nimmt griechische Bildung an. Erst beim Anblick seiner leidenden Brüder erwacht der Glaube in ihm, und er stirbt mit ihnen als Martyrer.

Otto Ludwig hat sich mit dem Stück sehr lange beschäftigt und es dreimal umgearbeitet, bis die dritte, Ende 1851 begonnene Umarbeitung im Sommer 1852 vollendet und am 9. Januar 1853 am Dresdener Hoftheater aufgeführt wurde.

Obschon die Makkabäer vielleicht Ludwigs bühnenwirksamstes Stück sind, war doch der Bühnenerfolg trotz alledem nur ein teilweiser. Die Ursachen liegen im Drama selbst. Zunächst gehört eine nicht geringe Kunst dazu, den 2. Teil des 3. Aktes so zur Aufführung zu bringen, daß es auf der Bühne nicht tatsächlich zugeht „wie in einer Judenschule", und dadurch das Stück der Lächerlichkeit preisgegeben wird, so rasch schlägt nämlich die Stimmung in den jüdischen Volkshaufen bald für, bald gegen Lea um. Ludwig ist in der Charakteristik der Volksmassen ganz und gar Shakespeares Cäsar gefolgt. Tatsächlich erzielte dieser Teil des Stückes auf der Wiener Hofbühne in der ersten Zeit nur unfreiwillige Heiterkeitserfolge. Man hat als Höhepunkt des Stückes allgemein den zweiten Akt bezeichnet. Gewiß ist er von großer dramatischer Schönheit, aber ergreifender dürfte doch der vierte Akt wirken. Hier findet sich auf Leas Frage: „Doch wohin führt der Weg zum Syrier nun?" die unvergleichlich schöne Antwort der demütigen Naëmi:

„Schon such ich ihn. Hörst du die fernen Klänge?
Ein Bußpsalm — dorther kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberduft sich selbst
Voranschickt und den breiten dunkeln Hügeln
Abzeichnet, hinter dem's heraufkommt. Dort
Der Hügel muß der Oelberg sein, dort liegt
Jerusalem" —

Auch einer Szene, wie in Jerusalem die Ankunft Judas auf das halbverhungerte Volk wirkt, begegnet man in der dramatischen Literatur nicht oft. Hier hat Ludwig freilich in Hebbels „Judith" ein Vorbild gehabt. Der letzte Akt hält sich bis gegen Schluß auf der Höhe dramatischer Meisterschaft. Was mich trotz wiederholter Lektüre stieß, war das Ende Eleazars. Daß ein solcher niedriger Streber durch den Heroismus seiner Mutter und Brüder selbst zum Martyrer werden soll, scheint mir wenig glaubhaft. Ferner kommt mir der Abzug des Syrierkönigs viel zu „pomadig" vor. Gewiß hat Antiochus bereits unter dem Eindruck der Furcht und Empörungsstimmung, die im Heere herrscht, den Befehl zum Aufbruch gegeben. Aber daß im Momente, wo Juda das feindliche Lager überfällt, Schrecken und Verwirrung anrichtet, zwischen ihm und Antiochus noch disputiert wird, wer die meisten Chancen für den Sieg hat, finde ich unpsychologisch; daß Lea nach alledem noch an einen möglichen Sieg des Antiochus glaubt, erscheint mir geradezu rätselhaft. Erklärlich wird dieser seltsame Abschluß nur dadurch, daß das Stück zwei Helden hat, in den ersten zwei Akten Judas Makkabäus, in den drei letzten seine Mutter Lea, die allmählich geläutert wird, bis sie von der ehrgeizigen, fanatisch patriotischen Frau sich durch die Schicksalsschläge zur Märtyrin und demütigen Heldenmutter durchgerungen hat, die als Retter nur Gott den Herrn betrachtet. Dadurch erhält das Drama die Grundidee, „die Demut und das Leiden siegen über Stolz und Heldengröße, und nicht das Schwert des Judah scheucht schließlich die Syrier aus dem Lande, sondern die Leidenskraft einer furchtbar geprüften Frau, die sich aus einer Makkabäerin in eine mater dolorosa verwandelt". (Lublinski, zitiert von Bartels, a. a. O. S. 1.) Das ist richtig. Das Heer will meutern, weil das Martyrium der Makkabäerbrüder alle durchschauert:

„Die Schar, dir dir Gefangenen soll bewachen,
Befreit für selber. Aus der Brüder Qual
Weissagen sie das Ende Syriens . . . . .
›Fort‹ hört, ich einen rufen, ›eh das Weib,
Das riesige, den Himmel nieder betet,
Uns zu erdrücken!‹ Andre schwuren drauf,
Judas Posaunen klängen durch den Donner.
Herr, laß das Schauspiel enden.“

Auf diese Meldung Nikanors entgegnet Antiochus:

„Macht ein Ende.
Zum Aufbruch blast! Zurück nach Syrien!“

Lea jubelt:

„Gelobt sei Gott, der Herr!
Es ist vollbracht.“

Jetzt erst erscheint Juda mit Gefolge, also ziemlich post festum, eigentlich bloß, um die Mutter noch zu sehen und den Abschluß herbeizuführen durch die Worte:

„Er braucht der Starken nicht; er haucht die Schwächen
Mit seinem Odem an und sie wird Sieger;
Es überhebe keiner sich vor Gott . . . . .
Sein Priester will
Ich sein, doch König ist allein der Herr!“

Man sieht, ein in jeder Hinsicht vollendetes historisches Drama hat Ludwig mit den Makkabäern nicht geschaffen, aber eines, das mit zu unseren besten historischen biblischen Dramen zählt und unter allen deutschen biblischen Dramen trotz Hebbel den ersten Rang einnimmt. Die Makkabäer bezeichnen den Höhepunkt in Otto Ludwigs dramatischem Schaffen, aber, von unbedeutenden Fragmenten abgesehen, auch den Abschluß. Nunmehr gelangte in ihm der Prosaepiker zur vollendeten Meisterschaft. Der Erzähler Otto Ludwig ist es, mit dem wir es im zweiten Teil unserer Ausführungen vor allem zu tun haben werden.

(Schluß folgt.)

Fritz Reuter.

Von Prof. Dr. Karl Macke-Sirgburg.

Wenn der Welt jemals des Humors heilende Kraft nötig gewesen ist, dann ist sie es heutzutage. Je mehr das Leben drängt und treibt, hetzt und reibt, je mehr Kräfte der Kampf ums Dasein in seiner so hoch gesteigerten Form beansprucht und erschöpft, desto mehr ist dieser bis zum äußersten angespannten Nerventätigkeit ein Gegengewicht nötig, das dieselbe wieder in des Gleichgewichtes glückliche Lage zurückspannt.

Es ist deshalb für Volksbibliotheken von großer Wichtigkeit, außer strengerer Lektüre auch dem goldenen Humor ein Fach einzuräumen, damit der überreizte Beamte, der sorgengeplagte Arbeiter auch mal seine Nerven sich erholen lassen kann, indem er Fröhlichkeit in sein Gemüt einziehen läßt.

Ein solcher Nervenarzt von Gottes Gnaden ist nun Fritz Reuter, der liebenswürdige niederdeutsche Schriftsteller und Dichter. Sein Leben war lange ein großes, erschütterndes Trauerspiel im vollsten Wortsinne, erst die letzten Jahre seines Lebens ward es ein in ebenen Geleisen sich abspielendes, ruhiges Drama.

Reuter wurde geboren am 7. November 1810 in Stavenhagen in Mecklenburg, wo sein Vater Bürgermeister war. Er bekam eine gediegene Erziehung und besuchte dann die Universität Jena, wo er in freiheitliche Dinge verwickelt, wegen Tragens der deutschen Farben und Teilnahme an einer Burschenschaft von den Preußen zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Festungshaft „begnadigt“ wurde. Sieben Jahre wurde er auf den Festungen umhergeschleppt, in der Hausvogtei in Berlin, auf dem Silberberg, in Gr. Glogau, Magdeburg, Graudenz und Dömitz. Gebrochen an Leib und Seele, kehrte er in die Heimat zurück, nachdem er sieben Jahre abgebüßt hatte. Schwer fiel es ihm, eine nur notdürftig das Leben fristende Stellung zu erlangen; seine Freunde suchten ihm nach bestem Vermögen zu helfen, aber sein Zustand war so traurig, daß alles fehlzuschlagen schien. Er versuchte es mit dem Lehrfach, mit der Oekonomie, bis er endlich als Schriftsteller auftrat, und ihm im Laufe der Zeit der Wurf, plattdeutsch zu schreiben, so gelang, daß er mit Ehren überhäuft und völlig sorgtos gestellt, sich ein schönes Heim am Wartburgberge erbauen konnte, in dem er am 12. Juni 1874 ruhig seine Augen schloß, betrauert von allen Deutschen, besonders aber von denen, deren Sprache er berühmt gemacht hat.

Seine Schriften sind zahlreich. Sie zerfallen in hochdeutsche und plattdeutsche, in poetische und prosaische. Es läßt sich denken, daß bei dem gewagten Versuche einer plattdeutschen Dichtung nicht alle Sachen gleichwertig sind, sondern daß sich Entwicklungsstufen festlegen lassen, des Aufsteigens, der Höhe und des Verlöschens. Es ist dieses auch zu natürlich, da das Gebiet des Plattdeutschen in seinen Stoffen beschränkt ist. So läßt sich kein höfischer, kein Salonstoff, kein gelehrter historischer Roman in dieser Sprache behandeln: es muß des Volkes, des Landmanns Lust und Leid den Stoff bieten, und zwar des norddeutschen. Unter den poetisch behandelten Stoffen stehen wohl am wenigsten hoch die „Läuschen un Rimels“, die zwar viele recht artige, sehr lesenswerte Sachen enthalten, aber meistenteils Scherze in plattdeutscher Form behandeln, wie es die Dialektdichter ja vorzugsweise lieben. Und da nun einmal der Ideenkreis

des Plattdeutschen ein minder hoher ist als der hochdeutsche, so ist auch manches darunter, das der Hochdeutsche als unästhetisch verwirft. Aber dennoch stehen diese „Läuschen un Rimels" weit über anderen Dialektdichtungen. Literarisch wertvoller als diese gereimten Anekdoten ist „Hanne Nüte", eine lustig-ernste Vogelgeschichte. Der Stoff ist schön erfunden, die Personen erwecken unsere rege Teilnahme, die Schilderungen sind, wenn auch manchmal etwas gedehnt, reizvoll. Düster und ernst schreitet „Kein Hüsung" einher, den Kampf zwischen darbender Armut und herrischer, tyrannischer Behandlung plastisch schildernd. Not und Elend tritt uns hier überall entgegen, und die Rache des Bedrückten ist furchtbar. Kein Strahl der Versöhnung glüht am blutroten Himmel auf. Ein Meisterwerk Reuters, allerdings keine Dichtung für Jugendliche. Unter den Prosaschriften steht obenan der große Roman „Ut mine Stromtid". Dieser Roman dürfte auf keinem besseren Bauernhofe fehlen, jeder Städter sollte ihn kennen. Einen harten Kampf, der sich auf der mecklenburgischen Scholle abspielt, führt uns Reuter vor, einen Kampf, mitten aus dem Leben heraus: Die Personen sind Menschen, wie sie überall zu finden sind, nur in ihrer Art idealisiert; an oberster Stelle steht der unvergleichliche „Entspekter Braesig". Es geht nun aber an dieser Stelle nicht an, viel über Braesig, Habermann, Axel, Moses und die anderen zu sagen; man lese den Roman, jedem Sohne, jeder Tochter kann man denselben in die Hand geben, er hat eine Kraft der Läuterung in sich, wie selten ein Roman. Lieblich ist „Dörchläuchting". Der alte steife Großherzog Friedrich Franz mit seinem Kammerdiener Rand, dem Conrektor Aepinus, Dürten, der Läufer, Bäcker Schultsch sind hinreißend schön ausgeführte Gestalten. Das Idyll ist lesbar vom Anfang zum Ende.

In die traurigen Zeiten der Festungshaft führt uns „Ut mine Festungstid", reich an Wehmut, an Ernst wie an Humor, wenn man bedenkt, daß diese Geschichte die düsterste Lebensperiode Reuters schildert, daß vielleicht nur weniges poetische Zutat ist. „Ut de Franzosentid" ist wieder ein Kabinettstück: Ernst und Humor durchwebt das Ganze; Onkel Herse, der Amtshauptmann Weber, Frau Westphalen, Müller Voß und die anderen unverwüstlichen Menschenkinder erregen unsere lebhafteste Teilnahme. Am wenigsten hoch, schon etwas das Alter verratend, steht „De Reis' nach Constantinopel". Es ist wenig natürlich, daß sich so viele Mecklenburger in Constantinopel treffen, und die fortwährenden Wiederholungen von Redensarten wirken nicht gerade schön. Dennoch sind auch hier einige prächtige Figuren, und lesenswert ist und bleibt die Geschichte. Unter den anderen kleineren Sachen zeichnet sich die Lebensskizze seiner Jugendzeit aus: „Meine Vaterstadt Stavenhagen", eine hochdeutsche Schrift, die uns das kleinstädtische Leben in solcher Treue schildert und mit solcher Liebe das Leben und Treiben eines kleinstädtischen Bürgermeistersohnes malt, daß dies Schriftchen jedem gefallen wird. Weniger Geschmack dürfte dem Leser die Satire: „Urgeschichte von Mecklenborg" abgewinnen; man merkt die Absicht, denn man kann nicht gerade behaupten, daß der siebenjährige Aufenthalt auf preußischen Festungen das Herz eines demokratisch angehauchten Menschen so umzustimmen vermag, daß er ein überzeugter Monarchist wird. Dieselbe Tendenz liegt in den „Memoiren eines alten Apfelschimmels" und im „gräflichen Geburtstag". Man braucht diese Sachen ja gerade nicht zu lesen, obwohl sie noch nicht mal ein Kind verderben können, so harmlos sind sie. Aber noch etwas ganz Kleines! Die Briefe von Reuter und die Briefe vom Entspekter Braesig sind wahre Kabinettstücke, diese kann man zehnmal lesen, ohne sich daran zu ermüden, wenigstens geht es dem Schreiber dieser Zeilen so. Ueber andere Sachen müssen wir hinweggehen, des Raummangels wegen; das jedoch sei gesagt: „Reuters Schriften sind rein und keusch, edel und völlig frei von gemeinen Zügen."

Doch nun die schwierige Frage: „Was hat der Süddeutsche an Frltz Reuter?" Reuter ist fast durchweg plattdeutsch geschrieben, und deshalb ist er nur einem kleinen Bruchteile des deutschen Volkes zugänglich, Ausländern wohl ganz verschlossen. Man muß bedenken, daß selbst in Norddeutschland noch lange nicht alle Plattdeutsch verstehen; in vielen Häusern ist das Plattdeutsche verpönt und verboten. So haben denn Verlagsfirmen die Herausgabe einer Uebersetzung Reuters ins Hochdeutsche unternommen, u. a. auch die Verlagshandlung von Herlet in Berlin. [1]) Der erste Band ist bereits erschienen und der zweite wird folgen. Zu diesem Unternehmen, woran ich persönlich beteiligt bin, erlaube man mir eine verteidigende Schlußbemerkung zu machen. Es war keine leichte Aufgabe, die sich die Uebersetzer gestellt hatten; die Uebersetzung selbst war ja, nachdem bestimmte Grundsätze festgelegt waren, nicht so mühevoll, die Hauptschwierigkeit lag in der Ueberwindung des Vorurteils, als würde Reuter in hochdeutscher Uebersetzung völlig ungenießbar sein.

[1]) Fritz Reuters Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Macke und A. Junkermann. Ut mine Stromtid und Dörchläuchting. In hochdeutscher Uebertragung von Dr. Karl Macke. Mit einem Geleitwort von August Junkermann. Prachtausgabe mit Illustrationen von Konrad Beckmann und Hermann Tischler. Berlin S. W. Verlag von W. Herlet. 1905.

Eine zweite Ausgabe: Ut mine Stromtid, ohne Illustrationen in 8°.

Und „diese Grundwahrheit“ wurde ehrlich und so heftig gepredigt und zwar von plattdeutscher Seite, als wäre es eine Versündigung an Reuter, ein Frevel ohnegleichen, seine Schriften hochdeutsch wiederzugeben. Aber kann wirklich jemand von einem Süddeutschen oder Oesterreicher oder Ausländer verlangen, daß er Plattdeutsch lernt, um Reuter zu verstehen? Das tun nur die alter wenigsten, denn Platideutsch versteht der Süddeutsche nicht viel besser als etwa Holländisch, und so bleibi denn Reuter eine terra incognita, wenn nicht eine hochdeutsche Uebersetzung vermittelt. Mit einem beigefügten Wörterbuch ist wenig gewonnen. Solche Bücher, wo jedes Wort nachgeschlagen werden muß, liest kein Mensch. Vermitteln kann also bloß die Uebersetzung. Deshalb ist sie auch nicht ins Satonhochdeutsch übersetzt, sondern in das Hochdeutsch, wie es das Volk spricht, und je nach der redenden Person ist das Deutsch gestaltet: Quale vinum, tale latinum. So spricht der Herr Pastor korrekt, und ein Drescher, ein Bauernweib nimmt es nicht so genau. In der Uebersetzung ist alles nach Möglichkeit abgestimmt und in der Tonart geschrieben, in der die einzelnen Personen reden. Wie dies gelungen ist, mögen nun die Leser beurteilen, zumalen wenn sie die ebenfalls bei Hertet erschienene, reich illustrierte plattdeutsche Ausgabe in zwei Bänden dazu nehmen und im vergleichenden Studium von etwa 100 Seiten sich das Plattdeutsche „ohne Musikanten“ aneignen. In genauer Uebersetzung sind die Konstruktionen möglichst beibehalten, auch die freieren, altertümlicheren des Plattdeutschen, so daß hierdurch das Verständnis des „Urtextes“ leicht gemacht ist. Und selbst, wenn einer auf das Studium des Plattdeutschen gern verzichtet, so mag er sich ruhig mit der Uebersetzung begnügen: Es ist nämlich besser, Reuter hochdeutsch zu lesen, als gar nicht; besser, Reuter hochdeutsch lesen, als tausend andere hochdeutsche Sudelschriften, die den Geschmack verbilden, den Geist verflachen und Herz und Sinn für alles Bessere abstumpfen. Keine Bibliotheksleitung wird es gereuen, Fritz Reuter eingereiht zu haben, er wird mit der gelesensie Schriftsteller werden, er ist eine kerngesunde Nahrung für Geist und Herz, eine erholende, abspannende, herzerfreuende Lektüre ohnegleichen.

Aus der Praxis für die Praxis.

(Eingesandt vom Haupthülfsverein an St. Maria-Himmelfahrt, Essen-West.)

Geleitet von dem Gedanken „Durch belehrende Aufsätze über die Einrichtung der Borromäusbibliotheken wird die Zeitschrift diese zu fördern bestrebt sein“, der in Nr. 1, Oktober 03 „Zur Einführung“ S. 2 niedergelegt ist, seien die nachstehenden Aufzeichnungen hier wiedergegeben.

Der Hauptgrund für die geringe Bedeutung der Borromäusvereine in vielen Pfarreien ist ein sehr verschiedenartiger. Meistens fehlt es dem Verein an den zur Förderung desselben nötigen Geldmitteln, oder es bestehen in derselben Pfarre neben dem Borromäusverein noch Gesellen-, Arbeiter- usw. Vereine mit eigenen Bibliotheken. Von nicht zu unterschätzendem Einfluß ist aber auch die Art und Weise, wie der Verein geleitet wird, und dies etwas näher zu beleuchten, sei der Zweck dieser Zeilen.

Um das Jahr 1880 gründete der damalige Pfarrer Schmitz den Borromäusverein hierselbst. Durch große persönliche Unterstützung, vornehmlich durch Bücherzuwendungen, entwickelte sich der Verein, und war auch die Mitgliederzahl den Zeitverhältnissen entsprechend zufriedenstellend zu nennen. Mit der Verwaltung der Bibliothek waren einige Laien beauftragt. Diese besorgten die Ausgabe der Bücher während der festgesetzten Zeit und zwar Sonntags nach der letzten hl. Messe, gegen 12 Uhr, etwa eine halbe Stunde lang. Durch den vielfachen Wechsel in den leitenden Personen und infolge einer ungeregelten Geschäftsführung ging die Bibliothek sowohl an Bücherbestand wie an Benutzung von Jahr zu Jahr zurück.

Dies veranlaßte nun im Jahre 1896 den Vorstand der Mar. Jünglings-Kongregation, an den derzeitigen Pfarrer Lennarz das Anerbieten zu stellen, dem Vorstand des vorgenannten Vereins die Verwaltung des Borromäusvereins zu übertragen, so daß der Präses der Kongregation die Borromäusbibliothek zu verwalten hat. Die Genehmigung wurde bereitwilligst erteilt, und es hat sich der Verein von diesem Zeitpunkt ab zusehends entwickelt.

Der Bücherbestand der Bibliothek wurde einer Revision unterzogen und durch Neuanschaffung auf Kosten der Kasse der Jünglingskongregation sehr vermehrt. Die Bücher wurden, was bisher nicht geschehen war, mit Umschlägen und Nummern versehen. Damit die Mitglieder des Vereins von dem Inhalt der Bücher Kenntnis nehmen konnten, wurden dieselben in besondere Verzeichnisse, welche auf Karton aufgeklebt waren, eingetragen und während der Ausgabezeit ausgelegt.

Der vom Vorstand der Jünglingskongregation gewählte Bibliothekar hatte, unter Mithülfe von mehreren Vorstandsmitgliedern, die Geschäfte des Vereins zu erledigen. Wegen dieser seitens des Vorstandes geleisteten Arbeit wurde den Mitgliedern der Jünglingskongregation der Vorteil geboten, sich gegen eine geringe Vergütung von 2 Pfg. pro Buch mit guter Lektüre zu versehen.

Die Uebernahme der Verwaltung durch den Vorstand der Jünglingskongregation, sowie die veränderte Ausleihezeit, welche jetzt Sonntags von 9 bis 12 Uhr vormittags dauert, wurde den Pfarrangehörigen durch Publikation von der Kanzel bekannt gegeben. Eine stattliche Anzahl von Neuanmeldungen war zu verzeichnen. Diese nahmen von Jahr zu Jahr zu. Gleichzeitig vermehrte sich auch der Bücherbestand, und im Jahre 1899 erschien das erste gedruckte Bücherverzeichnis.

Waren schon die Jahre von 1896 ab für den Verein von nicht geringer Bedeutung, so ist doch seit dem Jahre 1901 ein noch viel großartigerer Fortschritt zu verzeichnen. Die außergewöhnlich große Zunahme von Mitgliedern, welche dieses Jahr brachte, ist zu suchen in der Agitation, der persönlichen Werbung seitens des Vorstandes, und soll die Erklärung, wie dieselbe betrieben wird, hier folgen:

Die ganze Pfarre ist in ca. 30 Bezirke eingeteilt und für jeden Bezirk eine besondere Liste angefertigt.

(Vergl. am Schluß Muster 1.) In diesen Listen sind die Mitglieder des letzten Jahres, welche in dem betreffenden Bezirk wohnen, der Reihe nach aufgeführt. Ist die geeignete Zeit für die Agitation gekommen, so findet Sonntags eine Sitzung des Vorstandes der Jünglingskongregation statt. In derselben werden die nötigen Aufklärungen gegeben und die Listen in der Weise zur Verteilung gebracht, daß keiner davon verschont bleibt. Für die mit Andersgläubigen oder vornehmlich von auswärts Zugezogenen stark durchsetzten Bezirke werden die älteren Mitglieder bezw. solche, die durch mehrmaliges Agitieren schon Erfahrung in dieser Hinsicht besitzen, bestimmt. Auch ist es üblich, daß je ein älteres und ein jüngeres Mitglied zusammen gehen. Der Beginn der Agitation wird am folgenden Sonntag bei allen Gottesdiensten bekannt gegeben und in den Predigten auf den Zweck und die Bedeutung des Vereins hingewiesen. Ferner wird im Laufe der Woche durch einen diesbezüglichen Zeitungsbericht nochmals Mitteilung gemacht. Der Rundgang der Listeninhaber, dem in der Regel ein Hauptlohnzahlungstag der Zechen und Fabriken vorausgegangen ist, kann nun beginnen. Es geht von Haus zu Haus, bei allen katholischen Familien wird vorgesprochen, die Beiträge für das neue Vereinsjahr werden in Empfang genommen und neue Mitglieder aufgenommen. Die Listen, in welche die entsprechenden Eintragungen gemacht werden, sind an einem der letzten Tage der Woche abzuliefern. Es werden alsdann die Namen in das Mitgliederverzeichnis eingetragen, die neuen Mitgliedskarten ausgestellt, welche die Mitglieder gleich am ersten Sonntag in Empfang nehmen und gleichzeitig Bücher entleihen können. War es dem Listeninhaber nicht möglich, beim ersten Rundgang alle Pfarrangehörigen des Bezirks zu besuchen, so werden die Listen des Sonntags wieder abgeholt, und wickelt sich das Ganze in derselben Weise von neuem ab. Die Agitation hat sich in den beiden letzten Jahren als unerläßlich gezeigt. Es sind nämlich $^2/_3$ aller Beiträge durch sie eingegangen, wo hingegen nur $^1/_3$ trotz der Bekanntgabe im Bibliothekzimmer gezahlt wurden.

Die Mitgliederzahlen der einzelnen Jahre verteilen sich wie folgt:

	I.	II.	III.	IV.
1900	40	120	74	17
1901	87	253	178	83
1902	91	338	155	61
1903	87	356	179	49
1904	91	379	184	52
1905[1])	89	362	175	61

I. Mitglieder à 6,— Mark,
II. Teilnehmer à 3,— „
III. „ à 1,50 „
IV. „ à 1,— „ ohne Vereinsgabe.

Hierzu kommen noch jährlich 40 bis 50 Mitglieder der Jünglingskongregation.

Die große Bedeutung der Agitation zeigt deutlich der Vergleich des Mitgliederstandes der Jahre 1900 und 1901. Durch den riesigen Aufschwung, welcher in letzterem Jahre eintrat, wurde eine große Vermehrung des Bücherbestandes nötig. Die Kosten derselben wurden teils von der Kasse der Jünglingskongregation getragen und teils durch eine Verlosung aufgebracht. Hierzu sei bemerkt, daß die Kasse der Kongregation wegen der großen Mitgliederzahl derselben (1200) solche Ausgabe machen kann und auch im Einverständnis mit der Pfarrgeistlichkeit ihre Gelder zu diesem sozialen Wirken verwendet, während andere kirchliche Vereine ihre Gelder mehr für kirchliche Bedürfnisse hergeben. Zu dem ersten Bücherverzeichnis wurde im November 1901 ein Nachtrag ausgegeben, der rund 600 einzelne Nummern enthielt.

Die Abwicklung der Bibliotheksgeschäfte, wie sie heute stattfindet, sei nachfolgend wiedergegeben:

Die Bücher sind in drei Schränken mit Holzrolladen untergebracht, welche an einer Wand des Bibliothekzimmers aufgestellt sind und eine Fläche von 10 Meter Breite bedecken.

An einem bestimmten Wochentage versammeln sich die Mitglieder der aus ca. 10 Mann bestehenden Bibliothekskommission zu einem sogenannten „Klebeabend". Es werden alsdann die am vorhergegangenen Sonntag zurückgebrachten, schadhaften Bücher in Ordnung gebracht; die schmutzigen und zerrissenen Umschläge durch neue ersetzt; Blätter, die zerrissen oder herausgerissen, mittelst Papierstreifen zusammengefügt; neue Bücher registriert, mit den Statuten der Bibliothek, Umschlägen, Schonungsschildchen und Nummern versehen und alsdann in der Reihenfolge der Nummern in die Schränke eingestellt.

Bei diesen Zusammenkünften werden auch die zur Förderung des Vereins nötigen Besprechungen abgehalten. Seitens der Kommission werden die Anträge, wie Neuanschaffung von Büchern usw., an den Vorstand der Jünglingskongregation gestellt, der hierüber zu beschließen hat. Neben ernster Arbeit wird durch gemütliche Unterhaltung wahre Freundschaft innerhalb der Bibliothekskommission gepflegt, so daß alle mit Lust und Liebe zum „Klebeabend" kommen.

Die Ausgabe der Bücher findet jeden Sonntag von 9 bis 12¼ Uhr vorm. statt und gestaltet sich folgendermaßen: Die Mitglieder haben beim jedesmaligen Umtausch die ihnen bei Beginn des Vereinsjahres ausgehändigte Mitgliedskarte mitzubringen. (Vergl Muster 2.) Dieselbe ist in ihrem unteren Teile mit den an der Hand des Bücherverzeichnisses ausgewählten Buchnummern ausgefüllt. Die zurückgebrachten Bücher werden in der Liste für „eingegangene" Bücher gelöscht, alsdann einer Durchsicht unterzogen und, wenn unbeschädigt, zum Ausgeben in die Schränke eingestellt. Die schadhaften Bücher werden für den „Klebeabend" zurückgelegt. Während diese Arbeit von 3—4 Personen besorgt wird, suchen andere nach den auf den Karten eingetragenen Nummern neue Bücher aus. Diese werden in einer zweiten Liste für „ausgegebene" Bücher notiert und hiernach an die Entleiher abgegeben. Die beiden obigen Listen (vergl. Muster 3) werden von den mit ihrer Führung beauftragten Kommissionsmitgliedern beim Klebeabend in Uebereinstimmung gebracht. Der Umtausch der Bücher kann alle 14 Tage stattfinden, muß aber spätestens nach 4 Wochen vorgenommen werden. Die Durchschnittszahl der Entleiher beträgt pro Sonntag rund 200. Es wurden im Vorjahre an 25000 Bücher ausgeliehen.

Was die Führung des bereits erwähnten Mitgliederverzeichnisses (vergl. Muster 4) angeht, sei im folgenden erklärt: Die Mitglieder werden

[1]) Der Rückgang, welcher leider im Jahre 1905 zu verzeichnen ist, hat seinen Grund in der derzeitigen wirtschaftlichen Lage, nämlich dem Bergarbeiterstreik.

in Reihenfolge ihrer Anmeldung eingetragen. — Die tausende Nummee ist gleichzeitig die Bibliotheks- bezw. Kontonummer für das Entleihen der Bibliotheksbücher. Nach Eingang der ausgefüllten Gabenauswahlverzeichnisse werden die Nummern der gewählten Gaben in der betreffenden Rubrik gebucht und hiernach die Gesamtbestelliste ausgefertigt. Bei Abgabe der Gaben haben die Mitglieder über den Empfang derselben in der hierfür bestimmten Spalte Quittung zu leisten, wodurch der Vorstand gesichert ist. Das Eintreffen der Gabe, sowie die Ausgabezeit wird beim sonntäglichen Gottesdienste bekannt gegeben.

Eine einheitliche Gestaltung der beiden vorerwähnten Bücherverzeichnisse und die großen Bücheranschaffungen der letzten Jahre machten die Ausgabe eines neuen Verzeichnisses im Januar dieses Jahres unbedingt notwendig. Dasselbe enthält 2180 einzelne Buchnummern und wird zum Preise von 30 Pfg. an die Vereinsangehörigen abgegeben. Bei Ansetzung des Preises ist von dem Gedanken ausgegangen worden, den Mitgliedern trotz der hohen Deuckkosten, welche das Verzeichnis verursachte, die Anschaffung möglichst zu erleichteen. Durch die Anlage des neuen Verzeichnisses war eine Umnummerierung sämtlicher Bücher bedingt, womit gleichzeitig eine Revision verbunden wuede.

Dies wäre in kurzen Zügen ein Bericht über die Tätigteit unseres Vereins. Möge deeselbe dazu beiteagen, daß der Nuzen nnd die Wichtigteil einer den ötlichen Beehältnissen anzupassenden Verwaltung der Borromäusoereine immer weitere Kreise durchdringe, namentlich aber von den Leitern der Jugendvereine in erster Linie erfaßt werde, zum Wohle der einzelnen Vereine, wie der katholischen Bibliotheksbestrebungen überhaupt.

Anmerkung der Redaktion: Die Pfarrei St. Maria-Himmelfahrt zählt 22 000 Katholiken. Würde der Borromäusverein überall so blühen, dann müßte er im Deutschen Reich jetzt — von den Lesern, die bloß eine Lesegebühr entrichten, abgesehen — mindestens eine halbe Million Vereinsangehörige aufweisen. Dabei sind von den 22 000 000 Katholiken bereits die polnisch und französisch redenden Gebietsteile in Abrechnung gebeacht. Die Erzdiözese Cöln allein müßte bei 2 692 613 Katholiken an 70 000 Vereinsangehörige stellen, während sie im letzten Geschäftsjahre nur 38 574 zählte. Und doch kommt sie nach der Diözese Münster gleich an zweiter Stelle. Man wende nicht ein, in der Pfarrei St. Maria-Himmelfahrt würden die Verhältnisse besonders günstig liegen. Gerade das Gegenteil ist der Falt, denn $^2/_3$ der Pfarreingesessenen sind bei der Firma Krupp beschäftigt. Diesen steht die vorzügliche Kruppsche Bücherei mit ihren mehr ats 20 000 Bänden jeden Tag gratis zur Verfügung. Außerdem hat der 1450 Mann starke kath. Arbeiterverein für seine Leute eine eigene Bibliothek mit 780 Bänden. Ebenso besitzen die Vinzenz-Konferenzen eigene Bibliotheken. (Ich würde allerdings eine Zusammenlegung der Bibliotheken befürworten, wenn nicht ganz triftige lokale Gründe dagegen sprechen.) Die Blüte des Borromäusvereins an St. Maria-Himmelfahrt in Essen-West ist daher die Frucht allein nur planmäßiger, zielbewußter, zäher Arbeit. Was hier bereits erreicht wurde, kann und muß in allen katholischen Pfarrgemeinden Deutschlands erreicht werden.

Muster 1.

Einladung zum Beitritt in den

Borromäusverein an St. Mar.-Himmelfahrt Essen-West.

Der Borromäusverein besitzt 2300 Bücher, und sind im vergangenen Jahre von 745 Teilnehmern über 25 000 Bücher gelesen woeden.

Der Beitrag beträgt jährtich 6,—, 3,—, 1,50 Mk. Hierfür erhalten die Teilnehmer im Laufe des Jahees nach eigener Auswahl ein Buch, welches mindestens dem vollen Wert des gezahlten Beitrages entspricht, außerdem sichert sich der Teilnehmer ein ganzes Jahe freies Lesen.

Der Vorstand.

Lfd. Nr.	Name	Vorname	Wohnung Straße	Wohnung Nr.	Gezahlter Beitrag pro 1904	1905	1906	Bemerkung
1	Schröder	Wilhelm	Heinit-	25	1,50	3,—		
2	Koling	Gerhard	Siemens-	6	3,—	6,—		
3	Hullmann	Jakob	Niederfeld-	104	—	1,50		

Muster 2.

Bibliothek-Nummer 1.

Verein vom hl. Karl Borromäus, Essen-West,
St. Maria-Himmelfahrt.

Gezahlter Beitrag pro 1905: 3,— Mart.

Name: Faßbender. Aug.
Wohnung: Kaiserstraße Nr. 12.

Die nachfolgenden Rubriken sind mit wenigstens 30 Büchernummern auszufüllen. Diese Karte ist bei Abgabe und Empfangnahme der Bücher vorzuzeigen.

Muster 3.

1		2		3	
	Faßbender, Aug. Kaiserstr. 12		Schulte, Heinr. Bruchste. 53.		Zimmermann G. Joh.-Str 37.
$^9/_1$	743, 112	$^{15}/_1$	1023, 79	$^8/_1$	960, 961

Muſter 4.

Mitglieder-Verzeichnis.

Bibliothek- und lfd. Nr.	Name: Zu-	Name: Vor-	Wohnung: Straße	Wohnung: Nr.	Bemerkung betr. Wohnungswechsel.	Gezahlter Beitrag Mark: 6	3	1,50	1	Gabenverzeichnis abgegeben	Gewählte Gabe Nr.	Gabe erhalten: Datum	Gabe erhalten: Name	Bemerkung
1	Faßbender	Aug.	Kaiser-	12		.	3	.	.	16.3.	517	20/3	geg. Faßbender	
2	Schulte	Heinr.	Bruch-	53		.	.	1,50	.	"	1138	6/7	" Schulte	
3	Zimmermann	Georg	Johannis-	37		6	.	.	.	"	333	25/9	" G. Zimmermann	
4														
5														
6														

Die Buchführung des Bibliothekars.

Von Heinrich Falkenberg-Königswinter.

Von einer geſchickten und gewiſſenhaften Buchführung hängt ganz unzweifelhaft ein guter Teil des Erfolges einer Leſeanſtalt ab. Die Buchführung muß jeden Augenblick mit Leichtigkeit die notwendigen praktiſchen Feſtſtellungen ermöglichen, namentlich die Beantwortung der Fragen

A. betr. der Bücher:

Welche Bücher beſitzt die Bibliothek? In welchen Ausgaben (ev. Jahr)? In wieviel Exemplaren? Welche Nummer trägt ein Buch? (Sowohl von der Nummer ausgehend wie vom Buch.) An wen iſt das Buch augenblicklich ausgeliehen?

B. betr. der Leſer:

Die genauen Adreſſen (Name, Stand, Wohnung); Welche Bücher hat ein Leſer augenblicklich in Händen? Wie lange ſchon? Wann iſt er gemahnt worden? Welche Bücher hat ein Leſer bereits geleſen? Wann und wieviel hat der Leſer gezahlt?

Unter dieſen Geſichtspunkten iſt das Mindeſtmaß[1]) von Buchführung 1) ein Hauptkatalog, 2) eine Leſerliſte, 3) ein Ausleihprotokoll, 4) ein Kaſſenbuch. Bei ganz kleinen Betrieben ſteht nichts im Wege, daß die unter 2—4 genannten in einem Hefte vereinigt werden.

Der Hauptkatalog.

Jedes eingeſtellte Buch wird ſofort in einem Haupt- oder Stammkatalog gebucht mit Buchnummer, Verfaſſer, Titel, ev. Sondertitel, Bändezahl, Auflage, Verleger, Jahr, Ladenpreis (für das ungeb. Exemplar), Zahl der angeſchafften Exemplare, Datum der Anſchaffung, Bezugsquelle (ev. Einkaufspreis), Einband, Binderlohn, Buchbinder (falls mehrere für die Bibliothek arbeiten). Daneben laſſe man noch genügend Raum für Bemerkungen z. B. betr. den Inhalt, Benutzungsſtatiſtik, Beſchädigungen u. dgl.

Die Anordnung der Titel entſpreche wenigſtens bei der erſten Anlegung des Katalogs genau der Anordnung der Bibliothek ſelbſt und des gedruckten Katalogs. Man ordne alſo die Unterhaltungsſchriften (einſchließlich der Sagen, Märchen, Jugendſchriften u. dgl.) zu einem Alphabet nach den Verfaſſernamen. Anonyme Werke und ſolche, bei denen der Verfaſſer nur mit dem Anfangsbuchſtaben bezeichnet iſt, werden mit dem Titel dem Alphabet eingereiht. Die übrige Literatur ordne man ſyſtematiſch.

Für die (jährlichen) Nachträge laſſe man genügenden Raum frei, für etwa 5—10 Jahre, bei jedem Buchſtaben des Alphabets reſp. bei jeder Unterabteilung.

Da dieſe Maßregel nicht immer vor Verlegenheiten ſchützt, empfiehlt es ſich ſehr, den Hauptkatalog in Form eines Zettelkatalogs anzulegen.

Man nimmt für jedes Buch, am beſten für jeden Band, einen eigenen (liniierten) Zettel von Karton oder kräftigerem Papier, ſchreibe die Daten nach einem feſtſtehenden Schema möglichſt überſichtlich[2]) auf und ordne die Zettel wie oben angegeben in einem (oder

[1]) Daß jede Bibliotheksverwaltung ein Inventarienverzeichnis und einen Jahresbericht zu führen und das auf die Anſtalt bezügliche Aktenmaterial zu ſammeln hat, braucht ſchließlich kaum erwähnt zu werden. Vgl. Küſter, Anleitung, S. 47.

[2]) Buchnummer und Verfaſſernamen ſetze man möglichſt hoch und frei.

mehreren) Zettelkasten, in den die Zettel stehend genau passen und oben etwas überstehen. In jeden Kasten dürfen nur so viel Zettel gesetzt werden, daß man bequem darin blättern und jede Eintragung lesen kann,

127 b
2 Ex.

Keller, Paul,
Gold und Myrrhe. Neue Folge. Erz. und Skizzen.
II. Aufl. F. Schöningh. 1902. M. 1,80.

1903. Bibliothekgabe.
1904. „

1903 ausgeliehen 9mal (in 9 Wochen).
1904 „ 39 „ (. 61 „).

Charakteristik s. auf der Rückseite.

D 12

Seeber,
Der ewige Jude. Ep. Gedicht.
III. Aufl. Herder. 1895. M. 2,—.

1899. Bonifatius. Antiq. M. 1,50.
Orig.-Lbd.

Für die israelit. Mitleser nicht geeignet.

L 7 c

Baumgartner,
Geschichte der Weltliteratur.
III. Die griech. und lat. Lit. des klass. Altertums.
I. Aufl. Herder. 1900. M. 9,—.

1901. Geschenk von H. Rentner Weiß.
Bibl.-Band. M. 1,10. Buchb. Sommer.

Die Bleistiftstriche rühren vom Geschenkgeber her.

ohne den Zettel herauszunehmen. Die einzelnen Buchstaben des Alphabets und die Abteilungen der ernsten Literatur werden durch farbige Kartons getrennt, die etwas höher hervorragen und oben den betr. Buchstaben oder die Abteilungsbezeichnung tragen. Die Bücherzettel nehme man nicht zu klein; die von Küster (S. 36) bezeichnete Größe einer länglichen Visitenkarte genügt durchaus nicht, 15/14 cm ist die geringste verwendbare, noch besser 20/14 cm. Nebenstehend gebe ich einige Beispiele in verkleinertem Maßstabe.

Einen Zuwachskatalog,
in dem alle Neuanschaffungen der Reihe nach kurz verzeichnet werden, sollte, wenn auch in bescheidenster Form, jede Bibliothek führen, schon zur Erleichterung der Anfertigung des gedruckten Katalognachtrags. Größere Bibliotheken können ihn auch zur Kontrollierung des Verkehrs mit den Buchbindern nicht entbehren.

Die Leserliste
muß enthalten: Familien- und Vornamen, Stand und Wohnung des Benutzers, sowie event. die Nummer seiner Leserkarte, Betrag und Datum seiner Zahlungen, endlich freien Raum für Bemerkungen, z. B. betr. Verwarnungen, Sperrung u. dgl. In kleinen Betrieben kann die Leserliste mit dem Ausleiheprotokoll vereinigt sein, in sehr großen Betrieben hingegen wende man auch hier das Zettelsystem an.

Das Kassenbuch
kann gleichfalls mit der Leserliste leicht vereinigt werden, da bei ordnungsmäßigem Buchen der Eingänge in der Leserliste, ev. im Ausleihprotokoll usw., im Kassenbuch die einzelnen Posten nur summarisch für jeden Tag aufgeführt zu werden brauchen.

Ueber das Ausleiheprotokoll und die Buchlarten soll der Schluß dieser Ausführungen in Heft IV. berichten.

(Schluß folgt.)

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelanführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, von Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit annähernd 1200 Textabbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafelbildern. Vollständig in 40 Lieferungen à 1 Mk. Gesamtpreis 40 Mk.

Zur Besprechung liegen uns die Lieferungen 5—8 vor. Gerne hätten wir die Leser mit dem ganzen 4. Band bekannt gemacht. Aber die Lieferungen 9—11, die wohl für den Weihnachtstisch noch früh genug erscheinen werden, sind momentan noch nicht herausgegeben. Die Vorzüge, auf die wir bei Besprechung der vier ersten Lieferungen hinweisen konnten: Richtige Gruppierung des Stoffes, lebhafte, frische Darstellung, Freimut, weiter Blick, herrliche Illustrierung sind der Lieferung 5—8 ebenso sehr als den vier ersten eigen. Bei der Schilderung der Zustände im Deutschen Reiche von 1815—1848, sowie der vielen Revolutionen und Revolutiönchen von 1830 und 1848/49 kommen, was der Stoff allerdings selbst nahelegt, auch der Humor und die Satire zur Geltung. Ob man zwar, wie der Verfasser auf S. 333 wohl annimmt, die preußische Verfassung mit dem

auf dem Dreiklassenwahlsystem beruhenden Landtag als ganze und volle Einlösung des am 22. Mai 1815 gegebenen Versprechens annehmen darf, ist mir zweifelhaft. Auch hätte ich es gern gesehen, wenn bei der sonst durchaus befriedigenden Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Zustände Deutschlands bis zum Jahre 1866 die Volksschulzustände und die bereits mit dem Jahre 1828 kräftig einsetzende Bewegung zur Gründung volkstümlicher Bibliotheken erwähnt worden wären. Daß diese und ähnliche Volksbildungsbestrebungen in anderen Weltgeschichten auch nicht berücksichtigt sind, ist durchaus kein Grund, von der Erwähnung solcher wichtigen kulturellen Strömungen abzusehen. Oder beabsichtigt der Verfasser, in einer der noch ausstehenden Lieferungen in einem großzügigen Rückblicke auf diese Bewegung zurückzukommen? Die knappen Bemerkungen S. 220 über den Entwicklungsgang der deutschen Philosophie sind nur dem verständlich, der in der Geschichte der Philosophie bewandert ist. Doch das sind kleine Ausstellungen, die uns nicht hindern können, unsere volle Befriedigung über die herrliche Leistung unumwunden auszusprechen. Die ersten 8 Lieferungen führen die Weltgeschichte fort bis zum Jahre 1866, teilweise auch noch bis in die Gegenwart, zum Teil aber auch bloß bis vor 1859. Die Lieferungen 9—11 werden also noch die Darstellung einer weiteren großartigen Zeitepoche bringen müssen. Das bisher Geleistete bürgt uns für ein gutes Ende, so daß der abgeschlossene Band IV dieser Weltgeschichte, der in zwei Halbbänden noch zeitig auf den Weihnachtsmarkt kommt, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für jeden gebildeten Katholiken sein wird, vor allem für unsere Primaner und Akademiker.

Bonn. Hermann Herz.

Weltgeschichte in Karakterbildern. Franz von Assisi. Die Vertiefung des religiösen Lebens im Abendlande zur Zeit der Kreuzzüge. Von Gustav Schnürer. Mit 73 Abbildungen. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung, 1905. 136 S. Preis geb. 4 M.

Ueber Franz von Assisi ist in den letzten Jahrzehnten in Frankreich und Italien und auch in Deutschland viel geschrieben und geforscht, viel neues Material zur Geschichte seines Lebens und seines Ordens von den Franziskanern in Quaracchi und von Sabatier, Ehrle u. a. herausgegeben worden. Einerseits sind es die Anregungen, die sein Leben und Wirken und seine Ideale der Kunst und der Poesie gegeben, anderseits der Armutsstreit, der unter Johann XXII. am schärfsten geführt und Anlaß zu einer Trennung mancher Ordensbrüder von der kirchlichen Autorität wurde, endlich eine dem Offenbarungsglauben ab- und einer bloß inneren religiösen Betätigung zugewendete Gefühlsreligion, die die verschiedensten Darstellungen seines Lebens hervorgerufen haben. Sie teilen aus späterer Zeit und aus der Gegenwart auf Franziskus zurück und leiden deshalb nur zu sehr an einer gewissen Einseitigkeit. Es fehlte ein Buch, das Franz in seiner ganzen geschlossenen Persönlichkeit, als Sohn seiner Zeit und Heiligen seiner Kirche darstellte. Die Verehrung, die er im Leben genoß, das Wachstum seines Ordens, seine und seines Ordens Förderung durch die Kirche zeigen ihn schon mitten in seiner Zeit und der Kirche seiner Zeit, mitten im Volksleben in seiner idealen Eigenart. Die reich und mächtig gewordene Kirche war dies geworden durch die Verehrung und Anhänglichkeit, die sie fand um Christi willen. Franziskus und die Bettelorden bilden keine Reaktion, sondern nur eine Ergänzung zu dieser Zeit, zu dieser Kirche, zu den alten Orden, zu Rittertum und Kreuzzügen, wie seine Verehrung des armen, in der Krippe liegenden Jesuskindes und des am Kreuze leidenden und sterbenden Erlösers zu der des vom Triumphkreuze herabschauenden glorreichen Weltenherrschers. Das Ideal des h. Franziskus, das arme, demütige Leben Christi zu verkörpern und durch das Beispiel zu dessen Nachahmung anzufeuern, mußte gewaltig die Volksseele ergreifen, jene Massen, die jetzt sahen und lernten, wie sie auch ohne die Kraft den Reichtum und Einfluß der bewunderten geistlichen und weltlichen Machthaber und stolzen Ritter in echter kindlicher Frömmigkeit und Hingebung den Geist Christi erfassen und Streiter für seine Sache und sein Reich werden könnten. Hier ist jene lang entbehrte Biographie des Heiligen, „der in der Betätigung der dem Christentum eigentümlichsten Tugend, der Demut, das Höchste geleistet hat unter den Nachfolgern des gekreuzigten Gottessohnes", der „unter Heiligen noch heiliger erscheint, unter Sündern wie einer aus ihnen sich darstellt", der in und mit seiner Kirche und für sie, in und mit seiner Zeit und für sie, in und mit seinem Volke und für es gelebt und das unerreichte, in einer auf Gelderwerb und das sog. Praktische gerichteten Zeit oft unverstandene Ideal geworden und geblieben ist. Hier ist das Charakterbild des Heiligen aus seiner glaubensinnigen und glaubensstarken und glaubensfrohen Zeit heraus, dem Gebet Poesie, Leiden und Verachtung „vollkommene Freude", die Natur ein Paradies, der Tod Bruder wie Sonne und Mond und Vögel Brüder und Schwestern, das Leiden Christi zur Stigmatisierung wird. Hier sind alle die genannten, von den Forschern aufgeworfenen Fragen behandelt, alle einschlagenden Quellen verwertet ohne ein Wort der Polemik, ohne aufdringliche Gelehrsamkeit. Die Bilder sind gut gewählt und erläutert, die schönsten Blumen aus dem Garten St. Franzisci passend eingestreut. Die Darstellung ist klar und durchsichtig, die Sprache edel und einfach und ansprechend. Hier ist einmal unter den Kirchheimschen Karakterbildern das des großen Mannes selbst im ganzen Buche voll zur Entwicklung gekommen. Aber doch hätte man gern auf wenigen Seiten mit dem letzten zusammenfassenden Kapitel: „Eigenart und Bedeutung" eine geschichtliche Uebersicht der Ausbreitung und Wirksamkeit des Ordens verbunden gesehen. Dem Charakterbilde selbst geschähe damit kein Eintrag und für die Erklärung der Spaltungen im Orden ist ja im Buche selbst die Grundlage schon gegeben. St. Franziskus und sein Orden ragen doch über Italien und über die Jahrhunderte hinaus in die alte und neue Welt und in die Gegenwart. Das Buch verdient alle Empfehlung und möglichst weite Verbreitung. Es kann nur aufklärend und erhebend wirken. Es gehört in die katholischen Volksbibliotheken jeder Art, und vor allem werden die Leiter und die Mitglieder des dritten Ordens vom h. Franziskus es mit Dank und mit Nutzen lesen.

Siegburg. Dr. Wilhelm Felten.

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit von Georg Grupp. Bd. 1.: Untergang der heidnischen Kultur, mit 50 Abbildungen im Text. München 03. A. B. Gesellschaft. 583 S. gr8°. Preis brosch. 9 M., gbd. 11 Mk.

Bd. II.: Anfänge der christlichen Kultur. 622 S. gr8°. Preis brosch. 9 M., gbd. 11 M.

Es ist nicht angängig, auch nur die Ueberschriften der 100 Kapitel dieser bedeutenden Leistung aufzuführen. Der Verfasser vorliegenden Werkes hat sich bereits durch verschiedene Arbeiten, namentlich durch seine zweibändigen Darlegungen über „System und Geschichte der Kultur" sowie durch seine „Kulturgeschichte des Mittelalters", die leider noch nicht in 2. Auflage vorliegt, einen sehr geachteten Namen unter den deutschen Kulturhistorikern erworben. Auch seiner „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit" wird man Anerkennung und Lob nicht versagen können. Von öfters vorkommenden Druckfehlern ganz abgesehen, wird zwar mancher der Ansicht sein, Grupp hätte den ungeheuren Stoff besser anders verteilt. Der erste Band nämlich beschäftigt sich vom 1.—33. Kapitel mit den religiösen, literarischen, politischen, sozialpolitischen, administrativen und den übrigen kulturellen Zuständen des Römerreichs zur Zeit Christi. Kapitel 34 berichtet über „Religiöse Strömungen im Judentum", Kapitel 35 trägt die Ueberschrift „Jesus Christus", Kapitel 36 „Die ersten Christengemeinden", Kapitel 37 „Die Lehre der Apostel", und dann behandeln die Kapitel 38—43: „Wandlungen des römischen Volkscharakters", „Afrika und Spanien unter den Römern", „Gallien und Britannien", „Militärische Besetzung der Barbarenländer", „Kolonisierung", „Grenzreligion".

Bd. II beginnt dann mit Kapitel 44: „Christlicher Gottesdienst der ersten Jahrhunderte." Hierauf wird periodenweise bzw. von Jahrhundert zu Jahrhundert dargelegt, wie das Christentum mit dem Heidentum um den Sieg ringt auf religiösem, sozialem, literarischem, künstlerischem, ethischem und rein politischem Gebiete. Ob diese Anlage eine glückliche zu nennen ist? Gewiß wird man mit dem Verfasser voll und ganz einverstanden sein, daß er zunächst in umfassendster Weise schilderte, wie es im Römerreiche aussah, in dem Augenblicke, als die „Fülle der Zeiten" gekommen war. Damit hätte füglich der erste Band abschließen können, am Anfange des zweiten wären dann die Ausführungen über die Person und Natur Christi und seine Lehre gestanden. Daran anschließend hätte vielleicht gezeigt werden können, wie sich auf jedem einzelnen Gebiete des kulturellen Lebens allmählich der Umschwung vollzog, bis das Kreuz auch hier die Welt überwand. Daß auch diese Anordnung des Stoffes ihre Schwierigkeiten hat und Wiederholung notwendig macht, läßt sich allerdings nicht leugnen. Unseres Erachtens kann aber infolge der anders gewählten Anlage, die sich mehr an die herkömmliche Einteilung der bekannten Lehrbücher der Kirchengeschichte hält, die zusammenfassende Darstellung weniger gewahrt werden. (Diese Zeilen waren schon niedergeschrieben, als wir in den Grenzboten in einer sonst sehr günstigen Besprechung die gleichen Bedenken ausgedrückt fanden.) Doch läßt sich über die Anordnung immerhin streiten, und der Mangel ist nicht so groß, daß wir deswegen dem Werke Grupps das Prädikat „eine ausgezeichnete Leistung" vorenthalten möchten. Grupp muß immens belesen sein und einen wahren Bienenfleiß im Sammeln und Forschen entwickeln, sonst wäre eine derartige Kenntnis der einschlägigen Literatur gar nicht zu erklären. Außerdem besitzt der Verfasser gründliche philosophisch-theologische Kenntnisse, ein feines literarisches Urteil und einen scharfen Blick für die wichtigen Gegenwartsfragen.

Viele Kapitel zwingen den Vergleich mit den Zuständen der Gegenwart einem geradezu auf. Und das Mane, Thekel, Phares kommt einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man sieht, wie in vielen Punkten der Zustand der Jetztzeit dem jener Periode ähnlich ist. Kann das Buch ganz allgemein allen akademisch gebildeten Kreisen warm empfohlen werden, so möchten wir besonders wünschen, daß kein Geistlicher es sich entgehen lasse, aus dem hochinteressanten Werke sein Wissen zu bereichern und seinen Gesichtskreis zu erweitern. In einzelnen Punkten, z. B. bezüglich der visio beatifica in Christus und des Verhältnisses von Gebet und Opfer in dem ersten christlichen Jahrhundert, mag ja mancher für eine andere Auffassung gute Gründe haben, aber trotzdem gibt es nur ganz wenige Werke, die der Geistliche mit noch größerem Nutzen lesen wird, als wie dieses Buch. Für die großen städtischen Volksbibliotheken und Lesehallen ist die Anschaffung des Buches sehr anzuraten. Für Weihnachts- und Namenstagsgeschenke an Akademiker sowie für Primizgeschenke eignet es sich vorzüglich.

Bonn. Hermann Herz.

Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner S. J. Bd. IV. Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker. 3. und 4. verb. Aufl. Freiburg 1905. Herder. S. 703. Preis brosch 11,50 M., gbd. 14,40 M.

Bd. V. Die französische Literatur. 1—4. Aufl. Ebenda 1905. S. 747. Preis brosch. 12,— M., gbd. 15,— M.

Ebenso gut wie man fragen kann, ob es heutzutage noch möglich sei, eine in allen Beziehungen auf der Höhe der Forschung stehende Weltgeschichte zu schreiben, darf man auch die Frage stellen, ob ein Mensch imstande sei, eine, auch den einzelnen Spezialforscher befriedigende Geschichte der Welttitteratur zu schreiben. Diese Möglichkeit muß unbedingt verneint werden. Gleichwohl fühlt jeder akademisch Gebildete, sofern er noch nicht alles ideale Streben verloren hat, das Bedürfnis in sich, bisweilen in einer Geschichte der Weltliteratur sich zu orientieren. Er ist es zufrieden, wenn im großen und ganzen die Auffassung eine richtige ist, mag der Verfasser in den Details bisweilen auch ungenau oder geradezu irreführend sein. Und nachdem nun einmal eine ganze Reihe von Geschichten der Weltliteratur vom nichtkatholischen Standpunkte aus geschrieben worden sind, war eine auf der Höhe stehende katholische Geschichte der Weltliteratur unbedingt notwendig. Auf unserer Seite war Baumgartner der einzige Mann, der sich für ein solches Unternehmen eignete. Fünf Bände dieses monumentalen Werkes liegen bis jetzt vor. Im allgemeinen hat auch die nichtkatholische Kritik dem Werke volle Anerkennung gezollt, insofern man das Große und Ganze im Auge behielt. Sobald man ins Detail geht, fordern manche Partien die Kritik heraus. Es ist zu begrüßen, daß Baumgartner die lateinische und griechische Literatur in einem eigenen Bande behandelt und dabei, wenn man wiederum aufs Ganze sieht, uns mit einer prächtigen Gabe beschert hat. Indes würde ich es lieber gesehen haben, wenn er die Kapitel 11, 13, 14 in ein einziges zusammengefaßt, und Kapitel 12 als Anhang dazu gegeben hätte. Die Aeußerungen auf S. 424 über das Theater im allgemeinen scheinen mir doch etwas zu geringschätzig. Die Utopie des Thomas Morus als das „harmlose Phantasiespiel eines ebenso gemütlichen als witzigen Humoristen" aufzufassen (S. 587), geht nicht an. Es ist dies Buch auch keine bloße Nachahmung Platos.

Am meisten gelungen sind die Kapitel über die mittelalterliche lateinische Poesie, z. B. über die Tafelrunde Karls des Großen, über das Waltharilied und Ruodlieb, sowie über die Dramen der Nonne Hroswitha von Gandersheim und das Kapitel über Balde. Wenn ein anderer als Baumgartner sich so freimütig über alle Zimperlichkeit und Prüderie hinwegsetzte, könnte es ihm seitens mancher kath. Kritiker schlecht ergehen. Mit dem gleichen Freimut, womit der Verfasser für Hroswitha von Gandersheim eintritt, macht er sich in

Bd. V auch zum Anwalt des „Tänzers Unserer Lieben Frau". Die Behandlung der französischen Literatur des M. A. gehört jedenfalls mit zum Besten dieses Bandes und wird vielleicht nur von den Kapiteln über Moliere und dem mit ganz besonderer Liebe über Josef de Maistre ausgearbeiteten übertroffen. Wenn man von philalagischen Kleinigkeiten absieht, muß man gestehen, daß die Behandlung der französischen Literatur bis zur Restauration unter Ludwig XVIII. sehr gelungen ist. Allerdings muß zugegeben werden, daß Baumgartner weniger den rein literarischen Standpunkt betont, sondern den betreffenden Schriftsteller oft mehr nach seiner faktischen Bedeutung für die kulturelle und religiöse Entwicklung jenes Landes behandelt.

Bezüglich der neuesten französischen Literatur hätten wir es allerdings gerne gesehen, wenn die große literarische Bedeutung und das große epische Talent Zolas eingehender behandelt und rückhaltloser anerkannt worden wären. Das gleiche gilt von Flaubert. Geradezu zu bedauern aber ist es, daß Paul Verlaine, vielleicht Frankreichs größter Lyriker, nur mit sieben Zeilen bedacht wird. Ueberhaupt wird die Bewegung, die von modernen katholischen Dichtern, wie Paul Verlaine, Bourget, François Coppée, Charles Huysmans ausgeht, zu kurz abgetan. Diese Ausstellungen mußten wir machen. Sie sind aber nicht derart, daß sie uns den Genuß des schönen Werkes verderben. Wir können dessen ungeachtet die Lektüre von Baumgartners Geschichte der Weltliteratur allen wirklich gebildeten Kreisen nur dringend anraten und empfehlen und würden es mit Freuden begrüßen, wenn die bereits erschienenen fünf Bände für die Weihnachtszeit den Studenten recht häufig zum Geschenk gemacht würden.

Bonn. Hermann Herz.

Naturwissenschaft und Weltanschauung. Von Dr. Gerhard Esser. Köln 1905. J. P. Bachem. Vereinsgabe der Görresgesellschaft. Preis 1,80 M.

Die christliche Natur- und Weltanschauung ist tolerant, weil sie in sich gefestigt ist: ihre Stellungnahme zur Entwicklungslehre hat das in einem Maße bewiesen, daß sogar das große Licht von Jena an der Rechtgläubigkeit eines naturwissenschaftlich hervorragenden Jesuiten irre wurde. Wenn in der neuen Vereinsgabe der Görresgesellschaft sich dennoch mit souveräner Beherrschung des fraglichen Gebietes ein gesunder Sarkasmus zum Kampfe für Metaphysik und Dualismus, für Kausalität und Teleologie, für die transcendale Weltanschauung des Glaubens paart, dann darf das die Gegner nicht wunder nehmen. So viele ziehen ihrer darüber am Leser, auf welche das Wort (S. 42) zutrifft: „Mit Energie wird der Sprung in ein asylum ignorantiae stets dann gewagt, wenn sichere Erkenntnisse und unausweichliche Tatsachen die Preisgabe liebgewordener Vorurteile fordern." Kein Gottesglaube, lieber die absurdesten, geradezu brutalen Hypothesen, das ist die Parole manches heutigen Systems. Der Verfasser, im Grunde seines Wesens Philosoph, ist weitherzig genug, um die Induktion als methodische Grundlage der Naturforschung nicht nur anzuerkennen, sondern zu fordern; er besitzt aber auch genug ehrlichen Zorn, um (S. 33) zu fragen: „Wer schützt uns, wenn eine ungeheuerliche Phantasie ihre Grimassen schneidet?" Und dieses Bewußtsein, die einfachsten Grundsätze der Logik und Metaphysik schützen zu müssen gegen die wilde Spekulation einer erfolgberauschten Naturwissenschaft, verleiht der Darstellung ihre heilige Wärme. Es ist Professor Essers Bestreben, jeder von den beiden Dynastien im Reiche der Erkenntnis, der Spekulation und der Empirie, gerecht ihren Machtbereich zuzuweisen, aber auch die Schatten nach Gebühr zu verteilen. Gewiß, ehedem hat die Spekulation in der nachkantianischen Zeit durch unbegrenzte Anwendung der idealistischen Begriffskonstruktion auf die Naturerkenntnis ihre Befugnis überschritten. Man kann es verstehen, daß Männer wie du Bois-Reymond den Willen hatten, ihrer ungeahnt emporblühenden Fachwissenschaft Recht zu verschaffen, nachdem sie dieselbe in ihrer Jugendzeit in den Sklavenketten einer kindisch einseitigen und selbstbewußten Philosophie hatten sehen müssen. Aber dann wirtschafteten sie sich selbst wieder ab, als sie, ob Pantheisten, Materialisten, Manisten, ein fast noch schlimmeres Monopol der Welterklärung für die Naturforschung beanspruchten. Es bedurfte gerade noch der letzten Diskreditierung ihrer Ansprüche durch einen Häckel, um in vielen, auch ungläubigen, Geistern die wehmütige Sehnsucht zuerst nach der Metaphysik und dann nach dem Transcendentalen wieder auszulösen. So muß die Naturforschung entweder in legitimer Arbeit, oder — wenn sie dieses Gebiet verläßt — auch in den Konsequenzen titanischer Irrungen der natürlichen Theologie und der übernatürlichen Offenbarung dach die Wege bereiten.

Prof. Essers vorzügliche Schrift ist nicht ein Buch für alle und jeden. Zur fruchtbaren Lektüre dieses konzentrierten Materials gehören sich Vorkenntnisse und Muße. Aber kein akademisch gebildeter Mann darf an den hier behandelten Fragen vorübergehen. Dem Buche gebührt sein Platz in der städtischen Barmäusbibliothek und zwar in einer besonderen Abteilung. Und das ist die Abteilung, welche der leitende Geistliche zuerst selbst studiert hat, um ihre Schätze dann mit kluger Initiative und entsprechendem Takt in einen Leserkreis hinüber zu leiten, der zuweilen mehr als man denkt an Häckel und ähnlichen Doktoren krank ist.

Crefeld. Michael Schnitzler.

Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst von Dr. phil. Walter Rathes. Mit 118 Text- und 10 Einschaltbildern. 1.—3. Tausend, Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem. In Originalwbdd. 5 M.

Ein ausgezeichnetes Werk, ja ein Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Es war gewiß keine leichte Arbeit, der sich der Verfasser, den die Leser der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung längst zu ihren Freunden zählen, unterzog: „ein Bild der Gestaltung und Entwicklung des Madonnenideals in den Wiedergaben der christlichen Kunst zu liefern an der Hand der besonders charakteristischen Schöpfungen der Kunst der christlichen Völker". Diese Arbeit ist gelungen. Auf nahezu 100 Seiten behandelt der Verfasser das

eigentliche Marienbild: Maria in den Katakomben, im christlichen Altertum, Mittelalter und Neuzeit bis auf unsere Tage. Mit wohltuender Kürze, aber mit erstaunlicher Sachkenntnis werden die Werke der Malerei und Plastik der christlichen Künstler wie auch der einzelnen Malerschulen meisterhaft charakterisiert.

Der zweite Teil des Werkes behandelt Darstellungen aus dem Leben der Gottesmutter, ihre Geburt und Erziehung, die wichtigsten Momente ihres Lebens, ihr Zusammenleben mit ihrem göttlichen Sohne, ihr Leiden und Tod, ihre Himmelfahrt, ihre Krönung, ihre Verherrlichung als Königin des Rosenkranzes und als mater immaculata. Fast jede Seite zeigt eine durchweg gute Illustration, die Einschaltbilder sind geradezu vorzüglich. Der Originalband ist vornehm und geschmückt mit dem Kopf der Karl Müllerschen Jungfrau Maria in Reliefmedaillon. Der Preis von 5 Mark ist sehr gering. Dieses Werk ist eine herrliche Gabe für jede gebildete christliche Familie, ein sinniges Geschenk von dauerndem Wert, für jede Gelegenheit passend. Eine reiche Fundgrube für Vorträge in unseren Vereinen und auch für den Klerus, bietet es reiche Anregung für die Predigten auf die Feste unserer lieben Frau.

Freiburg i. B. Karl Kistner.

Ohne Steuer. Roman von M. Herbert. Köln, Bachem. 256 S. Preis 3,— M., gbd. 4,25 M.

Die gute Baronin Thella von Schlierstein ist immer bemüht, ihrem armen Haushalte durch irgend eine Art anständigen Nebenverdienstes neue Zuhilfen zu verschaffen; sie erregt damit stets das Mißfallen ihres etwas soldatisch-brutalen Gatten, des Majors, der zwar ein innerlich guter Kerl ist, aber in der gedrückten, armseligen Lage seiner Ehe mit einer vermögenslosen Bürgerlichen nervös und ungerecht wurde. Diese Thella ist eine echt Herbertsche Figur, voll Herzensgüte und Ungeschick. Nun vermietet sie das Zimmer ihres Sohnes an Eva Huslins, die Schriftstellerin, Frauenrechtlerin, an die begeisterte Verkünderin des Rechtes auf Liebe. Die geistreiche Eva beginnt alsbald, in dem Kreise der Schlierstein unheilvolle Einflüsse auszuüben. Zwar der Major läßt ihre frische Betrachtungsweise wie eine Art gesunder Brise auf sich einwirken, die ihm die miserable Eintönigkeit des Lebens etwas vertreibt; aber ein Verwandter, Graf Wedelind, Arzt und Schöngeist, wird trotz eines Engels von Gattin fast in die Netze der kosmopolitischen Circe geschlagen. Gegen Eva steigt, ehe sie des Grafen stärkere Neigung zu erwecken vermag, der Geist früherer Tage auf: ihr Söhnchen Sven hat fern von der Mutter in fremder Pflege sterben müssen, und sie hat es über sich vermocht, keinem Menschen davon zu sprechen, sondern gar den zweiten Jungen, Regnar, dort zu lassen. Sie kann als freies Weib im Kampfe mit dem Leben keine Mutter sein, wie sie meint. Das erfährt Graf Wedelind und sein aufflammendes Gefühl sinkt in sich zusammen. Diese Wendung knickt Eva Huslins' Lebenstrotz; als der rohe Baron Schlierstein, bei dessen proselytensüchtiger Gattin die Schriftstellerin ein paar Monde zubringt, ihr eindeutige Anträge macht, treibt sie der Ekel vor ihrem zwecklosen Dasein in die Donau. Mit der tröstlichen Aussicht, daß der Sohn der unglücklichen Frau im Hause der edlen Familie Wedekind einer besseren Zukunft entgegenwächst, schließt das Buch. Gräfin Maria Wedekind ist, wie die Selbstmörderin ihr schreibt, „das Weib der alten Schule, das lächelnd und fragelos in seiner Bestimmung aufgeht". Sie ist „noch ein Kind der Natur und ein Kind Gottes". Diese Frau bleibt Siegerin in dem Kampfe um die Liebe eines edlen Mannes. Dadurch liegt in Herberts neuem Roman der Protest des guten, bürgerlichen Ideals einer reinen Ehe, die ihren Grund in Gott sucht, gegen die Versuche der schrankenlosen, egoistischen Liebe der Moderne. So ist das Buch ein geschickter Beitrag zur Frauenfrage im Romankleide. Es bringt neben den angedeuteten Personen noch eine Fülle anderer Charaktere. Die Geschichte ist in ihren Motiven genügend gestützt, so daß das Ganze einen nachhaltigen Genuß gewährt. Es fehlt nicht an weiten Ausblicken auf neuzeitliche Probleme. Das Geschick einer vielerfahrenen Romandichterin ist im ganzen Buche tätig. Nur an einigen Stellen hat man, in künstlerischem Sinne, den Eindruck des nicht ganz Verarbeiteten, was die 2. Auflage leicht bessern wird. Jedenfalls aber bietet das Buch auch Gebildeten genug Anregung. Der Boden, auf dem es erwachsen, ist gesund. Die Menschen sind nicht engherzig und einseitig genommen; auch hier und da ein scharfes Licht ist nicht unterlassen. Das eigentliche Volk wird sich schon wegen der künstlerischen und sozialen Gespräche und Exkurse für einen solchen Roman weniger interessieren als die gebildeten Leute, Frauen besonders, die unsere Bibliotheken benutzen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Auge um Auge. Novelle aus einer deutschen Seestadt. Von S. Clousius. Köln, J. P. Bachem. 154 S., gbd. 2,80 Mk.

Der Bruder des Senators und Handelsherrn Hauswald hat eine arme Schullehrerswitwe, die Tochter einer noch ärmeren Wäscherin, geheiratet. Bald läßt er die Aermste in Not zurück und wandert aus. Als jene dann Mutter wird, wird sie in ihrem Elend zur Selbstmörderin. Düveke, die verlassene Waise, kommt zu ihrer Großmutter, die sie zwar hart und herb, aber ehrlich brav erzieht. Hoferfüllt gegen den herzlosen Gatten ihrer Tochter, gegen seine reichen und stolzen Verwandten, gegen alle Reichen, weist diese lange Zeit alle zur Erziehung der Waise von dem Bruder des Entflohenen angebotene Hülfe zurück. Endlich aber bringt sie doch das widerstrebende Kind in das Haus des Senators, der es durch die Familie eines alten braven Beamten seiner Firma erziehen läßt. Von ihren Verwandten kaum beachtet, erregt das bald ungeahnt sich entwickelnde Mädchen das Interesse des edlen Teilhabers des Senators, Klaus van Uhlen, der den immer schöner sich entfaltenden Mädchencharakter schätzen lernt. Dies um so mehr im Gegensatz zu der herzlosen Tochter seines Kompagnons, die es längst auf ihn abgesehen hat. Als der Vater der Waise, dem Erblinden nahe, mit seiner zweiten Gattin zurückkehrt, weiß Klaus van Uhlen die Tochter zu bewegen, unerkannt ihren Vater zu pflegen. Da verläßt seine zweite Gattin ihn plötzlich und flieht mit dem Sohne seines Bruders. Bei dieser Nachricht meint der Unglückliche die Ungetreue noch zurückrufen zu können, will ihr nacheilen, stürzt aber dabei ins Wasser und findet den Tod in demselben Element, in welches er seine erste Gattin durch seine Flucht getrieben — „Auge um Auge". Trotz der Intriguen der Tochter des Senators heiratet dann Klaus von Uhlen die Waise. Wie man sieht, ist das Motiv nicht allzu originell, aber eine feine Charakterzeichnung stellt die Novelle über manche Dutzendware.

Die gut entwickelte Handlung gewinnt durch das Milieu der Seestadt — offenbar Hamburg — und des alten Handelshauses einen erhöhten Reiz. Auch ethisch wirkt das Ganze — und zwar durchaus nicht unkünstlerisch — gut. Gottfried Rohr.

Stephanie. Roman von René Bazin. Uebersetzt aus dem Französischen von J. Hengesbach. Paderborn 1905, Junfermannsche Buchhandlung. 168 S. Geh. 2,25 M.

Stephanie ist das Kind einer Gräfin, Frau de la Tremblaye, der einzigen Schwester der Marquise de la Hansaye, die in der Schreckenszeit den zahllosen Opfern der Revolution beigezählt wurde. Von dem Sekretär des Revolutionskomitees, einem der wütendsten Revolutionäre, ins Haus genommen, wird das Kind später von verborgen lebenden Ordensfrauen unterrichtet und wächst heran zu einer frommen, charakterfesten Jungfrau. Schwer trägt sie aber an ihrem Lose, das sie verurteilt, demjenigen in Geschäft und Haus Stütze zu sein, der einst ihre eigene Mutter aufs Schafott gebracht, der nun als Trödler fast unerkannt lebt und dessen Kind sie zu sein glaubt (??). Da lernt Jean de Trémière, der Sproß einer edlen, ebenfalls der Revolution zum Opfer gefallenen Familie, der von seinem Onkel, Marquis de la Hansaye, aufgenommen und erzogen wurde, sie kennen und lieben. Als er sie später heiraten will, zwingt der Trödler das Mädchen, die Vergangenheit des vermeintlichen Vaters zu offenbaren. Fast verzweifelnd trennen sich beide. Jean wird Soldat und später Offizier. Da kommt der Trödler zum Sterben. Wider Erwarten bekehrt er sich reumütig und bekennt, daß Stephanie nicht seine Tochter, sondern das Kind der unglücklichen Gräfin de la Tremblaye ist. Sofort nimmt der Marquis Stephanie zu sich und hat auch bald die Freude, sie mit seinem Schützling glücklich verbunden zu sehen.

Eine stark romantische Geschichte, die aber René Bazin (Verfasser des Romans „Aus ganzer Seele") vorzüglich zu erzählen weiß. Es ist die Erstlingserzählung des begabten Schriftstellers, der schon hier seine auffallende Beobachtungsgabe, seinen besonderen Sinn für Kleinmalerei offenbarte. Erreicht auch der Roman nicht entfernt die Höhe des späteren Romans „Aus ganzer Seele", so stellt er doch, gut übersetzt, eine fesselnde Lektüre für Stadt- und Landbibliotheken dar.

Godesberg. Gottfried Rohr.

„Goldregen." Roman von Emma von Brandis-Zelion. Paderborn 1905, Ferdinand Schöningh. 281 S. 8°, brosch. 3 Mk.

Von der einfachen, schlichten Art und dem Talent der Brandis-Zelion darf man keinen Roman voll Großzügigkeit und erstklassiger Charakterisierungskunst, voll gewaltiger Seelenkämpfe und heiß errungener innerer Siege erwarten. Ob aber aus diesem Grunde allein die Erzeugnisse ihres dichterischen Schaffens vorneweg abzulehnen sind? Nein! Wer unser Volk — dies Wort im weitesten Sinne gefaßt — kennt, weiß, wie tief das Niveau von dessen literarischem Geschmack steht. Hier heißt die Devise für Volksbildung: Das Publikum sich herauflesen lassen. Man würde den tatsächlichen Bedürfnissen gegenüber schlecht beraten sein, wollte man den Benutzern von Volksbibliotheken nur Sachen „unserer Großen" darbieten. Für die so charakterisierten Kreise bietet gerade die vorliegende Arbeit der 65jährigen Verfasserin einen ganz passenden Lesestoff. „Goldregen" ist eine einfache Erzählung mit sozialem Einschlag und darum aktuell. In ruhigem Fluß gleitet die Entwicklung der Fabel dahin. Wohltuend berührt der Verfasserin tiefes Naturgefühl, ihr Sinn für schlichten Stimmungszauber (vgl. die Kinderszene S. 94!) und gesundes, religiöses Empfinden. Die Charakterisierung der Personen scheint uns jedoch nicht durchweg einwandfrei; die sprachliche Seite der Dichtung hätte noch mehr der „Polierung" bedurft. Vollkommen überflüssig erschien uns eine Menge von Fremdwörtern und namentlich der sehr häufig angewandte Sperrdruck, der dazu noch mitunter ziemlich daneben geriet. Wir empfehlen das Buch für den oben charakterisierten Leserkreis und schließen unsere Besprechung mit einer für alle Jünger der Volksbildung beachtenswerten Sentenz aus diesem Roman: „Volksbildung — es ist ein so leichtes Wort, aber unsagbar(?) schwer, es in seiner richtigen heilsamen Bedeutung zu erfassen und ins Werk zu setzen. Die Religion muß darin stets unsere beste Lehrmeisterin sein. Die Volksbildung soll einem sanft niederfallenden befruchtenden Regen gleichen, nicht den Wolkenbrüchen, welche das mühsam bebaute Land zerreißen und hinwegschwemmen", S. 165.

München. Dr. Philipp Friedrich.

Vom lieben Jesuskind. Legenden aus seiner Jugendzeit. Von Elisabeth Horster. Mit 13 vielfarbigen Kunstdruckbildern nach Zeichnungen von W. Rohm. Köln, J. P. Bachem. Geb. 3 M.

Eine Sammlung von etwa zwölf meist bekannten sinnigen Legenden aus der Jugendzeit Jesu, von Elisabeth Horster, welche uns hier zuerst als Schriftstellerin begegnet, in Verse gebracht. Es sind mit wenigen Ausnahmen Trochäen, die leicht und gefällig dahinfließen. Auf hohen dichterischen Wert machen die schlichten Verse wohl keinen Anspruch, aber ihre gemütvolle Sinnigkeit, ihr kindlicher Ton, ihr Inhalt machen sie für die Kleinen und Kleinsten sicher anziehend. Der fromm-poetische Kern der Legenden ist ja immer ein prächtiger Stoff für die Unterhaltung derselben.

Die Hauptsache sind natürlich die Bilder. Das Ornament in seinen schlichten, klaren Formen ist schön, recht schön, ebenso durchweg das Landschaftliche, besonders das Architektonische in Zeichnung und Farbengebung. Aber das Figürliche: das Jesuskind, Maria, Joseph, die Engel und Kindlein — die hätte ich mir besser gewünscht. Dem heute anspruchsvolleren Auge werden manche Figuren nicht sonderlich zusagen. Ob das mehr auf die Zeichnung oder auf die Farbengebung zurückzuführen ist, will ich nicht entscheiden. Beides bedingt es. Die Farben sind im allgemeinen wohl schön abgestimmt (vgl. z. B. die Bilder zu 3, 6, 7, 10), aber die technische Ausführung der Einzelheiten, namentlich der Gesichtszüge, ist oft wenig einwandfrei (vgl. z. B. die Bilder zu 5, 8, 10). Die Bilder zu 6 und 7 sind im ganzen recht gut gelungen.

Würde es sich nicht empfehlen, mal ein religiöses Bilderbuch mit der so schönen Wirkung etwa der Schwarz-Weiß-Holzschnitte, die auch eher künstlerisch zu gestalten sind, herzustellen? Wenn da ein Zeichner wie Franz Stoffen, dabei aber mit kindlich-frommem Gemüte, die Feder führte, würde das Resultat sicher auch höhere Ansprüche befriedigen und der religiösen Anregung ebenso wie der Erweckung des Schönheitssinnes dienen.

Sind nun auch manche Wünsche, die man an ein sonst prächtig ausgestattetes und, wie das bei J. P. Bachem nicht anders sein kann, musterhaft gedrucktes Bilderbuch stellen möchte, unerfüllt geblieben, so muß man doch sagen: unter den vorhandenen religiösen Bilderbüchern nimmt es nicht die letzte Stelle ein.

Godesberg. Gottfried Rohr.

Bachems Jugend-Erzählungen. Verlag von J. P. Bachem, Köln. Jedes Bändchen 1,20 M.

Band 25: Dogos Erlebnisse. Eine Affengeschichte für die Jugend von Klara Rheinau. Dogo, der vierhändige Spielgefährte der drei Kinder eines amerikanischen Arztes, erzählt seinem Spiegelbilde seine mannigfaltigen Erlebnisse und berichtet ihm von den tollen Streichen, die er allein und in Gemeinschaft mit den gutherzigen, aber übermütigen kleinen Buben zum Schrecken der armen alten Tante Patrizia vollführt. Der Ton ist frisch und lebhaft, an einzelnen besonders gelungenen Stellen fast an John Hobbertons liebenswürdigen Stil anklingend. So liest sich das Büchlein ganz gut, obgleich es nichts eigentlich Neues und Originelles bietet. Ein paar Unmöglichkeiten von weniger Belang werden den kleinen Lesern kaum störend auffallen. Vom erziehlichen Standpunkt bedenklich ist die Verteidigungsrede, die der Doktor Tante Patrizios sehr richtiger und energischer Ansicht über Knabenerziehung entgegenhält. Sonst ist das Büchlein in keiner Weise zu beanstanden. Kunstwerte vermittelt es allerdings nicht, wohl aber wird es die Kleinen für einige Stunden angenehm unterhalten.

Band 26: In Not und Gefahr. Fünf Erzählungen für die Jugend von L. Winckelsett-Jumbrock. Unbedeutender als K. Rheinaus Affengeschichte sind diese fünf braven Alltagsgeschichtchen im Sonntagsblättchenstil. Es ist ein Thema mit Variationen: Helden voll Tugend und Musterhaftigkeit werden aus irgend einer — teils sonderbar erdachten — Not und Gefahr errettet durch die unglaubliche Klugheit und Treue eines Hundes oder Pferdes, durch eine merkwürdige Fügung oder grenzenlosen menschlichen Edelmut. Die Milieuschilderungen enthalten Geschautes und Erlebtes; stellenweise sind sie nicht übel beobachtet, z. B. anfangs der zweiten Erzählung das Kaffeegarten-Treiben im Münsterschen Ausflugsort Handorf an der Weise; aber sie sind übermäßig breitgetreten, stellenweise aufdringlich — so die Rizzabeschreibungen im vierten Geschichtchen — und ohne innerliche Beziehung zur Handlung. Der Stil ist kunstlos, häufig sogar ungeschickt. Endlich enthält das Büchlein Schnitzer und Unkorrektheiten, vom „roten Bleistift" bis zu dem unerklärlichen Umstand, daß die vierjährige Annemarie nach zehn Jahren eine stattliche Neunzehnjährige ist. — In einer Zeit, in der die besten Kräfte sich einen, um die goldene Erkenntnis: „Dem Kind gebührt das Beste" in Taten umzumünzen, ethisch und künstlerisch, wäre es ein grober Fehler, wollten wir Erzeugnisse von so wenig künstlerischer Prägung — mit nebenbei fast häßlichen Illustrationen — als „gut genug" bezeichnen und zur Verbreitung „warm" empfehlen.

Boppard. E. Rieland.

Band 27: Gockel, Hinkel und Gockeleia. Märchen von Kl. Brentano. Wir freuen uns, daß dies vortreffliche Kindermärchen wieder aus der Halbvergessenheit ans Tageslicht gezogen wird, und zwar in einer wohlüberlegten Neubearbeitung, die den Kindern durchweg verständlich ist und ihnen daher entschieden besser gefallen wird als die Originalausgabe. Die zum Teil ironischen Anspielungen der letzteren sind weggeblieben, und der Herausgeber hat es auch meisterhaft verstanden, die gar zu üppigen Auswüchse der Brentanoschen Phantasie zu beschneiden und nur das Anmutige und Liebliche zurückzulassen.

Band 28: „Licht und Schatten" von M. Moidorf bringt zwei empfehlenswerte Erzählungen. Die erste „Zwei Freundinnen" wird besonders von 11- bis 12jährigen Mädchen, die den Kommunionunterricht besuchen, mit Nutzen und, da sie sehr anregend geschrieben ist, auch mit Freuden gelesen werden. Sie schildert die Freundschaft zweier, verschiedenen Ständen angehörender Kinder, die als „Kommunionpaar" treu zusammenhalten und sich in der Vorbereitungszeit durch ihren innigen Verkehr gegenseitig auf die günstigste Weise beeinflussen. Verschiedene Unwahrscheinlichkeiten in Anlage und Darstellung werden dem jugendlichen Geiste nicht auffallen. Die Erzählung würde noch mehr Eindruck machen, wenn die kindlich fromme, heitere Eva ihrer verwitweten Mutter nicht bald nach der ersten heiligen Kommunion durch den Tod entrissen, bezw. die Todesnachricht nicht als bloße briefliche Mitteilung zur Kenntnis gebracht würde. Die zweite, bedeutend kürzere Erzählung „Du sollst nicht stehlen", die zur Vervollständigung des Bändchens beigefügt ist, zeigt recht anschaulich, wie eine Mutter ihren Knaben durch ihre Sorge und ihre mahnenden Worte vor der Versuchung warnt und durch ihr energisches Eingreifen im entscheidenden Augenblick vor dem Bösen bewahrt.

Eschweiler. Th. Hillenkamp.

Band 29: Wem gebührt die Palme? Talisman. Von Ferdinande von Brackel. Zwei Erzählungen. Mit der Auswahl der ersten Erzählung hat die Verlagsbuchhandlung einen Fehlgriff getan. Inhaltlich bietet dieselbe den Rangstreit zweier Knaben, von denen der eine ein Grafensohn, der andere Kind einer Waschfrau ist. Auf dem Gymnasium ist ersterer Primus; doch was wird aus dem talentierten Knaben? — ein Sportsmann und Weltreisender. Der zweite dagegen erreicht unter Mühen und Anstrengungen sein vorgestecktes Ziel, wird Geistlicher, Lehrer an der Hochschule, sogar Bischof. Und doch überflügelt der Jugendfreund ihn wieder, indem er als einfacher Ordensmann seine Kraft der Seelengewinnung widmet. Ist dieser Inhalt schon wenig ansprechend für Kinder, so sind es noch viel weniger die politischen und religiösen Anschauungen des Vetters der Waschfrau. Unpassend für Kinder sind die Ansichten der Waschfrau über die Lehrer ihres Sohnes, sowie ihr unbegründeter Haß gegen reiche Leute. Solche Sachen gehören nicht in eine Jugendschrift. Außerdem möchten wir Ausdrücke wie „Pfaff", „ungewaschenes Maul", gotteslästerisches Gewäsch", „toffige Bengel", „Blagen" in Kindererzählungen vermieden sehen. Die zweite Erzählung ist hold Märchen, halb Traum und wird vielen Kindern unverständlich bleiben.

Odenkirchen. Joh. Thelen.

Band 30: Mutters Romreise. Von M. Maidorf. Mit acht Kunstdruckbildern nach Original-Photographien. Frau Stein nimmt an dem Kölner Rompilgerzuge zur Jubelfeier der Immakulata teil und erzählt in mehreren Briefen ihre Reiseerlebnisse, die sie belebt mit geschichtlichen und geographischen Schilderungen. Vater und Kinder daheim nehmen an der Mutter Reise innigen Anteil. Des Vaters Freude wird mit-

unter getrübt durch die leichtsinnigen Streiche des kleinen Hans, der aber allmählich seine Schwächen ablegt. Maidorf hat die einzelnen Vorgänge so lebhaft geschildert, daß man sie im Geiste mit durchlebt. Keine Härte in Stil und Grammatik, kein Verstoß gegen Orthographie und Interpunktion stört die Aufmerksamkeit des Lesers. Eine allerliebste Erzählung, belehrend und erbauend zugleich.

Geistenbeck. G. Bremenkamp.

Band 31: Der Schützling des Soldaten. Sparpfennige. Von L. Heitzer. I. Der Gefreite Hellwig nimmt sich eines armen Knaben an, den er im Wallgraben der Festung Coblenz aufgefunden hat. Der Knabe hat Angst vor der Polizei, die den Vater geholt und ihn so faktisch elternlos gemacht hat. Dem mildherzigen Soldaten gelingt es, seinen Schützling dem Häschereauge der Polizei zu entziehen und ihn in der Waisenanstalt Kemperhof zur Erziehung unterzubringen, woselbst er zu einem brauchbaren Menschen herangezogen wird.

II. Die Tochter einer Witwe erspart ohne Wissen ihrer Mutter die nebenbei verdienten Botenlöhne, um selbst die Kosten für die Aussteuer zur ersten hl. Kommunion tragen zu können.

Beide Erzählungen sind der Wirklichkeit nacherzählt und darum um so packender. Die ethischen Momente treten, ohne aufdringlich zu sein, klar in die Augen und werden in jedem Kindergemüt Nachhall finden. Die klare deutliche Sprache trifft vorzüglich den Ton 10—14jähriger Kinder; es sei diesen das Büchlein warm empfohlen.

Odenkirchen. Joh. Thelen.

Band 32: Am schönen Strand der Mosel. Von M. Maidorf. Mit vier Bildern von W. Rahm. Zwei Familien verbringen die Ferienzeit in Clotten an der Mosel und machen gemeinsame Touren in die Umgegend. Die Verfasserin läßt den Untertertianer Robert Hochfeldt die Tageserlebnisse niederschreiben. Jede, auch die geringste Tätigkeit wird erwähnt; jeder Ausflug wird eingehend beschrieben, und dabei werden das reizende Moselthal mit den angrenzenden Rebenhügeln, den bewaldeten Höhen und Obstgeländen, die Bewohner in ihren Sitten und Gebräuchen anschaulich geschildert. Geschichtliche Berichte versetzen bis in die älteste Vergangenheit und machen den Leser mit Entstehung, Namen und Kriegsereignissen einzelner Orte bekannt. Maidorf bietet wiederum eine prächtige Gabe, die die Jugend nicht ohne Gewinn für Geist und Gemüt aus der Hand legen, die selbst dem Erwachsenen eine angenehme Lektüre sein wird.

Geistenbeck. G. Bremenkamp.

An Novitäten, die wir wegen Raummangels nicht mehr eingehend besprechen konnten, auf die wir aber unsere Leser empfehlend aufmerksam machen möchten, wobei wir uns ausführlichere Besprechungen einzelner von ihnen vorbehalten, liegen uns bis jetzt vor:

1. Empfehlenswerte Schriften für katholische Töchter (und Frauen). Zusammengestellt von G. Rahr mit einem Anhange: Französische und englische Literatur, zusammengestellt von P. Küchler und Dr. J. Pfeifer. 4. Aufl. 21.—25. Tausend. Hamm i. W. 1905. Breer und Thiemann. 90 S. Preis 0,30 M.

2. Kultur der alten Kelten und Germanen. Von Dr. G. Grupp. 319 S. Preis M. 5,80, gbd. M. 7,50.

3. Unpolitische Zeitläufe. Haus und Herd. Von Fritz Nienkemper. 386 S. Pr. brosch. 2,50 M. gbd. 3,50 M.

4. Von den allbekannten und beliebten „Für Mußestunden", Auswahl von Aufsätzen und Erzählungen aus den Unterhaltungsbeilagen der Kölnischen Volkszeitung liegt Jahrg. VI vor. Preis geh. 2,50 M., gbd. 3,00 M.

5. Mit besonderer Genugtuung verzeichnen wir es, daß von Eicherts Wetterleuchten das 10½—12½ Tausend in zwei Bänden im Verlage von Fr. Alber, Ravensburg, erscheint. Außerdem hiervon eine Auswahl für die reifere Jugend. Preis der Vollausgabe à Bd. 1,50 M., eleg. gebd. in ein. Bde. 4 M. Preis der Jugendausgabe 1,20 M., geb. 1,60 M. Leider kann von Eicherts Höhenfeuer, worin er sich so recht als der Dichter des gebildeten kath. Mannes erweist, immer noch keine zweite Auflage erscheinen. (Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch auf die mit großer Wärme und Begeisterung für den Dichter geschriebene Broschüre: Franz Eichert, ein Sänger der christlichen Freiheit, von Karl Kohler aufmerksam machen. Ravensburg. Verlag von Alber. 47 S.)

6. Auch Jörgensens Parabeln haben endlich eine zweite Auflage erlebt. Wir möchten die Lektüre dieses geistreichen, dichterisch sehr hochstehenden Büchleins allen Gebildeten warm empfehlen. Verlag von Kirchheim, Mainz. 120 S. Preis brosch. M. 1,00, geb. M. 1,50.

7. Das letzte Märchen. Von Paul Keller. 1.—3. Tausend. München, Allg. Vertagsgesellschaft. 368 S. brosch. Preis 4,50 M, geb. 5,50 M.

8. Ehescheidung. Roman von Paul Bourget. Uebersetzt von Eggert-Windegg. Mainz, Kirchheim. 436 S. Gbd. 4,50 M.

9. Am Tische des Herrn! Von Joh. Schmiederer. 2. vb. Aufl. Salzburg 1905, Pustet. 173 S. Preis geb. 1,40 M. (Vgl. die Rezension über die erste Aufl. in No. 3, Jahrg. I der Barr.-Bl.)

10. Aus dem Verlage von J. P. Bachem, Cöln liefen von den allbekannten Jugendschriftensammlungen zur Besprechung ein:

a) Die Familie des Admirals. Von E. Meunier. Bd. 22 von Bachems illustr. Erzählungen für Mädchen. Gbd. M. 2,50.

b) Hanani. Von Ad. Jos. Cüppers. Bd. 28 von Bachems neuen illustr. Jugendschriften.

c) Die Priesterin der Vesta. Von Ad. Jos. Cüppers. Band 29 vers. Sammlung.

d) Goldene Sporen. Von J. v. Garten. Bd. 30 vers. Sammlung. Preis jedes Bandes dieser Sammlung geb. 3,00 M.

11. Jugend- und Volksbibliothek. Nr. 1—16. Jede Nummer 50—60 S. Preis 20 Pfg. Münster, Regensberg.

12. Allerlei Märlein und Geschichten ꝛc. von Emilie Trauner. Wien 1905, Kirsch. 172 Seiten. Mit 24 Originalillustr. Preis kart. M. 3,10.

Bemerkung der Redaktion: In Nummer 2 Jahrg. III der Barr.-Bl. ist auf S. 33 unter Schema a für Lesezirkelmappen die **Warte** aus Versehen nicht aufgeführt worden. Um falschen Schlußfolgerungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß wir diese Zeitschrift für durchaus geeignet halten, in Lesezirkelmappen für gebildete Kreise aufgenommen zu werden. Das gleiche gilt von der Zeitschrift **„Der Kompaß"**, die sich namentlich für das eigentliche Volk sehr gut eignet. (Siehe Barram.-Bl. Jahrg. III. Nr. 1. S. 17.)

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 18765

PRINCETON, N. J.

3. Jahrgang. Nr. 4. Januar 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Otto Ludwig. Von Hermann Herz. Teil II. (Schluß.) — Gottfried Keller. Des Dichters Leben und geistiger Entwickelungsgang. Von B. Stein. Teil I. — Die Kölner Borromäusbewegung. Von Joseph Stoffels. — Die Buchführung des Bibliothekars. Von Heinrich Falkenberg. (Schluß.) — Berichte über volkstümliche deutsche Bibliotheken und Lesehallen. — Rezensionen. — Warnungstafel. — Vermischtes.

Otto Ludwig.

Literarische Skizze von Hermann Herz-Bonn.

II (Schluß).

In seinen „Epischen Studien" schreibt Otto Ludwig in dem Kapitel „Volksroman — Volksliteratur" (siehe die Ausgabe von Ad. Bartels Bd. VI S. 289):

„Volksliteratur, d. i. eine Literatur ohne Exklusivität, die sich weder auf eine gewisse Bildungsstufe noch auf eine Partei (politische), eine Konfession stützt und von da aus polemisch zu Werke geht . . . Eine Literatur, die nicht aus Reflexion und Kritik, nicht aus den ästhetischen Bedürfnissen lange gestorbener Generationen entstanden und abgeleitet ist, sondern aus denen unserer eigenen Zeit. — Möglichst vielen gefallen, möglichst wenigen mißfallen! Das zweite, indem man, wie in gemischter, zum Teil unbekannter Gesellschaft, erstlich den Anstand beobachtet, nichts anklingen läßt, was nur von ferne zweideutig wäre, nichts, was einen Gegenwärtigen möglicherweise beleidigen könnte, sei es in dem, was die Sitte ihm geheiligt, oder persönlich in Stand und Beruf, ferner: nichts was Gelegenheit geben könnte zu unangenehmen Auseinandersetzungen oder gar zu aufregenden Debatten. Hierin fällt der Begriff des Romanschreibers wie auch in den meisten anderen Hinsichten mit dem des guten Gesellschafters zusammen und zwar des Wirtes selbst . . . Daß er unterhaltend sei, ist die Hauptforderung, die der Gast zu machen hat, auch, daß er nicht bloß auf den oder den oder zwei oder drei, auf einen Bildungsgrad oder Stand Rücksicht nimmt; man erlaubt ihm, daß er jetzt mit einem Zug sich an den Psychologen, mit einem anderen an einen anderen wendet, nur nie so lange oder so ausschließlich, daß die übrigen sich bevorteilt oder gelangweilt fühlen könnten; man erlaubt ihm, oder wehrt ihm wenigstens nicht, wenn er belehrt, wenn er erbaut, erhebt, zum Guten anspornt, von Unrechtem abmahnt, nur, daß er all das nicht ausdrücklich und wie mit Absicht tue und vor allem nicht vergißt, zu unterhalten."

Goldene Worte für Volksdichter; möchten die Erzähler unserer Zeit, auch die katholischen, sich doch strikte an diese Weisungen eines Gottbegnadeten halten. Der sie gegeben, hat sie in seinem eigenen künstlerischen Schaffen gewissenhaft beobachtet, vorausgesetzt, daß man das Wort „unterhalten" zugleich auch in dem tieferen Sinne auffaßt: „künstlerischen Genuß gewähren".

Das erste Werk, womit Otto Ludwig überhaupt an die Oeffentlichkeit trat, war die im Genre der damaligen, halbromantischen Taschenbuchnovellen gehaltene „Emanzipation der Dienstboten", die im Jahre 1843 in der von Heinrich Laube redigierten „Zeitung für die elegante Welt" erschien. Den Inhalt bildet eine Liebesgeschichte, die in einen Ueberfall eines Schlosses von Räubern verwoben ist. Natürlich kommt noch zur rechten Zeit die rettende Polizei an; selbstverständlich kriegen sie sich auch. Literarhistorisch interessant sind die scharfen Ausfälle auf Jungdeutschland (bzw. Gutzkow und Mundt). Einem überschwänglich loben-

den Gutachten Ludwig Bechsteins über die Novelle hatte es der Dichter zu danken, daß ihm das für seine musikalischen Studien bestimmte Stipendium des Herzogs von Meiningen nunsür sein literarisches Schaffen weiterbewilligt wurde.

Bevor noch die der Hauptsache nach im Jahre 1841 niedergeschriebene „Emanzipation der Domestiken" im Jahre 1843 veröffentlicht wurde, hatte Ludwig bereits 1842 die in der Art der Tieckschen Novellen gehaltene „Maria" vollendet. Der Fortschritt, der hier zutage tritt, ist für die kurze Zeit geradezu überraschend. Auch für einen mehr als Neunundzwanzigjährigen wäre „Maria" eine bedeutende künstlerische Leistung gewesen. Der behandelte Gegenstand kann zwar nicht als neu gelten; Heinrich v. Kleist hatte schon vorher ein ähnliches Motiv in der „Marquise von O" aufgegriffen. Otto Ludwig hat jedoch den Stoff nicht ihm, sondern einer mündlichen Erzählung seines Freundes Dr. Wetzstein entnommen. Er selbst äußert sich über die Entstehung der „Maria" in einem Briefe an Tieck: „Sie ist aus der Anekdote von dem reichen jungen Voigtländer Leinwandhändler entstanden, den die Wirtstochter, in dem Gemache, durch welches er in das seine geführt wird, scheintot aufgebahrt, zur Leidenschaft und zu dem unnatürlichen Vergehen verlockt, zufolgedessen er, wie er nach Jahren hier wieder einkehrt, die Begrabengeglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß." (Siehe die von Dr. V. Schweitzer besorgte Ausgabe der Werke Otto Ludwigs. Bibl. Institut. Leipzig 1898. Bd. III, S. 230.) Der Dichter änderte den Stoff dahin ab, daß er einen jungen, unverdorbenen Menschen in berauschtem Zustand sich an einer Pastorstochter versündigen läßt, die als Nachtwandlerin sich zu ihm ins Schlafzimmer verirrt und dadurch Mutter wird, ohne zu wissen wie. Der junge Mann selbst hat am anderen Morgen keine rechte Erinnerung mehr an das, was in der Nacht geschehen ist, in wie weit er sich vergangen hat und mit wem. Kurze Zeit nachher verfällt das Mädchen in Starrkrampf, der ersten Folge der beginnenden Mutterschaft. Dem jungen Manne wird jetzt alles klar, und weil er die Scheintote für wirklich tot hält, stürmt er als Geschäftsreisender seines Vaters in die Welt hinaus, stets verfolgt und gepeinigt von Gewissensbissen. Das Mädchen jedoch übersteht die Krankheit, und weil sie niemand, auch den Eltern nicht, den Vater nennt, bzw. nennen kann, da sie es selbst nicht weiß, wird sie aus dem Vaterhause verstoßen und lebt bei einer fremden Person. Schließlich kommt der junge Mann in seine Heimat, ein Zufall will es, daß er Maria mit ihrem Kinde findet und sie zur Frau nimmt. Am Schluß fällt die Novelle stark ab; denn die Kernfrage: „Wie soll Maria inne werden, auf welche Weise sie Mutter geworden?" bleibt ungelöst. Sie erfährt es nicht. Ferner wirken die sehr unmotiviert angebrachten Ausführungen über Kunst und Theater im letzten Teil der Novelle störend. Auch sonst macht sich die Reflexion bisweilen etwas breit; allerdings sind darin die feinsten psychologischen Erfahrungen niedergelegt, die bereits auf den zukünftigen Meister hindeuten. Doch können diese Mängel mich nicht abhalten, die Novelle als ein Meisterstück der Prosaepik zu bezeichnen, das noch etwas höher steht als sein ganz gewiß nicht unbedeutendes Märchen: „Die wahrhaftige Geschichte der drei Wünsche." Einen eigenen Stil hat sich Otto Ludwig in diesem Märchen noch nicht geschaffen, er klingt stark an E. A. Hoffmann an; nur der Flötenspieler erzählt die Geschichte des siebenjährigen Krieges schon ganz in der Manier, wie sich später die Personen in der „Heiteretei" und „Aus dem Regen in die Traufe" auszudrücken pflegen. Auch hier verraten sich bereits des Dichters feine Psychologie und liebenswürdiger Humor, ebenso in den Bruchstücken „Aus einem alten Schulmeisterleben" und „Es hat noch keinen Begriff", Fragmente, die leider nie vollendet wurden, uns allerdings eben als Fragmente interessante und nützliche Einblicke in das epische Planen und Arbeiten des Dichters während der vierziger Jahre geben. Dann ließ die Beschäftigung mit dem „Erbförster" und den „Makkabäern" ihn die Prosaepik eine Zeitlang vergessen, bis er im Jahre 1853/54 die Erzählung

„die Heiteretei" begann, die durch Auerbachs Vermittelung zum ersten Male im Feuilleton der Kölnischen Zeitung im Jahre 1855 erschien. Die Heiteretei bedeutet einen vollen und ganzen Erfolg des

Dichters. Das ist eine Erzählung, die man mit Immermanns „Oberhof“ und „Uli der Knecht“ von Jeremias Gotthelf zusammen nennen muß, weil sie die Höhenlinien unserer Prosaepik angeben, soweit diese ihre Stoffe dem Dorf- und Kleinstadtleben des deutschen Volkes entnimmt. Der Stoff der Erzählung ist äußerst einfach. Die „Heiteretei“, das schönste, stärkste, ärmste, aber auch heiterste (darum die Heiteretei geheißen) und bravste Mädchen von Luckenbach ist dem Holder-Fritz, dem unbändigsten, stärksten und ausgelassensten Burschen des Bauernstädtchens gut. In ihm keimt die Neigung zur Heiteretei auf, und unter dem Einfluß dieser Zuneigung vollzieht sich eine Wandlung seines ganzen Wesens, er wird der bravste, solideste und geschickteste Küfermeister, und zum Schlusse kriegen sich die beiden trotz alles Weiberklatsches und aller Mißverständnisse doch noch. Es gehört schon ein ans Geniale reichendes episches Talent dazu, um aus diesem Stoff ein so vollendetes Meisterwerk zu schaffen, wie die Heiteretei geworden. Hier ist alles, auch gar alles unmittelbar geschaut, dem Leben abgelauscht; die Personen sind wunderbar plastisch herausgearbeitet; nichts Herkömmliches und aus anderen Dichtungen Uebernommenes findet sich hier, angefangen von den Nebenfiguren bis zu den beiden Prachtgestalten des Holder-Fritz und der Heiteretei. Dieser ewig hustende Weber, dieser duckmäusige Morzenschmied, dieser bramarbasierende Knirps von einem Schneider, was sind das für prächtige Originale! Und erst der Holder-Fritz in seinem Kampf mit den eigenen Leidenschaften und dem boshaften Geschwätz der Leute, bis er als Sieger daraus hervorgeht, und daneben die Heiteretei, dieses von Kraft und Schönheit strotzende, stolz-schöne Mädchen in ihrer vollendeten Unschuld! Dann die Art und Weise, wie jedes spricht und seine Anschauung geltend macht! Die Unübertrefflichkeit, womit der Klatsch der „großen Weiber“ wiedergegeben wird! Das muß man lesen; wollte man Proben anführen, dann brächte einem die Fülle in der Auswahl die größte Verlegenheit. Ich kenne nur einen, der vielleicht noch etwas tiefer in die Herzen der Landleute, Bauern und Handwerker hinabgeblickt hat als Ludwig; es ist der große Schweizer Dichter Jeremias Gotthelf. Ich kann daher nur jedem raten, die Heiteretei zu lesen. In sittlich religiöser Beziehung gibt sie zu absolut keinem Bedenken Anlaß. Von literarischem Standpunkt aus kann man allerdings dagegen noch einwenden, daß es wohl kaum angängig sei, von einem erwachsenen Mädchen anzunehmen, es habe noch nie geträumt; um so weniger erscheint dies statthaft, als gerade durch diesen ersten Traum der Heiteretei zum Bewußtsein gebracht wird, worin eigentlich die Zuneigung des Weibes zum Manne wurzle und dadurch die Lösung des Konfliktes herbeigeführt wird. Bis dahin war ihr das Geschlechtliche überhaupt noch nie ins Bewußtsein getreten. Mag man das immerhin für psychologisch unzulässig halten, aber so bedeutend ist der Fehler nicht, daß er den künstlerischen Wert der Erzählung stark beeinträchtigen könnte. Derartige Verstöße finden sich ja allerdings nicht in der 1855 vollendeten Erzählung

„Zwischen Himmel und Erde“, die manche Kritiker noch höher stellen als die Heiteretei. Auch diese Dichtung spielt in kleinstädtischem Rahmen, innerhalb der Handwerkerkreise, bezw. des Schieferdeckergewerbes. Sie ist in ihrem letzten Grunde eine Eifersuchtsgeschichte, worin der eifersüchtige Gatte seinen untadeligen Bruder ins Verderben stürzen will, dabei aber selbst das Leben einbüßt. Es ist ein durchaus tragisches Motiv, das hier vorwaltet. Fritz Nettenmeyer hat seinen Bruder Apollonius um seine Geliebte betrogen. Als Apollonius ins Elternhaus zurückkehrt, fürchtet Fritz, sein Betrug könnte ans Tageslicht kommen, und seine Frau ihre Neigung Apollonius zuwenden. Aber alles, was nur Fritz zur Verhütung dieses Falles tut, bewirkt das gerade Gegenteil und schließlich findet Fritz den Tod als gerechte Strafe für seine Schuld. Nach dem Tode des Bruders leitet Apollonius das Geschäft für dessen Kinder und lebt mit seiner Schwägerin zusammen wie der Bruder mit der Schwester. Man wird nun allerdings sagen müssen, dieser Abschluß wäre nicht unbedingt notwendig gewesen; es stand nichts im Wege, daß Apollonius nach dem Tode seines Bruders dessen Frau heiratete. Aber ich meine, so wie Ludwig den Apollonius zeichnete, entsprach der vom Dichter gewählte Ausgang mehr dessen Charakter. Auch wollte man schon den eigentlichen epischen Ton in der Erzählung vermißt und heraus-

gefunden haben, daß sie nur aus aneinander gereihten dramatischen Szenen bestehe. Das starke Ueberwiegen des Dramatischen läßt sich allerdings nicht ableugnen. Ob das aber ein Fehler ist? Es kommt doch schließlich nur darauf an, ob die Wirkung des Ganzen eine künstlerische ist; und da dies nicht bestritten werden kann, bleibt alles andere Nebensache. Mit mehr Recht dürfte man an einzelnen Stellen das Ueberwiegen der Reflexion tadeln. Allein trotz dieser Mängel bleibt „Zwischen Himmel und Erde" eine der großartigsten Leistungen deutscher Erzählungskunst.

Diese Erzählung, sowie die „Heiteretei" und die mit ihr im Zusammenhang stehende derbhumoristische Novelle „Aus dem Regen in die Traufe" wünsche ich in alle Borromäusbibliotheken eingestellt, allerdings sind sie keine Lektüre für die Jugend unter 18—20 Jahren. Auch dürfte es sich empfehlen, die einfachen Leser, die ja immerhin das Gros unserer Leserschaft ausmachen, erst durch einen Vortrag über den Dichter in die Werke einzuführen. Unsere Gesellen und Handwerksmeister müssen eigentlich bald Gefallen finden an Erzählungen, die so ganz in ihr Fach schlagen. Auch denke ich, finden alle Männer ohne Ausnahme Gefallen an den komischen Weibergestalten und umgekehrt werden sich die Frauen an den Prachtexemplaren, wie der Morzenschmied, der Schneider ꝛc., köstlich amüsieren. Diese drei Erzählungen finden sich auch im neuen Katalog des Borromäusvereins, außerdem der Erbförster, der zusammen mit den Makkabäern wenigstens in den größeren städtischen Borromäusvereins-Bibliotheken nicht fehlen darf. Wenn überhaupt einmal eine Auswahl aus Ludwigs Werken für die weitesten Kreise geschaffen werden sollte, die nur das berücksichtigt, was für volkstümliche Bibliotheken in Frage käme, dann würde ich empfehlen: Die Heiteretei, Aus dem Regen in die Traufe, Zwischen Himmel und Erde, das Fragment „Aus einem alten Schulmeisterleben", Der Erbförster und „Die Makkabäer". „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen" taugt für die Jugend nicht und ihres unpopulären Charakters wegen auch nicht für das Volk. Die Novelle „Maria" bleibt ihres bedenklichen Stoffes wegen von vornherein für die Jugend ausgeschlossen und vielleicht überhaupt für die weiteren Volkskreise wegen ihren Abhandlungen über Kunst ꝛc.

Nun noch ein Wort über die Stellung, die Otto Ludwig in der deutschen Literatur einnimmt. Mit seinen ersten Werken steht er, was Stoffwahl, Charakterzeichnung, Stil und Ausdrucksweise angeht, noch ganz auf dem Boden der Romantik, namentlich Ernst A. Hoffmanns. Die Uebertreibung, die sich der Dichter bei der Karikatur des protestantischen Pastors in „Das Märchen vom toten Kind" leistet, liegt ganz in der romantischen Manier. Sätze wie „In mir aber wehte süße Frühlingsluft und alle Knospen meines Innern sprangen klingend auf" (die wahrhaftige Geschichte der drei Wünsche), oder „Dame Müller schien neben dieser warmen konkreten Natur ein abstrakter Begriff" (ebenda) sind echt Hoffmannisch. Doch hat sich der Dichter von seinem Vorbild mit Glück loszumachen gewußt. Ich glaube, im „Fräulein von Skuderi" begegnet man der letzten, allerdings auch innigsten Kameradschaft. Shakespeare und Cervantes, seine Lieblingsdichter, kurierten ihn von dem Phantastiker. Stark hat auch, und zwar durchaus zum Vorteil, Jean Paul auf den Dichter eingewirkt. Denn daß Ludwig Jean Paul viel studiert hat (obschon davon in Adolf Sterns Biographie des Dichters nichts steht), kann nicht bestritten werden. Die Vorliebe für das Kleine, Unscheinbare, für die Zurückgesetzten, der goldene Humor, womit er ärmliche Verhältnisse schildert, rühren unverkennbar von Jean Paul her, namentlich in der Heiteretei und in „Aus einem alten Schulmeisterleben". Dagegen haben die damals gefeiertsten Dorfschriftsteller, der Jude Auerbach und Jeremias Gotthelf, keinen Einfluß auf ihn ausgeübt. Auerbachs Gestalten sind wächserne Panoptikums-Figuren im Vergleich zu den Ludwigschen. Gotthelf zeichnet zwar Charaktere, die in etwa Aehnlichkeit mit den Ludwigschen haben, z. B. Uli der Knecht mit dem Holder-Fritz (das gleiche gilt von der Milieuschilderung), aber Stil und Komposition der beiden Dichter sind gleichwohl total verschieden. In seinen Hauptwerken ist Ludwig durchaus eigen und selbständig, er hat neben und mit dem großen Schweizer und Dichter Immermann mit durchschlagendem Erfolg das realistische und naturalistische Moment in die Dorferzählung gebracht. Kein Moderner hat ihn in der

Milieuschilderung und der feinen psychologischen Analyse übertroffen. Nirgends geben sich die Personen wahrer und natürlicher als bei ihm. Hierin ist er vorbildlich geworden. Dabei läßt er den Dialekt nur ganz, ganz leise anklingen. Obschon nichts beschönigt und überfirnißt wird, macht sich das Häßliche nirgendwo breit und zwar deshalb nicht, weil Ludwig zwei Eigenschaften besitzt, die unseren modernen Realisten fehlen: Ein liebenswürdiger Humor und eine starke sittliche Ueberzeugung. Ein fleißiger Kirchengänger war Otto Ludwig nach seinem eigenen Zeugnis allerdings nicht. Die Osterandacht hielt er nach seiner Art im Garten; er wollte überhaupt Gott im Freien verehren. Dagegen steht außer allem Zweifel, daß er an jenen Glaubenswahrheiten und Sittengeboten, die wir als die natürliche Theologie und das natürliche Sittengesetz bezeichnen, festhielt. Einem direkten Zeugnis für seinen Glauben an die Gottheit Christi bin ich in seinen Schriften nicht begegnet. Wohl aber führt Adolf Stern in seiner Biographie Otto Ludwigs aus dessen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen oft recht markante Belege an für die Abneigung des Dichters gegen das ungläubige und christentumsfeindliche, liberale Literatentum der vierziger Jahre; und was Otto Ludwig in seinen epischen Studien (Bd. VI., S. 300—304 der Adolf Bartelschen Ausgabe) über Shakespeares Kunst sagt, kann man sogar als ein offenes Bekenntnis zu den Grunddogmen des Christentums auffassen, jedenfalls erhellt daraus, daß nach seinen Begriffen die höchste Kunst, und das ist ihm die Shakespearesche, eben diejenige Kunst ist, welche die Ideen der Schuld und Vergeltung, der Willensfreiheit und des Jenseits ohne jede pantheisierende Deutung wahrt. Wenn wir also auch in Ludwigs Meisterwerken nirgendwo dem Bekenntnis zu einer der beiden großen christlichen Konfessionen begegnen (der Geburt nach ist er Protestant), so werden wir aber auch nirgendwo durch Ausfälle oder schiefe Darstellungen des Katholizismus verletzt. Und da diese Werke zu gleicher Zeit nicht bloß künstlerisch sehr hoch stehen, sondern die Grundprinzipien der Moral voraussetzen, so wirkt die Lektüre auch sittlich fördernd. Es wäre zu wünschen, daß Otto Ludwig recht viel gelesen würde.

Gottfried Keller.

Von B. Stein-Westercappeln.

Teil I.

Des Dichters Leben und geistiger Entwicklungsgang.

„Ich weiß nicht, was mich eigentlich an Goethe ärgert. Ob, daß einer, der den »Faust«, »Tasso«, »Iphigenie« geschrieben, so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder daß ein solcher Hamster den »Faust«, »Tasso« ꝛc. mußte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe ein so großes Genie war oder daß das große Genie einen solchen Privatcharakter oder vielmehr Privat-Nichtcharakter hatte. Ich weiß nicht, hasse ich Goethe und mißgönne ihm seine Werke oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler.“ Diese Worte schrieb Gottfried Keller am 15. August 1843 in sein Tagebuch. Aehnlich wird es vielen Kennern der Werke Kellers mit diesem selbst gehen; doch ist der Grund der Ablehnung nicht sein Charakter, sondern sein völliger Unglaube, sein Haß gegen jede Religion, besonders gegen die katholische Kirche, der sich in fast allen Schriften geltend macht. Als Mensch und Dichter kann und muß man ihn lieb haben. Seine sittlichen Vorzüge stehen mit seinen dichterischen auf gleicher Höhe und lassen ihren Träger als einen Mann von einfacher und edler Art erscheinen. Er besaß eine schlichtbürgerliche Lebensauffassung, einen gesunden, klaren Wirklichkeitssinn, ein unbestechliches Pflichtgefühl und hohe Achtung vor jeder ordentlichen Tüchtigkeit. Er war eine sittliche Natur, die das Moralische aus innerstem Bedürfnis forderte. Gewisse moralische Mängel widerten ihn mit solcher Macht an, daß der Abscheu dagegen ihn oft in hellen Zorn versetzte. Als Dichter schätze ich ihn noch höher. Das Urteil von A. Bartels: „G. K. ist ein Talent, das dem Genie in seinen Wirkungen nahe kommt“, halte ich nicht für übertrieben. Ob Schönbach nicht zuviel sagt, wenn er ihn den größten deutschen Dichter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nennt, will ich nicht entscheiden. Jedenfalls ist er ein Meister seiner Kunst, weil er eine schöpferische Kraft besaß, Welten und Leben aufzubauen, weil er ein ausgezeichneter Schilderer der Natur ist, weil er eine seltene Beobachtungsgabe auch für das Kleine und Geringe hat. Er kann uns alles anschaulich und zugleich interessant schildern. Seine Sprache ist edel, kräftig und stimmungsvoll. Doch für uns als Christen muß auch der christliche, der sittlich-religiöse Gesichtspunkt zu seinem Rechte kommen. Wir müssen bei jeder Erscheinung der schönen Literatur fragen, ob die darin zur Geltung kommende Weltanschauung die unserige ist oder eine uns feindliche. Das ist nicht

engherzig, ſondern vernünftig. Selbſt Emerſon, gewiß ein ganz unverdächtiger Zeuge, ſagt in einem Eſſay: „Lies nur die Bücher, an denen du Gefallen findeſt.“ Und Schönbach erklärt dieſen Satz dahin: „Lies nur, was deinem Weſen ſich einfügt, was ihm nicht widerſtrebt, damit deine Gaben in der ihnen angeborenen, durch Zeit und Umſtände näher beſtimmten Richtung ſich frei entfalten, nicht durch Fremdartiges, Aufgezwungenes behindert werden.“

Bei Keller findet ſich nun viel, was unſerem chriſtlichen und katholiſchen Gefühl widerſtrebt; darum wird es uns niemand verargen können, wenn wir den größten Teil ſeiner Schriften ablehnen.

Die Aufgabe der nachſtehenden Ausführungen ſoll es ſein, die Werke G. K's dahin zu unterſuchen. Doch werden wir den religiöſen Standpunkt des Dichters nicht verſtehen, wenn wir nicht zuerſt ſeinen geiſtigen Entwicklungsgang und ſein Leben überhaupt näher kennen lernen.

Ich will deshalb zuerſt auf Grund ſeines autobiographiſchen Romans, der „Grüne Heinrich“, welcher die Erlebniſſe ſeiner Kindheit und Jugend ziemlich genau ſchildert, ferner der zahlreichen Briefe und des erwähnten Tagebuches ein Bild des Dichters entwerfen, um dann im zweiten Teil dieſer Abhandlung auf ſeine Schriften hinſichtlich ihres religiös-ſittlichen Gehaltes näher einzugehen.

Geboren als der Sohn eines Drechslers am 19. Juli 1819 in Zürich, verlor er ſchon frühzeitig ſeinen Vater. Seine Mutter, eine brave Frau, aber von großer Nüchternheit, hatte kein Verſtändnis für das Phantaſtiſche im Weſen ihres Sohnes. Sie war wenig energiſch gegen den Knaben, ſo daß er eigentlich frühzeitig machen konnte, was ihm beliebte. Sie vermochte es nicht, durchzuſetzen, daß ihr kleiner Sohn ein Tiſchgebet ſpreche. Der Dichter berichtet darüber im Grünen Heinrich: „Das Händefalten nebſt dem feierlichen Beten vor den duftenden Schüſſeln wurde mir zu einer Zeremonie, welche mir alsbald unbeſieglich widerſtand. Ich konnte mich ſelbſt nicht ſprechen hören und habe es auch nie mehr dazu gebracht, in der tiefſten Einſamkeit und Verborgenheit laut zu beten.“ Die Mutter hatte für die Eigenart des Knaben ſo wenig Verſtändnis, daß ihm Gott nur „eine langweilige und farbloſe Perſon“ wurde. Auch die Umgebung, in der er lebte, war für ſeine geiſtige und religiöſe Entwicklung recht ungünſtig, beſonders eine Nachbarin, eine alte Trödlerin, die dem heranwachſenden Knaben falſche religiöſe Grundſätze beibrachte. Völlig wurde ihm die Religion in der Schule verleidet. Gegen den Katechismus und die Art ſeiner Behandlung im Religionsunterricht hatte er eine unbezwingliche Abneigung. Seine Worte darüber finden ſich im „Grünen Heinrich“.

„Eine andere peinliche Erinnerung an die Schulzeit ſind mir der Katechismus und die Stunden, während deren wir uns damit beſchäftigen mußten. Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloſer Fragen und Antworten, losgeriſſen aus dem Leben der bibliſchen Schriften, nur geeignet, den dürren Verſtand bejahrter und verſtockter Menſchen zu beſchäftigen, mußte in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verſtändnisloſem Dialoge hergeſagt werden. Wenn man dieſe, gegen die verwilderte Sündhaftigkeit ausgewachſener Menſchen gerichteten vierſchrötigen, nackten Gebote neben den überſinnlichen und unfaßlichen Glaubensſätzen gereiht ſah, ſo fühlte man nicht den Geiſt wehen einer ſanften menſchlichen Entwicklung, ſondern den ſchwülen Hauch eines rohen und ſtarren Barbarentums, wo es einzig darauf ankommt, den jungen, zarten Nachwuchs auf der Schnell- und Zwangbleiche ſo früh als möglich für den ganzen Umfang des beſtehenden Lebens und Denkens fertig und verantwortlich zu machen.“

Die Schulzeit, die wichtigſten und bildſamſten Jahre, bezeichnet er als eine halb gottloſe Zeit, als eine öde, kalte Strecke, und wälzt die Schuld einzig auf den Katechismus und ſeine Handhaber. Noch auf dem Sterbelager ſagte er zu C. F. Meyer, der ihm einen Krankenbeſuch abſtattete: „Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch ſtehen ſo ſchöne Geſchichten darin.“

Als er mit 15 Jahren aus der Induſtrieſchule ſeiner Vaterſtadt infolge einer knabenhaften Ausſchreitung gegen einen Lehrer ungerechterweiſe verwieſen worden war, ſtand er ganz ratlos da und war nun völlig ſich ſelbſt überlaſſen. In dieſer Zeit vollzog ſich der Bruch mit der kirchlichen Religion bei ihm vollſtändig. Er ging jahrelang nicht in die Kirche, auch den Religionsprüfungen, die in der Kirche ſtattfanden, und an denen die jungen Leute bis zur Konfirmation teilnehmen mußten, wußte er ſich zu entziehen. Die Schilderung der Konfirmation, die er im „Grünen Heinrich“ ſehr genau gibt, iſt ein Beweis dafür, daß er ſchon damals ſeinem Glauben völlig entfremdet war. Dieſe Beſchreibung, die in mannigfacher Hinſicht intereſſant iſt, will ich im Auszuge hier mitteilen.

„Ich war ſchon in der Frühe guter Laune, noch ein paar Stunden, und ich ſollte frei ſein von allem geiſtigen Zwange, frei wie der Vogel in der Luft. Ich fühlte mich deshalb mild und verſöhnlich geſtimmt und ging zur Kirche, wie man zum letzten Male in eine Geſellſchaft geht, mit welcher man nichts gemein hat, daher der Abſchied aufgeräumt und höflich iſt . . . Endlich fand das Abendmahl ſtatt; aufmerkſam verfolgte ich die Zurüſtungen und beobachtete alles ſehr genau, um es nicht zu vergeſſen, denn ich gedachte, nicht mehr dabei zu erſcheinen. Das Brot beſteht aus weißen Blättern von der Größe und Dicke einer Karte und ſieht feinem glänzenden Papier ähnlich. Der Küſter backt es und die Kinder kaufen ſich bei ihm die Abfälle als einen unſchuldigen Leckerbiſſen. Zahlreiche Kirchendiener teilten es aus, den Reihen entlang, worauf die Andächtigen eine Ecke davon brechen und die Blätter weitergeben, während andere Beamtete den Wein in hölzernen Bechern nachfolgen laſſen. Ich gab das Brot weiter, nachdem ich eine Ecke davon in den Mund geſteckt, zu andäch-

tigem, aber allerletztem Abschiede von der Kinderzeit und der Kinderspeise, die ich beim Kistler gekauft hatte. Als ich den Becher in der Hand hielt, blickte ich fest in den Wein, ehe ich trank; aber es rührte mich nicht, ich nahm einen Schluck, gab die Schale weiter und war mit den Gedanken schon auf dem Wege nach Hause."

Er kam dann zu einem Maler in die Lehre, erhielt später den Unterricht eines wirklichen Künstlers, der aber geistig gestört war und Zürich verlassen mußte. Vom 15. bis zum 23. Jahre quälte er sich mit der Malerei und mühte sich vergebens, als Maler etwas zu erreichen. Im Jahre 1840 war er nach München gegangen, um auf der Kunstschule sich zu vervollkommnen. Allein es ging ihm in München sehr schlecht, er hat die schwerste Not getitten. Wie ihm das katholische München zuwider war, ersehen wir aus dem Verse, den er in sein Skizzenbuch schrieb:

„Ein liederliches, sittenloses Nest,
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heiligenbilder, Knödel, Rodiweiber."

Von hier schreibt er an seine Mutter: „Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in katholische, griechische und die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben, aber dessenungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen."

In die Heimat zurückgekehrt, nahm Keller an den religiös-politischen Kämpfen daselbst lebhaften Anteil. Er war ein eifriger Anhänger von D. F. Strauß, den die liberale Züricher Regierung als Professor an die Universität berufen hatte. Bei dem Bauernaufstand gegen die Regierung nahm er Partei für sie. Auch trat er den Männern näher, welche mit Beginn der vierziger Jahre unter dem Drucke der Reaktion aus Deutschland in die Schweiz geflüchtet waren, darunter Freiligrath, Herwegh, Follen, Ruge u. a.

An einem Zuge liberaler Freischaren gegen Luzern, wo die katholische Partei die Jesuiten herbeigerufen hatte, nahm er teil. Der Haß gegen die Jesuiten und die katholische Kirche hat ihn nie verlassen. Wohl mag er sich seiner politischen Zügellosigkeiten, seines wüsten Schimpfens gegen die katholischen Priester, die in Grund und Boden gesungen wurden, als gereifter Mann geschämt haben.

Ueber die sonstige Gedankenwelt des Dichters, der damals seine erste Sammlung von Gedichten veröffentlichen konnte, gibt ein Tagebuch wertvolle Aufschlüsse. In demselben finden sich noch deutliche Anklänge einer religiösen Stimmung. „Es tobt und gärt in mir", schreibt er am 5. August 1843 nieder, „wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen; denn ich will eine so zarte Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen." Doch will er lieber keinen Glauben herrschend wissen, als den „schwarzen, keuchenden Glaubenszwang". Ueberraschend wirkt das Geständnis, der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber müsse ein positives Element, eine Religion haben. Gerade aber, weil er Dichter ist, sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwange sein, und er müsse für diese Freiheit kämpfen.

Doch diese letzten Spuren von Religion sollten auch bald gründlich verschwinden. Und zwar geschah dies in Heidelberg, wohin er, durch ein Staatsstipendium unterstützt, sich 1848 begab. Seine religiösen Anschauungen erlitten hier durch die Vorträge Ludwig Feuerbachs eine völlige Umgestaltung. Wie dies geschah, soll er uns selbst berichten; ein Brief an seinen Freund Wilh. Baumgarten in Zürich vom 28. Januar 1849 gibt darüber in anschaulicher Weise Aufschluß:

„Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken angegriffen hatte, fast alle Abende zusammen bin. — Soviel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen. Die Welt ist eine Republik und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. — Für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. — Für mich ist die Hauptfrage: Wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner noch Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. — Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird."

Als Keller unter Feuerbachs Einfluß ganz mit dem Christentum brach, tat er es in der Hoffnung, dadurch besser zu werden. Doch gestand er in einem Briefe an F. Freiligrath vom 4. April 1850: „Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Gar nicht. Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern

ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben." Aber eines anderen Gewinnes hat er sich gerühmt: „Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde. Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen."

Die Berliner Jahre von 1850—1855 waren für Keller sehr entbehrungsreiche. Die bittersten Verlegenheiten und die damit verbundenen Demütigungen peinigten ihn unaufhörlich. Seine Natur erstarrte immer mehr, und seinem Wesen mischte sich jener Zug bitteren Ingrimms und rauher Schroffheit bei, der ihm geblieben ist. So berichtet uns sein Biograph Jakob Bächtold. Daher erklärt es sich auch, daß seine Abneigung gegen jede Religion noch schroffer wurde. Er sprach es mehrfach in Briefen aus, daß für die Kunst und Poesie von nun an kein Heil mehr sei ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur. So bildete sich bei ihm immer bewußter die Weltanschauung reiner Diesseitigkeit aus. Er sieht das Christentum nur noch unter dem Gesichtspunkt an, daß es für ihn das größte Hindernis zur Erlangung der rechten Diesseitigkeitsstimmung gewesen sei.

Nach Zürich 1855 zurückgekehrt, wurde zum Ersatz für erlittene Unbilde des Lebens ein verspätetes Studententreiben geführt. Bächtold nennt es eine heilsame Wendung, daß er, zum Staatsschreiber gewählt, endlich in die geregelten Bahnen des Beamten einlenkte. In diesem Sinne faßten auch seine Freunde die Wahl zum Staatsschreiber geradezu als eine moralische Rettung auf. Er hat übrigens 15 Jahre hindurch die trockenen Amtspflichten mit musterhafter Gewissenhaftigkeit verwaltet, das poetische Schaffen während dieser Zeit ruhen lassen und nur still die Kraft zu weiterem Schaffen gesammelt.

Es scheint, daß sich sein religiöser Radikalismus in den reiferen Jahren seines Lebens etwas abgeklärt hat. So finden sich in einem Briefe an Adolf Exner in Wien vom 31. 1. 73 die Worte: „Aufs neue habe ich die Weisheit Gottes bewundert, der alles so schön geschaffen und die verschiedensten Dinge in die Welt gesetzt hat, an denen sich die guten Gaben der Menschen erproben können."

Auch sein Standpunkt in der Beurteilung Friedrich Nietzsches und Eduard v. Hartmanns, die damals die Welt mit ihren neuen Lehren überraschten, scheint mir dafür zu sprechen. Als ihn der Literarhistoriker Emil Kuh über Nietzsche, der damals Professor in Basel war, anfragte, schrieb er diesem einen recht interessanten Brief über Nietzsche, den zu veröffentlichen sich lohnt in unserer Zeit, wo auch besonnene Leute für den „Antichristen" schwärmen. Keller antwortet Kuh am 18. 11. 1873:

„Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstils ohne alle positive Leistungen und Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum 26 Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner und Schopenhauer verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Kultus. Mit der Strauß-Broschüre will er sich ohne Zweifel mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langsam und langweilig ist. Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Ich hatte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten."

Nietzsches Buch: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" nannte er ein wahnwitziges Machwerk. Geradezu vernichtend ist seine Kritik über E. v. Hartmann, dessen Schriften er schwächlich, kleinlich und unphilosophisch nennt und fügt hinzu (Brief an Emil Kuh, 18. 6. 1874): „Es ist überhaupt interessant, wie unweise die Philosophen der Neuzeit meistens sich behaben: entweder polternd, jähzornig, schimpfsüchtig, kokett dazu, wie Schopenhauer; oder naseweis, knäbisch, alles beschwatzend wie dieser Hartmann."

Noch bezeichnender für die richtige Beurteilung des alten Keller ist dann der Brief an Kuh vom 6. 12. 1874: „Haben Sie von Hartmann die »Selbstzersetzung des Christentums« gelesen? Er begräbt das Christentum mit einer ganz lustigen Kritik des liberalen Protestantismus und predigt dann eine Religion der Zukunft, die aus einer Mischung des morgenländischen Pantheismus und des abendländischen Monotheismus eine Weltreligion als Panmonotheismus sein werde. Hier erklimmt der pessimistische Faiseur den höchsten Gipfel. Wahrscheinlich wird er suchen, als Küster der neuen Kirche angestellt zu werden." Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, Keller gehörte zu den Menschen, die das religiöse Problem in der Tiefe der Seele gepackt hat. Es ließ ihn nicht wieder los; er mochte es zurückdrängen, abschütteln, in weite Ferne verbannen, an die Verneinung desselben den stärksten Affekt setzen; es gelang ihm nicht, es dauernd los zu werden. Darum fühlte er sich auch dauernd unglücklich; zu Gott zurückzukehren, fehlte ihm die Demut, und Gott zu entbehren die Kraft. So ist die Tatsache erklärt,

daß das Herbe, Bittere, Mißtrauische seines Wesens im Alter überhand nahm. Es fehlte ihm weder an Ruhm noch Verehrung, trotzdem neigte er immer mehr zu Unmut, Argwohn, Reizbarkeit. Bächtold will dies damit erklären, daß ihm die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch das Geringere neben sich duldet, fehlte. Das ist ein Irrtum des Biographen. Ihm fehlte nicht die Liebe zu den Menschen, ihm fehlte nicht die Liebe zu Gott. Er war ein Gottsucher, fand Gott aber nicht.

Sehr wahr sind die Worte C. F. Meyers an seinem 70. Geburtstag: „Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten." Allerdings er liebte nur die Erde.

Marie Melos, die Schwester der Frau Freiligrath, Tochter eines Weimarischen Professors, die noch auf Goethes Knien gesessen und an Goethes Geburtstag 1826 als siebenjähriges Kind dem Altmeister ein Gedichtchen hergesagt hat, war eine Freundin Kellers. Sie gratulierten sich jedes Jahr zum Geburtstage. Beide waren am 19. Juli 1819 geboren. Die Briefe sind stets voll echten Humors, doch ehrlich und aufrichtig. In dem Geburtstagsbrief von 1880 schrieb Keller an Marie Melos: „Ich wünsche Ihnen noch etwas dazu, was Sie sich selbst bestimmen mögen. Sie können es sich auf meine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, ich käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen." Darauf antwortete ihm M. Melos sehr treffend: „Was die Extrabestellung beim lieben Herrgott betrifft, so läßt er Ihnen sagen, daß er sich nicht darauf einließe, wenn Sie nur so gelegentlich bei ihm vorüberkommen wollten. Sie möchten nur hübsch fleißiger kommen, da ließe sich schon eher ein Wort sprechen; denn er hätte überhaupt schon längst auf Ihr Kommen gewartet." Aus diesen Briefen ersieht man, daß auch die Personen, die ihm am nächsten standen durch Freundschaft und herzliche Verehrung, seinen irreligiösen Sinn tief bedauerten.

Unstreitig finden wir den endgiltigen religiösen Standpunkt Kellers am deutlichsten ausgesprochen in den Worten, die er im „Verlorenen Lachen" Jucundus in den Mund legt:

„Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin. Ich glaube nicht verlangen zu können, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hie und da schlimm ablaufen könne und hoffe, daß es sich doch dann zum Besseren wenden werde. Zugleich ist mir bei allem, was ich tue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt alle um alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Gedanken und Handlungen verfügen oder seine Torheiten und Fehler nach Belieben totschweigen könnte."

Gottfried Keller starb am 15. Juli 1890 und wurde, wie er es längst vorher bestimmt hatte, durch Feuer bestattet.

Wie sich nun des Dichters Weltanschauung in seinen Werken widerspiegelt, soll im zweiten Teile des Essays klargelegt werden.

Die Kölner Borromäusbewegung.

Von Josef Stoffels, Cöln.

Im letztverflossenen Jahre haben sich die Kölner Borromäusvereine in erfreulicher Weise weiterentwickelt. Die überaus starke Verbreitung unsittlicher Literatur in unserer Großstadt und das Verlangen, gegenüber den vielen, oft religionsfeindlichen Bildungsgelegenheiten die christliche Weltanschauung in den Kreisen unserer Bevölkerung zu stärken, haben in gleicher Weise den seelsorglichen Eifer der Borromäusvereinsleiter gesteigert.

Isolierung der Kräfte lähmt und zerstört auf die Dauer die Arbeitsfreudigkeit. Darum war die durch unsere Verhältnisse zunächst bedingte Aufgabe die Organisierung der betr. Leiter zu gemeinsamer Arbeit, zum Austausch der gemachten Erfahrungen, zu einheitlicher Agitation. Am 24. Februar 1905 ergriff einer der Vereinsleiter die Initiative. In einem Zirkular an die Kölner Borromäusvereinsvorstände begründete er kurz die Notwendigkeit, aus seelsorglichen Interessen unsere Bibliotheken in wesentlich erhöhtem Maße der kath. Bevölkerung nutzbar zu machen und lud zu einer Konferenz ein, welche die Garantierung dauernden erfolgreichen Zusammenwirkens aller Kölner Borromäusvereinsvorstände bezweckte.

„Die Diskussion," so hieß es in dem Zirkular, „würde sich zunächst um die Einführung von etwa zwei jährlichen Versammlungen drehen. Im Oktober vielleicht könnte die gemeinsame Agitation für die ganze Stadt besprochen, könnten die Mitglieder katholischer Vereine, Presse und Flugblatt in den Dienst einer recht großen Verbreitung des Vereins gestellt werden. Eine Frühjahrsversammlung könnte sich mit dem Rechenschaftsbericht, der Frequenzstatistik, der besten Technik des Bibliothekswesens, mit der Besprechung der gediegensten Bücher zwecks Neuanschaffung und vielen anderen hier notwendigen Fragen beschäftigen."

Der Vorschlag zündete. An der Besprechung nahmen die Vereinsvorstände von 17 Pfarreien teil. Sie konstituierten sich zu einer „Borromäuskonferenz", wählten einen Vorstand, beschlossen, auch der ärmeren Bevölkerung, welcher der Beitritt zum Borromäusvereine unmöglich ist, die Bibliotheken gegen ein geringes Entgelt (etwa

50 Pfg. halbjährtich) zugänglich zu machen, bestellten z. T. gemeinsam zu ermäßigten Preisen das Umschlagpapier für die Bibliotheksbände und bemühten sich, nach dem Muster der städtischen Volksbibliotheken, soweit es noch nicht geschehen war, ihre Bücher instand zu setzen und zu katalogisieren.

Am 16. Juni tagte die Frühjahrskonferenz, zu welcher auch die Borromäusvorstände aus den Vororten eingeladen waren. Die Präsenzliste wies die Namen von 22 Herren auf. Das erste Referat hielt Redakteur Herz aus Bonn. Er gab eine kritische Uebersicht über meist weniger beachtete und doch sehr empfehlenswerte Bücher katholischer wie nichtkatholischer Schriftsteller, welche in dem Vereinskatalog der Bonner Zentralstelle nicht enthalten sind, sich aber zur Anschaffung für Vereinsbibliotheken wegen ihres hohen literarischen Wertes vorzüglich eignen und daher durch das Sortiment bezogen werden sollten. Von diesem Verzeichnis wurden Abzüge hergestellt, und diese an die einzelnen Vorstände verteilt.

Das zweite Referat jenes Abends hatte der Vorsitzende der Konferenz übernommen. Er sprach über Organisierung in den einzelnen Hülfsvereinen und über gemeinsame Agitation im Stadtgebiete. Sein Zweck war, geeignete Vorschläge zu machen, um das moralische Ansehen der Borromäusbibliotheken zunächst in den einzelnen Pfarreien und dann auch vor der breiten Oeffentlichkeit Kölns zu steigern. Seiner Anregung folgend, beschloß die Konferenz, im November in jeder Pfarre eine Versammlung der Mitglieder und Leser des betreffenden Hülfsvereins gemeinsam mit dem Volks- oder Pfarrvereine abzuhalten, in welcher der Jahresbericht erstattet und ein literarisches Thema behandelt, womöglich auch noch auf andere Weise, z. B. durch Ausstellung neuangeschaffter Bücher, das Interesse der Pfarre für den Borromäusverein geweckt werden sollte.

Mittlerweile haben solche Versammlungen, wie die Lokalpresse berichtet, in mehreren Pfarreien stattgefunden. Es sei gestattet, auf den Volksbildungsabend näher einzugehen, welchen die „Volksbibliothek St. Maurilius, angeschlossen an die Zentrale der Borromäusvereine zu Bonn" in Verbindung mit dem Volksverein am Sonntag den 26. November im großen Volksgartensaale veranstaltete.

Eine gefällige Einladung mit Programm und Jahresbericht über die Erfolge der Bibliothek war an die Mitglieder des Volksvereins, der Volksbibliothek und eine große Zahl anderer Pfarrangehörigen gesandt worden. Schon vor Beginn des Festes war der große Saal bis auf den letzten Platz besetzt, sodaß noch Nebensäle geöffnet werden mußten. Der Kirchenchor St. Mauritius trug mehrere Männerchöre stimmungsvoll vor, Redakteur Herz aus Bonn sprach über die Bedeutung der Volksbildung, Laurenz Kiesgen, der bekannte Lyriker, bot eine knappe Einführung in die literarische Eigenart Paul Kellers. Lehrer Pappers aus Köln machte die Zuhörer durch meisterhafte Rezitation einiger Partien mit den Werken Paul Kellers selbst bekannt. Der Leiter der Volksbibliothek St. Mauritius bat nicht vergebens um Beitritt zum Borromäusverein und Unterstützung desselben durch Ueberweisung von Büchern und Geldspenden.

Der Volksbildungsabend trug einen vornehmen Charakter und hat ohne Zweifel das Ansehen der früher fast unbekannten Bibliothek bedeutend gehoben. Einen Uebelstand bildete die Größe und schwierige Akustik des Saales, wodurch der Genuß mancher Zuhörer im unteren Teil desselben beeinträchtigt wurde. Drum wolle man sich bei solchen Veranstaltungen lieber mit kleineren Sälen bescheiden.

In der obenerwähnten Frühjahrskonferenz war auch zwecks wirksamer Hebung des Ansehens unserer Vereine eine große öffentliche Versammlung für die ganze Stadt in Aussicht genommen. Vielleicht ist es gut, daß diese Anregung noch nicht in die Tat umgesetzt wurde, da zum Gelingen eines solchen Versuches das Interesse weitester Kreise von langer Hand vorbereitet sein muß.

Einen bedeutsamen Fortschritt in der geplanten Richtung aber regte Redakteur Herz auf der Herbstkonferenz am 8. November an durch seinen Vorschlag, die Borromäuskonferenz durch Zuziehung einiger gebildeter, interessierter Laien aus jeder Pfarre zu erweitern. Dieselben könnten zugleich den Vorstand des einzelnen Hülfsvereins ausmachen. Auf diese Weise wird m. E. eine dauernde, gesunde Weiterentwicklung unserer katholischen Volksbildungsbestrebungen am wirksamsten sichergestellt.

Es steht zu erwarten, daß die wachsende Erkenntnis der seelsorglichen Notwendigkeit unserer Borromäusvereine auch die Kirchenvorstände der einzelnen Pfarreien zu einer finanziellen Unterstützung der Bibliotheken veranlassen wird, wie es auf der Kölner Pastoralkonferenz im Dezember bei der Besprechung der Borromäusvereinsbestrebungen dringend befürwortet wurde.

So schauen die Kölner Borromäusvereine auf eine arbeits- und erfolgreiche Entwicklung während des verflossenen Jahres zurück. Die Ansätze sind gemacht, unsere Bibliotheken auszugestalten zu einer wirksamen Waffe gegen das verheerende Gift der Schmutzliteratur und zu einem beachtenswerten Bildungsfaktor, welcher dazu beitragen kann, das Ansehen der Kirche als Kulturmacht in den Augen der modernen Welt mit zu heben.

Da die Dringlichkeit gesunder Volksbildungsbestrebungen immer mehr ins Bewußtsein unserer Geistlichen tritt, darum wähne ich den Augenblick nicht mehr fern, wo in größeren Städten und

Digitized by Google

besonders in den Industriezentren die Borromäusvereinsleiter sich zu gleicher gemeinsamer, großangelegter Arbeit in Borromäuskonferenzen zusammenschließen.

Noch wirksamer aber kann der Zusammenschluß der Borromäusvorstände aus den ländlichen Gemeinden eines Dekanates werden. Während in den Städten die Borromäusbibliotheken gegenüber den reichdotierten Volksbibliotheken leicht in den Schatten treten, hat der Leiter einer Borromäusbibliothek auf dem Lande durch Erhebung eines geringen Zuschlages zum Beitrag und durch ein kleines Entgelt für bloße Benutzung der Bibliothek es noch in der Hand, seine ganze Gemeinde mit guten Büchern zu versorgen und für eine entsprechende Volksbildung empfänglich zu machen. Eine solche Gelegenheit sollte man nicht unbenutzt lassen. Haben die jungen Leute der Gemeinde in ihrem Geistlichen einen eifrigen Förderer ihrer Bildung schätzen gelernt, so werden sie bei ihrem Zuzug in die Großstädte nicht leicht solchen Verführern in die Hände fallen, welche in der Kirche nur ein System der Volksverdummung erblicken.

Deswegen erscheint mir der Zusammenschluß der Borromäusvorstände in Stadt und Land zu rühriger Arbeit an der Volksbildung vielleicht in Verbindung mit dem Volksverein als eine überaus wichtige Aufgabe, der wir Geistliche im Interesse der Kirche und des katholischen Volkes heutzutage freudig Zeit und Kraft widmen müssen.

Die Buchführung des Bibliothekars.

Von Heinrich Falkenberg-Königswinter.

(Schluß.)

Das Ausleihprotokoll. Behufs allseitig ausreichender und doch möglichst einfacher und schneller Buchung hat man zahllose Systeme ersonnen, allerdings noch keins, das ganz befriedigen könnte. Wir müssen uns hier auf einige der zweckmäßigsten Verfahren beschränken.

Die einfachste und übersichtlichste Methode ist noch immer die des einfachen Registrierens in einem Formular, in dem jeder Leser eine oder einige Zeilen erhält und jeder Betriebstag eine Rubrik.

Muster (Bruchstück) eines Ausleihprotokolls.

					5/10	12/10	19/10
67	Schneider, G., Rentn. Kirchg 14.	I.	322	6,50	25 319	221 G38	7 458
68	Schreiber, J., Tagel. Bachstr. 7.	L.	—		40 ₰ 63	69 78	225 E28
69	Stein, Marg., Wwe. Am Weiher 3.	III.	976	1,75	E 7 18	E 8	73

Die Nummern der ausgeliehenen Bücher werden in das betreffende Feld eingeschrieben, bei der Ablieferung wird die Nummer gestrichen. Eingezahlte Leih- und Mahngebühren werden an derselben Stelle gebucht, möglichst mit Blaustift.

Wo die fertig zu beziehenden Formulare nicht befriedigen, lasse man sich in einer Liniieranstalt das Formular genau nach den örtlichen Bedürfnissen herstellen, die Kosten sind nicht erheblich. Abgesehen von ganz kleinen Bibliotheken, müssen die Rubriken so breit sein, daß eine fünfteilige Buchnummer (z. B. G 366 k) nebst einem beliebigen Zeichen (| * § †) eingetragen werden kann, also wenigstens 15 mm; die Linien müssen so weit voneinander abstehen, daß auch für mehrere (3—4) Entleihungen und einen Zahlungsvermerk Raum ist, etwa 20 mm. Die Zahl der Rubriken übersteige um ein geringes die Zahl der Betriebstage im Jahre; ist diese zu groß, so kann man das Buch durch Beschneiden jedes zweiten (ev. auch dritten) Blattes so einrichten, daß zu einem Leser-Alphabet vier und mehr Blattseiten verwendet werden können. In Borromäusvereinen empfiehlt es sich, einige Rubriken hinter dem Alphabet freizuhalten für die Vereinsklasse, die Vereinsgabe und den Beitrag für das kommende Jahr. Für nachträglich hinzukommende Leser halte man zwischen den einzelnen Buchstaben des Alphabets genügenden Raum, für Addition und Uebertrag wenigstens je eine Zeile und Rubrik am Ende und Anfang jeder Doppelseite frei. Behufs bequemer und schonender Handhabung lasse man das geschlossene Buch mehr breit als hoch sein, auch lasse man bei einem großen Alphabet bei jedem Buchstaben am Rande einen festen Handgriff mit dem Buchstaben durch den Buchbinder anbringen, endlich mache man das Buch nicht zu dick, es genügt völlig, wenn es für 4—5 Jahre ausreicht.

Dieses vortreffliche Buchungsverfahren hat die zwei Nachteile, daß bei Meinungsverschiedenheiten über geschehene Ablieferung ein einwandfreier Beweis fehlt, und namentlich, daß das Verfahren bei einem großen

Muster einer Leserkarte.

No. 17.

Name: Joh. Meier

Stand: Tagelöhner Wohnung: Bergstr. 35.

	Buchnummer	Entliehen	Zurückgegeben
1	D 22 a	10. 3. 04.	17. 3. 04.
2	277	17. 3. 04.	
3			
⋮			
24			
25			

An Leihgebühr sind ₰ für gezahlt.

" " " " " "

" " " " " "

" " " " " "

Betrieb, bei mehr als zwei wöchentlichen Betriebslagen oder mehr als 2—300 Benutzern an einem Tage, einfach versagt.

Infolgedessen hat man auch hier das Zettelsystem in verschiedenen Formen, sowie Kombinationen von Zettelsystem und Protokollsystem eingeführt. Man verwendet Leserkarten und Buchkarten.

Die Leserkarte (Muster s. S. 71) ist ein Formular auf Karton, das am Kopfe eine laufende Nummer und die Adresse des Lesers trägt. Darunter sind Rubriken für Buchnummer, Entleih- und Rückgabedatum, sowie ev. für Zahlungen. Auf der Rückseite wird vielfach die Bibliothekordnung abgedruckt. Jede Leserkarte berechtigt nur zur Benutzung je eines Bandes; werden an einen Leser gleichzeitig mehrere entliehen, so müssen ebensoviele Karten ausgestellt werden. Meist läßt man die Leserkarte als Legitimation im Besitze des Lesers, solange er nicht ein Buch entliehen hat. In diesem Falle lasse man für die Ausstellung der Karte einen kleinen Betrag, 5—20 Pfg., zahlen, da man sonst mit immerwährendem Verlieren und Vergessen zu kämpfen hat.

Die Buchkarte ist ein Formular auf Karton, das am Kopfe die Signatur, Verfasser, Titel und Bandbezeichnung eines Buches trägt, darunter sind Rubriken für die Nummern der Leserkarte, Entleih- und Rückgabe-Datum und Datum der Mahnung; zu jedem Bande gehört eine eigene Buchkarte. Dubletten erhalten je eine Karte mit auffallender Markierung, etwa farbigem Querstreich oder andersfarbigem Karton. Solange das Buch nicht ausgeliehen ist, hat sie in vielen Bibliotheken ihren Platz im Buch in einer Papiertasche, die an der Innenseite des hinteren Deckels angebracht ist.

Muster einer Buchkarte.

G 13 b

Annegarn, Weltgesch. II.

Lauf. Nr.	Leserkarte	Inhaber	Entliehen	Zurückgegeben
1	17	Meier	28/7	11/8
2	63	Frankenstein	11/8	
24				
25				

Leserkarten und Buchkarten müssen verschieden gefärbt sein, sollen auch verschiedenes Formal bei gleichem Flächeninhalt haben, damit sie leicht sortiert werden können. Der Vordruck auf den Karten muß dem gewählten Buchungsverfahren genau entsprechen; die vorstehenden Muster entsprechen dem von uns unten zu beschreibenden Verfahren.

Zur Aufbewahrung solcher Karten, die zur Buchung der Entleihungen dienen, benutzt man einen Fristenkasten, d. h. einen Zettelkasten, der zwei Fächer mehr hat, als auf die Benutzungsfrist Betriebstage kommen; dürfen z. B. in einer Bibliothek die Bücher zwei Wochen behalten werden und sind wöchentlich zwei Betriebstage, so muß der Fristenkasten wenigstens sechs Fächer haben. Am ersten Tage setzt man alle ausgefüllten Buchkarten in das letzte Fach (nach Schluß der Bücherausgabe oder von vornherein geordnet nach der Nummer, Leserkarten ev. nach den Namen der Leser), am folgenden Tage in das vorletzte, am fünften Tage in das zweite. Zu den Zetteln eines jeden Faches stelle man einen etwas höheren Zettel, der am Kopfe das Tagesdatum trägt. Bei der Rückgabe eines Buches wird die Karte dem Fristenkasten wieder entnommen und an ihre Stelle im Zettelkasten der Buchkarten gesetzt. Am fünften Tage erfolgen auf Grund der noch im letzten Fach befindlichen Karten die Mahnungen. Ist auch das erste Fach besetzt, so vereinigt man nach der Bücherausgabe die Buchkarten, auf Grund deren die Mahnung bereits erfolgt ist, im letzten Fach und stellt die übrigen je ein Fach zurück.

Ganz ausgefüllte oder aus anderen Gründen aus dem Verkehr ausscheidende Karten werden nicht vernichtet, sondern für die Statistik aufbewahrt.

Die vollkommenste Art der Buchung nach dem Zettelsystem ist folgende.

Leser- und Buchkarten bleiben stets in der Bibliothek, in Zettelkästen gesondert und geordnet, die Leserkarten nach dem Alphabet, die Buchkarten nach den Buchnummern, ev. nach Buchstabe und Nummer (nach Verfasser und Titel, wenn der Katalog die Signaturen nicht bringt). Entleiht jemand ein Buch, so wird die Buchnummer mit dem Tagesdatum in der Leserkarte vermerkt; die Leserkarte bleibt an ihrem Platze (bei diesem Verfahren genügt eine Leserkarte für beliebig viel gleichzeitig entliehene Bände). Die Buchkarte dagegen wird von ihrem Platz entfernt, mit der Nummer der Leserkarte und dem Namen (wenigstens den ersten drei Buchstaben) des Lesers und dem Datum versehen und in den Fristenkasten gestellt.

Dieses Verfahren ermöglicht bequem alle erforderlichen Feststellungen, insbesondere hat es den unschätzbaren Vorzug, daß mit einem Blick in den Zettelkasten der Buchkarten festgestellt werden kann, ob ein Buch ausgeliehen oder in der Bibliothek vorhanden ist.

Ein viel einfacheres, aber doch nicht so zu empfehlendes Verfahren bedient sich nur der Leserkarte. Bei einer Entleihung trägt man die Buchnummer und das Datum in die Leserkarte ein und stellt sie in den Fristenkasten, eingeordnet nach ihrer Nummer, zugleich schreibt man die Leserkartennummer und das Datum in ein Formular, das an der hinteren Innenseite des Einbandes eingeklebt ist.

Andere Methoden findet man in Tews Handbuch S. 115 ff. und in desselben Verfassers Leitfaden S. 42 ff.

Für ganz kleine Büchereien, die keinen gedruckten Katalog haben, empfiehlt es sich, in einem Hefte jedem Leser nach dem Alphabet eine ganze Seite zuzuweisen und das Datum und den abgekürzten Titel anzuschreiben. Dieses Verfahren ermöglicht, jederzeit bequem festzustellen, was jeder bereits gelesen.

Berichte über volkstümliche deutsche Bibliotheken und Lesehallen.

Die Oeffentliche Bibliothek und Lesehalle zu unentgeltlicher Benutzung für jedermann, SW., Alexandrinenstraße 26, hat kürzlich ihr 6. Betriebsjahr, vom 25. Oktober 1904 bis 24. Oktober 1905, vollendet. Das im vorigen Jahre in neuer Auflage herausgegebene Bücherverzeichnis, welches 779 Druckseiten umfaßt, fand regste Nachfrage und steigerte erfreulicherweise von neuem die Benutzung der zum Teil sehr umfangreichen wissenschaftlichen Abteilungen der Bibliothek.

In der Ausleih-Bibliothek wurden im 6. Betriebsjahr im ganzen 67456 Bände nach Hause verliehen, von denen 20 Bände in Verlust gerieten. Von dieser Gesamtziffer entfallen 45129 Bände auf schöne und 22327 Bände auf wissenschaftliche Literatur. An letzterer Zahl sind die einzelnen Wissenszweige in folgender Weise beteiligt: Geschichte und Lebensbeschreibungen 4088, Geographie 2207, Naturwissenschaften 4851, Rechts- und Staatswissenschaften, Volkswirtschaft 2790, Gewerbekunde, Technik 2149, Philosophie, Religian, Pädagogik, Sport 2571, Kunst, Musik, Literaturgeschichte usw. 3671 Bände. Die verlangten wissenschaftlichen Bücher machten im Vorjahre 31 %, im Berichtsjahre über 33 % aller Entlehnungen aus. Im ganzen sind im 6. Jahre **82866** Bände in und außer dem Hause entlehnt warden; in den sechs Betriebsjahren zusammen **410617** Bände.

Der Leserkreis der Ausleihbibliothek, welcher täglich wächst, dehnt sich durch alle Stadtteile bis in die Vororte hinein aus. Die verschiedenen Berufe sind wie folgt vertreten: gewerbliche Arbeiter 52 %, Kaufleute und weibliche Handelsangestellte 24 %, Aerzte und Juristen 2 %, Staats- und Privatbeamte 6 %, Lehrer und Lehrerinnen 3 %, Studenten 2 %, Seminaristen und Schüler 4 % und Personen ohne Beruf 7 %.

Die Lesesäle wurden im 6. Betriebsjahr von 69117 Personen, und zwar 66654 Männern und 2463 Frauen, in den sechs Jahren zusammen van **352094** Personen besucht. Die Zahl der hier ausliegenden periadischen Schriften hat wiederum eine Vermehrung erfahren und beträgt jetzt **524** Zeitungen und Zeitschriften jeder Art und Richtung. Die im Arbeitszimmer der Lesehalle aufgestellte, 1325 Bände zählende Nachschlagebibliothek wurde von den Besuchern in umfassender Weise zu Rate gezagen.

Die Gesamtzahl der Besucher, die im 6. Betriebsjahr Bibliothek und Lesehalle benutzten, belief sich auf 136573 Personen, gegen 132708 im Vorjahre. Seit der Eröffnung vor sechs Jahren haben insgesamt **690155** Personen das Institut aufgesucht. Die Haltung des Publikums war während der ganzen Zeit eine musterhafte.

Das Institut ist werktäglich van $5^1/_2$—10 Uhr abends, an Sonn- und Feiertagen von 9—1 und 3—6 Uhr geöffnet.

Lesehalle in Bremen. Im Jahre 1904 wurde die Lesehalle laut Jahresbericht von 48638 Personen besucht (gegen 48260 im Vorjahre). Mit Beginn des Jahres 1905 stieg die Zahl der aufliegenden Zeitungen auf 58 und der Zeitschriften auf 125. Seit Anfang Dezember 1904 bat man den Besuchern der Lesesäle auf einem besonderen Tisch Schreibmaterial jeder Art zum Gebrauch an Ort und Stelle kostenlos, eine Einrichtung, von der sofart reichlich Gebrauch gemacht wurde. Bezüglich der Buchausleihe aus der Bibliothek ist die Zeit vor und nach der Einführung der Lesegebühr zu unterscheiden. Um die mißlichen finanziellen Verhältnisse der Lesehalle besser zu gestatten, mußte von Mitte Juni an für eine einfache Lesekarte, die zur jedesmaligen Entleihung eines Werkes berechtigte, 1 Mk. pro Jahr bezahlt werden, und für eine Lesekarte, die zur jedesmaligen Entleihung von 2 Bänden berechtigte, 3 Mk. Das verursachte (ganz im Gegensatz zu Wien) einen bedeutenden Rückgang an Lesern und an ausgeliehenen Bänden, namentlich an solchen belehrenden Inhalts. Während im Jahre 1903 136635 Bände ausgeliehen wurden, belief sich ihre Zahl im Jahre 1904 nur auf 99138, wovon in die ersten vier Monate allein 50086, also mehr als die Hälfte entfallen. Der Rückgang ist daher ohne Zweifel durch die Einführung der Lesegebühr veranlaßt worden. Der Bücherbestand belief sich Ende 1904 auf 13295 Bände, wavon 5433 der belehrenden und 7862 der schönen Literatur und den Zeitschriften angehörten. (August 1905 erschien ein ziemlich umfangreicher Nachtragskatalog mit einem Schriftstellerverzeichnis für den ganzen Katalog. Preis 0,50 Mk.) Die belehrende Literatur erzielte 14891 Ausleihungen und die übrige 84247. Die Berufsstatistik der Leser ist sehr genau durchgeführt. Ich entnehme daraus bloß, daß die Leser van 9353 auf 3052 am 31. Dezember 1904 zurückgegangen sind, nämlich auf 1219 weibliche und 1833 männliche; und zwar war der Rückgang in allen Ständen und Berufen, nicht blaß bei den ärmeren Klassen, ein starker. Die Ausgaben für die Lesehalle betrugen 29957,20 Mk. warunter 10271,70 Mk. Gehälter. Die Einnahmen beliefen sich auf 17266,75 Mk. Der Fehlbetrag von 12690,45 Mk. konnte durch außerordentliche Einnahmen an Legaten und Geschenken im Betrage van 13891 Mk. gedeckt werden. Die Sparkasse hatte allein 10000 M. geschenkt. Das Vermögen betrug am 31. Dezember 1904 insgesamt 1 772 787,25 Mk.

Stadtbücherei Elberfeld. Dem Berichte über das dritte Betriebsjahr 1904/05, erstattet van Dr. E. Jäschke, Stadtbibliothekar, entnehmen wir folgendes: (Ueber die Versuche mit einer Wanderbibliathek für Blinde siehe Barr.-Bl. Nr. 1 Jahrg. III S. 13.) Einen Schuß ins Schwarze tat die Bibliotheksverwaltung mit der Einführung van Vorleseabenden, um die Leser auf gute Werke der älteren und neuesten Literatur aufmerksam zu machen. Der Zutritt stand jedem unentgeltlich frei. Insgesamt besuchten 610 Personen die 18 Vorleseabende, pra Abend alsa durchschnittlich 34 Personen. Auch volkstümliche Vorträge wurden gehalten; die acht Vortragsabende wurden von insgesamt 665 Personen besucht. Wir haben schan wiederholt betant, daß das beste Mittel zur Volksbildung darin besteht, daß man die volkstümlichen Bibliotheken und die populären Vortragsabende zueinander in Beziehung bringt. So wird man auch am wirksamsten den Geschmack bilden und die Kolportageliteratur bekämpfen. Der Lesesaal wurde im letzten Berichtsjahre von 111615 Personen besucht gegen 114437 im Vorjahre. Der Bücherbestand der Bibliothek belief sich auf 22763 Bände. Im ganzen wurden 10210 Leihkarten (ein Mehr von 2349 gegen das Vorjahr) an 7553 Leser abgegeben. Von diesen 7553 Lesern waren: 406 (6,09 %) Gelehrte, Lehrer, höhere Beamte, 652 (8,63 %) selbständige Handel- und Gewerbetreibende, 268 (3,55 %) Techniker, 384 (5,08 %) Schüler und Studenten, 368 (4,87 %) Lehrlinge im Handel und Gewerbe, 2086 (27,62 %) Gehilfen im Handel und Gewerbe, 640 (8,47 %) Unterbeamte und Schreiber, 568 (7,53 %) Arbeiter, Kellner, Diener, 83 (1,10 %) Berufslose und Rentner, 104 (1,38 %) Lehrerinnen, 568 (7,52 %) erwerbstätige Frauen im Handel und Gewerbe, 293 (3,88 %) berufslase Frauen höheren Standes, 421 (5,57) berufslase Frauen niederen Standes, 550 (7,28 %) unverheiratete berufslose Leserinnen und 108 (1,43 %) Schülerinnen. Von den ausgeliehenen Büchern entfallen auf belehrende Literatur 16,30 %. auf schöne Literatur 60,57 %, auf Jugendschriften 14,15 %

und auf Zeitschriften 8,98 %. Von den 207 249 ausgeliehenen Büchern sind nur 6 Bände in Verlust geraten, dagegen stiegen die Mahnungen auf 11740 (gegen 7449 im Vorjahr) und die Botengänge auf 1114 (gegen 527 im Vorjahr). Bemerkt sei noch, daß in diesem Jahre eine Zweiganstalt Hahnerberg eröffnet wurde mit 646 Bänden; jedoch stehen den Lesern der Zweiganstalt auch die Bücher der Stadtbücherei zur Verfügung. In 5½ Monaten wurden in der Zweiganstalt 214 Leihkarten gelöst und 1711 Bände ausgetiehen.

Bonn. Hermann Herz.

Städtische Bücher- und Lesehalle in Osnabrück. Für das Jahr 1904/05 hat genannte Einrichtung noch weitere Ausdehnung gewonnen. Wie aus dem in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1904/05 Nr. 8) gebrachten Bericht hervorgeht, war für das Jahr 1903/04 die Anzahl der Leser und der ausgeliehenen Bände gegen früher gesunken. In diesem Jahre wurde die Ursache dieser für eine Bibliothek betrübenden Tatsache gehoben, indem für Neuanschaffung von Büchern überwiesen wurde: von Rentier Pagenstecher 4000 Mk., von Freunden der Sache aus Amerika 2000 Mk., 200 Mk. aus dem Ueberschuß der Schillerfeier und sonstige kleine Beiträge. Die Stadt erhöhte den für die Lesehalle ausgesetzten Betrag von 1800 Mk. auf 2700 Mk. So war es möglich, den Bestand der Bibliothek um einige hundert Bücher zu vermehren. In den letzten Monaten des Jahres 1904 stieg die Bücherzahl auf 8320. Durch die Neuanschaffungen wurden auch neue Leser herangezogen. Während die Neuanschaffungen seit Gründung der Bibliothek 11,11 Prozent betrugen, stieg die Zahl der Leser von 4832 auf 8025, also rund 100 Prozent. In den letzten 5 Monaten kamen allein 1586 neue Leser hinzu, gewiß ein Zeichen, daß fortwährende Erneuerung und Vermehrung des Bücherbestandes notwendig ist, um das Interesse wach zu erhalten. Zur Zeit genügt die Lesehalle dem Lesebedürfnis bei weitem nicht, auf 1 Leser kommt nämlich 1 Buch. Die Gesamtzahl der ausgeliehenen Bücher für 1904/05 betrug 55247 (1903/04 = 51673), d. h. ein Mehr von 3574 Büchern. 1903/04 wurden im Durchschnitt täglich 150 Bücher ausgeliehen. Im letzten Jahre stieg diese Zahl an manchen Tagen auf 250, an einem Tage wurden sogar 345 Bücher ausgeliehen. Die von der Stadt für Neuanschaffungen ausgesetzte Summe genügt nicht. Etwa 1200 Mk., also beinahe die Hälfte werden allein für Zeitungen und Zeitschriften (81 gegen 76 im Vorjahre) und Bücherneinbände ausgegeben. Werke der schönen Literatur wurden am meisten verlangt. Die Benutzung der wissenschaftlichen Abteilung verhält sich zu der der unterhaltenden wie 1:3,5. Besonders gelesen wurden aus der wissenschaftlichen Abteilung Werke über Naturgeschichte, Erdkunde (Reisebeschreibungen), Geschichte (Biographien), Technik und Philosophie. Damit man vielgelesene Bücher nicht stets vergeblich verlangt, ist eine bemerkenswerte Einrichtung getroffen. Man schreibt auf eine 2 Pfennig-Postkarte seine Adresse und das gewünschte Buch. Nach Eingang des Buches wird einem die Karte zugeschickt und man holt das Buch ab. (1 Tag lang wird selbiges bereit gehalten) Von dieser Vorausbestellung wurde im Jahre 1904/05 1058 mal Gebrauch gemacht.

Von den Lesern gehörten 2720, d. h. mehr als ¼ aller Leser, dem Gewerbestande an. Kaufleute und Handlungsgehilfen waren vertreten 1114, Beamte 893, Techniker und Künstler 112, Studenten und Schüler 883, Arbeiter 387, weibliche Leser 1756.

Der Besuch des Lesesaales, in welchem keine Aufsicht geführt wird, war ebenfalls sehr stark. Es mußten wiederholt Leute wegen Ueberfüllung der Räume umkehren.

Die Zahl der beschädigten oder verloren gegangenen Bücher ist nicht nennenswert; gewiß ein gutes Zeichen, da doch die Benutzung der Bibliothek jeder Person über 16 Jahre ohne jede Bürgschaft freigestellt ist. 8833 Entleiher mußten an die Rückgabe des enttiehenen Buches gemahnt weeden. Dies zeigt unter anderem, daß die Lesefrist von 3 Wochen bei umfangreicheren Büchern nicht ausreicht. Doch kann man der Mahnung entgehen, wenn man die Lesefrist verlängern läßt, mündlich oder durch 2 Pfennig-Postkarte.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über auswärtigen Leihverkehr. Wünscht jemand ein Werk (besonders wissenschaftlicher Art), das nicht in der Bibliothek vorhanden ist, so beschafft die Bibliothek dieses Werk aus irgend einer anderen Bibliothek des Inlandes, mit der sie in Verbindung steht. Der Antragsteller muß zum 14. oder 30. des Monats sein Gesuch mitteilen und hat nur die Porto- und Verpackungskosten zu tragen.

Osnabrück. Georg Huckriede.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Weihnachten 1905. Herausgegeben von Dr. Jos. Popp, Redakteur der Warte. 156 S. 8° mit 9 Kunstbeilagen. Preis 50 Pfg. München, Allg. Verlags-Gesellschaft.

Mit der Besprechung des Literarischen Ratgebers, der uns zur Rezension für die Dezembernummer der Borr.-Bl. leider zu spät zuging, kommen wir doch insofern nicht post festum, als das Buch auch das Jahr hindurch noch sehr wichtige Dienste tun kann, namentlich den Bibliothekaren volkstümlicher Bibliotheken. Das vorzügliche und vorbildliche Referat Dr. Thalhofers über Jugendlektüre mit den sorgfältig ausgewählten Bücherlisten und das Referat über Belletristik von H. Binder, der ausdrücklich betont, daß er bei der Auswahl der Bücher die praktischen Bedürfnisse stark im Auge behalten habe, geben in dieser Hinsicht viele Winke. Doch darf man aus der besonderen Betonung dieser beiden Referate keineswegs schließen, als ob wir die übrigen in ihrem Werte unterschätzten. Die beiden wurden deshalb an erster Stelle genannt, weil die Nachfrage nach dieser Literatur in den Bibliotheken die größte ist. In dem Referat von P. Expeditus Schmidt über klassische Literatur und Literaturgeschichte hat uns besonders die Charakterisierung der Literaturgeschichten gefallen. Bezüglich der dem Referate vorangestellten Prinzipien hätte es nur noch einiger Distinktionen bedurft, und wir wären mit P. Exp. Schmidt derselben Meinung. Den Standpunkt Kiesgens im Referate über Lyrik und Epos, jeden ehrlich Strebenden, sofern er wirklich dichterisches Talent, wenn auch nicht in Ueberfülle, verrät, durch

einige charakterisierende Zeilen aufzumuntern, halten wir für gerechtfertigt. Dr. Jos. Popp beherrscht sein Gebiet, die Kunstliteratur, voll und ganz. In dem Referate über Geschichtsliteratur von Prof. Dr. Spahn hätten wir genauere Angaben über den religiösen Standpunkt der akath. Autoren gewünscht. Bei K. Jentsch z. B. geht es in seiner Monographie über A. Smith so ganz ohne alle Ausfälle auf „klerikale Verdummungsbestrebungen" doch nicht ab. Die Referate über Länder- und Völkerkunde von Pauer und über Naturwissenschaften von Stephan Reinke sind sehr sorgfältig ausgearbeitet. Die Musikliteratur und ebenso die ausländische sind uns zu unbekannt, um über die diesbezüglichen Referate ein Urteil abgeben zu können. Wenn W. Ott in seinem Referat einige Bemerkungen, die, angenommen, daß sie wahr wären, was ich in ihrer Allgemeinheit jedoch verneine, trotzdem nicht in einen literarischen Ratgeber gehörten, unterlassen hätte, so würde das an und für sich gute Referat entschieden gewonnen haben. Ueber Hagiographie hat einer der bedeutendsten Hagiographen, P. Hildebrand Bihtmeyer O. S. B., durchaus zuverlässig und praktisch referiert. In den Bücherlisten haben wir nach oberflächlicher Zählung ca. 1500 Titel verzeichnet gefunden; eine immense Arbeit Das eine oder andere Buch würden wir davon auch dem Leserkreis der Warte nicht so ohne weiteres zur Lektüre empfehlen, wie z. B. Chambertains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Frenssens Jörn Uhl gehört zum mindesten nicht in unsere Volksbibliotheken (sein neuestes, im Ratgeber noch nicht besprochenes Werk: Hilligenlei muß für christliche Leserkreise rundweg abgelehnt werden). Dann finden sich, wie das ja allerdings sehr leicht erklärlich ist, einzelne Büchertitel unter falschen Rubriken aufgeführt; so ist z. B. Ernsts „Elternpflicht" ebensowenig ein Gebetbuch wie Birkle „Der Chorat". Die Zeitschriften „Gottesminne" und „Charitas" sind keine Erbauungsliteratur. Statt Populäre Apologetik hätte es besser geheißen „Apologetik", denn es sind durchaus nicht bloß populäre Bücher unter dieser Rubrik aufgeführt. Doch damit sei der Ausstellungen genug. Im Ganzen können wir uns durchaus freuen. Es ist ein wirklich katholischer Ratgeber, und es ist der einzige katholische ganz auf der Höhe stehende, mit sehr schönen Kunstbeilagen ausgestattete Ratgeber. Ziehen wir ihn fleißig zu Rate, damit der Herausgeber ermutigt wird, das nächste Jahr mit noch größerer Freude und Lust an der Vervollkommnung des bis jetzt schon Guten zu arbeiten.

Bonn. Hermann Herz.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstages in Weimar am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. 284 S. 8°. Leipzig, K. Voigtländer. 1904. Kart. M. 1,25.

Nachdem ich in diesen Blättern (I, 1) dem 2. Kunsterziehungstage eine günstige Prognose gestellt, mußten die Kongreßberichte der Zeitungen ziemlich enttäuschen. Der Eindruck der vorliegenden Referate ist jedoch recht befriedigend. Daß die Verhandlungen nicht so ruhig verlaufen sind wie beim ersten Kongreß, mag daran liegen, daß diesmal die Referenten z. T. kampfeslustige Männer der journalistischen Praxis waren, und daß eine Anzahl z. T. einflußreicher Männer in die Verhandlungen eingriff, deren arg rückständige Aeußerungen gleich einem Griff in ein Wespennest wirken mußten. Das Buch ist ein wertvolles Dokument zur literarischen und kunsterzieherischen Bewegung unserer Tage.

Dichter und Schulmeister. Von der Behandlung dichterischer Kunstwerke in der Schule. Von Obert. O. Anthes 71 S. 8°. R. Voigtländer. 1904. M. 0,80.

Eine bescheidene, aber wohlschmeckende Nebenfrucht des 2. Kunsterziehungstages legt der Verleger gleichzeitig vor. Dem Schriftchen wünsche ich die weiteste Verbreitung bei allen lesefrohen Menschen, besonders natürlich bei den Erziehern. Wer es mir doch als Tertianer neben meinen Uhland, Eichendorff und Lenau gelegt hätte, oder wenigstens dem Primaner, der in heißem Bemühen Viehoff, Gervinus und, zum Glück nur selten, Düntzer wälzte, neben den Goethe, Schiller und Shakespeare! Das Heftchen gehört in jede Lehrerbibliothek, und mancher in gutem Sinne freisinnige Oberlehrer wird es auch seinen interessierteren Schülern, allenfalls mit einigen vorbeugenden Worten, gern in die Hand geben.

Die Kunst und die Natur. 1. Band. Von Viktor Cherbuliez, Mitglied der franz. Akademie. 125 S. gr. 8°. Ascona, C. v. Schmidtz, 1905. M. 2,35.

„L'Art et la nature" ist eine sehr angenehm zu lesende Einführung in die Wissenschaft des Schönen, der vorliegende erste Teil in die psychologischen Grundtagen. Dem heute so lebhaften Streben nach intimer Beschäftigung mit der Kunst wird so viel mittelmäßige und minderwertige Nahrung geboten, und die besseren Leistungen sind meist so getehrt, um nicht zu sagen: verstiegen, daß die Einführung dieses Werkes in Deutschland trotz stellenweiser Sprunghaftigkeit und Oberflächlichkeit und mancher Schiefheiten, ein Verdienst ist.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Ehescheidung (Un divorce). Roman von Paul Bourget, Mitglied d. franz. Akademie. Uebertragung von Walter Eggert-Windegg. Mainz, Kirchheim & Co. 1905. XI und 436 S. gebd. Mk. 4,50.

„Mein Bestreben war, die Identität des natürlichen und staatlichen Gesetzes (in diesem Punkte wie in allen anderen) aufzuzeigen . . . Wenn die Unlösbarkeit der Ehe einmal gebrochen ist, gibt es keinerlei menschliche Gründe mehr, die eine Grenze setzen . . . Alle Argumente für die Scheidung gelten auch für eine zweite und dritte Scheidung, ja sie gelten bis zum freien Bunde einschließlich." So Paul Bourget an den Uebersetzer in einem Briefe, der der Uebersetzung ins Deutsche vorgedruckt ist. — Also einen Thesenroman wollte Bourget schaffen. „Und um dieser These Körper zu geben, habe ich mich einer Fabel bedient, welche einem Wahrscheinlichkeitsfall entspricht." Deshalb hat er einen „Durchschnittsfall" gewählt, welcher „dem gewöhnlichen Gang des Lebens entspricht, und hat „die Ursachen der herbeigeführten Katastrophen" nachzuweisen versucht, hat zu zeigen versucht, daß „in der Situation, in welche sich Mr. und Mme. Darras begeben haben, der Grund ihrer Leiden liegt", daß also ihre Leiden in dieser Situation wahrscheinlich sind. Man sieht: der gefeierte Akademiker war sich der Klippe wohl bewußt, an welcher ein Thesenroman so leicht scheitert. Er wollte alles daran setzen, auf Grund

einer einwandfreien pſychologiſch begründeten Entwicklung der Dinge zwar einen Tendenzroman, aber einen künſtleriſchen Tendenzroman zu ſchaffen.

Wer will es auch der Kunſt verargen, daß ſie ſich, im Bewußtſein ihrer höchſten und ſchönſten Aufgaben in den Dienſt einer bedeutſamen ſittlichen Idee ſtellt, daß ſie durch ihre Werke die Wahrheit dieſer Idee erweiſen, zu ihrer Höhe erheben will. Dieſes Streben des Künſtlers tut ſeinem Werke keinen Eintrag, wenn er nur verſtanden hat, es künſtleriſch zu geſtalten.

So konnte auch der franzöſiſche Akademiker ſich wohl berufen fühlen, dem Eheſcheidungsgeſetze, welches in ſeinem Vaterlande das Glück ſo vieler zerſtört, die ſoziale Ordnung ſo oft gefährdet, einen Theſenroman mit der Idee der Unlösbarkeit der Ehe entgegenzuſtellen. Und wenn dieſes Problem gelöſt werden ſollte auf der Grundlage der notwendigen, grundſätzlichen Einheit im Gewiſſensleben zweier Gatten, der Einheit vor allem auf dem Gebiete der Religion, des Fundamentes des ſeeliſchen Lebens, »in welchem ein Gegenſatz geradezu tragiſch werden muß, wenn es ſich um Ehegatten handelt, die im Stande der Scheidung leben, wenn ihre gegenſeitige Liebe noch fortdauert und wenn bei dem einen oder anderen der wiedererwachte Glaube dieſe Liebe zum täglichen Vorwurf macht, ohne ſie indes zu zerſtören« — wenn auf Grund dieſer Gedanken jenes Problem behandelt werden ſollte, wer konnte da mehr ſich berufen fühlen, als gerade Paul Bourget, einer der hervorragendſten Vertreter des pſychologiſchen Romans, welchen die Analyſe der Seelenſtimmung Hauptſache iſt?

So dürftig nun auch im Grunde die Handlung iſt, ſo wohlgelungen iſt aber anderſeits die pſychologiſche Durchführung. Der Inhalt iſt kurz dieſer: Madame Darras iſt von ihrem erſten Gatten, einem rohen Trunkenbolde, an den ſie mehr durch ihre Eltern, als durch wahre Liebe verheiratet war, geſchieden. Ihr 9jähriger Sohn iſt ihr zugeſprochen worden. Nun reicht ſie Monſieur Darras, den ſie ſchon früher ſtill geliebt, und der nun wieder, wo ſie „frei“ iſt, um ſie wirbt, ihre Hand. Zwölf Jahre lebt ſie, froh, von der Tyrannei ihres erſten Gatten befreit zu ſein, ſcheinbar recht glücklich und zufrieden. Nun kommt für ihre 11jährige Tochter, das einzige Kind aus der zweiten Ehe, deſſen katholiſche Erziehung die Mutter ſich trotz allem hat verſprechen laſſen, die Vorbereitung auf die erſte heil. Kommunion. Die tiefe Frömmigkeit ihres Kindes greift der Mutter ans Herz. Bald betet ſie wieder mit ihrem Kinde, bald auch findet ſie an der Hand desſelben den Weg zur Kirche wieder. Der Glaube iſt langſam in dem Glauben ihres Kindes wieder erwacht: ungeachtet aller Einwände, die man ſie gelehrt hatte, von welchen aber „keiner ſich hat halten können gegen die Stimme des Kindes, wenn es mit dem lieben Gott ſprach“ Schließlich kennt ſie nur den einen Wunſch, doch endlich wieder einmal die Sakramente der Kirche zu empfangen und am Tage der erſten heil. Kommunion ihres Kindes mit dieſem zum Tiſche des Herrn zu gehen. Immer klarer wird ſie ſich aber auch der Schwierigkeit ihrer Lage bewußt, immer furchtbarer nagt der Zweifel, wie ſie einen Ausweg finden ſoll, an ihrem Herzen. „Die Angſt eines ſeeliſchen Todeskampfes, der die Kriſe erreicht hat und im nächſten Augenblicke die unerbittliche Entſcheidung erwartet,“ treibt ſie endlich zum Prieſter, zu dem ausgewieſenen Oratorianer P. Euvrard. Ein Funken von Hoffnung beſeelt ſie, die Kirche werde vielleicht ihre erſte Ehe annullieren und ſo ihren zweiten Bund beſtätigen. Die Gründe des Oratorianers überzeugen ſie von der Grundloſigkeit ihrer Hoffnung, zwingen ſie in dieſem Punkte zur Anerkennung der Identität zwiſchen „Geſetz der Kirche und Geſetz der Wirklichkeit, zwiſchen der Lehre der Erfahrung und der Lehre der Offenbarung“. Verzweifelnd geht ſie nach Hauſe, um ſich nun einem Seelenkampf ausgeſetzt zu ſehen, der Tag und Nacht ſie verzehrt. Der Sohn aus erſter Ehe, dem Materialismus des zweiten Gatten ſeiner Mutter verfallen, beginnt, herangewachſen, das Beiſpiel der Eltern inſofern zu übertrumpfen, als er ſeine Geliebte, eine Gefallene, ſelbſt in freiem Bunde an ſich zu feſſeln entſchloſſen iſt, als der Stiefvater und ſeine Mutter ihre Zuſtimmung verſagen. In bitterer Ironie hält er noch ſeinem Stiefvater vor, daß ſeine Verbindung mit dieſem Mädchen doch nach den Anſchauungen ſeines Stiefvaters eigentlich dasſelbe ſei wie die zweite Ehe ſeiner Mutter. Doch ein neuer Schlag ſteht der Unglücklichen bevor. Ihr erſter Gatte erkrankt ſchwer und ihr Sohn eilt bald von der Mutter fort an das Sterbebett des Vaters, um, der Mutter entfremdet, mit dieſem ſich zu verſöhnen. Immer klarer erkennt die Unglückliche ihre Schuld, immer troſtloſer wird aber auch ihre Lage, zumal ſie in den nun folgenden Auseinanderſetzungen mit ihrem Gatten erkennen muß, daß er ſelbſt jetzt, wo ſie infolge des Todes ihres erſten Gatten wirklich frei geworden, ihrer Ehe die kirchliche Sanktion nicht geben laſſen will. Auf dem Höhepunkt der Seelenqual ſucht ſie endlich mit ihrer Tochter das Heil in der Flucht. Wieder iſt es da der Oratorianer, der ſie überzeugt, daß dabei das Seelenheil ihres Kindes, das von ſeinem Vater mit Erfolg zurückverlangt werden würde, aufs höchſte gefährdet ſei. Es bleibt ihr nichts übrig, als bedingungslos zurückzukehren, um die Seele ihres Kindes — ob auch die Seele ihres Gatten? — zu retten und nur von ſchwacher Hoffnung auf die Bekehrung ihres Gatten beſeelt, weiter zu büßen und zu harren wie ſo manche andere: „in Ketten und Elend“. Dieſes der Gang der Ereigniſſe, die trotz aller Knappheit tieftragiſche Konflikte mit ſich bringen. Bourget hat dieſe Konflikte theologiſch und pſychologiſch ſehr gut vorbereitet. Die einſchlägigen Fragen beherrſcht er vollſtändig und behandelt ſie korrekt. Die Eleganz ſeines Stiles, der an Klarheit und Schönheit kaum etwas zu wünſchen übrig läßt, zeigt ſich dabei von der beſten Seite. Auch iſt die Uebertragung ſehr gewandt. Kaum die eine oder andere Härte empfindet man. Die Verwahrung des Ueberſetzers im Vorwort wor wohl kaum nötig; da verſtändige Leſer eine ſklaviſch-getreue Ueberſetzung jedes Wortes nicht verlangen.

Ein Punkt nur könnte ſachlich die Wirkung ſtören. Daß der Sohn der erſten Ehe das Glück einer zweiten Ehe der geſchiedenen Mutter zu Lebzeiten des erſten Gatten trüben kann, iſt ſehr erklärlich. Mme. Darras erlebt es ja auch, daß der Sohn, ihr ſelbſt entfremdet, bei der Krankheit des Vaters mit dieſem in Liebe ſich wieder verſöhnt. Aber kann dieſer Punkt nicht auch in Betracht kommen bei der Wiederverheiratung einer Witwe. Dieſes Bedenken ſteigt ſofort auf. Aber es wird nicht widerlegt, bezw. es wird nicht hervorgehoben, daß der erſtere Fall eine viel tragiſchere Verwicklung bedingt, viel einſchneidender das Glück der zweiten Ehe bedrohen kann.

Die Lektüre des Romans iſt für den gebildeten Leſer ein Genuß und alle Bibliotheken, die auf ſolche Leſer rechnen, ſollten ihn anſchaffen.

Die Gemblows. Novelle von S. Clauſius. Köln, J. P. Bachem. 202 S., gebd. 3,20 Mk.

Wieder die bekannte Geſchichte: Nichtſtandesgemäße, heimliche Heirat einer Adetigen — Verſtoßung — baldiger Tod. Der einzige Sprößling von den adeligen Verwandten zwar materiell verſorgt, aber ſonſt verleugnet. Dann keimende Neigung des Herangewachſenen zur trefflichen Nachbarstochter, die ſchließtich mit ihrer ausgezeichneten Mutter dem Verwaiſten das Geheimnis ſeiner Herkunft enthüllen hilft. Beide werden ſchtießlich ein glückliches Paar. So abgebraucht nun auch das Ganze erſcheint, Clauſius weiß daraus erſtaunlich viel zu machen. Er verſteht es, ſeine Charaktere vorzüglich zu entwickeln und die gut aufgebaute Handlung mit ſpannenden Momenten in ſeiner pſychologiſcher Motivierung reich zu durchſetzen. Der Name Clauſius iſt uns bis jetzt außer in der Novelle Auge um Auge noch nicht begegnet, auch kein Literaturkalender weiſt ihn auf. Aber doch kann dos jetzt ſchon geſagt werden: Da iſt ein gediegenes Talent, dem eine reiche Entfaltung gewünſcht und prophezeit werden kann.

Godesberg. Gottfried Rohr.

„Das letzte Märchen." Ein Idyll von Paul Keller. Erſtes bis drittes Tauſend. München, Allg. Verlagsgeſellſchaft. 368. S. broſch. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Als Paul Keller das jüngſte Kind ſeiner Muſe in die Welt ſandte, gab er ihm ein Geleitſchreiben mit auf den Weg, betitelt „An die Verwunderten", worin er den Leſer mit ſeiner Abſicht bekannt macht: „An dieſem Buch darf der Mann und das Kinv ſchreiben. Das letzte Märchen! Mein letzter Gang in die ſüße, heilige Herrlichkeit jener Wunderländer, nach denen ſonſt nur die reichſten Menſchen dieſer Erde reiſen können — die Kinder — eine Flucht zurück zur Harmloſigkeit, zur Geſunvheit, zur Freude, auf die keine Qual folgt. In dieſes Buch will ich alles retten, was in mir noch jung, was in mir noch Kind iſt. Wollt ihr mich begteiten? Ihr meint, ihr ſeid alt. Ich bin auch alt. Auch in dieſem letzten Märchen wird mir die Kindesſeele aus meinen alten Augen ſchauen, die Menſchen ſtudierten, Bücher laſen, die viel lachten und viel weinten. Meine Augen kann ich nicht mehr ändern." In dieſen Worten K.'s liegt auch ſchon der Dualismus angedeutet, der uns der Schöpfung des hochbegabten und liebenswürdigen Dichters nicht recht froh werden läßt. Märchenwett und modernes Leben mit all ſeiner Haſt und Unruhe ſind und bleiben eben Gegenſätze. Die Fabel der Dichtung läßt ſich alſo ſtizzieren: Am Sylveſterabend erſcheint bei dem Dichter der diplomatiſche Agent des Märchenkönigs Heridida ſuſaturu des 75 und offeriert ihm die Stelle eines Chefredakteurs an der erſten, neu zu gründenden Zeitung des Märchenreichs. Auf ein Jahr wird ein Kontrakt geſchtoſſen, und dann geht es — nachdem die Geſtatt des Dichters bedeutend reduziert worden — auf Krähenrücken nach dem Märchenland. Unterwegs geſellen ſich den beiden die Märchenprinzeſſin Etkaguntaſchu mit ihrer neu engagierten Sprach- und Ktavierlehrerin Angelika zu. Mit letzterer — der Heimatgenoſſin — ſchließt der Chefredakteur Freundſchaft. In der Reſidenz des Märchenkönigs Marilkaporta findet große Begrüßung, Empfang bei Hof ꝛc. ſtatt. In einem Miniſterrat unter Vorſitz des Königs wird die Redaktion der Zeitung konſtituiert, ihr Programm feſtgelegt und einmaliges Erſcheinen im Monat beſtimmt. Unter großen Schwierigkeiten wird die erſte Nummer fertiggeſtellt; unmittelbar vor der Verausgabung wird die erſte Nummer eines Konkurrenzblattes aus dem benachbarten Märchenkönigreich in Marilkaporta kolportiert; der Dichter-Chefredakteur muß die erſte Nummer ſeiner „Zeitung" zum Teil einſtampfen laſſen. Unter wechſelndem Glück wird das Unternehmen weitergeführt. Der greiſe Märchenkönig wird vergiftet; ſchwerer Verdacht fällt auf den Nachfolger, der beſtimmenden Einfluß auf die Zeitung gewinnen und durch ſie das Volk betören will. Die ganze Redaktion muß, weil ſie nicht willig, ins Gefängnis wandern, wird aber befreit, veröffentlicht ein Flugblott und enthüllt die ſchwarze Machenſchaft des Kronräubers. Derſelbe fällt im Zweikampf, der einen Krieg der beiden Märchenreiche beenden ſoll. Der Märchenprinz Juvento führt die Tochter des alten Märchenkönigs als Braut heim, der Dichter-Chefredakteur kehrt mit Angelika, ſeiner Braut, zur Oberwelt zurück. Die Wahl des Stoffes erſcheint uns nicht gerade glücklich, und auch die reiche Kunſt eines Keller vermochte nicht, den ſpröden Gegenſtand derart zu behandeln, daß er uns von Märchenlicht und Märchenzauber umfloſſen erſchiene. Dazu kommt noch, daß der Dichter Erſcheinungen und Verhältniſſe ver Gegenwartskultur unvermittelt in das Märchenreich verſetzt und dort mit beißendem Spott übergießt. Daß ſolches feind einer ſüßen Märchenſtimmung, liegt auf der Hand. Neben dieſen Ausſetzungen, welche eine objektive Kritik machen mußte, ſei gern hervorgehoben, daß das Buch viel Schönes enthält. Wir denken da beſonders an die Kapitel: An die Verwunderten; Marilkaporta; Der Letzte der Sieben; Die Liebe; Beim Walvdoktor; Rübezahts Grab; Vulkonfeuer. Hier finven ſich die oft gerühmten Vorzüge der Kellerſchen Muſe und ſchaffen diesmal Prachtſzenen voll echter, goldener, ſüßer Märchenpoeſie. Wo man das fein ausgeſtattete Buch in Volksbibliotheken einſtellt, heiſcht die Ausleihe beſondere Auste ſe. Freunde der Kellerſchen Dichtungen werden auch dieſe neue, eigenartige Gabe des tüchtigen Schteſiers vankbar werten.

München. Dr. Philipp Friedrich.

Das Haus im Moor. Eifelroman von Nanny Lambrecht. Eſſen, Fredebeul und Koenen. Pr. broſch. 4 M., eleg. gebd. 5 M.

Vor den Augen des Leſers tiegt das weite öde Moor, das Venn, wie man dortzutande ſagt. Die Verfaſſerin zeichnet es in kühnen, feſten Strichen und matt es in feinen und zarten Farben. So will es aufgefaßt ſein, in ſeiner feiertichen Einſamkeit, in ſeiner ſchlichten und doch ſo ſeltſamen Schönheit, im ganzen geheimnisvollen Zauber ſeiner ureigenſten Weſenheit. Das Venndorf tiegt da mit ſeinen ſtrohgedeckten Hütten um die armſetige Kirche und die finſtere Schnapsſchenke, und weiter zum Moor hin der Giethof, zu dem der größte Teil des Oedlandes gehört, ſtolz und ſtattlich wie ein Königshof der Vorzeit. Wir ſehen die Kinder dieſer großen Einſamkeit: rauhe, unſchöne, ſchweigſame und abgeſtumpfte Menſchen. In ſtarrem Trotz und zähem Feſthalten an dem Althergebrachten wehren ſie ſich feindlich gegen die Beglückung durch die Errungenſchaften einer neuen Kultur: gegen die Eiſenbahn, gegen die maſchinelle Urbarmachung und Ausbeutung der unermeßlichen Schätze in den Torflagern, die ihre Väter von je her mit Karſt und Hacke bearbeitet haben. So war es und ſo ſoll es bteiben. Wie dieſe ſtillen, zähen Menſchen aber über ſich ſelbſt hinauswachſen können in Liebe und in Haß, wenn ihre Stunde ſchtägt, zeigt uns die Kunſt

der Verfasserin in einer Folge verwickelter und doch in logischer Notwendigkeit aus einander sich ergebender Geschehnisse.

Unser größtes Interesse hat die junge Gétrau, das vielgeschmähte, armselige Kind aus der Schnapsschenke, mit dem vornehmen Sinn und dem heißen, stolzen Herzen. In ihrer großen, ihr kaum selbst zum Bewußtsein gekommenen Liebe zu dem jungen Gütbauern hilft sie eine ihr bekannte, heimliche Schuld seines Vaters verbergen. Sie kommt infolge dessen in eine heikle Situation, die von der Verfasserin mit anerkennenswerter Zartheit, unter jeder Verschmähung pikanter Mittel geschildert wird. Ein hämischer Mitbewohner des Hofes entdeckt Gétrou bei ihrem nächtlichen Abenteuer und bringt sie in den Mund der Leute. Da der Schein gegen sie, die Unschuldige, ist, wünscht sie in ihrer Verzweiflung des alten, todkranken Mannes Weib zu werden. An ihrem Glück und dem Gerede der ganzen Welt liegt ihr nichts; denn der Geliebte glaubt nicht ihrem Wort, sondern den Zuträgereien und boshaften Auslegungen schlechter Menschen, an deren Spitze der unglücklichen Gétrou eigener Vater steht. Und nun kommt der beste und großartigste Teil des Romans: die weitere Geschichte des jungen Gütbauern. Rasend vor verletzter Liebe — Kindesliebe und bräutlicher Liebe — flüchtet er aus dem Kreise der Menschen hinaus in die todstille Einsamkeit des weiten Moores. Dort ringt er, wie der ersten Menschen einer auf der jungen Erde, mit dem Boden um das tägliche Brot. Dort entsteht sein armseliges Haus, das ihn schützt vor den Nebeln und Stürmen des Venn, dort grünt im nächsten Frühling sein Acker und weidet sein Vieh am trockenen Grasrain. Und nur wenige treue Hände sind es, die ihm, dem trotzigen Menschenverächter, geholfen haben.

Das alles ist so großzügig, überzeugend und packend erzählt, daß man sich immer wieder staunend fragt: „Ist es wirklich eine Frau, die diesen Kulturroman geschrieben hat, die diese herbe, derbe, manchmal fast grausam ehrliche Sprache spricht?“ Gewiß, der Hauptwert dieser Dichtung ist die markige, großzügige Auffassung und Wiedergabe der Geschehnisse und Verhältnisse. Aber auch die Charakterisierung der einzelnen Gestalten ist fein und sicher. Eine ganze Galerie von Charakterköpfen gruppiert sich um das Liebespaar, und sind sie nicht alle liebenswürdig, so sind sie doch immer interessant. Das Haus im Moor wird viele Freunde finden. Etwas von dem frischen Luftzug der Eifelhöhen weht dadurch, und der tut gut und naht nach der schwülen Luft der Niederung, die heutzutage durch die meisten Erzeugnisse unserer Literatur zieht. (Aus der Inhaltsangabe erhellt, daß das Haus im Moor kein Roman für die Jugend ist. Die Red.)

Aachen. Fabri de Fabris.

Die Revolutionäre. Roman von Ad. Jos. Cüppers. 328 S. Essen, Fredebeul & Koenen. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Das Buch liest sich leicht. Aber ein Roman wie des gleichen Verfassers „Leibeigen“ ist es nicht. Dazu fehlt ihm zunächst der große Inhalt. Was da über die Kranenburger Revolution anno 48 erzählt wird, bezeugt ja zum guten Teil die große politische Unreife, die damals in weiten Volkskreisen zu beklagen war und auch heute noch zu beklagen ist. Die größten Schreier haben ja immer die größten Augenblickserfolge. Aber hier tragen diese Schreier von vornherein das Gepräge der Karikatur an sich, so daß selbst ihre kurzen Augenblickserfolge auf andere Rechnung gesetzt werden müssen. Der Schulze ist ein Lump, der Kandidat hat Hunger; das Maulheldentum beider schlägt sofort ins Gegenteil um, wenn der Erfolg ein Mißerfolg wird. Auch die drei Liebespaare, die durch das Buch gehen, machen keinen sonderlichen Eindruck. Der alte Hauber, ein Haustyrann erster Güte, ringt sich ja schließlich zur Erkenntnis seiner erzieherischen Fehler durch und gibt seinen Töchtern die Männer, die sie sich ausgesucht haben. Von einer Entwickelung der gegenseitigen Neigung keine Spur! Die Damen lieben ihre Auserwählten schon gleich zu Beginn der Handlung, ohne auch nur ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben. Sie sind beide Freunde und treten auch von vornherein als fertige Männer auf, die sich im Verlauf der Handlung als recht tüchtig erweisen. Am besten ist noch Haubers Sohn Wilhelm gezeichnet. Da ist Entwickelung, wenn auch ganz sprunghafte. Arg hat es gestört, daß der Vater — wenn es auch in seiner Haustyrannennatur begründet ist — von der Liebe seines Sohnes zur Dienstmagd Susanna nichts hört. Hier müssen zu ihrem späteren großen Leidwesen die sonst so liebevolle und verschüchterte Mutter und die damals noch hoffnungslos liebende, resolute Schwester Helene störend dazwischen treten. Infolgedessen mußte der arme Wilhelm, der den besten Anlauf genommen hatte, ein tüchtiger Mann zu werden, bei den Freischaren verbluten. Schade! Seine Flucht und sein Tod öffnen Daaing, dem Geliebten Helenens, die ihm seither verschlossene Tür des Hauses Hauber. Den Bürgermeister halte ich nicht für verzeichnet. Solche Gestalten sind möglich — heute noch. Mit seiner Tochter Malvine kann man Mitleid haben. Zu ihrer netas superadulta kleidet sie sich auch noch mit Hohn und Spott.

Eine Kritik, die den Maßstab der Kunst anlegt, wird das Buch ablehnen müssen, wenigstens als Roman. Hätte der Verfasser seine „Revolutionäre“ als „Erzählung“ aus dem Jahre 48 in die Welt geschickt, dann fielen manche Beanstandungen gleich weg. Wenn uns die Wahrhaftigkeit gebot, unsere Eindrücke und Empfindungen bei der Lektüre rückhaltlos auszusprechen, so brauchen wir deshalb nicht mit der Ansicht zurückzuhalten, daß es in unseren Borromäusbibliotheken von einfachen Leuten, die von der modernen Kritik nicht berührt sind, gerne gelesen werden wird. Wer aber Cüppers aus früheren Schriften kennt, wird in der Zukunft wieder Höherstehendes erwarten. Non multa, sed multum!

Bensheim. Prof. Lenhart.

Siege. Vier historische Erzählungen von Antonie Haupt. Verlag von F. W. Cardier, Heiligenstadt (Eichsfeld). 126 S. Preis geh. M. 1,50, gbd. M. 2.

Die Schriftstellerin bereichert mit dem vorliegenden Buche unsere Bibliothek für die Jugend von 12—16 Jahren mit einer recht schätzenswerten Gabe. Die erste Erzählung, Rabbi Michäas, führt uns nach dem Trier des elften Jahrhunderts, ins Judenviertel, das seit alter Zeit den Söhnen Jakobs eingeräumt war. Feindselige und habsüchtige Augen richten sich gegen die Habe der Juden, aber der Erzbischof gewährt den geängstigten Israeliten Sicherheit und Schutz. Dafür verlangt er von ihnen, daß sie christlichen Unterricht empfangen. Den Widerstand der Juden gegen diese Forderung besiegt das Söhnchen des Rabbiners Mi-

Digitized by Google

chäas, das, von der Gnade gerührt, nicht nur den Vater, sondern fast alle Trierer Juden dahin brachte, daß sie die Taufe begehrten.

Die zweite Erzählung „Nikolaus Cusanus" enthält die Lebensschicksale des ab seiner Gelehrsamkeit vielgerühmten Kardinals: wie er als Bube van seinem Vater verstaßen wurde, dann aber später als Kardinal seine Heimat besuchte und seine Eltern und Geschwister wiedersah.

In der dritten Geschichte: „Die frommen nnd tapferen Frauen Adlums" hören wir, wie durch das standhafte Verhalten der Franen und Jungfrauen die Stadt Adlum bei Hildesheim gegen die neue Lehre Luthers geschützt wurde. In die Schilderung des Auftretens des lutherischen Predigers Jahannes Bugenhagen, Daktor der heiligen Theologiae, der viel schöne Grüße van „unserm teuern Gottesmanne Daktor Martino Luthero" überbringt, wie auch in die Darstellung der Kampfesweise, mit welcher die klugen Frauen die List des Reformators übertrumpften, hat die Verfasserin köstlichen Humor in seiner Weise zu verweben gewußt.

Endlich meldet die Erzählung „Maria vam Siege" von der Seeschlacht bei Lepanta, deren glücklichen Ausgang die Christen der Hilfe Mariens zuschrieben. Die Ausstattung des ganzen Büchleins ist vortrefflich; nur das Titelbild verdient kein Lob. Die vier Erzählungen eignen sich für Bibliatheken der Erziehungsanstalten nnd Seminarien für Knaben, wie auch für weibliche Lehranstalten und Institute.

Nürnberg. Georg Albert.

Sammlung guter Jugendschriften. 11 Bände in Leinwand gebunden. Auf Veranlassung des Verbandes deutscher evang. Schul- und Lehrervereine herausgegeben. Theodor Benzinger, Stuttgart.

Das Unternehmen der Verlagsbuchhandlung Benzinger in Stuttgart wird jeder Jugendfreund mit großer Freude begrüßen; denn sie bietet in vorliegenden Werken den jungen Lesern eine herzerfrischende, spannende Lektüre, welche sowohl dem Inhalte wie der Form nach im allgemeinen als mustergiltig bezeichnet werden kann. Dazu kommt die gediegene Ausstattung: Festes Papier, deutlicher Druck, prächtiger Einband.

I. Märchen.

Bd. 2. Grimm, Gebrüder: Kinder- und Hausmärchen. Ausgew. und herausg. vom Prüfungsausschuß Elberfeld des Verbandes deutscher evang. Schul- und Lehrervereine. 256 S. 1,50 M. Aus der allbekannten Sammlung „Kinder- und Hausmärchen" des trefflichen Brüderpaares Jakab und Wilhelm Grimm bietet der vorliegende Band eine Auswahl, welche im allgemeinen befriedigt. Es sind Märchen, welche man ihrem Inhalte nach Kindern von 10 Jahren an unbedenklich zur Lektüre geben kann. Nr. 2: „Märchen van einem, der auszag, das Fürchten zu lernen" und Nr. 5: „Die zwölf Brüder" möchten wir bei einer Neuauflage gerne missen, da die darin geschilderten Greuelszenen leicht zur Verrohung des kindlichen Gemütes beitragen. Bd. 10. Krausbauer, Theodar: Aus meiner Mutter Märchenschatz. Neue Volksmärchen. 191 S. 1,50 M. 1905. Eine vorzügliche Sammlung neuer Volksmärchen, in welchen alles Menschenliebe. Gottesfurcht, Wahrhaftigkeit, Treue, Blumenduft, Naturliebe, Heimweh und Wanderlust atmet. Die phantasieentworfenen, herzerquickenden Märchen werden den Kindern große Freude bereiten. Wir empfehlen sie Kindern von 10 Jahren an. Diese Sammlung ist im Nooember als „Neue Geschenkausgabe" erschienen mit Bildern von Professar Franz Hein. 196 Seiten mit 17 farbigen und 31 schwarzen Bildern in Künstlerband mit Originalvorsatz. 4,50 Mark. Stuttgart, Benzinger. Der Verlag hat keine Mühe und Kosten gescheut, dem vartrefflichen Texte eine wirklich künstlerische Ausstattung zu geben. Die zahlreichen Illustrationen sind van hervorragender Schönheit. Ein feiner Märchenduft schwebt über den Bildern. Sie zeugen von scharfer Beabachlungsgabe und feinem Kunstverständnis und verleihen darum dem Leser die rechte Stimmung. Der kräftige Leinwandband-Deckel ist recht vornehm und geschmackvall ausgestattet. Das Prachtwerk, dessen Preis wir als angemessen bezeichnen müssen, bildet ein vorzügliches Geschenk für Kinder von 10 Jahren an.

II. Sagen.

Bd. 1. Grimm, Gebrüder: Die schönsten Sagen. Ausgew. von A. Otto. 2. Auflage. 96 S. 0,90 M. Von den Grimmschen Sagen, in denen die deutsche Volksseele sich widerspiegelt, enthält vorliegende Ausgabe 56 Stück. Leider kann man diese Sammlung der Jugend nicht in die Hände geben, da sie manches enthält, was für Kinder nicht tangt. Nr. 48 bietet dazu eine Verletzung des Beichtgeheimnisses. Außerdem ist die Sprache stellenweise für Kinder zu hach gehalten.

Bd. 4. Schneider, Emil: Deutschland in Lied, Volksmund und Sage. 1. Teil: Das Königreich Preußen. 2. vermehrte Auflage. 252 S. 1,50 M. Ein treffliches Buch, das jung und all in den Reichtum und die Pracht der Vergangenheit einführt. Versunkene Zeiten steigen herauf, die Helden unseres Volkes wandeln lebhaft vor uns; manche deutsche Gegend wird durch die lokalen Anknüpfungen vertrauter und heimischer. Die eingeflochtenen Gedichte sind markig und lebensvoll; manche eignen sich aber wegen ihrer gehabenen Sprache nur für die reifere Jugend. Das Buch ist eine willkommene Gabe zur Belebung und Unterstützung des geschichtlichen und erdkundlichen Schulunterrichtes. Es wird hiermit der Jugend von 12 Jahren an empfohlen.

Bd. 8. Fick, Wilhelm: Die schönsten Sagen aus Rheinland nnd Westfalen. 184 S. 1,50 M. Verfasser bietet hier eine gute Sammlung der besten rheinischen und westfälischen Sagen, deren Hintergrund manch gutes Stück deutscher Geschichte enthält. Die interessanten Sagenstaffe sind ein vorzügliches Unterstützungs- und Belebungsmittel beim geschichtlichen und erdkundlichen Schulunterrichte. Das Buch wird von Kindern sehr gern gelesen werden. Möge es dazu beitragen, bei den jungen Lesern Liebe zur Heimat und aus dieser die Treue zum weiten deutschen Vaterland zu erwecken. Empfohlen für Kinder von 10 Jahren an.

III. Erzählungen.

Bd. 5. Hebel, J. P.: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. 127 S. 0,90 M.

Bd. 6. Hebel, J. P.: Erzählungen des rheinischen Hausfreundes. 127 S. 0,90 M.

Bd. 7. Neues Schatzkästlein. 1. Bändchen. Erzählungen van Stöber, Hebel, Schubert und Stifter. 109 S. 0,90 M.

Bd. 9. Neues Schatzkästlein. 2. Bändchen. Erzählungen von Jacobs, de Amicis, Auerbach, Frammel u. a. 132 S. 0,90 M.

Vorliegende 4 Bände Erzählungen sind ausgewählt und herausgegeben vam Prüfungsausschuß Elberfeld des Verbandes deutscher evang. Schul- und Lehrervereine. Hebels „Schatzkästlein" und „Erzählungen des

rheinischen Hausfreundes" enthalten eine Fülle echter Lebensweisheit. Die von köstlichem Humor begleiteten Erzählungen sind so recht der Alltagspraxis entnommen. Die nützlichen Lehren werden ihren Eindruck bei jung und alt nicht verfehlen. Gute Jugendlektüre für Kinder von 12 Jahren an.

Gleiches Lob verdienen auch die beiden Bändchen des neuen Schatzkästleins. Die Erzählungen bieten einen lesenswerten, mitunter recht erhebenden Stoff in mustergiltiger Sprache, gutem Stile und ordnungsmäßigem Aufbau. Die beiden Bändchen werden ebenfalls jugendlichen Lesern von 12 Jahren an bestens empfohlen.

IV. Naturgeschichtliches.

Bd. 5. Krausbauer, Theodor: Durch Flur und Hain. Erzählungen, Sagen, Märchen und Naturbilder aus der Pflanzenwelt. 2. Auflage. 138 S. 1,50 M.

Bd. 11. Krausbauer, Theodor: Im Reich der Tiere. Erzählungen, Sagen und Märchen aus der Tierwelt. 168 S. 1,50 M.

Des bekannten Pädagogen Erzählungen, Sagen, Märchen und Gedichte zeigen, daß der Verfasser ein feiner und gründlicher Beobachter der Natur ist. Er bietet uns in den beiden vorliegenden Bändchen tiefempfundene, von reicher Naturkenntnis zeugende Erzählungsstoffe. In recht anschaulicher Weise gibt er das Geschaute und Erkannte wieder. Die beiden Schriften, welche wir den lieben Kleinen von 10 Jahren an aufs wärmste empfehlen, werden nicht verfehlen, Interesse und liebevolles Verständnis der Jugend für Pflanzen- und Tierwelt mächtig zu erregen und zu fördern.

Rheydt. Peter Prickartz.

Münchener Volksschriften. (Münchener Volksschriftenverlag.) Das Bdchn. durchschn. 60 S. Pr. geh. pro Bdchn. 15 Pf., Doppelbdchn. 30 Pf.

Nr. 11: 's Engerl. Von Baronin Enrila v. Handel-Mazzetti.

Eine „Wienergschicht" von gemütstiefer Schlichtheit und Lebensfrische, meisterhaft in Entwickelung und Aufbau, Charakterzeichnung, spraehlicher Gewandung, voll Tragik in den Höheszenen, im Ausklang sanft versöhnend, — ein Kleinod kraftvoll künstlerischer Eigenart, das herzige, echte Geisteskind einer Handel-Mazzetti. Drei Gestalten stehen im Vordergrund der Handlung: das „Engerl", die elfjäheige Rosi, eines gefühllosen Schusterpaares mißhandeltes, bis zum schweren Siechtum ausgebeutetes Stiefkind, in seiner schier überirdischen Geduld und Sanftmut, — der Heuriedl, der „rote Sozi", Rosis Freund und Beschützer, der untee der groben, rohen Schale so viel Gutmütigkeit und Liebefähigkeit birgt, der dem steebenden Kinde beisteht in seiner einsamen Todesnot, der ihm den Priester holt und in schlichtem Heldenmut sein Leben opfert für den Diener der Kirche und für sein „Engerl", indem er den mörderischen Messerstoß des vertierten Kameeoden auffängt, dee dem Priester galt, der Religionsleugner, der doch an des Kindes Leiche, selbst sterbend, den Glauben findet, — endlich Frau Lola, die gutherzige, wohltätige, die doch in Vorurteil und Selbstsucht sich zwischen Heuriedl und das „Engerl" drängt, um deren gedanlenlosen Leichtsinnes willen das Kind in furchtbarer Einsamkeit hätte sterben müssen, wenn ihm nicht der so mißachtete, gemeine Arbeiter mit seinem Leben die Erfüllung des letzten Wunsches, der Sehnsucht nach dem Brot der Engel, erkauft hätte; Frau Lola, die dann geläutert und in Demut am Geabe des „Engerl" und seines treuesten Freundes kniet. Das Büchlein paßt für jede Volksbibliothek so gut wie in die Hand des Gebildeten. Kindern dürfte das rechte Verständnis mongeln, der reiferen Jugend aber wird die meisterhafte, packende Erzählung Gewinn und Genuß bringen, wenn auch das volle Begreifen und Ausschöpfen der künstlerischen Schönheit im knappen Rahmen wohl nur dem Gereiften und Gebildeten mögtich ist. Für das schlichteste Lesepublikum Norddeutschlands werden die häufigen spezifisch wienerischen Ausorücke und Wendungen, die nicht kommentiert sind, vielleicht genußstörend sein.

Nr. 12/13: Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Von Friedrich Gerstäcker.

Ein Doppelband voll unterhaltsamen Gerstäckerschen Humors. Herr Kommerzienrat Hieeonymus Mahlhuber, alter Junggeselle, Rentner zu Gibelsbach, Besitzer des Ludwigskreuzes, einer „speckartig entarteten Leber", die um 3 Zoll zu groß ist, uno einer „operierten Balggeschwulst auf dem Kopf", die er im Verdacht hat, „leicht krebsartige Folgen nach sich zu ziehen," wird zur Heilung seiner eingebildeten Leiden von seinem Hausarzt auf Reisen geschickt. Binnen drei Tagen erlebt er die aufregendsten und unglaublichsten Abenteuer. Die Geschichte einer romantischen Liebe, Flucht und Entführung ist geschickt hineingewoben dadurch, daß Herr Mahlhuber zum unfreiwilligen Helfer und Bundesgenossen wird. Diese Einflechtung geschieht aber in einee so zurückhattenden Art, daß die Lellüre des Buches auch für die reifere Jugend unbedenllich ist.

Im ganzen ist die Erzählung wenig bedeutend; einen Vergleich mit „'s Engerl" kann sie nur hinsichtlich der gewandten Sprache und der wirkungsvollen Szenierung aushatten. Mit Ansätzen zur Satire und Korikierung bewegt sie sich durchweg auf dem Flachland der Komik; die Höhen und Tiefen echten Humors erreicht sie nirgend. Die Charakterzeichnung ist oberflächlich, der ethische Wert gering. Unwahrscheinlichleiten und beziehungslos eingesteeute Epifoden wieten hie und da störend. Alles in allem: leichte Waee — im guten Sinne — die aber in jeder Bibliothel reichlicher Abnehmer gewiß ist, wenn sie auch für anspruchsvollere Leser nue als veegnügtiche Reise- und Nachtischlellüre in Betracht kommen wird.

Ne. 14: Von Stufe zu Stufe. Von Heinrich Keiter.

In jeder Hinsicht die weitaus schwächste unter den mir voeliegenden Erzähtungen, eine „Kalendergeschichte" mittelmäßigen Schlages. Devise: Antialkohol. In den düstersten Farben wird geschildert, wie ein braver Arbeiter durch Verführung dem Schnapsteufel verfällt, von Stufe zu Stufe sinkt, sich und seine Famitie ins tiefste Elenv bringt, fast durch ein Wunder aber noch in letzter Stunde gerettet wird und nach gründlicher Umkehr sich moratisch und wirtschaftlich wieder in die Höhe ringt. Wir werden nicht worm bei dee Lektüre, weder für den Arbeiter noch füe sein Weib, die eigentliche Hetdin im attgewohnten Schema des (ausbündig) tugendsamen, duldenden, sich opfernden, endlich belohnten Weibes, das nur einmal aus der Rolle fällt und zwar offensichtlich darum, weil der Verfasser die Gelegenheit haben mußte, einen neuen Schleichweg der Alkoholgefahr aufzudecken. Sehr viel Handlung mit sehr wenig Seetenschilderung haspelt sich vor uns ab, korrekt und automatisch; Eigenart, Erfassen und Gestalten, Wärme und Tiefe des Verstehens ist nicht an den Stoff — „verschwendet".

Nr. 15 enthält zwei kürzere Eezählungen von Anton Schott: Ein Schwarzkünstler. Der Koberl.

Das tut wohl: die Bergfrische und Biederkeit, die Lebenstreue und der feine Humor in diesen kleinen Kabinettstücken der Volkserzählerkunst. Es sind Originale, die Schott uns schildert mit der Meisterschaft, mit der liebenswürdigen Treuherzigkeit und dem harmonisch anklingenden Unterton lächelnder, wohlwollender, überlegener Menschenkenntnis, wie wir sie aus seinen besten Werken kennen. „Der Schwarzkünstler" ist ein Dorfwirt, ein kluger Kopf und ein rechter Schalk dazu, der seine Mitmenschen gern zum besten hat, aber auch in natürlicher Gutherzigkeit für die Unrechtleidenden eintritt. Fein beobachtet und geschildert ist, wie aber auch in ihm, dem Aufgeklärten, noch ein gut Stück alten, naiv-frommen Bauernaberglaubens steckt, der sich ihm erst unter dem klugen Einfluß seines prächtigen jungen Weibes zur richtigen Erkenntnis und zu bewußtem Gutsein klärt.

Eigenartiger noch als der Schwarzkünstler ist der Koberl. Schwer hat der, ein blutarmer Bergler, es sich abgerungen, daß er des reichen Bauern Tochter, die ihm jahrelang im Sinn gelegen, ruhig entsagt. Und als sie ihm dann erreichbar wird, selbst sich ihm anbietet, da verzichtet er noch einmal, ohne Schmerz, weil ihm seine früh errungene friedvolle Herzensruhe lieb geworden ist, und weil dem anderen Bewerber das Heiratsgut des Mädchens den Hof retten würde.

Von diesem Bändchen gilt das gleiche wie von Enrika v. Handel-Mazzettis „Engerl": es bietet jedem warm empfindenden Leser in seiner gemütvollen Schlichtheit einen reinen Genuß, dem kritikgewohnten Gebildeten noch dazu einen hohen Kunstwert. Der Jugend würden die besten Schönheiten wohl unverständlich bleiben.

Boppard a. Rh. E. Rieland.

Nr. 16/17. Krattenmachers von Gernhausen von August Bulcher.

In dieser frisch und flott geschriebenen Erzählung stellt der bewährte Volksschriftsteller zwei Familien einander scharf gegenüber. Die eine, die des armen Korb- oder Krattenmachers, bewegt sich in aufsteigender Linie, dem Glück entgegen; denn: „wo frische treugemeinte Arbeit ist und ein fester, auf Liebe und Rechtschaffenheit gegründeter Zusammenhalt, da ist das Glück daheim"; — das stolze Haus des verschwenderischen, prahl- trunk- u. spielsüchtigen Schuttheißen aber muß zusammenbrechen, und nur durch das opferwillige Eintreten des einst verachteten Krattenmachers Modest wird die Familie des Abgemeierten vor dem gänzlichen Ruin bewahrt. Die Handlung ist in schlichten, aber festen Linien gezeichnet, die Gegensätze scharf herausgearbeitet, die Charakteristik der Personen im ganzen gut. wenn auch die Bauern — in erster Linie die klugen Krattenmachersleute — zuweilen unheimlich weise reden, so daß man durch diese Weisheitssprüche hindurch die Feder des Verfassers rischeln hört. Ein frischer schalkhafter Humor blitzt hier und da durch die Erzählung wie Frühlichter im Morgenwind über ein grünes Tal. Die Krattenmachersleute von Gernhausen werden in den Volks- und Jugendbibliotheken, für die sie in erster Linie geschrieben sind, von selbst zahlreiche Freunde und Gesinnungsgenossen finden.

Nr. 18. Heimatlos — Blind. Von Berta Mutschlechner.

In den Tiroler Bergen spielt die Geschichte „Heimatlos". Sie erzählt von Elend, Not und Tod und bitterem Herzeleid. Aber alles überwindet in ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen, in frischem, tatkräftigem Lebensmut die Knappenfrau Emerenz, diese Prachtfigur, von der, arm und schlicht wie sie selbst ist, Schutz und Liebe und Hülfe, materielle und seelische, für ihre eigene und eine fremde Familie ausgehen. Diese echte Frau, das „starke Weib" der heil. Schrift, muß man liebgewinnen. Schade nur, daß auch in dieser Geschichte die Verfasserin durch den Mund der schlichten Frau zuweilen in allzu gewählten Worten und Bildern zum Leser spricht. — Indessen, wenn auch nicht ganz frei von einigem Ueberschwang. wird doch diese so warm- und treuherzig geschriebene Erzählung vielen Lesern, namentlich aus der Frauenwelt, tief zu Herzen gehen.

Nr. 19. Der Spitteljörg von Konrad Kümmel.

Um es gleich zu sagen: Diese Erzählung hat künstlerische Qualitäten. Sie ist mit echter Volkskunst geschrieben, so klar und anschaulich, so gemütswarm und treuherzig, die Sprache so ganz dem Gegenstand angepaßt, daß sie lebhaftesten Widerhall in den Gemütern des Volks und der reiferen Jugend finden wird.

Im Mittelpunkt der Geschehnisse steht der Spitteljörg, ein greiser Pfründner des Spitals von Tholstadt. Er wird von manchem für halb kindisch gehalten, hat aber in der Tat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und ist ein echtes und rechtes, frommeinfältiges Gotteskind. Wegen seines heiteren Sinnes und seiner Menschenfreundlichkeit ist er bei den Wohlgesinnten beliebt; nur die Froschkrämerin aus Thalstadt, eine aufgeblasene, boshafte Frau, haßt ihn. Sie hat ihm einst ein bitteres Unrecht angetan; er schweigt darüber in großmütigem Vergeben. Indessen all ihre Ränke gegen den Jörg werden zu Schanden; sie bereitet sich in ihrer Leidenschaftlichkeit nur ihr eigenes lebenslanges Unglück. Der Jörg lebt sein armes Leben im Dienste Gottes und der Menschen ruhig weiter, wie uns die Erzählung in manch tief gemütvollen Zügen dartut. Von zarter, poetischer Schönheit ist das 7. Stück: Spitteljörgs Einsiedelei, ergreifend die Schilderung seines heiligen Sterbens.

„Der Spitteljörg" ist eine Erzählung, die empfänglichen Gemütern reichen ethischen Gewinn bringen muß. Sie sollte zum eisernen Bestand jeder Volks- und Jugendbibliothek gehören.

Nr. 20. Auf steiniger Erde. Die Großmutter. Von Alinda Jacoby.

Der Titel des ersten Stückes dürfte zu allgemein gehalten sein für die kurze Geschichte, die neben einigen Bemerkungen über das Leben und Treiben der Leute von Eisenschmitt im Salmtale in anmutiger Weise ein paar Episoden aus dem Leben einer jungen Eisetbäuerin erzählt und deren Gattentreue in ein schönes Licht setzt. Die Charaktere sind gut gezeichnet, nur dürfte sich mancher Leser an der salbaderndn Art stoßen, worin die Heldin Grith hin und wieder zu reden beliebt. Daß in der Gegend von Eisenschmitt um Peter und Paul erst die Anemonen und Obstbäume blühen sollten (S. 21) wird den Leuten dort wenig gefallen, zum Glück ist es nur ein ganz kleines Versehen der Verfasserin gewesen.

Sorgfältiger und frischer geschrieben und deshalb auch unterhaltender ist die zweite Erzählung: Die Großmutter.

Sie berichtet von einer gottesfürchtigen und liebwerten alten Bäuerin, die in „guten Willens Ungeschick" ihren beiden ungleichen Kindern schon zu Leb-

zeiten ihr ganzes Vermögen geschenkt hat und nun Jahr um Jahr abwechselnd bei ihnen wohnt. Die Gegensätze zwischen der reichen, aber harten Tochter, bei der die atte Mutter Magddienste tun muß, und dem armen, rechtschaffenen Bergbauern sind klar hervorgehoben, die Charaktere gut gezeichnet. Auch die Naturschilderungen sind frischer als in der ersten Erzählung. Als Retter in der Not für Großmutter und Berghofleute erscheint ein verschollen geglaubter Bruder der erstern, ein Sommerfrischler aus Amerika.

Auch diese Geschichte kann wegen ihrer anmutigen Erzählweise Volksbibliotheken empfohlen werden.

Aachen. Fabri de Fabris.

Warnungstafel.

Aus Deutschlands Vergangenheit. Erzählungen für die reifere Jugend von Rudolf Werner. Berlin, Heymann, 1898.

Die Verlagsbuchhandlung meint in anmutiger Bescheidenheit: „Hier liege die anziehendste, wertvollste und gehaltreichste Jugendschrift der Gegenwart vor . . . Dem zauberischen Reiz einer so großen Erzählungsgabe, einer so kunstreichen Verschmelzung von anmutigem Unterhaltungsstoff mit reichem geschichtlichem und sittengeschichtlichem Material kann sich niemand entziehen, der Geschmack, Geist, Gemüt und Sinn für das Vaterland und seine bewegte Vergangenheit besitzt."

Aerger kann man wohl die Reklametrommel nimmer rühren. Die Erzählungen, vier an der Zahl („In der Heidenzeit" — „Huberta" — „Die von Hohenberg" — „Nürnberger Historien"), beschäftigen sich viel mit Mönchen und Klöstern. Die Leser erhalten ganz sonderbare Darstellungen von dem katholischen Ordensleben.

In der ersten Erzählung zünden Heiden ihr eigenes Haus an, um nicht zur Taufe gezwungen zu werden. Die Tochter Heramuth flieht in den Wald. „Als sie erwachte, ruhte ihr Haupt auf dem Knie eines jungen Mannes, und seine langen Locken berührten ihre Stirne, als er sich so liebevoll über sie hinabbeugte" (S. 13). Dieser Jüngling ist ein Priester. Doch was tut's? Der Papst entbindet ihn des Priestereides, „auf daß er seinem Geschlecht eine Stütze werde" (S. 29), und Meinrad und Heramuth werden ein glückliches Ehepaar. Später aber geht Meinrad ins Kloster und wird so als heiliger Meinrad Stifter von Maria Einsiedeln. (!!)

In der zweiten Erzählung wird berichtet, wie Huberta als Ritter verkleidet flieht, dann ins Kloster geht, die Tante will es so haben; doch wie sie den Schwur ablegen soll, kommt der Bräutigam.

Die dritte Erzählung handelt von Eifersucht und Giftmord.

In der vierten endlich wird berichtet, wie der Schloßkaplan mit dem Teufel einen Pakt eingeht, er lese schneller die Messe, als dieser vier Säulen aus Italien hole, und der Kaplan siegte, denn „im Messelesen war er Meister" (S. 116).

Die Braut ist auch hier im Kloster, wird aber um Mitternacht entführt. Das muß freilich schnell geschehen: „Ich grunzte und schnaufte wie ein Teufel" (S. 173).

Selten wird wohl soviel Schund in einer Jugendschrift sich vereinen!

Der gute Kamerad. Ill. Knabenjahrbuch. 18. Folge. Union, Stuttgart.

Es tut mir aufrichtig leid, daß diese sonst so treffliche Knabenzeitschrift auf S. 678 einen Artikel „Eroberung Magdeburgs" bringt, der das Buch für katholische Familien unmöglich macht. Nachdem ein Onno Klopp sein zweibändiges Werk „Tilly im dreißigjährigen Krieg" geschrieben hat, sollte denn doch die häßliche Geschichtslüge einmal verschwinden. Allein in dem angeführten Artikel zeigt der Verfasser, daß er wohl nur Schiller als Geschichtsquelle benutzt hat. Es heißt da: „Ein etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen, welchen die Stadt jetzt in die Hände gefallen war, vergeblich Schonung anbefohlen haben, aber das Schweigen Tillys machte die fürchterlichen Banden zu Herren über das Leben der Bürger . . . Kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was ich tun werde, der Soldat muß für seine Mühe und Arbeit etwas haben, soll Tilly zu den mahnenden Offizieren gesagt haben." Es ist wirklich eine Schande, daß konfessioneller Parteihader eine sonst so hochstehende, typographisch musterhaft ausgestattete Jugendschrift vergiftet. Hoffen wir eine entschiedene Besserung.

Bamberg. Dr. Senger.

Vermischtes.

Die öffentliche Meinung in Amerika. In Nr. 264 Jhrg. 1905 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" teilt Adolf Wilbrandt in dem Artikel „Hugo Bertsch und „Bob der Sonderling" mit, daß der im Vorjahre bei Cotta erschienene Roman des deutsch-amerikanischen Arbeiters Hugo Bertsch „Die Geschwister", der bereits in 11. Auflage vorliegt, in englischer Uebersetzung von den amerikanischen Verlagsfirmen zurückgewiesen worden sei. Alle Verleger wären voll des Lobes über den hohen Kunstwert „der Geschwister" gewesen, aber keiner hätte es riskieren wollen, das Buch zu drucken, „weil — die Angriffe gegen die Kirche und die feinere Gesellschaft zu beißend seien". Es kann nun nicht geleugnet werden, daß an einzelnen Stellen von Bertsch „starker Tabak" geboten wird, aber nirgends geht es über das hinaus, was sich z. B. Rosegger oder Ebner-Eschenbach an Angriffen auf die Kirche leisten. Im freien Amerika, wo Kirche und Staat getrennt sind, ist also schon ein derartiges Buch, dank der öffentlichen Meinung, unmöglich. Und in europäischen Staaten, die sich christlich nennen?

Schmutzliteratur in der Nähe der Kasernen. Es ist mir schon wiederholt aufgefallen, daß sich Buchhandlungen, namentlich Kolportagebuchhandlungen die in den Schaufenstern die berüchtigtste Schmutz- und Bordellliteratur ausgelegt hatten, in unmittelbarer Nähe der Kasernen etablierten. Um konstatieren zu können, ob dies Zufall war, oder ob System in der Sache ist, ersuche ich die Leser, welche schon die gleiche Erfahrung gemacht haben, um diesbezügliche gütige Mitteilung an die Redaktion der „Borromäus-Blätter". Ebenso wäre ich dankbar um Aufschluß darüber, in welcher Weise in den Kasernen für das Lesebedürfnis der Soldaten gesorgt wird, ob sich überall Kasernenbibliotheken befinden, in welchem Umfang ꝛc.

Bonn. Hermann Herz

PRINCETON, N. J.

3. Jahrgang. Nr. 5. Februar 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Büchereiwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 12760) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Zur Reform der Jugendlektüre. Von Jos. Antz. — August Lieber, der Hochlandsänger. Von Dr. Karl Menne. — Gottfried Keller. Seine Werke im Lichte des Christentums. Von B. Stein. Teil II. (Schluß.) — Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen. Von Hermann Herz. — Die Arbeit an den Vereinsgaben. Von Heinrich Falkenberg. — Rezensionen. — Vermischtes.

Zur Reform der Jugendlektüre.

Grundsätzliche und praktische Erörterungen von Josef Antz-Wittlich.

Ob die Reformbewegung auf dem Gebiete der Jugendlektüre berechtigt war? Darüber kann kein Zweifel sein. Wer da weiß, wie gerade bei der Produktion der Jugendbücher raffinierte Gewinnsucht und gewissenlose Spekulation auf die niederen Instinkte im Kindergemüte sich vereinigten, um wertlosesten Schund und verderbliches Gift für teures Geld abzusetzen, wie man ödesten Plunder mit Goethes schönem Wort: „Für die Jugend ist nur das Beste gut", anpries, der wird der gewaltsamen Reinigung des Augiasstalles mit Behagen zugeschaut und es ohne großes Bedauern bemerkt haben, daß im ersten Eifer vielleicht des Guten zuviel getan wurde.

Ob die Reformbewegung auch wertvolle Ergebnisse gezeitigt hat? Diese Frage ist freilich schon durch die vorstehenden Ausführungen bejaht worden, aber die Ergebnisse sind nicht bloß negativer Natur. Zunächst haben die Reformer mit aller Energie und großem Geschick den Grundsatz verfochten, daß bei der Beurteilung einer Jugendschrift auch der ästhetische Maßstab anzulegen sei, daß guter Wille und pädagogisches Verständnis noch lange nicht hinreichen, um künstlerische Bücher für die Jugend zu schreiben, daß dazu noch etwas ganz anderes gehört, nämlich die Fähigkeit, künstlerisch zu schauen und zu gestalten. Diese Forderungen mit Eifer vertreten und zu allgemeiner Anerkennung gebracht zu haben, ist und bleibt der Reformer unbestrittenes Verdienst. — Man kann einwenden, daß auch schon vor den Reformern einsichtsvolle Pädagogen solche Anschauungen bekundet haben. Zugegeben! Ich selbst habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß Willmanns Grundsatz: „Eine echte Jugenderzählung muß von bleibendem Werte, muß klassisch sein, klassisch in dem Sinne, daß jedes Alter in ihr einen Besitz hat und der Zögling stets zu ihr zurückzukehren Antrieb fühlt",[1]) daß dieser

[1]) Enthalten in der Schrift „Pädagogische Vorträge über die Hebung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht. 4. Aufl. Leipzig, Grübner, 1905", einer Schrift, deren Aufsätze „Volksmärchen und Robinson als Lehrstoffe", „Weitere erzählende Stoffe des erziehenden Unterrichts" von jedem studiert werden sollten, der sich theoretisch oder praktisch mit der Jugendlektüre befaßt.

Grundsatz sich fast haarscharf mit den Forderungen der Reformer deckt. Aber wie kommt es, daß man ihn so wenig beachtete und vor allem betätigte? Hier gilt wieder einmal die alte Wahrheit, „daß die Ideen, um historisch wirksam zu werden, zu jeder Zeit Personen brauchen, die sie tatkräftig und geistesmächtig vertreten", eine Wahrheit, die nach Ehrhards Meinung ganz „besonders für die Gegenwart infolge der innigen Verbindung, welche die Neuzeit zwischen Idee und Person vollzogen hat", Geltung und Tragweite besitzt. So bestehen die Verdienste der Reformer nicht nur darin, daß sie ihre Ideen ausgedacht haben, sondern vor allem „in der Konsequenz, mit der sie ihre Gedanken verfolgt, das Gedachte einheitlich gruppiert, es klar und stark ausgedrückt haben, und in der Gefühls- und Willenskraft, mit der sie dafür eingetreten sind". — Endlich haben die Reformer gute Erzeugnisse der Jugendliteratur in billigen und schönen Ausgaben auf den Büchermarkt gebracht und durch ihre planmäßige, ausgezeichnet organisierte Werbearbeit massenhaft abgesetzt. Ich weise hin auf Wolgasts Büchlein „Schöne alte Kinderreime", eine „Auswahl aus dem großen poetischen Schatze, der zu unserer Väter Zeiten im herzlichen Verkehr zwischen Mutter und Kind entstanden und später von gelehrten Leuten gesammelt und gesichtet worden ist", auf 80 Seiten guten Papiers, tadellos gedruckt und hübsch kartonniert, für sage und schreibe fünfzehn Reichspfennige. In kurzer Zeit waren 100000 Exemplare abgesetzt. Nun mag das eine Glanzleistung sein, aber auch manche der übrigen Ausgaben verdienen hohe Anerkennung und haben guten Absatz gefunden.

Ob die Reformbewegung sich von Einseitigkeiten und Uebertreibungen frei gehalten hat? Bei aller Anerkennung der reformerischen Verdienste muß man mit entschiedenem „Nein" antworten. Wie ich bereits hervorgehoben habe, hat man im ersten Eifer des Guten zuviel getan, „manches Buch hinausgeliefert, das man wieder hereinholt", und mit Thalhofer halten wir „die erlesenen nicht alle davor sicher, daß sie dem erst Geschmähten wieder weichen müssen". Solcher Uebereifer ist aber eine Begleiterscheinung aller Neuerungen, und wenn man bedenkt, daß, wer Großes leisten möchte, Unmögliches wollen muß, so kann man ihn nicht so schlimm anrechnen. — Schlimmer ist es, daß bei einzelnen, von den Reformern veranstalteten Ausgaben grobe Taktlosigkeiten vorgekommen sind. So hätte das Märchen „Das Bürle", in dem der Geistliche eine so lächerliche Rolle spielt, recht gut in dem ersten Bändchen der von den Hamburgern herausgegebenen Grimmschen Märchen wegbleiben können, ohne daß der Wert des Büchleins im geringsten beeinträchtigt worden wäre, und einzelne Gedichte und Bilder des vom „Hildesheimer Prüfungsausschuß" herausgegebenen Balladenborns haben sogar in der „Jugendschriften-Warte", dem Organ der Reformer, scharfe Verurteilung erfahren. — Noch ernstere Bedenken erregt der Umstand, daß die Reformer als den Zweck der Jugendlektüre zu sehr die Ausbildung der ästhetischen Anlagen betonen, daß sie Erziehung zur literarischen Genußfähigkeit zu einseitig in den Vordergrund der Betrachtung und Betätigung rücken. Die Jugendlektüre soll nach unserer Auffassung den *ganzen* Menschen packen, sie soll das gesamte Innenleben bereichern. Und darum verlangen wir *nicht nur*, daß die Jugenderzählung ein *Kunstwerk* sei, daß sie dem Verständnis des Kindes entspreche und seinem Interesse entgegenkomme, sondern auch, daß sie *Bildungswerte* vermittele, sowohl nach der religiösen und ethischen, als nach der intellektuellen Seite hin. — Vielfach wird den Reformern der Vorwurf gemacht, daß sie Bücher belehrenden Inhaltes und zumal Bücher mit christlicher Weltanschauung unbeachtet ließen. Zu Unrecht. Man braucht bloß die Verzeichnisse oberflächlich zu mustern, um zu finden, daß sie eine Menge Bücher durchaus christlicher Richtung enthalten. Ich nenne bloß die Namen Friedrich Wilhelm Weber, Hansjakob, Stifter, Gotthelf, Spyri usw., um das Unberechtigte dieses Vorwurfes darzutun. Immerhin eignen sich viele Bücher der Verzeichnisse für Katholiken nicht, und die Verzeichnisse selbst eignen sich für uns Katholiken mehr zum Studium als zum praktischen Gebrauch.

Ob auch die deutschen Katholiken an der Reformbewegung teilnehmen können und sollen? Die Frage ist bereits durch die Tat bejaht worden. In den Jahrgängen 1902, 1903 und 1905 des von der Redaktion der „Literarischen

Warte" herausgegebenen „Literarischen Ratgebers" hat Dr. F. X. Thalhofer Grundsätze über Jugendliteratur entwickelt, die bei voller Wahrung des katholischen Standpunktes die Notwendigkeit einer auch den ästhetischen Maßstab anlegenden Beurteilungsweise betonen. Zu ähnlichen Anschauungen bekennt sich Laurenz Kiesgen in seiner ansprechenden Broschüre „Randglossen zur Jugendschriftenfrage". [1]) Thalhofer und Kiesgen haben sodann ihre Grundsätze in ernster und mühevoller Prüfungsarbeit angewandt und deren Ergebnisse in der „Literarischen Warte" und im „Ratgeber" veröffentlicht. Nun gibt Thalhofer als Beilage der „Warte" eine Vierteljahrs-Rundschau, „Jugendbücherei" betitelt, heraus, in der er seine Arbeit fortsetzt. Kiesgen rief ein ähnliches Unternehmen ins Leben, in dem er für die Förderung der Jugendschriftensache eintritt, die Vierteljahrsrundschau „Die Jugendschrift", Beilage zu „Erziehung und Unterricht". Neuerdings hat von katholischer Seite Professor Dr. J. B. Ensch im Programm der Großherzoglichen Industrie- und Handelsschule zu Esch an der Alzette (Luxemburg) die „Frage der Jugendlektüre" sehr eingehend behandelt. — Der grundsätzlichen Erörterung und der Prüfungsarbeit ist auch schon die durchaus praktische Arbeit der Herausgabe guter Jugendschriften zu billigem Preise gefolgt. So bietet der Verlag von Breer u. Thiemann in seiner „Kleinen Bibliothek" eine Reihe guter Sachen, die sich zur Jugendlektüre eignen, ja von vornherein für sie bestimmt sind. Auch die „Volksbücherei" der Styria, und die „Allgemeine Bücherei" der Rothschen Verlagshandlung, die Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart" enthalten wertvolle Nummern für die Jugend. Soeben tritt dann der Münchener Volksschriften-Verlag mit den „Münchener Volksschriften", einem vortrefflichen Unternehmen, an die Oeffentlichkeit. Er bietet alte, wertvolle Erzählungen in neuen billigen Ausgaben, die Nummer broschiert zu 0,15 Mk. Das ist eine Sache, für die man sich mit ehrlicher Wärme ins Zeug legen kann. Thalhofer kündigt sodann in der „Jugend-Bücherei" an, daß bereits Vorbereitungen getroffen seien, die wertvollen Sachen der katholischen Erzähler des vergangenen Jahrhunderts, Schmids, Baubergers, Kolpings u. a., in neuen Ausgaben zugänglich zu machen. Thalhofer weist auch darauf hin, daß das Mittelalter eine Fülle von sinnigen, zarten Erzählungen geschaffen hat, die heute noch die Jugend erfreuen und über den Geist dieser Zeit belehren könnten. Als Bücher, die reiches Material für solche Ausgaben böten, nennt er den „Seelentrost" und den „Dialogus miraculorum" des Cäsarius von Heisterbach. Willmann hat gleichfalls, und zwar schon vor langer Zeit, auf diese Erzählungsbücher, die vortreffliche Legenden, Märchen und Historien enthalten, aufmerksam gemacht. Ich möchte an dieser Stelle die Meinung aussprechen, daß gerade Willmann der Mann ist, uns diese Bücher in neuer Gestalt zu schenken. Er ist ja schon jahrelang mit einem Buche beschäftigt, das das christlich-deutsche Volkstum im Spiegel seines Märchen-, Sagen-, Legenden-, Historien-, Spruch- und Liederschatzes zeigen soll, kennt also die einschlägige Literatur genau. Zudem könnten solche Jugendbücher eine treffliche Einführung des Hauptwerkes besorgen. — Wir können also eine schöne Reihe verheißungsvoller Ansätze feststellen. — Ob aber nicht noch mehr geschehen könnte? Es fehlt uns noch an guten Büchern belehrenden Inhaltes. Zwar haben wir an naturwissenschaftlichen Sammlungen die „Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek" von Manz und Benzigers „Naturwissenschaftliche Bibliothek", welch letztere freilich mehr für die Bedürfnisse gebildeter Leser und der studierenden Jugend geeignet ist. Wie aber steht es mit erd- und völkerkundlichen Büchern? Da haben wir die wahrhaft ausgezeichneten Reisebücher des Herderschen Verlags von Baumgartner, Keppler, Hettinger und Spillmann und die groß angelegte „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde". Gewiß gibt es unter diesen Werken auch „meisterhafte Jugendschriften und Volksbücher im besten Sinne", aber Preise von 7, 8, 9, 10 11 und 12 Mk. kann im allgemeinen doch nur derjenige zahlen, der mehr Gold im Geldbeutel hat als Nickel. Aber könnte man aus diesen Werken nicht die für jugendliche Leser am meisten geeigneten Abschnitte in handlichen Bänden zum Preise von höchstens 2 Mk.

[1]) Kempten, Kösel. 0,75 Mk.

herausgeben?[1]) Daß sich solche Abschnitte finden, zeigen die Lesebücher, die eine Menge dieser Stücke aufgenommen haben. So enthält das Lesebuch für Präparandenanstalten von Weinstock und Wimmers folgende aus Werken des Herderschen Verlags entnommenen Lesestücke: „Venedig" von Schweiger-Lerchenfeld, „Die Insel Staffa und die Fingalshöhle" von Baumgartner, „Die Auffindung Ninives" von Kaulen, „Die Totenklage" von Keppler. Es käme also darauf an, daß tüchtige Schulmänner unter dem Beirate der Autoren das Geeignete auswählten und der Verlag diese Sachen in guter Ausstattung und zu billigem Preise auf den Markt brächte. Wir erhielten so eine wirklich klassische „Erd- und völkerkundliche Bibliothek für die Jugend und das Volk", um die man uns beneiden würde, und die auch in nichtkatholischen Kreisen massenhaft Absatz fände. Zwar könnte der Verleger das Bedenken aussprechen, daß dadurch die Originalwerke an Absatzfähigkeit verlören. Ich halte solche Befürchtungen für ziemlich grundlos. Gewiß würden sich manche mit diesen Auswahlbänden begnügen; aber für viele hätten sie sicherlich eine Wirkung, der einer guten Kostprobe vergleichbar. So haben die Rosegger-Ausgaben der Hamburger, wie man zahlenmäßig festgestellt hat, eine Erhöhung des Absatzes der Originalbände hervorgerufen. Erlauben nicht manche Verleger moderner Autoren den Abdruck wahrhaft klassischer Novellen in den bekannten „Wiesbadener Volksbüchern?" Ob dabei lediglich ideale Beweggründe wirksam sind? Ob diese Verleger die Heftchen der „W. V." nicht als noble Reklame für die Originalwerke ihrer Autoren ansehen? Ob sie sich nicht auch von Beweggründen leiten lassen, denen des Weinbauers ähnlich, der seine Weinproben kostenlos zur Verfügung stellt? Hat nicht auch der Herdersche Verlag mit seiner Auswahl aus den Werken von Alban Stolz[2]) einen Versuch in dieser Richtung gemacht? Man hat uns Katholiken und zwar von katholischer Seite (Ehrhard) Mangel an „Arbeitsfreudigkeit und Siegesmut" vorgeworfen; man sprach, — ob mit Recht oder nicht, soll hier nicht entschieden werden — von „Mangel an hervorragender Initiative und Unternehmungslust auch bei jenen Katholiken, die in der Lage gewesen wären, sich hohen Kulturaufgaben zu widmen". Wohlan! Wir haben hier Gelegenheit, unsere Fortschritte an den Tag zu legen! Solche Unternehmungen verlangen aber auch eine energische, eifrige Propaganda aller hierzu Berufenen. Auch auf diesem Gebiete können wir, wie schon wiederholt in diesen Blättern gezeigt wurde, recht viel von unseren Gegnern lernen. Es fehlt vor allem an planmäßiger Agitation. Zwar bestehen ja die Jugendschriften-Kommissionen des „Katholischen Lehrerverbandes", aber ich verspreche mir von ihrer Werbearbeit nicht sehr großen Erfolg. Da diese Organisation eine Nachahmung der „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse" ist, so fehlt die innere Kraft selbst-eigener Ideen, auf die das siegesgewisse Drausgehen, das rücksichtslose „Sich ins Zeug legen" der liberalen Organisation zurückzuführen ist. Der Mangel dieser Werbekraft auf katholischer Seite erklärt sich auch daraus, daß das katholische Verbandsorgan, die „Jugend- und Volkslektüre" gänzlich auf grundsätzliche Erörterungen, auf Entwickelung höherer Gesichtspunkte verzichtet, von denen aus jegliche Kleinarbeit, soll sie sich nicht in Kleinigkeiten verlieren, betrachtet und geleitet werden muß. — Als sehr zweckmäßig würde ich es ansehen, wenn man in Volks- und Männervereinen, in Gesellen- und Jünglings-, auch in Müttervereinen die Jugend- und Volkslektüre, das Bücherkaufen und -Lesen gelegentlich und wohl auch planmäßig zum Gegenstande populärer Vorträge machte. Der Gedanke der Mitarbeit des gesamten katholischen Vereinswesens auf dem Gebiete der Jugend- und Volkslektüre führt uns auf die letzten der Fragen, deren Beantwortung wir uns als Ziel dieser Zeilen gesteckt hatten, auf die Fragen:

Ob auch der Borromäus-Verein zur Mitarbeit bei der Reform der Jugendlektüre berufen? Ob demgemäß eine Erörterung der Jugendschriftenfrage in den „Borromäus-Blättern" zeitgemäß ist? Da ist zunächst der Umstand in Betracht zu ziehen, daß die Bücher der Borromäus-Bibliotheken

[1]) Das gleiche gilt auch von der 8 Mk. teuren, vorzüglichen geographischen Charakterbilderſammlung „Aus allen Erdteilen, für Schule und Haus" zusammengestellt von Dr. Otto Hellinghaus und Julius Treuge. Verlag von H. Schöningh, Münster. Das Buch ist eine Zierde jeder Schul- und Volksbücherei. D. Red.

[2]) Soeben erschienen unter dem Titel „Edelsteine aus reicher Schatzkammer". In Leinwand 2,40 Mk.

recht viel von jugendlichen Lesern benutzt werden, und daß manche Bücher sich recht gut zur Jugendlektüre eignen. Eine Tatsache, die ich sowohl als Kind am eignen Leibe erfahren, als auch bei meiner Lehrtätigkeit unter meinen Schülern zu meiner Freude beobachtet habe. Zu meiner Freude! Denn es ist ein idealer Zustand, wenn in den Familien unserer Landbevölkerung jung und alt durch gemeinsame Lektüre geistig geeinigt ist. — Und dann bieten die Borromäus-Bibliotheken für die Dorfjugend so ziemlich die einzige Lesegelegenheit. Schülerbüchereien sind einstweilen noch eine Seltenheit. Man muß in diesen Verhältnissen aufgewachsen sein, um es zu wissen und verstehen zu können, wie die meisten Gemeindeväter mit hartnäckiger Verstocktheit jegliche Ausgaben für solche Zwecke unweigerlich ablehnen. — Genug der Gründe, die eine Mitarbeit der Borromäus-Vereine heischen. Aber die Art und Weise dieser Mitarbeit? Ob es sich nicht empfehlen würde, bei den Borromäus-Bibliotheken eine besondere Abteilung für Jugendlektüre einzurichten? Ob hierdurch dem Geschäftsführer die Bücherausgabe nicht erleichtert würde? Ob aber dadurch nicht etwa die Gefahr einer Zersplitterung der Bücherei, einer Beseitigung der gemeinsamen Familienlektüre erwachsen könnte? Man müßte vor allem sich das Hauptergebnis der Reformbewegung zunutze machen: „Die Jugendbücherei muß klein und erlesen sein." „Klassische Bücher, in denen jedes Alter einen Besitz hat!" Eher ein gutes, gern gelesenes Buch in zehn Exemplaren als die Gestelle mit Haufen von Dutzendware beladen! Aber welches sind diese geeigneten Bücher? Alles das sind Fragen, die sich nicht im Handumdrehen lösen lassen, die aber einen ernsten Meinungsaustausch wohl vertragen könnten. Damit wäre auch schon erwiesen, daß eine Erörterung der Jugendschriftenfrage in diesen Blättern wohl angemessen ist. Aber wie mir scheint, sprechen auch hier noch andere Gründe mit. Die „Borromäus-Blätter" dürften wegen ihrer Stellung als Verbandsorgan der Borromäusvereine berufen sein, eine Vermittlerrolle zwischen den katholischen Lesern und Verlegern zu übernehmen. Sie dürften also auch die geeignete Stelle zu einer Aussprache der Wünsche der katholischen Leserwelt sein. Sie werden allmählich ein wichtiger Faktor im katholischen Bücherwesen Deutschlands. Sie wachsen an Einfluß. Einfluß und Macht verpflichten. Dieser Verpflichtung kommen sie nach, wenn sie nach Kräften an der Lösung aller Kulturaufgaben mitarbeiten. Hier aber handelt es sich um Kulturaufgaben. Darüber sind sich alle in dieser Frage Orientierten einig.

Ehrhard hat in seinem ausgezeichneten, vielumstrittenen Buche nachgewiesen, daß Förderung der Kulturaufgaben in katholischem Geiste nichts anderes ist als Förderung der katholischen Sache überhaupt. So möge denn seine Mahnung an die Katholiken, an der Pflege der höchsten Kulturgebiete mit Eifer und Ausdauer mitzuarbeiten, auch für die Förderung der hier vertretenen Sache wirksam sein, wie sie auch uns ein Stachel war, an dieser Stelle über diese Fragen das Wort zu ergreifen.

Anm. der Redaktion: Erörterungen über die Jugendschriftenfrage wird in den Borromäus-Blättern, sofern es sich um gediegene Leistungen handelt, gern Aufnahme gewährt, auch wenn die Verfasser teilweise anderer Ansicht sind als der Verfasser obigen Artikels, dessen Standpunkt so ziemlich auch die Redaktion der Borromäus-Blätter vertritt.

August Lieber, der Hochlandsänger.

Von Dr. Karl Menne-Borbeck.

In der Literaturbewegung des letzten Jahrzehntes begegnet man aller Ecken und Enden dem Wort von der Heimatkunst als dem Kampfwarte gegen die Décadence. 1894 schrieb Cäsar Flaischlen im Vorwort zum „Neuland" die alte Wahrheit in neuer Form, „daß die engere Heimat mit ihrer Stammeseigenart der stete Nährboden bleibe, aus dem sich unser ganzer Volkscharakter zu immer neuer Kraft, zu immer reicheren Entfaltungen und zu immer vielseitigerer Einheit emporgestalte". Seitdem wurden die literarischen Produkte immer bodenständiger, die Handlung war inniger mit dem Boden und der Umwelt verwachsen. Es entstand eine Art Stammesdichtung, in der der deutsche Individualismus ganz zur Geltung kommt. War es anfänglich großstädtisches Milieu, das die neuen Dichtungen boten, bald zogen sie den ganzen heimatlichen Boden, Stammes- und Landschaftsprovinzen in ihren Bereich, gewannen wieder Fühlung mit der älteren Darfgeschichte und Volksliteratur. In der neuen Heimatkunst wird vor allem das Leben selbst dargeboten, wie

es sich aufs innigste dem Boden mit seiner Atmosphäre und seiner charakteristischen Eigenart vermählt. Treue in der Schilderung der landschaftlichen Natur und der seelischen Eigentümlichkeiten des mit dem Boden verwachsenen Volkes ist das Hauptziel.

Diese neue Kunst hat sich am meisten den Roman dienstbar gemacht, demnächst das Drama. Aber auch die Lyrik hat heimatliche Töne gefunden, soweit sie nicht das eigene Ich als Anfang und Ende der lyrischen Ergüsse setzt. Während im Romane vorherrschend die deutsche Mittelgebirgs- und Tiefebenenlandschaft die Grundlage für eine bodenständige Handlung hergab, ist der deutsche Süden, die Alpenhochgebirgswelt mit dem Alpenvorland besonders der lyrischen Kunst zum Vorwurfe geworden. Der deutsche Süden ist ja seit alters das Land der Anmut, des Singens und Sagens gewesen, und seit die Minnesänger, allen voran Walther von der Vogelweide, ihre frohen Weisen sangen, ist die lyrische Sangeskunst hier bis auf die Gegenwart heimisch geblieben. Mag auch in vielen Romanen und Novellen die Hochgebirgswelt der Alpen die Staffage für die Handlung abgeben, schöner und erhabener, inniger und ergreifender, unmittelbarer spiegelt sich die romantische Schönheit der Alpen doch in den lyrischen Gesängen ihrer bodenständigen Dichter wieder.

Francesco Petrarca hat zuerst die Poesie der Gebirgswelt empfunden und in seinen Sonetten widerhallen lassen. Ein volleres Echo findet sie bei dem tirolischen Skalden Oswald von Wolkenstein, der auf Burg Hauenstein im liederreichen Eisacktale inmitten der gewaltigen Gebirgsnatur seine Naturlieder sang, dem es wohl ist, wenn

„Des Winters Schnee zerronnen
Und der Bach von der Seiser Alpe schießt,
Erwachet ist das Feld, der Wald,
Von Kastelrut stürzen mit Gewalt
Die Quellen hinab, wo der Eisack fließt,
Das will mir wohl behagen."

Der erste eigentliche Lobredner der Alpen ist der Schweizer Albrecht Haller, der aber in seinem beschreibenden Gedichte „Die Alpen" (1729) über eine rein mechanische Schilderung der Hochgebirgsnatur, sich in Einzelheiten verlierend, nicht hinauskommt. Wirklich ästhetische Freude an der Schönheit der Alpen zeigt erst Rousseau und hat sie in seinen Romanen in den beredtesten Tönen gesungen; es sind farbensatte Bilder voll Glut und Leidenschaft, in denen er die zauberische Pracht und grause Uebernatur des Hochgebirges schildert. Fortan ist ihr Lob in immer volleren Klängen gesungen worden, auch von solchen, deren Wiege anderswo gestanden; man denke nur an Freiligrath, Heyse, Scheffel und andere.

Die einzelnen Alpengebiete, die schweizerischen, salzburgischen, steirischen, tirolischen Alpen, haben ihre besonderen Dichter gefunden. Die zeitgenössischen zählen Legion. Keiner unter ihnen aber hat die Hochgebirgsnatur in herrlicheren und gewaltigeren Rhythmen besungen als August Lieber, der geniale Sänger der „Hochlandsklänge". In ihm hat die tirolische Alpenwelt den begeistertsten Dichterinterpreten gefunden.

August Lieber ist kein Tiroler Kind. Um so bewunderungswürdiger bleibt, wie er so das Hohelied seiner zweiten Heimat gesungen. Er ist am 3. August 1847 zu Camberg im Taunus geboren worden. Schon frühzeitig mußte er die traute, walddurchrauschte Heimaterde, die all sein Himmelreich war, verlassen. Diese innige Jugendliebe zittert noch nach in seinen späten Gaben; voll heißer Sehnsucht gedenkt er ihrer:

„O Taunusheimat, traute, waldumrauscht,
Wie hab ich deinem Zauber gern gelauscht! —
Mir hat auf meinen Wanderfahrten allen
Wie du, mein Land, kein anderes gefallen.

Wie warst du schön in goldner Aehren Kranz,
Wie zaub'risch, wenn der Mond den Silberglanz
Wob um der Mauern schweigende Ruinen,
Die ernst von alter Zeit zu träumen schienen! —

Des Stundenrufers Horn — ein Eulenschrei —
Ein Marder huscht am Fuß des Turms vorbei —
Getragen von des Nachtwinds leisen Schwingen
Fernher des Posthorns trübe Weisen klingen."
(Hochlandskl. S. 11—12.)

Es folgen die ernsten Studienjahre, teils in Feldkirch, teils in Metz verbracht. Auf der Akademie in Nancy erwarb er sich den Ehrengrad eines bacheliers ès lettres. Es folgte dann ein kürzerer Aufenthalt in Paris, Rom und Mainz. 1866 ließ er sich in den österreichischen Staatsverband aufnehmen. Seit 1870 oblag er dem medizinischen Studium an der Innsbrucker Universität und beschloß es 1876 mit der Promotion zum Doktor der gesamten Heilkunde. 1878 machte er als Oberarzt der Reserve den ganzen Feldzug zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina mit; seine Gattin und sein Kind waren ihm dabei überall zur Seite.

„Es kam des Mannes wilde Lebensfahrt —
Zu Schiff stieg mir die Liebe treu und zart, —
Doch Siechtum, Krieg und Armut die Genossen,
Als ob sie mit dem Unglück Pakt geschlossen. —

Die Fahrt war schlimm. An sturmgepeitschtem Bord
Klingt nicht viel mehr als das Kommandowort —
Ein Fluch vielleicht, wenn Mast und Planken krachen,
Vielleicht Gebet, vielleicht ein hartes Lachen!" —
(Hochl. S. 13.)

Die Strapazen des Feldzuges hat er genügsam auskosten müssen, und nach der Rückkehr fesselte ihn noch monatelang ein heftiges Fieber ans Krankenlager, bis sein zäher Körper es glücklich überwand.

Fortan ward Tirol seine zweite Heimat, blieb er Innsbruck treu, ganz in seinem ärztlichen Be-

rufe aufgehend. Nur wenn ihm ein freies Stündlein vom ganzen langen Tag bleibt, da quillt ihm das Lied aus der Seele, und dann um so reiner und voller. Freilich ist ihm Leid nicht erspart geblieben. Unvergessen ist noch, wie er seitens des österreichischen Unterrichtsministeriums 1897 ohne jeglichen Grund plötzlich seiner Stellung als Dozent für Somatologie und Schulhygiene an dem k. k. Pädagogium in Innsbruck, die er seit 1892 zu aller Zufriedenheit bekleidet hatte, enthoben wurde. Diese Kränkung ist trotz aller Versprechungen bis heute ungesühnt geblieben. Oesterreichische Verhältnisse!

Um die Jahrhundertwende trat Lieber mit seinen „Hochlandsklängen" (1900) vor die Oeffentlichkeit, worin er seine zweite Heimat wie keiner im Liede verherrlicht hat.

„Dein ruhmbekränzter roter Aar,
Die Treue sonder Wanken,
Das nahm gefangen ganz und gar
Den freien Sinn des Franken!
Da hab ich auf der Fee Geheiß
Dir, Deutscher Stämme Edelreis,
Tirol, mein Lied gesungen!" (Hocht. S 49.)

Es sind stolze, volle, hochklingende Verse, in denen er die tirolische Hochgebirgswelt vor dem Leser aufsteigen läßt: Die sturmumbrausten Joche, darüber den blauen, ätherklaren Himmel, und rings die uralten, wetterharten Bergeshäupter, phantastische Felsgestalten und des Bergwalds alte Riesen; aus der Tiefe klingt des Wildbachs fernes Tosen und mischt sich mit dem Windstoß, der zischend durch die Zundern fährt. Er führt alle die schneegekrönten Bergesriesen vor, denen noch im Abenddämmerscheine die Lichtgedanken um die weißen Stirnen wehn. Besonders sind es die Riesenhäupter, die Innsbruck, „das bergumschlungene," schützend umlagern, die „reizvolle Hochlandsfürstin," „des Alpenlands Huldkönigin," wie er sie ruft, „die Heldenbraut, um die sie heiß gerungen". Sein Sang gilt der Stätte, wo Hochgebirge und Voralpen, Gletscherzungen und bewaldete Bergkuppen sich vermählen zu einem breiten Tal, wo ein Freiheits- und Heldenkampf sich abgespielt hat, der sonsten kaum in der Geschichte zu finden ist. Er führt uns durchs Eisacktal, durchs Inn- und Hallat, wir hören im Grunde das Rauschen der Wildbachquelle und zu Häupten des Hochwalds brausende Choräle, die uns der Dichter ahnend deutet. Wir sehen ihn, wie er „himmelsnahe, erdenentrückt" hoch über Nebel und Dunst und und wirbelnden Wettern an der Klippe Rand steht und voll Fernensehnsucht sein freies Lied hinausschmettert in die freien Lüfte; wir folgen ihm beim Aufstieg zum Wetterkreuz auf der Pfriemeswand oder zum Solnstein, zum Seefelderkamm, zum Klammeck und Oedkaar, zur Hochalm Lowisebene und zur Alm Stallsins im Voldertale.

Auch die gewaltigen atmosphärischen Vorgänge in der wilden Hochgebirgsnatur versteht der Dichter unnachahmlich zu schildern, so das Hochgewitter in einer gewaltigen „Vision an der Bellewurfspitze" (Hochl. S. 59) oder den „Föhn in der Höh" (S. 84), oder das „Schneegestöber" (S. 154) und „Nebelgewölk" (S. 104). Grandios ist der Hymnus „Das erste Hochgewitter" (S. 34), also anhebend:

„Gelb, phantastisch loht im Westen
Feuerglut!
Rote Flammengarben wehen,
Wilde Flammenzungen lecken
Durch des Himmels öde Strecken
Aus den Tiefen nach den Höhen,
Schwingen sich mit düsterm Lohen
Zum Gewölb', zum ernsten, hohen,
Das auf Quadern, ewig festen
Ehern ruht!"

Aber nicht genug, daß der Dichter die Gegenstände und Vorgänge in der Natur schaut, vor seinen Augen werden sie auch lebendig, er haucht ihnen Odem ein, erweckt Leben in dem Leblosen. In diesen Personifikationen liegt ein tiefe Kraft, in ihnen offenbart sich am ehesten der echte Dichter. Die schäumenden Gießbäche und rauschenden Bäume, die Felsen und Gletscher, der wirbelnde Schnee und strömende Regen: mit ihnen allen pflegt er traute Zwiesprache, sie bewegen sich vor ihm als lebende Wesen. Und so hat der Seher mancherlei Gestalten geschaut, die vor ihm noch keines Sterblichen Auge ersehen. Er hat sie für immer ins große Buch der deutschen Dichtkunst eingezeichnet; so die Hallatler Lawinen, „die wilden Jungfern des Halltals": sie hausen in öder Felsenschlucht, kein Ruf, kein Jubel erweckt sie zur Sommerzeit; aber wenn der Winter seine Flocken streut, dann rüsten sie sich zum grausigen Hochzeitstanze und auf den frohen Wanderer sausen sie herab, in tödlicher Lust,

„Sie wollen umschlingen mit weißem Arm
Ein junges, blühendes Leben warm" (Hochl. S. 68),

während des Alpdoms ewiger Bau erbebt und des Hochwalds Majestät krachend zusammenbricht.— Ferner die Schneekönigin: um des Kammes zerklüfteten Wall tanzt Flockenwirbel, in wogenden Schwebereihen huschen lautlos die Schneejungfern ums Felsgestein und breiten im Fluge die schwellenden Decken von Hermelin darüber aus. Dem Thronstuhl nahet die bleiche Herrin, die Schneekönigin steigt zum Herrschersitz,

„Sie läßt sich nieder auf funkelndem Thron,
Vom weichen Schwanenpelze umwallt
Die marmorstrenge, die Hochgestalt" (Hochl. S. 155).

Und der greise Gemahl, der ihr sein Reich weiset, das ist der Winter im weißen Mantel mit einem Herzen von Eis unter gleißendem Panzer, Schwermut in den Blicken. Und so sitzt Schneekönigin, bis der Frühling jauchzend die Fesseln bricht, dann geht sie zu schlafen. — Endlich der zorn-

gewaltige Föhn, der Sturmgesell, der hoch im Gesels, herrschenden Fluges froh, die sausende Schwinge hebt, als Herr in der Lüfte Bereich frei, ein riesiger Segler, ob dumpf brütendem Tale schwebt, dann grimmig hinfährt über Klippen und Riffe und jauchzend im Uebermut blinkende Firnmauern mit donnerndem Prall zu Tal stürzt; und wie ein siegender Held windet der Lenzerwecker Föhn sich trotzig und kühn ums Haupt als Helmzier wallendes Sturmgewölk, drinn wie Wettergezuck bläulich schillernde Schlangen sprühn. (Hochl. S. 85.) Er hat die pröchlige Gestalt der Frau Erda erschaut, die gesenkten Hauptes, schleierüberflogen ernst und sinnend über die herbstlichen Triften und Alpenmatten durch sturmentlaubtes Gehölz schreitet, um ihre Kinder mitleidsvoll in die heilige Scholle zu senken, und leichten Falles weißes Linnen auf deren Gräber sinken läßt; oder er sieht Frau Erda zur Julzeit auf hohem Sessel im blitzenden Erdenschlosse, von magischen Lichtern umspielt; und das Haupt in die Hände geschmiegt lauscht sie dem klagenden Gewimmer der Nebelfrauen, ihres Gesindes, das schreckensbleich der Herrin zu Füßen sitzt, während droben die Sonnwendfeier sich abspielt. —

Es ist das naturfrohe, naturbegeisterte Herz, das uns aus des Dichters Sängen entgegenschlägt. Andachtsvoll steht er hoch oben in der Hochgebirgswelt, weit über dem Erdengetriebe, und hohe göttliche Gedanken erfüllen hier seine Seele. Darin ist kein Platz für pantheistische Schwülstigkeiten. Er ist entflammt für alles Hohe und Edle, für Recht und Freiheit, Väterglaube und Wahrheit, für Vaterland und Familie. Markig ruft er in einem glühenden Kampflied an seinen Sohn alle auf, die es ehrlich und treu mit der tirolischen Heimat meinen:

„Steh ein für Deutschlands Ehre,
Für deutschen Volkes Wahl,
Und greife rasch zur Wehre
Fürs Heimatland Tirol.

Glaub nicht dem Wicht, dem kleinen,
Der sei ein Deutscher nicht,
Der anders, wie sie's meinen,
Zum alten Herrgott spricht.

Einst kommt für deutsche Erde
Der Tag, der einen wird,
Der Tag, da eine Herde
Nur sein wird und ein Hirt!

Halt fest am alten Glauben —
Er war der Väter wert!
Und will ihn einer rauben,
Heraus mit deinem Schwert!" (Hachl S. 32.)

Aber nicht nur hohe Töne entlockt der Dichter seinem Lautenspiel, seine Harfe ist auch für weiche, innige Töne gestimmt. Ich erinnere nur an das schlichte, ergreifende „Abenddämmerung" (Hochl. S. 55):

„Im Grunde dämmert's — Schattenhände spinnen
Und weben Schleier über's stille Tal,
Und mit des Stroms gedämpfter Woge rinnen
Und schweben Rebel hin im Abendstrahl. — —

Umwallt vom Purpurglanz den Thron der Firnen,
Gleich Kön'gen hehr, die ew'gen Berge stehn,
Gleich stolzen Denkern, denen um die Stirnen
Im Scheiden noch die Lichtgedanken wehn. — —

Steig' nieder zu dem Aermsten, dem hienieden
Kein Stern mehr leuchtet, keine Lippe lacht,
Senk auf die müden Lider ihm den Frieden,
Den Frieden des Vergessens, stille Nacht!" —

Das Jahr 1902 brachte eine neue Gabe seiner Sangeskunst: „Auf stillen Pfaden" (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung). Hier zeigt sich der sinnige und kraftvolle Innsbrucker Poet von einer anderen Seite. Es ist ein anderer Liedesklang als in den Hochlandshymnen. Nicht die freie Hochlandmuse weckte den neuen Liederquell, er entsprang auf den stillen Pfaden des ärztlichen Berufes. Das täglich geschaute Elend des Menschen, das ihn „wild bewegt", hat er in poetischen Bildern geschildert und sich so von der Seele gesungen. Lieber ist in erster Linie Arzt; sein Beruf bringt ihn mit allen Schichten der menschlichen Gesellschaft in Berührung. Da sieht der forschende Beobachter manches, was andere unbeachtet lassen. Und was der Arzt und Dichter gesehen und erlebt, die wechselnden Bilder menschlichen Elends und menschlicher Leidenschaft, Verirrung und Buße, das hat er in Lieder gefaßt und so die grausen Bilder von sich gescheucht. Es sind zumeist ergreifende, erschütternde Vorgänge aus dem Erdenwallen der Menschen. In ihrer poetischen Darstellung hat der Dichter gezeigt, daß auch die Nacht- und Schattenseiten des menschlichen Lebens zur dichterischen Behandlung sich eignen. Da wird gesunde, echte Realistik geboten, aber ohne den herben, bitteren Beigeschmack, mit dem moderne Verirrung den Namen „Neolismus" behaftet hat. Freilich ist das nur echter Musenkunst verliehen. Die an sich dunklen, trüben Bilder hat des Dichters Muse geläutert und geklärt, so daß sie nicht abstoßend, sondern erhebend wirken.

Um nur weniges herauszugreifen. In „Verhängnis" schildert der Dichter ein modernes Dichterleben, dessen Ergebnis Mißbrauch der göttlichen Sangesgabe, eheliche Untreue und unseliger Sinnengenuß ist. Versöhnend klingt das Gedicht aus, do des treuen Weibes Liebe vergeben hat:

„Van Lieb' und Muse auserkoren,
Hast beide du im Sinnensturm verloren.
Die lichte, gattgeweihte Dichterstirne
Ach, neigtest du den Reizen einer Dirne!
Die Lippen netztest du am heil'gen Grale
Und starbst — im Säuferwahn im Hospitale. — —
Und doch, sturmvolles Herz, ruh aus vom Leben,
Des treuen Weibes Liebe hat vergeben."

(S. 12—13.)

Ein Seitenstück hierzu ist „Die Witwe“ (S. 17ff.), die schon frühe an sich des „Treubruchs wilden Grimm“ erfuhr, aber aus tiefstem Leid erhebt sich des Weibes Heldengröße. Ergreifend wird in „Diagnose: vit. cord.“ geschildert, wie Liebe die junge Kranke nach langem Schmerzenslager gesunden läßt, später aber ihr Herz „im Wonnesturm der Liebe ward gebrochen“ (S. 19 ff.). In „Abgestürzt“ deutet der Dichter in fesselndem Bild das unnennbare, unwiderstehliche Sehnen, das die Menschen immer wieder auf die Berge zwingt, zum ewigen Himmel. Dem Hochlandaar gleich zieht es den Klimmenden zur Sonne, zum Licht, zur Erkenntnis:

„Schon schwebt er und hebt sich ums dräuende Eck
Und klimmt über brüchige Klippen keck
Und schreitet leicht über eisige Kluft;
Jetzt scheint er zu hangen in blauer Luft
Jetzt faßt er jauchzend mit sicherem Griff
Den letzten Zacken am Felsenriff. —
Und jetzt?! — Jetzt nur noch die Spanne weit —
Und drüben winkt die Unendlichkeit,
Die schon der Blick, der trunkene mißt,
Da wankt die Platte! — Fahr wohl, Tourist!“

(S. 37.)

Gleichzeitig ein Beispiel höchster Anschaulichkeit. Ergeht's nicht ebenso dem Menschengeiste, der sich im titanenhaften Uebermute anmaßt, mit seinem winzigen Erkenntnisvermögen die Unendlichkeit zu erforschen? — Die alte Mär vom Treubruch, vom Zurückweisen des Treuliebenden, der nichts als Liebe sein eigen nennt, zeigt in neuer Fassung „Das »heilige« Ich“ und „Ehebruch“ (S. 46—52), letzteres auch eine scharfe Anklage gegen die „Hausfreunde“, die biederen Seelen, die keinen Heller, die nur Leben stehlen und „des Unglücks letztes Glück, ein still' Gewissen“. Ein anderes Stück rauher, düsterer Wirklichkeit enthüllt „Du sollst nicht töten“, ein dichterisches Kodizill für einen Selbstmörder, der

„Mit Glanz und Schätzen als Angebind,
Aus stolzem Haus geboren,
. . . der Arbeit armes Kind
Zur Liebsten sich erkoren“ (S. 54.)

den Schluß dieser tiefdüsteren „Bilder aus dem Menschenleben“ ist der Totengesang „Beati mortui“ (S. 58—65.)

Gehen wir auf die formale Seite noch mit einigen Bemerkungen ein. Lieber ist ein Meister auch der metrischen Form und des musikalischen Klanges. Sprache wie Versmaß beherrscht er mit gleicher Virtuosität, nur zum Vorteil des Gedichtes. Wie das Staffeleibild erst durch den Rahmen ganz zur Geltung kommt, so das Gedicht durch die rhythmische und sprachliche Form. Schon die eingestreuten Proben haben das zur Genüge erkennen lassen. Hier noch ein prächtiges Beispiel aus dem schon erwähnten „Beati mortui“, worin er unter anderem unübertrefflich ein Straßenbild vom Faschingsabend entwirft:

„Die dröhnende Gasse auf und ab
Gerasset von Wägen und Rassetrab,
Heiß pochen die Flanken vom wilden Gestampf,
Aus schnaubenden Nüstern fährt der Dampf,
Das Gaslicht flackert und zuckt und irrt
Auf Pflaster und Mauern, und rhythmisch klirrt
Zu der Hufe Takten der Schellenkranz —
Es fährt die lustige Welt zum Tanz.
Leicht huscht und flüchtig übers Gestein
Am Gehweg hin der Laternenschein
Und leuchtet mit seinem grellen Licht
Dem eilenden Wandrer ins Gesicht;
Der späht nach den blanken Scheiben im Lauf,
Dach Eisblumen ranken sich schirmend auf —
Ein Schatten schwank . . . das kichert und lacht,
Und Rosse und Wagen verschlang die Nacht . . .
Und fern und ferner Getrab' und Gedröhn,
Und schier metodisch der Schellen Getön.
— — — — — — —
Jetzt kurze Pause — sein Liedel greift
Auf schriller Fiedel der Wind und schleift
Keck hinter der tanzenden Rasse Tritt
Und der stolzen Karasse den Reigen mit!
So leicht wiegt kein Tänzer sein Mädchen im Arm,
Wie er dreht im Wirbel den Flockenschwarm,
Kein Fiedler und Pfeifer pfiff und strich
Zum lustigen Schleifer so meisterlich!“ — —

(S. 63.)

Man beachte hier vornehmlich auch die Lautmalerei und den Rhythmus. Auf den Lippen des Rhapsoden werden solche Verse erst voll lebendig.

Das Vorstehende dürfte genügen, August Lieber als einen der bedeutendsten Lyriker der Gegenwart gekennzeichnet zu haben. Natur wie Menschen versteht er gleich meisterlich zu zeichnen, ihre Geheimnisse zu entschleiern und zu entsiegeln. Sein Herz ist von echter Freude an der Natur um ihrer selbst willen erfüllt, es ist ein wirklich ästhetisches Freuen, das die unberührte Hochgebirgsnatur im Dichter weckt, dem auch deren Schrecknisse darum nicht minder schön erscheinen, wie auch die Nachtseiten aus dem Menschendasein ihm der gleichen liebevollen poetischen Darstellung wert sind. Spät erst trat Lieber mit seinen Dichtungen hervor; er ist darin F. W. Weber nicht unähnlich, indem beide im gereiften Mannesalter erst ihre goldig gereiften Gaben darboten. Noch hat das poetische Schaffen nicht nachgelassen. Ein Stück, wie das im letzten Jahrgange der „Gottesminne“ abgedruckte „Ecce homo“, darf sich getrost den besten religiösen Dichtungen an die Seite stellen. Die alte Meisterschaft dokumentiert sich auch hier: Vollendete sprachliche und metrische Form neben plastischer Schilderung und einheitlicher Durchführung des thematischen Gedankens. Rein äußerlich wird man an Geibels „Tod des Tiberius“ gemahnt, aber diesem gewiß sprachgewaltigen Gedichte fehlt doch ein Wichtiges, die Einheitlichkeit, die am Schlusse jäh in die Brüche geht. — Der Abdruck des „Et crucifixus est“ in *selbiger religiöser Zeitschrift* steht unmittelbar bevor; es fehlt nur noch das „Et

resurrexit". Hoffentlich vollendet der Dichter auch dieses. Es würde die modernste christologische Epopö sein, die kürzeste zwar, aber deshalb um so schönere und ergreifendere.

Die katholische Lesewelt möge nicht unterlassen, sich die poetischen Gaben eines ihrer Besten zu eigen zu machen, den Dichter zu ehren, indem sie seine Dichtungen liest. Das ist Ehrenpflicht. Nur so können des Dichters Worte Lügen gestraft werden, wenn er bescheiden von seinen Liedern meint:

„Was macht's, wenn sie vergessen sind
Schon morgen von dem tauten Houf;
Es kommt ein stilles Menschenkind
Und hebt sie fetig tächelnd auf."

Möchten doch Tausende sie aufheben! Wer noch poetisch nachzuempfinden vermag, den wird es sicher nicht gereuen. Liebers Dichtungen eignen sich ganz vorzüglich für die Hausbücherei jener gebildeten Familien, wo jedes Glied sich gern mal für einige Stunden am goldenen Borne echter Poesie labt. Auch die volkstümlichen Bibliotheken, die auf Benutzung der genannten Kreise hoffen, tun gut daran, den wenigen, aber daher mit um so größerer Sorgfalt ausgewählten Werken in gebundener Rede, die Dichtungen Liebers beizufügen.

Gottfried Keller.

Von B. Stein-Westercappeln.

Teil II. (Schluß.)

Seine Werke im Lichte des Christentums.

Zu zeigen, daß die im ersten Teile des Essays geschilderten irreligiösen Anschauungen Kellers auch in seinen Werken sich finden, soll die Aufgabe der folgenden Ausführung sein. Sie kommen nicht bloß vereinzelt vor, sondern sind in tendenziöser Weise oft absichtlich hineingezerrt. Sein größtes und bedeutendstes Werk ist der „Grüne Heinrich". Darin findet sich seine Weltanschauung, um dies jetzt so beliebte Wort zu gebrauchen, am deutlichsten ausgesprochen. Wir haben ein Recht, diesen Roman als ein religiöses Bekenntnis anzusehen, weil Keller selbst gesagt hat, daß er darin einen typischen psychischen Prozeß habe darstellen wollen, und weil der Dichter darin, wenn auch in künstlerischer Objektivierung, seine eigene Entwicklung zeichnet. Die antireligiöse Tendenz des Buches gibt er selbst zu, indem er an Professor Hettner am 5. 1. 1854 schreibt: „Besonders glaube ich darin den sogenannten Atheismus respektabel und poetisch gemacht zu haben, so daß er selbst in den Augen der Frommen wenigstens als eine Tragödie gelten kann, welche zur Reinigung ihres Gottesgedankens beiträgt." Demgemäß findet sich auch sein gottloses Glaubensbekenntnis ausgesprochen. Er sieht darin das Christentum unter dem Gesichtspunkte an, daß es für ihn das größte Hindernis zur Erlangung der rechten Diesseitigkeitsstimmung gewesen sei. Band II, Kapitel 11 heißt es: „Während ich die Person Christi liebte, wenn sie auch, wie ich glaube, in der Vollendung, wie sie dasteht, eine Sage sein sollte, war ich doch gegen alles, was sich christlich nannte, feindlich gesinnt geworden, ohne recht zu wissen warum, und ich war sogar froh, diese Abneigung zu empfinden; denn wo sich Christentum geltend machte, war für mich reizlose und graue Nüchternheit." Zwei Vorwürfe gegen das Christentum stehen voran: Es werde in der christlichen Religion die Mythologie einer vergangenen Zeit und eines fernen Landes als geschichtliche Wahrheit ausgegeben und das religiöse Leben sklavisch danach geregelt. In recht poetischer Form hat er dies also ausgesprochen: „Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden teils sich begeben, teils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden war, ein Buch der Sage, wurde hier als das höchste und ernsthafteste Lebenserfordernis Wort für Wort durchgesprochen und der Glaube daran auf das genauste reguliert. Die wunderbarsten Ausgeburten menschlicher Phantasie, bald heiter und reizend, bald finster, brennend und blutig, aber immer durch den Duft einer entlegenen Ferne gleichmäßig umschleiert, mußten als das festeste und gegenwärtigste Fundament unseres ganzen Daseins angesehen werden." Sodann übt er an den einzelnen christlichen Dogmen die schärfste Kritik. Zuerst nimmt er die Lehre von der Sünde vor, die ihm gar nicht gefällt. Das Wort Sünde hatte ihm, „einen zu handwerksmäßigen Anstrich, einen widertich technischen Geruch, wie von einer Leimsiederei oder von dem säuerlich verdorbenen Schlichtebrei eines Leinewebers." „Daß die göttliche Manipulation mit dem Sündenfall in dem muffigen Wesen fortmüffelte, kam mir damals noch nicht recht zum Verständnis." Ueber den Glauben sagt er unter anderem folgendes:

„Wenn Gott eine Welt geschoffen und mit denkenden Wesen bevölkert hätte, darauf sich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, das geschaffene Geschlecht aber in Elend und Sünde verkommen lassen, hierauf einzelnen Menschen auf außerordentliche und wunderbare Weise sich offenbart, auch einen Erlöser gesendet unter Umständen, welche nachher mit dem Verstande nicht mehr begriffen werden konnten, von dem Glauben daran aber die Rettung und Glückseligkeit aller Kreatur abhängig gemacht hätte, alles dieses nur, um das Vergnügen zu genießen, daß an ihn geglaubt würde, er, der seiner doch ziemlich sicher sein dürfte: so würde diese ganze Prozedur eine gemachte Komödie sein, welche für mich dem Dasein Gottes, der Welt und meiner selbst alles Tröstliche und Erfreuliche benähme. Glaube!

O wie unsägtich blöde klingt mich dieses Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Lammestaune."

Seine Anschauung über die Liebe gibt er also kund:

„Schon die unmittelbare Rücksicht auf den lieben Gott ist mir gewissermaßen hindertich und unbequem, wenn sich die natürliche Liebe in mir geltend machen will .... Daher freue ich mich immer, wenn es geschieht, daß ich unbedacht meine Pflicht erfüllt habe und es mir erst nachträgtich einfällt, daß das etwas Verdienstliches sein dürfte; ich pflege dann höchst vergnügt ein Schnippchen gegen den Himmel zu schlagen und zu rufen: Siehst du, alter Papa! Nun bin ich dir doch durchgewischt. Das höchste Vergnügen erreiche ich aber, wenn ich mir in solchen Augenblicken denke, wie ich ihm nun sehr lamisch vorkommen müßte; denn da der liebe Gott alles versteht, so muß er auch Spaß verstehen, obgleich man auch wieder mit Recht sagen kann, der liebe Gatt versteht keinen Spaß!"

Schließlich bekennt er sich offen zum Pantheismus. Die Hauptformel einer jeden Philosophie ist ihm eine ebenso „große und gräuliche Mystik" wie die Lehre von der Dreieinigkeit. Gott schien ihm nicht geistig, sondern ein weltlicher Geist, „weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gatt strahlt von Weltlichkeit". Das Universum ist ihm eine Republik, die nur Gott als Protektor über sich habe, dessen Majestät in vollkommener Freiheit das Gesetz heilig hielte, das er gegeben, und diese Freiheit sei auch unsere Freiheit, und unsere die seinige!

Die Stelle, welche vom Gebet handelt, kann ich nicht anders als frivol und gemein bezeichnen. Der Dichter war in München in große Not geraten und berichtet, daß er in dieser Lage zum Gebete seine Zuflucht genammen habe.

„In diesem Augenblicke der Not aber sammelten sich meine paar Lebensgeister und hielten Ratsversammlung ab, gleich den Bürgern einer betagerten Stadt, deren Anführer darniederliegt. Sie beschlossen, zu einer außerordentlichen, verjährten Maßregel zurückzulehren und sich unmittelbar an die göttliche Vorsehung zu wenden. Ich hörte aufmerksam zu und störte sie nicht, und so sah ich denn auf dem dämmernden Grunde meiner Seele etwas wie ein Gebet sich entwickeln, wo ich nicht erkennen konnte, ob es ein Krebslein oder ein Fröschlein werden wollte. Mögen sie's in Gottes Namen probieren, dachte ich, es wird jedenfalls nichts schaden, etwas Böses ist es nie gewesen. Also ließ ich das zustande gekommene Seufzerwesen unbehindert zum Himmel fahren, ohne daß ich mich seiner Gestalt genauer zu erinnern vermöchte." Frecher Hohn auf das Gebet und verbissene Ironie spricht auch aus den Worten: „Schon der Symmetrie wegen fügte ich dem heutigen Morgengebetchen jetzt ein kurzes Dankgebet bei, ohne den großen Weltherrn mit vielen oder lauten Worten belästigen zu wollen."

Der Glaube an die Unsterblichkeit wird an verschiedenen Stellen verächtlich gemacht, besonders da, wo der „Grüne Heinrich" beim Grafen von Dortchen Schönfund weilt. „Sie müssen nämlich wissen," erzählt der Graf, „es ist Dortchens Wahrzeichen, daß sie ganz auf eigene Faust nicht an Unsterblichkeit glaubt, und zwar nicht etwa infolge eingeschulter Dinge oder durch fremden Einfluß, sondern auf ursprüngliche Weise, sozusagen von Kindesbeinen auf. . . . Aus dem reinsten und kindlichsten Herzen heraus sagte sie, daß sie gar nicht absehen und glauben könne, wie die Menschen unsterblich sein sollten." So ist dem Dichter dieses Mädchen die Verkörperung seines Idols, der Sterblichkeit der Menschenseele; an ihr will er zeigen, daß die Menschen ohne den Unsterblichkeitsglauben nicht ärmer oder unedler sind.

Von den katholischen Glaubenslehren wird besonders die Marien- und Heiligenverehrung öfters in schamloser Weise verhöhnt. Im „Grünen Heinrich" III. Band beschreibt er seinen Aufenthalt mit Agnes in der Kapelle:

„An der Tür sah ich ein gedrucktes Gebet hinter Glas gefaßt aufgehängt, welches folgende Ueberschrift trug: Gebet zur allerliebtichsten, allerseligsten und allerhoffnungsreichsten ht. Jungfrau Maria, der gnadenreichen und hülfespendenden Fürbitterin Mutter Gottes. Approbiert und zum wirksamen Gebrauche empfahlen für bedrängte weibliche Herzen durch den hochw. Bischof usf. . . . . ."

„In dieser großen Stille und bei diesem Anblick fühlte ich das Ineinanderweben der Zeiten, und es war mir fast zumute, als lebte ich vor 2000 Jahren und stünde vor einem kleinen Venustempel. Ich dünkte mich doch unendlich erhaben über die Szene, so artig sie war, und dankte meinem Schöpfer für das klare und freie Gefühl, das mich beseelte."

Noch viel abstoßender wirkt der Schwank, den der sogenannte Gottesmacher in dem Landhaus der Rasalie (Band III, S. 323) erzählt, um den Marienkultus lächerlich zu machen. „wie Maria einmal einen Kongreß ihrer Vertreterinnen an den berühmtesten Wallfahrtsarten der Welt veranstaltet habe, und wie es da zugegangen und ein großer Zwist entstanden sei, wie nicht anders möglich, wo so viele Frauenzimmer zusammen kämen". Ich will das blöde Zeug nicht wörtlich abschreiben, weil es mir widerstrebt, eine so infame Verhöhnung der Muttergottes hier mitzuteilen. Die Sache endet mit einem Streit der „Maria von Czenstachau" und der „Maria von Einsiedeln".

Gegen die Geistlichkeit ist Gottfried Keller mit Haß und Verachtung erfüllt und gibt dieser Gesinnung bei jedem Anlaß auf gistigste Weise Ausdruck. Es gilt dies in gleicher Weise von den Geistlichen seines eigenen Bekenntnisses wie von den katholischen. In all seinen Werken erscheint auch nicht ein einziger ehrenwerter Priester, jedem wird irgend etwas böswillig angehängt. Der Kaplan im „Grünen Heinrich" ist als ein unmäßiger Esser und Trinker, ein großer religiöser Freigeist und ein unwürdiger Zotenreißer geschildert. Von dem Pfarrer

heißt es, er war ein rechtgläubiger, aber nicht bösartiger Katholik. Jeder fühlt die Grobheit und Ungerechtigkeit, die in dieser Charakteristik gegen die Katholiken bewußt ausgesprochen ist. Von den Kapuzinern wird (Band I, Kap. 7) behauptet, sie „teilen sich mit den Scharfrichtern heute noch freundschaftlich in die Arbeit, bei den abergläubischen Bauern Teufelsbannerei und Sympathiekünste zu treiben". Wie sehr der Autor in theologischen Fragen Dilettant war und nur Theologie trieb, sowie sie in seinem eigenen Garten wuchs, zeigt sich an seiner längeren Abhandlung über Angelus Silesius. Diesen sucht er zum Zeugen und Gewährsmann für seine eigenen pantheistischen Anschauungen zu machen, indem er aus dem „cherubinischen Wandersmann" eine größere Anzahl von Aussprüchen Schefflers anführt, die er alle als pantheistisch bezeichnet. Es ist hier nicht möglich, diese Zitate anzugeben und richtig zu erklären. Es ist übrigens bezeichnend, daß nach Keller auch einige von den „Modernen" wie O. E. Hartleben und Rud. Joh. Vichler den großen Mystiker zum Pantheisten stempeln wollten. Die für jeden Kenner der christlichen Philosophie evidente Korrektheit Schefflers hat der Breslauer Domherr Dr. Seltmann in seinem Buche „Angelus Silesius und seine Mystik" (Breslau 1896) gründlich nachgewiesen. Auch R. v. Kralik hat seine Begeisterung für die christliche Mystik und die meisterhafte Poesie Schefflers in einer besonderen Schrift (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren) zum Ausdruck gebracht.

Auch in sittlicher Beziehung findet sich im „Grünen Heinrich" manches, was uns abstößt. Das hat selbst Emil Kuh gefühlt und dem Dichter in einem Briefe vom 25. 7. 1871 darüber Vorstellungen gemacht: „Ich möchte die zu scharf ausgeprägten geschlechtlichen Zeichen gemildert sehen. Ich meine nämlich diejenigen, welche eine starke sinnliche Reizung hervorbringen, welche das Begehren in uns aufstacheln. Ohne Schädigung des Organismus könnten Sie nach meiner Empfindung die Szene streichen: wie Judith vor Heinrich Lee sich entkleidet. Diese Szene hat neben dem Lüsternen, das sie erregt, einen phantastischen Charakter im Stile Achims v. Arnim; dergleichen aber hat G. Keller nicht nötig." Dieser Aufforderung des berühmten Kritikers ist Keller nachgekommen, indem er in der neuen Ausgabe die schlüpfrige Stelle weggelassen hat, aber das ganze Verhältnis zwischen Judith, dem erfahrenen Weibe, und dem unerfahrenen Knaben Heinrich bleibt ein unsittliches und gestaltet sich zu einem solchen, das der freien Liebe ganz verzweifelt ähnlich sieht.

Höher als der „Grüne Heinrich" steht mir die Novellensammlung „die Leute von Seldwyla", ein innerlich verbundener Zyklus von 10 Novellen, unter denen mir „Frau Regula Amrain und ihr Jüngster" am besten gefällt. In meisterhafter Weise wird uns da eine Frau aus dem Volke lebenskräftig und wahr vor die Seele gestellt, eine der edelsten Frauengestalten unserer ganzen Literatur. Wir erkennen hier die große Bedeutung einer auf Charakterbildung gerichteten Erziehung, wir bewundern die Pflichttreue im privaten und öffentlichen Leben. Leider enthält diese Sammlung unter den 10 Erzählungen einige, die wir unbedingt aus sittlichen und religiösen Gründen ablehnen müssen. So wird in „Dietegen" der Priesterstand herabgesetzt und verdächtigt. Von einem Mönche heißt es: „er ließ ein braunes Dienstmägdlein fahren, das er soeben kosend umfangen hatte," und ein anderer Priester wird beschuldigt, er habe die im Gefängnis sitzende Küngoldt nur deshalb oft besucht, um sich ihres schönen Anblicks und lieblichen Wesens zu erfreuen, nicht aber, um ihr frommen Zuspruch zu halten.

Ueber der viel gerühmten, als Perle der Novellistik gepriesenen Erzählung „Romeo und Julie auf dem Lande" lastet eine schwüle Erotik, die schließlich einen häßlichen Abschluß findet, indem das jugendliche Liebespaar den Tod sucht, erst nachdem es seine Brautnacht gehalten. Ein schweizerischer Kritiker sagt darüber: „Der Schluß dieser Novelle ist selbst vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet ein Fehler, denn diese Art des Zynismus liegt absolut nicht im Charakter der schweizerischen Bauernbevölkerung. Tragisch mußte der Ausgang sein, aber warum nicht das Liebespaar untergehen lassen in dem Augenblick, da sie das Heuschiff besteigen wollen? Warum dem Leser zumuten sich vorzustellen, was vorgegangen von jenem Augenblick an bis zu dem, da sie ins Wasser hinuntergleiten?" Wie man in Dänemark über diese Verherrlichung der Unsittlichkeit dachte, geht aus der Tatsache hervor, daß die durch Georg Brandes bewirkte Uebersetzung einen Sturm der Entrüstung im ganzen Lande hervorrief. Brandes selbst berichtet dem Autor im Dezember 1875, daß „bigotte Preßkoryphäen ein Geschrei über Unsittlichkeit in »Romeo und Julie« erhoben und den Verkauf der Uebersetzung fast vernichtet hätten".

Die letzte Seldwyler Geschichte ist ganz tendenziös und lokal; sie schildert die Auswüchse der großen demokratischen Umwälzung im Kanton Zürich und enthält die heftigsten Angriffe gegen die protestantische Reformtheologie und die Geistlichen dieser Richtung. Von allen Seiten wurde Keller deshalb scharf angegriffen, selbst der bekannte Aesthetiker und Atheist Th. Vischer hat ihm darüber Vorhaltungen gemacht, auf die der Dichter unter dem 29. 6. 1875 antwortet: „Das »Verlorene Lachen« haben Sie zu tendenziös gefunden. Ich glaubte mich zum Schlusse in einem modernen ernsteren Kulturbild versuchen

zu sollen, und es schien mir der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Uebrigens ist nach meiner tiefen Ueberzeugung die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, etwas müsse sein wegen der Plebs, wird wie jede Selbstanlügerei ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionentum."

Uns als Katholiken interessiert diese Bekämpfung des Reformprotestantismus weniger, aber es ist bezeichnend, daß hier, wo Keller die protestantische Religion angreift, ihm Feinde auf der ganzen Linie und in allen Lagern entstehen, daß aber jede Beschimpfung des katholischen Glaubens ruhig hingenommen wird, wie wir dies bei den „7 Legenden" sehen werden, die ich nachher besprechen werde.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ich im „Verlorenen Lachen" die einzige Stelle gefunden habe, wo Keller ohne Sarkasmus katholische Gebräuche erwähnt. Es ist dies die Szene mit der Pilgerin.

„»Warum geht Ihr in Eurem Alter so allein auf der heißen, harten Straße, während alle anderen Wolfahrer auf der Eisenbahn und den Dampfschiffen reisen und bequemlich beieinander sitzen?« fragte Justine. »Ei, das wäre ja kein Verdienst und kein Opfer für mich arme Sünderin!« antwortete die Pilgerin. »die anderen, die reisen heutzutage mehr zur Lust und aus Vorwitz und verrichten allenfalls am Gnadenort ein nützliches Gebet. Ich aber wandere auf meinen alten Füßen zur allerseligsten Muttergattes, und da bin ich nicht nur vor ihrem heiligen Altare bei ihr, sondern auf dem ganzen langen Wege begleitet sie mich auf jedem Schritt und Tritt und hält mich aufrecht, wenn ich sinken will, wie eine gute Tochter ihre alte schwache Mutter! Wenn Ihr wüßtet, wie süß und lieb sie ist, wie schön, wie glänzend! Und welche Macht besitzt sie, welche Klugheit! Für alles weiß sie Rat und alles kann sie!«... Justine lehnte sich zurück und sah der schwankenden Gestalt nach. »Katholisch!« rief sie, sich selbst vergessend, und versank wieder in tiefe, suchende Gedanken, und sie schüttelte abermals ihr Haupt. Aber ihre obdachlose Frauenseele suchte fort und fort."«

Wollte ich alles das, was über die „7 Legenden" schon geschrieben worden ist, nur obenhin erwähnen, und mich über den Wert oder Unwert dieser sonderbaren Erzählungen ausführlich äußern, so würde dies für sich allein schon eine stattliche Broschüre ergeben; ich kann mich hier nur auf Andeutungen beschränken.

Keller hatte in Berlin die Legenden von Kosegarten kennen gelernt; dieser hatte seine umfangreiche, teils poetische teils prosaische Legendensammlung (1804), „unserem gottseligen Kaiser und seiner gleichgesinnten Throngenossin" gewidmet in der Erwartung, daß „die Bemühungen, deren Früchte er dem Publikum preisgibt, innerhalb der katholischen Kirche eine schonendere Aufnahme und treffendere Würdigung finden möchten als innerhalb derjenigen, der er selbst angehört". Aber er setzte hinzu, „das Schöne ist nicht allein von jedem Zeitalter und jedem Himmelsstrich, es ist auch von jeder Kirche und jeder Konfession".

Keller sah in diesen heiligen Wundergeschichten rein menschliche Verhältnisse, schob das Christliche beiseite, um nur das rein Menschliche eines jeden Stoffes herauszuarbeiten. So wird das, was uns heilig ist, profaniert, und die erhabenen Stoffe werden in einer so ironisierenden und willkürlichen Weise behandelt, daß nicht nur unser religiöses Gefühl verletzt, sondern auch die ästhetische Wirkung vernichtet wird. Die „7 Legenden" zerfallen in zwei Gruppen. Die ersten vier führen uns in die ersten christlichen Jahrhunderte, in die Zeit der Kämpfe des erstarkenden Christentums, die zweite Gruppe sind Marienlegenden. Wie der Dichter das Heilige behandelt, mögen einige Proben dartun. Von der hl. Eugenie berichtet die alte Erzählung, daß sie ehelos bleibt, ihr Geschlecht verleugnet und in der Rolle des Mannes viele Heiden bekehrt. Um die Verleumdung zu entlarven, offenbart sie dann ihr wahres Geschlecht. Keller dagegen macht daraus eine Emanzipationsnovelle, Eugenie wird ihm zum Blaustrumpf, Studentin, Gelehrte und Abt. Dann aber fordert Jugend und Natur wieder ihr Recht; nach mancherlei Fährlichkeiten, nach einer demütigen Reue über die Verleugnung ihres Geschlechtes wird sie die Gattin des Prokonsuls.

Im höchsten Grade abstoßend wirkt der „schlimmheilige Vitalis", die Geschichte eines Mönches, der zur Rettung verlorener weiblicher Seelen die Höhlen des Lasters aufsucht, von einem Mädchen überlistet und aus einem Heiligen der Kirche in einen flotten Weltmann und zärtlichen Gatten umgewandelt wird. Wie weit die Geschmacklosigkeit dabei geht, mögen folgende Stellen zeigen: „Vitalis führte ein genaues Verzeichnis aller jener Buhlerinnen auf einem zierlichen Pergamentstreifen, und sobald er in der Stadt ein neues Wild entdeckt, merkte er Name und Wohnung unvermerkt auf demselben vor, so daß die schlimmen Patriziersöhne von Alexandrien keinen besseren Wegweiser hätten finden können als den emsigen Vitalis."

„Er schlüpfte daher in seiner Bedrängnis in ein Gotteshäuschen, wo vor kurzem ein schönes altes Marmorbild der Göttin Juno, mit einem goldenen Heiligenschein versehen, als Marienbild aufgestellt worden war, um diese Gottesgabe der Kunst nicht umkommen zu lassen. Vor dieser Maria warf er sich nieder und trug ihr inbrünstig seine Zweifel vor, und er bat seine Meisterin um ein Zeichen. Wenn sie mit dem Kopfe nickte, so wolle er die Bekehrung vollenden, wenn sie ihn schüttete, wolle er davon abstehen. Allein das Bild ließ ihn in der grausamsten Ungewißheit und tat keines von beiden, weder nickte es, noch schüttete

es den Kopf. Nur als rötlicher Schein vorüberziehender Frühwolken über den Marmor flog, schien das Gesicht auf das holdeste zu lächeln; mochte es nun sein, daß die alte Göttin, die Beschützerin ehelicher Zucht und Sitte, sich bemerkbar machte, oder daß die neue über die Not ihres Verehrers lachen mußte; denn im Grunde waren beides Frauen, und diese lächert es immer, wenn ein Liebeshandel im Anzug ist."

Im „Tanzlegendchen", an dem der Wohllaut der Sprache das Beste ist, finden sich Stellen, die an Blasphemie streifen; ich erwähne nur diese:

„Im Himmel war eben hoher Festtag; an Festtagen aber war es, was zwar vom hl. Gregor v. Nyssa bestritten, von demjenigen von Nazianz aber aufrecht gehalten wird, Sitte, die neun Musen, die sonst in der Hölle saßen, einzuladen und in den Himmel zu lassen, daß sie Aushilfe leisteten. Sie bekamen gute Zehrung, mußten aber nach verrichteter Sache wieder an den anderen Ort gehen. — Ein unendliches Seufzen rauschte durch den Himmel; bestürzt eilten alle Aeltesten und Propheten herbei, indessen die Musen immer lauter und melancholischer sangen und das ganze Paradies außer Fassung geriet. Endlich aber kam die allerhöchste Trinität selber heran, um zum Rechten zu sehen und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlage zum Schweigen zu bringen."

Die zweite Gruppe umfaßt alte, dichterisch vielfach behandelte Marienlegenden, wie die beiden zusammengehörenden Geschichten: „Die Jungfrau und der Teufel" und „Die Jungfrau als Ritter". Bertrade, die schöne und fromme Frau eines heruntergekommenen Grafen, soll von diesem dem Bösen zugeführt werden als Lohn, daß er ihren Mann wieder reich gemacht hat. Unterwegs betet sie in einer Kapelle, worauf die Muttergottes zu ihrer Rettung vom Altar herunterfteigt, die Gestalt der Gräfin annimmt und mit dem Teufel beim Stelldichein ringt und ihn zum Verzicht bewegt. Der schändliche Gatte ist auf dem Heimweg umgekommen, und in der nächsten Legende sieht die Jungfrau als Ritter sich nach einem würdigen Gemahl für die Witwe um und erkämpft einem Ritter das begehrenswerte Weib. Die dritte Marienlegende „Die Jungfrau und die Nonne" behandelt einen Stoff, der in der älteren und neueren Literatur von Dichtern vielfach — jüngst noch von Maurice Maeterlinck in einem Mysterienspiel „Schwester Beatrix" — behandelt worden ist. Die Klosterschwester Beatrix ergibt sich 15 Jahre lang dem Weltleben und Maria verwaltet in dieser Zeit alle Dienste für die Entschwundene. Beatrix kehrt in ihre Zelle zurück, aber als eines Tages ein alter Ritter mit acht Jünglingen kommt, da bekennt sie sich zu ihnen und stellt mit Stolz ihre blühenden Söhne in den Schutz der hl. Jungfrau. Der Dichter hat für das Katholische in dieser Legende kein Verständnis, weil ihm die Klostergelübde töricht und unnatürlich erscheinen.

Um diese „sehr hübschen Kleinigkeiten für literarische Feinschmecker", wie A. Bartels die sieben Legenden Kellers genannt hat, richtig zu verstehen, müssen wir zuerst untersuchen, was der Dichter selber von ihnen gedacht und gehalten hat, was er eigentlich mit ihnen beabsichtigte.

Daß er auf ihren Ideengehalt kein allzugroßes Gewicht legte, ersieht man aus seinem Scherzwort, sie seien nur ein kleines Zwischengericht, ein lächerliches Schälchen eingemachter Pflaumen. Ueber ihre Entstehung schreibt er an Ferd. Freiligrath (22./4. 1860): „Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Rosegarten in einem läppisch frömmelnden und einfältigen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Rosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist." Noch deutlicher wird die antikatholische Tendenz dieser Pamphlete durch den Brief an Th. Vischer vom 1./10. 1871 bestätigt: „Das Büchlein, um das es sich handelt, würden jene ironisch reproduzierten sieben Legenden sein. Wäre ein kurzes, ebenfalls humoristorisches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfasser habe einmal in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholischwerden, sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die acta sanctorum, die Kirchenväter studiert, vorliegende Legenden seien solche Quellenstudien; da er sich aber wieder anders besonnen, so sei das Unternehmen liegen geblieben usw. Wäre ein solches Vorwort taktlos, mißverständlich oder schädlich, und täte man besser, gar nichts zu sagen?" — und jeden Zweifel schließt aus die Erklärung an Th. Vischer vom 19. Mai 1872: „Mit den Legenden geht es mir seltsam; ich glaubte die Freiheit der Stoffwahl damit zu behaupten gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen, immerhin aber eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie zu begehen." Erwähnt sei noch, daß ein gewisser Frank das Tanzlegendchen in eine Kantate umwandeln wollte, worauf Keller sich äußerte, diese Zumutung sei nicht gerade klug gewesen, denn eine solche Bearbeitung könnte nur „in rechtgläubig katholischem Stile, mit Abstreifung aller Ironie, also mit Verkehrung ins Gegenteil, erfolgen".

Was haben nun die Kritiker aus diesen Gebilden des Hasses gegen die katholische Religion gemacht? Eine Abwehr der darin enthaltenen Verhöhnung unseres Glaubens habe ich in den Literaturgeschichten und Kritiken vergebens gesucht. Wohl habe ich überschwengliches Lob gefunden und öfters die Versicherung, daß eine Verletzung des „Katholizismus" durchaus nicht vorliege. Ich erwähne nur drei Stimmen, die uns belehren wollen, wie wir als Katholiken fühlen sollen. Da ist zuerst Ferdinand

Kürnberger, der in seinen „Literarischen Herzenssachen“ (1877) folgendes bemerkt: „Kellers Legendengeist hat den katholischen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelspitze verletzt; er hat diesen Glauben nur mit der Miene der Unschuld und der Folgerichtigkeit der Konsequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen, aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und von Gottes Schenkeln. Er tut, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Uebereinkommen ist, davon nicht zu sprechen. Als ein katholisches enfant terrible hat Keller seine Legenden erzählt. Keiner wie er hat die Kindesmiene so zu Gebote; er ist ein für ewige Zeiten unerreichbares Ideal von Naivität in den sieben Legenden.“ — An zweiter Stelle habe Adolf Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart, das Wort: „Nun ist für jeden unbefangenen, poetisch empfindenden Leser gewiß, daß die sieben Legenden neben dem lachenden Uebermut, dem vergoldeten Lichte des freiesten Humors mit der ganzen Reinheit und dem innerlichen Entzücken des Dichters an allem tieferen und edleren Seelenleben getränkt sind. Sie bezeugen, daß Keller die Kunst, im engsten Rahmen blühendes Leben und die schmelzendste Farbenpracht vor Augen zu bringen, verstand.“ Allerdings ist Stern so ehrlich, zuzugeben, daß der „schlimmheilige Vitalis“ auf der Grenze dessen steht, was der Dichter mit Glück darstellen kann, und daß diese Legende der Frivolität oder wenigstens einer übergroßen Keckheit beschuldigt worden ist. Schließlich wollen wir noch über diesen Gegenstand Barthel hören, auf dessen „Literaturgeschichte der Gegenwart“ wir eigentlich angewiesen sind, bis Salzers Arbeit vollendet vorliegt. Sein Urteil lautet: „Ohne irgendwie die katholisch-klerikale Anschauung zu verletzen, führt der Dichter die Vorgänge aus dem Weihrauchduft der Kirche in die tächelnde Heiterkeit der Dichtung hinüber.“ Es ist Zeit, daß von katholischer Seite gegen diese Redensarten energisch protestiert wird.

Von den „Züricher Novellen“ (1876) erwähne ich nur „Hadlaub“, dessen Thema für die Katholiken anstößig ist. Es behandelt die Entstehung der Manessischen Hundschrift. Vom Abschreiben alter Minnelieder schreitet Hadlaub, der kunstgelehrte junge Bauernsohn, vorwärts zu eigenem Dichten. Dazwischen aber schlingt sich seine Liebe zu Fides, der außerehelichen Tochter des Bischofs von Konstanz und der Fürstäbtissin von Zürich.

Die letzte Novellensammlung „Das Sinngedicht“ (1881) zeigt besonders die glänzendsten Seiten der Kellerschen Begabung. Leider befindet sich in dieser Sammlung eine Erzählung, die in so gröblicher Weise katholische Lehren und besonders den Ordensstand verletzt, daß auch dieses Buch abgelehnt werden muß. Der Titel dieser Novelle ist Don Correa. Der Haß gegen die katholische Kirche und ihre Priester spricht sich an mehreren Stellen scharf aus; ich führe nur die schlimmsten an. So ist die Taufe der afrikanischen Sklavin Zambo geradezu skandalös geschildert.

„Zambo ließ alles mit sanfter Ergebung über sich ergehen, ohne den Mund zu verziehen; erst als alles vorüber war, und sie an den Altar geführt wurde, richtete sie das Auge schüchtern auf das hölzerne Marienbild, welches nach Vertreibung der ketzerischen Holländer in neuem Glanze war, die Krone frisch vergoldet, das Gesicht so stark gefirnißt, daß es glänzte wie ein Spiegel und die linke Wange wirklich das daran gedrückte Näschen des Christusbildes abspiegelte. Weil aber die Wange rundlich gewölbt war, so erschien das Näslein darin so groß, daß die Zamba-Maria vermeinte, es wohne ein Mann in der durchsichtigen Frau, der seine Nase herausstrecke. und da sie überhaupt noch nie ein derartiges Bildwerk gesehen, so hielt sie es für einen lebendigen Zauber. Sie suchte zu entfliehen Alles drängt sich herzu . . . Da ruft ein Priester: »Wunder, Wunder! Der Herr ist eingekehrt in seine irdische Wohnung!« Alles schreit . . . die Jesuiten, schnell gefaßt, die günstige Gelegenheit zu packen, schlugen alle weiteren Erörterungen mit einem mächtigen Tedeum nieder.“

In diesem Tone geht der Unsinn noch ein gutes Stück weiter; so denkt sich Keller, entstehe bei den Katholiken eine wunderbare Erscheinung der Gottesmutter. Die Jesuiten verschleppen dann das Mädchen von einem Kloster zum anderen, um sie zu einer Art von Wundertäterin und Heiligen zu machen, aber sie widerstand, mit Blutrünstigkeiten Stirn und Hände verzieren zu lassen und eine heilige Blutschwitzerin zu werden. Ich bemerke für alle Keller-Schwärmer, daß diese wüsten Dinge wörtlich zitiert sind.

Mit gutem Gewissen könnte ich für gebildete Katholiken zur genußreichen Lektüre nur den Roman „Martin Salander“ empfehlen. Er läßt die rationalistischen Ideen Kellers weniger scharf hervortreten und ist auch frei von Ausfällen gegen die Religion. Allerdings ist auch hier der Vertreter des religiösen Kirchentums, der Wohlwend, in seinem sittlichen Leben als Lump geschildert. Im ganzen aber ist es ein ausgezeichneter politischer Roman, dessen Thema Volkserziehung und Volkswohlfahrt ist.

Ueber die Poesie Kellers läßt sich schwer ein Urteil fällen, doch glaube ich, daß er mehr episch als lyrisch veranlagt war. Seine Gedichte enthalten des Großen und Schönen manches, aber daneben stehen Erzeugnisse, die ihrem Inhalt nach unklar sind, Gedichte, die uns anblicken wie Geschöpfe aus einer fremden Welt, manche sind bizarr und verwegen. Sie lieben das Selt-

same, das Barocke; sie rücken Häßliches in eine poetische Beleuchtung; sie bekämpfen oft allgemein Sanktioniertes und sanktionieren wieder allgemein Bekämpftes. Oft weiß man nicht, ob seine Poesie der Grenze, jenseits welcher das Pathologische beginnt, sich bloß nähert oder ob sie diese Grenze schon überschreitet, z. B. in dem sonderbaren Gedicht „Die Gräber" und in der unschönen Mordgeschichte „Ein Schwurgericht".

In der ersten Ausgabe seiner Gedichte, als der Dichter 27 Jahre alt war, finden sich eine Reihe von Sonetten, in denen er mit Begeisterung noch für den Unsterblichkeitsglauben eintritt. Unter dem Titel „Sonnenwende und Entsagen" stellt der Dichter in der neuen Ausgabe jenen Liedern, mit denen er einst den Glauben an die Unsterblichkeit verherrlichte, nun eine ganze Serie solcher Dichtungen entgegen, mit denen er diesen Glauben bekämpft und verhöhnt.

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, daß ich wohl getan;
Ich habe nun das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand,
Ich schau' hinauf zum blauen Dome,
Und such' kein beff're Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß,
Ich weiß, wie auch die Flamme glühet,
Daß ich gleich dir vergehen muß.

Sein Haß gegen die Geistlichen treibt auch in den Gedichten sonderbare Blüten. In der „Mönchspredigt" läßt er einen Priester an seinen Lästerungen auf der Kanzel ersticken, in der „Wochenpredigt" steht „das Pfäfflein der Gemeine auf diesem, dann auf jenem Beine, in seiner alten Predigertonne, hoch am Pfeiler, grau und fest, dem Kranich gleich in seinem Nest". Da der Geistliche die Stunden, welche zwischen dem Schluß der Predigt liegen und der Zeit, da er zu einem Gelage eingeladen ist, nicht totzuschlagen weiß, schläft er am hellen Tage in einer Laube. Der Schluß heißt dann:

O Pfäfflein, liebes Pfäfflein, sag',
Ist dir zu lang der eine Tag,
Was willst du mit all' den Siebensachen,
Den Millionen Sternen und Jahren machen?

Bis zu welcher Roheit Keller sich verirren konnte, zeigt folgendes Machwerk:

Wir sind sechs alte Klosterbäuche,
Wir sind sechs faule Branntweinschläuche,
Die nimmer das Wasser halten.
Wir sind sechs Schlingel von Gottes Gnaden.
Was schlecht ist, das verteidigen wir;
Was gut ist, das beleidigen wir;
Was wol ist, das beeidigen wir.
Und wo ein Aas im Felde stinkt,
Da kommen wir herangehinkt,
Es sorglich heimzutragen.

Diese wenig erschöpfende Skizze wird zur Genüge klar machen, daß ich weder der Prüderie noch der Bigotterie geziehen werden darf, wenn ich Gottfried Kellers Werke als religionsfeindlich bezeichne und gegen die Vergiftung des gläubigen Volkes durch solche literarische Erzeugnisse, auch wenn sie künstlerisch noch so hoch stehen, warnend meine Stimme erhebe.

Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen.

Von Hermann Herz-Bonn.

Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen im Etatsjahre 1. April 1904 bis 31. März 1905. Ueber die Gründung die Einrichtung ꝛc. dieses Instituts ist im Jahrg. II, Nr. 6 unserer Zeitschrift berichtet worden. Es sind daher diesmal nur die bedeutendsten Veränderungen und Fortschritte im verflossenen Berichtsjahre zu notieren.[1]) Außer den Bücherspenden seitens der Verleger und anderer Privatpersonen sind besonders zwei Geldgeschenke zur Vermehrung des Bücherbestandes hervorzuheben, das eine im Betrage von 10000 M., das andere im Betrage von 6000 M. Die persönlichen Ausgaben (einschließlich Buchbinderlöhne) betrugen 44 362,49 M., die sächlichen 31 114,58, zusammen 75 477,07 M., eine Summe, in welche die im Etatsjahre aufgewendeten Mittel für Büchereinkäufe der Provinzialwanderbibliothek nicht mit einbegriffen sind. Ausgeliehen wurden am Ort und nach auswärts insgesamt 70 963 Bände an 7175 Leser. Der Jahresbericht enthält außerdem sorgfältig ausgearbeitete, sehr detaillierte Statistiken über den Beruf der Leser, über die einzelnen Abteilungen, denen die entliehenen Bücher angehören. Besonders wertvoll aber ist die Anlage:

Das staatlich organisierte Volksbibliotheks-wesen in der Provinz Posen und die Provinzial-Wanderbibliothek. 1. und 2. Jahresbericht. Lesejahre 1903/04 und 1904/05. (Dezember 1903 bis 31. Mai 1904 und 1. Juni 1904 bis 31. Mai 1905.) Wir entnehmen daraus: „Im Mittelpunkte des Volksbibliothekswesens der Provinz, soweit es durch Staats- und Provinzialmittel gefördert und einheitlich organisiert ist, steht die Provinzialwanderbibliothek, die als eine besondere Abteilung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek von deren Direktor nebenamtlich geleitet wird. Sie soll zunächst dazu dienen, als eine Wanderbibliothek höherer Ordnung die Bücherbestände der öffentlichen Volksbibliotheken, nament-

[1]) Eingehendere Mitteilungen gibt der vorzügliche, von Prof. Dr. Rudolf Focke herausgegebene 3. Jahresbericht der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen.

lich der Wanderbibliotheken der einzelnen Kreise, durch sorgfältig ausgewählten Lesestoff, der alljährlich gewechselt wird, zu verstärken. Aber darüber hinaus soll sie der Stützpunkt des Ganzen, die Zentral- und Auskunftsstelle aller ihr angeschlossenen Bibliotheken sein; sie soll ihnen mit Rat und Tat helfen, sie soll aber auch auf die Hebung und Ausgestaltung des gesamten Volksbibliothekswesens der Provinz hinwirken. Deshalb ist Bedingung für den Anschluß einer jeden Bibliothek, der größten wie der kleinsten, an die Provinziolwanderbibliothek ihre Einfügung in den einheitlichen Betrieb. Daneben ist der freien Entwicklung und der Hilfe von Organen und Personen, die durch Begründung und Unterstützung von Bibliotheken und Lesehallen an der Hebung einer gesunden Volksbildung mitarbeiten wollen, der weiteste Spielraum gelassen. In den meisten Fällen ist die materielle und administrative Mitwirkung von Bibliotheks- und Bildungsvereinen, von Gemeinden- und Verwaltungsbehörden, namentlich aber auch von im Kirchen- und Schuldienst stehenden Persönlichkeiten und von hilfsbereiten Volksfreunden die Voraussetzung und Bedingung für das Zustandekommen und den Fortbestand der neu zu begründenden oder schon vorhandenen Volksbibliotheken.

Die Organisation der über die Provinz verteilten Bibliotheken von der bezeichneten Gattung beruht im wesentlichen auf der Form der Wanderbibliothek. In jedem der 40 Landkreise der Provinz sind und werden auch weiterhin, je nach Bedarf, eine oder mehrere Kreiswanderbibliotheken eingerichtet, sei es durch Umgestaltung oder Zusammenschließung schon bestehender Bibliotheken, sei es durch Neugründungen. Die Kreiswanderbibliotheken selbst sind nur administrative Zentraten, während die Ausleihung der Bücher durch die Ausgabestellen erfolgt, die nach Maßgabe der Verhältnisse mehr oder weniger zahlreich an geeigneten Orten der Kreise oder der Kreisteile eingerichtet werden. Aber auch andere Volksbibliotheken, solche mit weiterem oder engerem Wirkungskreise als dem der Kreis-Wanderbibliotheken, sind geeignet, Gliedee dieses Organismus zu sein. Namenttich werden die selbständigen städtischen Volksbibliotheken, deren Entstehung im Zuge der Entwicklung des Ganzen liegt, Fühlung mit der Provinzialwanderbibliothek zu gewinnen suchen. Endlich seien die öffentlichen Lesehollen erwähnt, die lediglich als die notwendigen, allmählich einzurichtenden Ergänzungen und Zubehöre der größeren Volksbibliotheken anzusehen sind."

Im zweiten Lesejahr nun (1904/05) war der Stond der Valksbibtiotheken mit Ausschluß der Provinzialwanderbibtiothek folgender:

1. In 7 Kreisen wurden die Kreiswanderbibliotheken im Anschluß an die Provinzialwanderbibliothek neu organistert.

2. In 14 Kreisen wurden Kreiswanderbibliotheken neu eingerichtet und an die Provinziatwanderbibliothek angeschlossen.

3. Für mehrere Kreise erwies sich die Einrichtung einer zweiten Wanderbibliothek als durchaus notwendig.

4. In Schneidemühl wurde eine öffentliche Volksbibliothek mit Lesehalle eingerichtet.

5. Die Gesamtzahl der Ausgabestellen der einzelnen Kreiswanderbibliotheken betrug 384.

6. Eine statistische Gesamtübersicht kann z. Z. noch nicht gegeben werden. In einzelnen Kreisen hob sich die Gesamtentleihung auf 10 000. Von 7 Kreiswanderbibtiotheken mit 42 Ausgabestellen wurde vorschriftsmäßiges und, wie es scheint, zuverlässiges statistisches Material geliefert. Danach betrug in den 7 Kreiswanderbibliotheken mit 42 Ausgabestellen die Bändezaht 11123, die von 1903 Entleihern 21 208 mal benutzt wurden.

7. Die gesamten vom Staate für die Volksbibliotheken der Provinz Posen mit Ausschluß der Prooinziatwanderbibliathek aufgewendeten Mittel betrugen 16 763 M. 60 Pf.

Die Provinzialwanderbibliothek selbst umfaßte am 31. März 1905 7774 Bände, wovou 6850 Bände, in Büchergruppen von je 100 bis 200 Bänden, an jene 39 Zentraldibliotheken (darunter 30 Kreiswanderbibliotheken) verteitt wurden, die an die Prooinzialwanderbibtiothek angeschlossen waren. Statistisches Material über die Verleihungen sanoten 33 Zentratbibtiotheken ein, wonach mit den Büchern der Prooinzialwanderbibliothek 25427 Verleihungen erziett wurden; darnach dürfte die Gesamtsumme der Verleihungen in den 39 Zentralbibliotheken 28000 betragen. Die Ausgaben der Prooinzialbibliothek betrugen 12024,27 M., wooon auf den Staat 10066 27 M., auf die Provinz 1957,29 M. entfielen.

Innsbruck. I. Tiroler Lesehalle und Bücherei. Anfangs des Jahres 1903 faßte die Prinzessin Mothilde von Sachsen-Koburg und Gotha den Plan, in Tirol eine Volkstesehotle zu gründen. Msgr. Dr. Hillmann übernahm die Ausführung. Am 1. November 1903 konnte die Lesehalle eröffnet werden und zwar in der Unioersitätsstraße Nr. 7 I. Sie ist jeden Tag von 9—1 und von 6—9 geöffnet. Bis 1. Novemher 1904 betrugen die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen, aus der Lesehalle und Bibliothek, aus dem Beitrage des Charitas-Verbandes, Zinsen bis 1. Januar 1904 insgesamt 13938,62 Kr.; die Ausgaben 2777,38 Kr. In der Lesehalle liegen 82 Zeitungen und Zeitschriften auf, und in den Schränken der Bibliothel befinden sich 3000 Bde., wooon der katholische Arbeiterverein 1200 Bde. der Volkslesehalle überwies. Auch die kath. Verleger gaben Büchergeschenke ab. Unter den Geldgeschenken ist namenttich das des Protestanten Carnegie heroorzuheben, der 300 Dottars der katholischen Volkslesehalle schenkte. Der Eintritt in die Lesehalle kostet jeweils 2 Heller. Die Lesehalle hatte im ersten Vereinsjahr 1000 Bücher ausgeliehen und war von 6181 Besuchern frequentiert worden. Auch als Wärmehatle soll sie gute Dienste tun.

Graz. Die vom Verein „Volkslesehalle" in Graz am 1. Dezember 1902 eröffnete kath. Volkstesehalle scheint voran zu kommen. Im Jahre 1904 betrug der Bücherumtausch 15476 Bde., während im ersten Halbjahr 1905 bereits 10300 Entleihungen stottfanden und der Lesesaal von 535 Personen besucht wurde. Die Zahl der Bände beläuft sich auf zirka 4000. Die Abonnentenzahl betrug am Schluß des Jahres 1904 gerade 1000.

Die Arbeit an den Vereinsgaben.

Von Heinrich Falkenberg-Königswinter.

Die in diesem Monat wieder beginnende Arbeit an den Vereinsgaben ist für viele Geschäftsführer der unangenehmste Teil der Vereinspflichten. Abgesehen von dem nicht geringen Aufwond an Zeit in größeren Vereinen, erfordert sie überall Exoktheit und ein geschicktes

Anfassen, soll sie nicht zur Qual werden. Es gibt Vereine, in denen die Lieferung der Vereinsgaben sich durch Schuld des Lokalvorstandes mehrere Jahre hinzieht; es kommt auch vor, daß die Lieferung ganz unterbleibt und die Teilnehmer einfach um ihr gutes Recht betrogen werden, indem der Geschäftsführer den Umstand mißbraucht, daß die Leute aus Respekt vor seiner Würde, vielleicht auch aus Nachsicht wegen seines Alters (oder auch aus Unwissenheit?) dazu schweigen; gewissenhafte Geschäftsführer ersetzen bisweilen in ihrer Verzweiflung Fehlendes aus eigener Tasche; es kommt auch vor, daß ein Geschäftsführer bereits bei der Anfertigung der Bestellisten nicht zurecht kommen kann und sich für den Augenblick dadurch hilft, daß er zum Ausgleich einfach eine Anzahl Handpostillen u. dgl. bestellt. In solchen Fällen hat den größten Schaden die Sache selbst, mögen nun die Vereinsangehörigen verdrossen werden oder die Geschäftsführer oder beide. Und doch ist es so leicht, jeden Verdruß zu vermeiden, wenn man es nur richtig anfaßt, das wahre Ei des Kolumbus! Nachstehend gebe ich ein Verfahren an, das sich in langjähriger Verwaltung mehrerer Lokalvereine und einer Bezirksstelle bewährt hat. Ich beschränke mich auf das Mechanische; daß der Geschäftsführer auch darauf hinwirken wird, daß die Gabenwahl der oft herzlich ungeschickten und mehr auf Karl May und Humoresken als auf die christlichen Hausbücher erpichten Teilnehmer im Sinne der Vereinsziele beeinflußt wird, ist eine Sache für sich.

1. Man ordnet die Wahlzettel nach dem Alphabet der Besteller;

dann trägt man die gewählten Nummern in die Mitgliederliste ein;

etwa fehlende Zettel treibt man ein.

2. Dann ordnet man die Zettel nach den Nummern und trägt die Namen der Besteller in ein Exemplar des Gabenverzeichnisses unter den betr. Nummern ein (bei größeren Vereinen muß das G.-Verz. zu diesem Zwecke durchschossen werden).

3. Dann überträgt man die Zahl der Bestellungen der einzelnen Bücher in das Bestellformular.

(Die Bestellzettel und das G.-Verz. mit den Aufzeichnungen werden aufbewahrt, bis keine Reklamationen mehr zu befürchten sind.)

[4. Der Geschäftsführer eines Haupthülfsvereins oder Bezirksvereins verfährt ähnlich mit den eintaufenden Bestellformularen: in ein Gobenverzeichnis schreibt er zu jeder Nummer die Zahl der von den einzelnen Lokalvereinen bestellten Exemplare und die Ortsnamen und überträgt die Summen in das Bestellformular des Haupthülfsvereins.]

5. Die eintaufende Büchersendung wird sofort auf ihre Vollständigkeit kontrolliert, etwa indem ein Gehülfe die Bücher hervornimmt und die Nummern vortieft und der Geschäftsführer in der Begleitfaktura jedes einzelne Exemplar bei der betr. Nummer durch eine geeignete Marke (Strich oder dgl.) bezeichnet.

[Die Haupthülfsstelle bedient sich zu dieser Arbeit der eigenen ersten Zusammenstellung (s. o. Nr. 4) und legt gleichzeitig die Bücher für die verschiedenen Lokalvereine zusammen. Zur größeren Sicherheit werden dann die einzelnen Gruppen nochmals revidiert an der Hand der Bestellformulare der Lokalvereine.]

6. Fehlen bei der Sendung Bücher ohne Vermerk in der Begleitfaktura, so reklamiert man sofort bei der Haupthülfsstelle und falls diese nicht innerhalb angemessener Frist die Sache erledigt, bei der Zentralstelle, natürlich ohne deswegen die Verteilung der eingegangenen Gaben zu verzögern.

7. Falls man die Bücher abholen läßt, ordnet man sie auf improvisierten Büchergestellen nach den Nummern. Die Ablieferung einer Gabe an den Besteller vermerkt man sofort in dem Mitgliederverzeichnis, etwa durch Ausstreichen der Nummern oder Eintragen des Datums.

Am schnellsten wird die Arbeit erledigt, wenn man die Vereinsgaben sofort austragen läßt. Will man sie abholen lassen, so setze man einen oder zwei Termine hierfür an. Die beim letzten Termin zurückbleibenden Bücher sende man den Bestellern unverzüglich ins Haus.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Volksaufklärung. Kleine Handbibliothek zur Lehr und Wehr für Freunde der Wahrheit. Verlag von A. Opitz in Warnsdorf, Böhmen. XVI°. Preis pro Nummer 10 H. oder 8 Pfg.

Zur Besprechung liegen uns vor:

Nr. 89/90. Der dreißigjährige Krieg. Von Laur. Wintera, O. S. B., Prof. in Braunau, 64 S.

Nr. 91. Konfessionsschule oder Mischschule? Von Alois Hansel, Lehrer in Hohnau, Pr. Schlesien.

Das erstgenannte Werkchen gibt einen knappen Ueberblick über jene traurigste Epoche unserer Geschichte mit ihren Greueln, sowie recht eingehend (S. 35—64) über die verhängnisvollen Folgen für unser Vaterland. Gegenüber den alltäglichen Anpreisungen der „Segnungen der Reformation" muß eine derartige Lektüre als ernüchterndes, heilsames Gegengift wirken. Die Darstellung ist warm, schlägt manchmal kräftige Töne an. Der Verfasser ist übrigens ein tüchtiger Geschichtskenner, speziell des 30jährigen Krieges, wovon seine im gleichen Verlage erschienene, auf eingehender Quellenforschung beruhende Quellenstudie „Braunau und der dreißigjährige Krieg" (2. Aufl. 1905, Okt. 84 S., Preis 70 H. od. 70 Pfg.) Zeugnis gibt. Die protestantische Bewegung in der Stadt Braunau spielt bekanntlich eine Rolle in der unmittelbaren Veranlassung des dreißigjährigen Krieges. Wintera räumt hier mit der bisherigen unrichtigen Behauptung bezw. Geschichtslüge auf, daß der Abt die protestant. Kirche in Braunau geschlossen habe; Versuche zur Schließung derselben wurden mehrfach gemacht, dagegen stets ohne Erfolg, bis der Ausgang des böhmisch-pfälzischen Krieges das Schicksal des Protestantismus besiegelte. In der nun folgenden langen Kriegszeit hatte Stadt und Gebiet von Braunau ein fast ununterbrochenes gerüttetes Maß von Leiden zu erdulden.

In Nr. 91 nimmt ein preußischer Lehrer Stellung zu der augenblicklich gerade in Preußen brennenden Frage, ob Konfessions-, ob Simultanschule. Es ist ein Mann der Schulpraxis, dem es mit seiner Aufgabe ernst ist, von warmer kath. Ueberzeugung, der auch in der einschlägigen Literatur nicht unbewandert ist und die Argumente der Gegner schlagend zu widerlegen weiß. Wir wüßten nicht, wie man diesen Gegenstand dem Mannr aus dem Volke

in solcher Kürze überzeugender und schöner darlegen könnte. Die Broschüre eignet sich vorzüglich zu einem wirkungsvollen Vortrage für Vereine usw., wo dieser Gegenstand berührt werden muß. Einige Gedanken des Verfassers seien hier ausgezogen. S. 4: „Das Recht auf die Konfessionsschule ist ein historisches." S. 8: „In der christlichen Volksschule ist die Religion nicht bloß Unterrichtsfach, sondern Prinzip. Alle anderen Unterrichtsfächer müssen von relig. Geiste durchtränkt sein. Ich verlange nicht etwa kathol. Naturgeschichte oder kathol. Rechnen, aber ich verlange, daß dort, wo es sich ungezwungen tun läßt, auch in den profanen Fächern relig. Momente zur Belebung nnd Vertiefung herangezogen werden." S. 13: „Gerade dieses Zurücktreten der Persönlichkeit des Lehrers in der Mischschule ist für mich der Hauptgrund, sie zu bekämpfen." Nachdrücklich wird betont und mit Aussprüchen der Gegner belegt, daß die Mischschule nur eine Etappe zur religionslosen Schule sein soll, deren Früchte man in Frankreich heranreifen sieht. Zum Schluß zieht er einige Folgerungen, die für jeden Katholiken in dieser vielleicht wichtigsten innerpolitischen Frage maßgebend sein sollen.

Die Anschaffung der ganzen Sammlung dürfte für Vereinsleiter zu Vortragszwecken sich sehr empfehlen.

Imnau. Dr. Adolf Rösch.

Wissenschaft und Religion. Sammlung bedeutender Streitfragen. Straßburg, Le Roux & Co. Jedes Bändchen in 12° 50 Pfg.

VIII. Bdchn.: Haben die Christen Rom unter Nero in Brand gesteckt? Von Paul Allard. 57 S.

IX. Bdchn.: Die Christenverfolgungen nnd die moderne Kritik. Von Paul Allard. 61 S.

Der Verlag von Le Roux & Co. bietet in der Sammlnng populär-wissenschaftlicher Abhandlungen bisher nur Werke französischer Autoren in freilich tadelloser Uebersetzung. Band VIII ist eine Widerlegung der Behauptung des italienischen Professors Pascal (1896), daß nicht Nero, sondern die Christen die Urheber des Brondes der Stadt Rom seien. Der Verfasser weist mit meisterhafter Klorheit noch, wie unhaltbar die Berufung Pascals auf den Bericht des Tacitus ist, der unter Anführung des lateinischen Quellentextes mit wissenschaftlichem Scharfsinn eingehend erläutert wird. Die völlige Unhaltbarkeit der Pascalschen Theje wird sodann aus dem Charakter der ersten Christen und vor allem aus der übrigen heidnischen und christlichen Literatur der ersten drei Jahrhunderte, soweit sie zur Frage Stellung nimmt oder hätte nehmen müssen, nachgewiesen. Endergebnis ist (S. 57): „Was die Christen anlangt, so hat bloß Tacitus ihren Namen in den Beweis über den Brand Roms hineingebracht, allein es geschieht, um zu sagen, daß Nero den ihm anhaftenden Verdacht auf sie ablenken wollte, indem er sie verfolgte. Keiner der Feinde des Christentums, deren Schriften auf uns gekommen sind, macht darauf auch nur die geringste Anspielung. Keiner der christlichen Apologelen, welche ganze Seiten auf die Widerlegung der ungerechten, auf ihre Rechnung verbreiteten Gerüchte verwenden, denkt daran, daß er sie gegen diesen Vorwurf zu verteidigen habe. Die Frage kommt bei den Alten unter keiner der etwa möglichen Formen vor, weder in der Geschichte, noch im Pamphlet, noch in der Apologie. Fast alle, welche sich über die Ursache des Brandes von Rom auszusprechen haben, sagen: Nero. Tacitus sagt vorsichtiger: Nera oder der Zufall. Niemand bringt eine dritte Hypothese vor, sei es auch, um sie abzutun."

Wir glauben, besser und überzeugender hätte man den die ersten römischen Christen schwer kränkenden Vorwurf nicht widerlegen können, als Allard in seiner wissenschaftlich ruhigen und klaren Art getan.

Dieselben Vorzüge wissenschaftlicher und dabei doch gemeinverständlicher Darstellung teilt Bdchn. IX der Sammlung vom nämlichen Verfasser. Er faßt hier das wissenschaftliche Ergebnis der neuerdings so viel von der Kritik untersuchten Geschichte der Christenverfolgungen in wenigen Kapiteln: „Die Zahl der Märtyrer", „Die Christenverfolgung unter Nero", „Die rechtliche Unterlage für die Verfolgungen in den beiden ersten Jahrhunderten", „Das Rechtsverhältnis der Kirche im 3. Jahrhundert", „Die Berichte über die Martyrien" knapp zusammen. Auch hier ergibt sich für uns Katholiken dos erfreuliche Resultat (S. 60): Die Kritik „hat manche Wucherung ausgeputzt, manches fremdartige Gewächs abgeschnitten, aber dadurch hat sie die geschichtliche Wahrheit in ihrer Reinheit nnd Kraft wieder hergestellt".

Die Sammtung Le Roux & Co. kann, soviel aus diesen beiden Bändchen zu schließen ist, der gebildeten katholischen Leserwelt warm empfohlen werden, da sie ihr Thema nicht bloß verständlich und anziehend, sondern auch durchaus wissenschaftlich behandelt. — Wir wünschten übrigens, daß nach deutschem Brauche auf der Titelseite auch das Jahr des Erscheinens ersichtlich wäre. Papier und Druck sind recht gut.

Imnan. Dr. Adolf Rösch.

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Uebersetzt und erklärt von Aug. Arndt, S. J. Taschenausgabe. Regensburg 1906. Friedrich Pustet. S. 619. Preis brosch. 0,80 M., geb. 1,20 M.

Diese, in Nr. 4, Jahrg. I der Borr.-Bl. bereits besprochene und warm empfohlene Uebersetzung des N. T. muß in vorliegender geschmackvoll gebundenen und sehr handlichen Taschenausgabe ebenfalls warm empfohlen werden. Sie ist so bequem, daß sie jedermann zu jeder Zeit in der Tasche mit sich führen kann.

Bonn. Hermann Herz.

Unpolitische Zeitläufe. I. Bd.: **Haus und Herd.** Von Fritz Nienkemper. 386 S. 8°. Kevelaer 1905. Butzon & Bercker. M. 2,50; in Salonband M. 3,50.

Alte Bekannte! Wer kännte die Unpolitischen Zeitläufe nicht? Zwar lese ich sie seit langen Jahren nicht mehr, doch freue ich mich jedesmal, wenn ich sie in einer Zeitung finde, denn es ist mir nicht zweifelhaft, daß der Verfasser mit seinen recht unterhaltenden Artikeln ein ganz bedeutendes Stück Volkserziehung leistet, und daß die Körnchen gesunden Menschenverstandes und christlichen Geistes, die er allwöchentlich aussäet, viel gute Frucht bringen. Mit einigem Unbehagen dagegen habe ich die vorliegende Bandausgobe in die Hand genommen, denn in den Prospekten und Inseraten wird mit keinem Worte angedeutet, daß hier eine gründliche Ueberarbeitung vorliegt. Um so mehr freue ich mich, dem Buche eine recht warme Empfehlung mit

auf den Weg geben zu können. Es enthält eine vortreffliche Auswahl kurzweiliger Plaudereien mit einer Fülle beherzigenswerter Lebensweisheit über Heiraten, Familienleben, Kindererziehung und tausenderlei Einzelheiten, die im Leben oft eine ungeahnte Bedeutung haben. Das Buch verdient als ein Lehrbuch der Lebenskunst für die weitesten Kreise in recht viele Häuser und in alle katholischen Bibliotheken zu kommen.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Die Alkoholfrage. Vorträge von Otto Kach. Mit Abbildungen. München 1905. Verlag des Zentralverbandes der christlichen Hilfs- und Transportarbeiter Deutschlands, Schulstr. 14. Preis: a) mit schwarzen Abbildungen 20 Pfg., bei 50 Stück 15 Pfg.; b) mit schwarzen und farbigen Abbildungen 40 Pfg., bei 30 Stück 32 Pfg. S. 56.

Das Büchlein ist sehr frisch und populär geschrieben und gibt gründliche Belehrungen über das Unheil, das der Alkoholgenuß anstiftet. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt der vollständigen Enthaltsamkeit von alkoholhaltigen Getränken und tritt mit Wärme für seine Ueberzeugung ein. Die Lektüre des Büchleins ist jedermann sehr anzuraten.

Bonn. Hermann Herz.

Natur und Menschenhand im Dienste des Hauses von Max Eschner. 2 Bände. Bd. I 248 S. Preis geb. M. 5, . Bd. II 393 S. Preis geb. M. 6,—. Verlag von Peter Hobbing-Stuttgart

Der erste Band bringt in interessanter Weise einesteils die Entstehungsgeschichte unserer wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel, wie Brot, Mehl, Milch, Zucker, Syrup, Kaffee, Chokolade, andernteils die Herstellung der bekannten Bedarfs- und Gebrauchsgegenstände, wie Leinwand, Seide, Seife, Soda, Filz, Pelz, Leder. Der zweite Band vermittelt im ersten Teile genaue Kenntnis über die Herkunft und die Anfertigungsweise mancher Geräte, die uns als Gebrauchsgegenstände mehr oder weniger unentbehrlich sind, und gibt Auskunft über Glas-, Porzellan-, Metall-, Holz- und Papierwaren der verschiedensten Art, über Schiefertafel, Bleistift und Kreide, über Lithographie und Photographie. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Bau des Hauses, mit der Heizung, dem Lichte, der elektrischen Klingel ꝛc.

Wenn auch, besonders im ersten Bande, manche Abschnitte des allzu bekannten Inhaltes wegen als überflüssig erscheinen dürfen, und einzelne bildliche Darstellungen, welche von Bruno Héraux entworfen sind, an Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen, so können wir das Buch doch angelegentlichst empfehlen. Die populäre, fließende Schreibweise, die übersichtliche Darstellung sind Vorzüge, welche die kleinen Mängel ganz und gar in den Schatten stellen. Kindern und Erwachsenen werden die Bände eine unterhaltende Lektüre sein, die sich als solche nicht bloß in den Dienst der intellektuellen Bildung stellen, sondern auch die Anregung geben, die Dinge unserer Umgebung sorgfältig zu betrachten.

Die Jugendschriften-Kommission
des katholischen Lehrerverbandes.

Altenessen Bremenkamp.

Klassikerausgaben.

Der Verlag von Görlich-Breslau gibt in sehr geschmackvollen Einbänden mit gutem Druck auf gutem Papier, den Band a 2 M., folgende Werke klassischer Autoren heraus:

1. **Schiller.** Ausgewählte Werke. 2 Bde., enthaltend: Biographische Einleitung; Gedichte in Auswahl, Wallenstein, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell;
2. **Chamisso.** Ausgewählte Werke, enthaltend: Biographische Einleitung, Lieder und lyrisch-epische Gedichte, Sonette und Terzinen, Gelegenheitsgedichte, Dramatische Entwürfe, Uebersetzungen, und die beiden Prosadichtungen: Adalberts Fabel und Peter Schlemihl;
3. **Annette Freiin von Droste-Hülshoff.** Ausgewählte Werke, enthaltend: Die Biographie der Dichterin, „Gedichte", „Die Schlacht am Loener Bruch", „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers", „Das geistliche Jahr", „Geistliche Lieder", „Die Judenbuche", „Bei uns zu Lande auf dem Lande", „Bilder aus Westfalen".

Sämtliche Ausgaben können empfahlen werden.

Annette von Droste-Hülshoff. Eine Auswahl aus ihren Gedichten für die Jugend. Eingeleitet und erläutert von Laurenz Kiesgen. Verlag der Jugendblätter. München II. 109 S. Preis geb. 0,50 M.

Annette gehört im allgemeinen zu jenen Klassikern, die auch für die Jugend von 14—15 Jahren an aufwärts noch schwer zu lesen sind. Gleichwohl wurde in den Borromäusblättern (Jahrgang II Nr. 5) betont, daß namentlich die die höheren Lehranstalten besuchende Jugend in die wunderbare Poesie der westfälischen Dichterin eingeführt werden müsse, weil sie von Annette lernen könne, in die Natur zu schauen und auf die Regungen des Seelenlebens achtzugeben. In vorliegender Auswahl hat nun ein bewährter Schulmann und Schriftsteller gerade jene Gedichte ausgewählt und unter die drei Begriffe Menschen, Natur, Gott subsumiert, die auch die Jugend von 14 Jahren an schon mit Genuß und immer steigendem Nutzen lesen kann. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr geschmackvoll. Wir wünschen, daß es der Jugend recht oft in die Hand gedrückt werde.

Bonn. Hermann Herz.

Weltverbesserer. Roman von Anton Schott. Essen-Ruhr, Fredebeul und Koenen. Preis brosch. M. 4, gbd. M. 5.

Von den bodenständigen Romanschriftstellern, die wir in den letzten Jahren kennen lernten, hebt sich Schott in eigenartiger Weise ab. Der Schilderer des Böhmerwaldes und seiner Bevölkerung enthüllt uns das oft in seiner ganzen Derbheit hervortretende Leben des merkwürdigen Volksschlages in seiner naturwahren Gestalt ohne jeden Versuch, auch nur um ein Strichlein die Menschen anders zu zeichnen, als wie sie wirklich sprechen, denken und handeln. So gestissentlich bemüht sich Schott, echte Volkscharaktere uns zu malen, daß der Leser, der sich an dem Wohllaut dichterischer Sprache und dem Fluß der Rede zu erfreuen und zu bilden sucht, häufig unvollkommene Befriedigung findet. Schott schreibt einen schlichten, kernigen, manchmal fast knorrigen Stil, der

dem in herber Schönheit aufsteigenden Waldgebirge entspricht und dem Volke, das nicht die geringsten romantischen Anlagen verspürt. Der „Weltverbesserer" hat mich trotz des eben ausgesprochenen Fehlers nicht um die Ueberzeugung gebracht, daß Schott einer unserer berufensten Volksschriftsteller ist, und daß ihm die Zukunft noch große Erfolge im Schoße bewahrt. Ich habe das Buch von Seite zu Seite mit steigendem Interesse gelesen und die feinen Charakterzeichnungen bewundert. Vor allem die des Klement, des „Weltverbesserers", den die Unruhe in die ferne Welt zog, ohne daß diese ihm das erhoffte Glück gewährt hätte; der seine Mitmenschen in der Gemeinde geistig und materiell emporzubringen trachtete, der endlich den Gipfel seiner Laufbahn erreicht zu haben glaubte, als er des Schloßherrn Tochter ehelichte. Und zuletzt heißt es von ihm: „Anderen hat er die Wege weisen wollen .... aber er hat sie zu allererst verlassen." Meisterhafte Bilder entwarf Schott auch in der Darstellung der übrigen Personen, wie des barschen, selbstbewußten Stegerherrn, des verkommenen Lepold, der gemüthosen Leni und des Drexlerbauern, der durch seine Trunksucht um Hab und Gut kommt, nachdem er seiner braven Ehefrau ein Höllenleben bereitet hatte. Als er zuletzt noch an Klement zum Mörder geworden, bittet er seine Frau um Verzeihung, und diese schreit im Uebermaß ihres Elendes hell auf: „Alles, alles ist verziehen und vergessen!"

Wie schon angedeutet, wären einige allzu derbe Ausdrücke (wie z. B. S. 168, Zeile 12; S. 245, Zeile 15) besser vermieden worden. Auch sind mehrere störende Druckfehler stehen geblieben.

Ich brauche dem Buche keinen Erfolg zu wünschen; es empfiehlt sich von selbst und wird gewiß in allen Volksbibliotheken als ein gern gelesenes Buch geschätzt werden. Jedem Erwachsenen wird man es ohne Bedenken in die Hand geben können.

Nürnberg. Georg Albert.

Der Gänsedoktor. Humoristische Novelle von A. Gaus-Bachmann. (Für Herz und Haus! Familienbibliothek.) 18. Band. 264 Seiten 8° geb. in Leinen Mk. 1,—. Regensburg J. Habbel.

Der 18. Band der Familienbibliothek „Für Herz und Haus" darf in sachlicher Beziehung als eine wohlgelungene humoristische Novelle bezeichnet werden. Die Handlung bringt keine überflüssigen, das Verständnis erschwerenden Abschweifungen, — aber klare Darstellungen der auftretenden Personen, die nicht gekünstelt herbeigeführten humoristischen Situationen bewahren den Leser vor Ermüdung. Liebesverhältnisse, Intriguen usw. liefern dazu den Stoff. Leider weist das Buch eine Menge orthographischer und grammatischer Fehler auf, so Seite 52 meistends, statt meistens, Seite 179 geschrien, statt geschrieen. Seite 155, 156, 158, 174 erschrack, statt erschrak. Seite 11 Küchenschrank wo, statt woron. Seite 40 versichere Dich, statt Dir ꝛc.

Die Jugendschriften-Kommission des katholischen Lehrerverbandes

Altenessen. Bremenkamp.

Volksbücherei. Verlag Styria, Graz. Bandausgabe in Leinwand mit Rotschnitt.

12. Band. Die Kreuzritter. Historischer Roman v. Heinrich Sienkiewicz. Volksausgabe. Mit Einleitung und 6 Vollbildern Mk. 2,50.

13. Band. Aus den tiroler Bergen von Reimmichl. Mk. —,90.

14. Band. Ums liebe Brot und andere Novellen von Heinrich Sienkiewicz, mit Bild des Verfassers. Mk. —,90.

15. Band Lauro Bassi Emmonuel Astorga von A. Schuppe. Bunte Geschichten von Wildmoyer. Mk. —,90

16 Band. Der Löwe von Flandern von H. Consience. Aus dem Flämischen mit Titelbild. Mk 2,—.

17. Band. Weh dem, der lügt. Ein treuer Diener seines Herrn von Franz Grillparzer. Mk. —,90.

18. Band Hirtanda, Herzogin der Bretagne, Beotushöhle (von Christ. v. Schmid). Mk. —,90.

19. Band. Der Rekrut. Der Bahnwärter Erzählungen aus dem Volksleben von H. Consience. Mk. 1,10.

Vor allem kann dankend anerkannt werden, daß in die Grazer „Volksbücherei" auch neuere Werke aufgenommen sind. Wir meinen hier zunächst die zwei großen, wettbekannten Romane von Sienkiewicz (Bd. 12 u. 20), auf die wir nicht näher eingehen [1]) können Nur sei bezüglich der „Kreuzritter" bemerkt, daß die vorliegende Uebersetzung der verkürzten, von Sienkiewicz selbst besorgten Volksausgabe folgt. Ebenso ist dankbar zu begrüßen, daß die in dem ursprünglichen Werke häufigen allzu scharfen Worte gegen die Deutschen teils fortgelassen, teils gemildert sind. Dr. Ronstil hat recht, wenn er meint, daß der Genuß am künstlerisch Schönen dadurch nicht verkürzt, sondern für uns erst recht ein ungestörter wird. Auch die Aufnahmen der kleinen Novellen Sienkiewicz (Bd. 14) ist dankenswert. Daß Consience mit dem „Löwen von Flandern" (Bd. 16) und zwei kleineren Erzählungen (Bd 19) auch zu Ehren gekommen ist, hat uns sehr gefreut. Wie gerne haben wir seine Jugendschriften seinerzeit gelesen! An dem „Rekrut" haben wir auch jetzt wieder helle Freude gehabt. Das sind gute Menschen, wie sie auch heute noch in den schlichten unteren Volkskreisen, Gott sei Dank, vorkommen. Reimmichl (Bd. 13) ist ein köstlicher Erzähler. Wir können leider bei der Fülle des Gebotenen auf Einzelheiten nicht eingehen, wollen aber der Verlagsbuchhandlung gern anerkennen, daß sie ihre Auswahl bis jetzt mit Sorgfalt und Geschick getroffen hat.

Die Bücher, die Habbels Verlag und die Styria in Serien erscheinen lassen, verdienen sämtlich Aufnahme in die Borromäusbibliotheken.

Bensheim (Hessen). Prof. Lenhart.

Jugend- und Volksbibliothek. Nr. 1 bis 16. (Münster, Verlag der Regensbergschen Buchhandlung.)

Die vorliegenden Bände enthalten zumeist Uebersetzungen, so „Kapitän" von Frau von Ranteuil; „Erlebnisse auf der Flucht aus Sibirien" von Rufin Piotrowski; „Unterm Strohdach" von M. von Campfronc; „Der kleine Lord" von

[1]) Eine, die Romane von Sienkiewicz eingehend behandelnde literarische Skizze ist bereits für die Borr.-Bl. in Aussicht genommen. (Die Red.)

Frances Hodgson Burnett. Nur die Erzählungen „Aus dem Leben" haben eine Deutsche (Lisbeth Winckelsett-Zumbrook) zur Verfasserin. In der letzten wie in der erstgenannten Geschichte spielt ein Hund eine bedeutende Rolle; beide Erzählungen sind sehr lebhaft geschrieben und kommen dem Geschmack unserer Jugend entgegen. Bewegte Bilder läßt Piatrawski in seinen „Erlebnissen auf der Flucht aus Sibirien" an unserem Geiste vorüberziehen. Auch „Unterm Strohdach" und „Der kleine Lord" haben mir gut gefallen, wobei ich jedoch nicht verschweigen will, daß ich es für besser halte, gute deutsche Erzählungen unserer Jugend zu bieten als Uebertragungen aus dem Französischen oder Englischen.

Die besprochenen Bändchen dürften für Schüler und Schülerinnen vom 12. Jahre an, sowie auch für das Volk passen, wenn man keine besonders hohen Anforderungen an literarische Kost stellt.

Nürnberg. Georg Albert.

Vermischtes.

Die meistgelesensten Bücher und Autoren im Jahre 1905.

Auf die von der Redaktion des Literarischen Echo veranstaltete Rundfrage bei den größeren deutschen Leihbibliotheken nach den meistverlangten belletristischen Werken während des Zeitraums Herbst 1904 bis Herbst 1905 sind 151 Antworten eingelaufen, worunter sich auch einige Volksbibliotheken befinden. Als die meistgelesensten Werke wurden laut Literarischem Echo, Jahrg. 8, Heft 7 bezeichnet:

1. „Götz Krafft" (I—III) von Ed. Stilgebauer (Berlin, Richard Bong) 110 mal,
2. „Tagebuch einer Verlarenen," herausgeg. von Margarethe Boehme (Berlin, F. Fontane & Co.) . . . . . 77 „
3. „Peter Camenzind" von Hermann Hesse (Berlin, S. Fischer) . . . . . 63 „
4. „Asmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst (Leipzig, L. Staackmann) . 49 „
5. „Das schlafende Heer" von C. Viebig (Berlin, E. Fleischel & Co.) . . . 47 „
6. „Heimat des Herzens" von G. Frhrn. v. Ompteda (Berlin, E. Fleischel & Co.) . . . . . 34 „
7. „Der rote Schein" von L. Ganghofer (Stuttgart, Adalf Bonz & Cie.) . 27 „
8. „Buddenbrooks" von Th. Mann (Berlin, S. Fischer) . . . . . 27 „

Als meistgelesene Autoren werden genannt:

1. Stilgebauer . . . 110 mal,
2. Viebig . . . . . 78 „
3. Böhme . . . . . 77 „
4. Hesse . . . . . 63 „
5. Ernst . . . . . 49 „
6. Ompteda . . . . . 42 „
7. Frenssen . . . . . 37 „
8. Ganghofer . . . . 34 „

Zur Ergänzung des oben mitgeteilten Resultats führen wir noch diejenigen Bücher an, die größere Stimmenzahlen auf sich vereinigten:

G. Frenssen, Jörn Uhl (25),
J. R. zur Megede, Der Uebertäter (23),
Wilh. Hegeler, Flammen (19),
Rudolf Herzog, Das Lebenslied (17),
C. Viebig, Naturgewalten (17),
Rudolf Stratz, Gib mir die Hand (14),
Rosegger, J. N. R. J (13),
Beyerlein, Similde Hegewald (11),
Heyking, Briefe, die ihn nicht erreichten (10),
C. Viebig, Die Wacht am Rhein (10).

Als meistgelesene Autoren kämen im Anschluß an die obengenannten nach mit größeren Zahlen in Betracht: Th. Mann (30), Wilh. Hegeler (25), J. R. zur Megede (23), Nataly v. Eschstruth (20), F. A. Beyerlein (18), Rosegger (17), Rudolf Stratz (17).

Zu erwähnen ist, daß in fast allen schlesischen Leihbibliotheken Paul Keller zu den meistgelesenen Autoren gehört.

Von einem Geistlichen ging der Redaktion folgende **Postkarte** zu: „Ich muß Sie doch auf einen Uebelstand aufmerksam machen in den Borromäusbibliotheken. Das Durchstöbern einer größeren Anzahl von Bibliotheken, namentlich auf dem Lande, zeigte die überraschende Tatsache, daß die betr. Leiter von den Zeichen der Zeit nichts verstanden hatten und nur reines Lesefutter in ihrer Bibliothek hatten. In den meisten Fällen bekam ich auf meine Frage: »Haben Sie die vorhandenen Bücher auch selbst durchgelesen?« unbegreiflicherweise die Antwort: »Nein, das ist zu viel Arbeit für mich.« Ich möchte doch mal wissen, was jene Herren die langen Winterabende anfangen! Wie leicht kann man da Gutes stiften, wenn man durch einige Notizen dem Leser einen wertvollen Fingerzeig gibt, namentlich bei Ramanen, die ihre Lösung suchen außerhalb der Schwelle des Cheistentums oder doch der kath. Kirche. Unglaube und Umsturz verbreiten überall das Gift ihrer Schriften; wie leicht lassen sich in die Bibliothek Bücher aufnehmen, die namentlich den Arbeitern Aufklärung verschaffen; aber leider muß ich konstatieren, daß eine große Anzahl Bibliotheksleiter entweder solche Bücher (es gibt doch eine Anzahl Erzählungen mit apologetischer Tendenz) gar nicht kennt oder sich nicht die Mühe gibt, sie im Katalog aufzusuchen. . . ." (Anm. der Red. Es kann einem Bibliotheksvorstand unseres Erachtens nicht zugemutet werden, sämtliche Bände seiner Bibliothek durchzulesen. Aber er sollte sich wenigstens durch die Lektüre gediegener Rezensionen über deren Inhalt unterrichten.)

Berichtigung. In Nr. 4 Jhrg. III der Barr.-Bl. S. 73 ist in dem Bericht über die Lesehalle Bremen ein Versehen mitunterlaufen. Es muß heißen „Das Vermögen betrug am 31. Dezember 1904 insgesamt 177787,25 Mk., nicht, wie irrtümlich dort steht, 1772787,25 Mk. Die Redaktion.

MAR 23 1906
PRINCETON

3. Jahrgang. Nr. 6. März 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Volkstümliche katholische Bibliotheken, katholische Autoren und Verleger. Von Hermann Herz. — Theodor Storm. Von B. Stein. — Statistik über die bei der Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus für das Jahr 1905 als Bibliotheksgaben bestellten Bücher. — Die Volksbibliothek und Lesehalle zu M.Gladbach. 1. Gründung und Entwicklung. Von Huberi Schmitz. — Rezensionen. — Vermischtes.

Volkstümliche katholische Bibliotheken, katholische Autoren und Verleger.

Von Hermann Herz-Bonn.

Die nachstehenden Erwägungen unter obiger Aufschrift sind veranlaßt durch die in dieser Nummer auf S. 115 mitgeteilte Statistik über die als Bibliotheksgaben bei der Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus im Jahre 1905 bestellten Bücher. Sie bilden eine Art Kommentar dazu. In einer Rezension über die 3. Auflage des Werkes: „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ von Richard M. Meyer schreibt die Literarische Beilage der Köln. Volksztg. in Nr. 2, Jahrg. 1906 u. a.:

„Auch die Namen katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen finden wir in der neuen Auflage, wie Brackel, Lilien, Grau, Dincklage, Herbert, Schott, Handel-Mazzetti usw. Im Vorwort dankt der Verfasser der »Redaktion der Kölnischen Volkszeitung und dem Verlag J. P. Bachem in Köln«, die ihm »die katholische Belletristik unserer Tage erst eigentlich zugänglich gemacht haben«. Es ist anzuerkennen, daß Hr. M. davon Gebrauch machte, aber daß einem Literarhistoriker, der ein dickes Buch über die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts schreibt, die katholische Belletristik »erst eigentlich zugänglich gemacht« werden muß, ist ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß Werke katholischer Verfasser nicht gelesen werden, auch nicht von den Forschern, die dies von Berufs wegen tun müßten.“

So werden also die katholischen Autoren in der Literaturgeschichte von Akatholiken totgeschwiegen. Wie aber ist es um unsere Literatur in den sogenannten paritätischen volkstümlichen Bibliotheken bestellt? Das in Nr. 5 und 6 Jahrg. III (Mai-Juni 1902) der Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen erschienene „Musterverzeichnis von Büchern belehrenden und wissenschaftlichen Inhalts für Volksbibliotheken“ von Dr. E. Schultze umfaßt in zwölf Abteilungen 288 Werke (oder 388 Bände) zum Gesamtpreis von 1610,90 M. Darunter findet sich nicht ein einziges Bändchen aus einem katholischen Verlage und nicht ein einziger katholischer Autor von Ruf. In den völlig indifferenten Abteilungen „Technik“, „Stenographie“, „Verschiedenes“ mag ja der eine oder andere Autor Katholik sein, wie z. B. Adlersfeld Ballestrem mit ihrem

„Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte“ (Leipzig, Weber). Aber in den Abteilungen, wo jeder Autor Farbe bekennen muß, z. B. Literaturgeschichte, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaften, Philosophie und Pädagogik, Rechts- und Staatswissenschaft, Sozialpolitik fehlen kath. Autoren einfach ganz, indes die antichristliche Weltanschauung darin gar sehr zu Worte kommt. Es hat keinen Zweck, einzelne Namen hier zu nennen, deren Ruf in der Gelehrtenwelt international ist und denen man mit Sicherheit in dem Verzeichnis zu begegnen hofft, denn, wie gesagt, alle kath. Gelehrten fehlen.

Ein klein wenig besser ist es um das „Musterverzeichnis der schönen Literatur für Volksbibliotheken“ desselben Verfassers bestellt. (Ebenda Jahrg. V Nr. 9 und 10, Sept.-Okt. 1904 und Jahrg. VI, Nr. 1—6, Jan. bis August 1905.) Hier scheiden wir die ausländische, sowie die deutsche Literatur bis auf die neuhochdeutschen Klassiker aus, weil man eine italienische Literatur ohne Dante, eine spanische ohne Calderon und Cervantes, eine mittelhochdeutsche ohne echt katholische Autoren sich einfach nicht denken kann. Was bleibt aber dann noch übrig von katholischen Autoren? Ich sage nicht von kath. Werken, sondern von kath. Autoren, und verstehe darunter nicht etwa katholische Tendenzdichtung, sondern Dichter, die katholisch sind und in ihren Werken den kath. Glauben, worin sie aufgewachsen, zum mindesten nicht bekämpfen, bisweilen auch als etwas Selbstverständliches bekennen, in deren Werken also bloß deshalb hin und wieder die kath. Weltanschauung zur Kenntnis kommt, weil die betreffenden Dichter eben katholisch empfunden haben, ohne daß sie irgendwie Propaganda dafür machen wollten. Von den so charakterisierten Autoren sind vertreten:

1. Klemens Brentano: „Die mehreren Wehmüller oder ungarische Nationalgesichter“ in der Sammlung: Deutsche Humoristen, Bd. II (Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen-Dichter-Gedächtnisstiftung, 1904), „Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ (in Deutscher Novellenschatz. Hrsgegeb. von Paul Heyse und Hermann Kurz);
2. Annette von Droste-Hülshoff: „Lyrische Gedichte“ (Cottasche Handbibliothek), „Die Judenbuche“ (in den „Wiesbadener Volksbüchern“ und in „Deutscher Novellenschatz“);
3. Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ (Hendel), „Gedichte“ (Hendel), „Die Glücksritter“ (Deutscher Novellenschatz);
4. Hansjakob: „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ (Stuttgart, Bonz & Co);
5. Stifter: „Studien“ (Leipzig, Amelung), „Brigitta“ (Deutscher Novellenschatz);
6. F. W. Weber: „Goliath“ (Paderborn, Schöningh).

Ist das alles? Ja. Unter 135 Autoren bezw. Sammelwerken, die zum großen Teil mit einer stattlichen Anzahl von Bänden vertreten sind, in der Abteilung: Neuere deutsche Literatur (die Klassiker werden bereits hierher gerechnet) ganze fünf Katholiken mit ein paar Bändchen! Das spricht Bände, zumal von Dr. E. Schultze wegen seiner hervorragenden Stellung in der modernen volkstümlichen Bibliotheksbewegung unbedingt verlangt werden muß, daß er sich auch in der kath. Literatur ein klein wenig umsieht. Es soll nun nicht geleugnet werden, daß in einzelnen wenigen Städten, namentlich mit überwiegend kath. Bevölkerung, die katholische Literatur in den paritätischen Bibliotheken in befriedigender Weise vertreten ist. Auch wird man es gern anerkennen, daß die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ die Erscheinungen der neueren kath. Belletristik nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern sich oftmals in ihren Rezensionen anerkennend darüber äußern. Aber es hat mir die genaue Durchsicht von etlichen 30 Katalogen und Musterverzeichnissen sogenannter paritätischer Bibliotheken in Stadt und Land gezeigt, daß das Musterverzeichnis von Dr. E. Schultze ein ziemlich genaues Bild von den Bücherbeständen solcher Bibliotheken gibt. Wenn die Katholiken der einzelnen Städte endlich einmal die Schlafmütze ablegen und sich etwas mehr um derartige Institute kümmern wollten, so würde wohl auf ihr unablässiges Drängen manches in derartigen Büchereien besser werden. Aber eigentlich geholfen wird uns dadurch nicht.

Die sogenannte paritätische Bibliothek ist eben bereits in einen Waffenplatz für die Bestrebungen des Indifferentismus umgewandelt worden. Die katholischen Autoren werden

deswegen immer nur sporadisch darin vertreten sein, wenn auch nicht so auffallend selten wie in der Gegenwart. Darf ein solcher Zustand den katholischen Autoren und Verlegern gleichgültig sein?

Nehmen wir einmal an, im ganzen Deutschen Reiche befänden sich etwa 10 000 nichtkatholische Volksbibliotheken in Stadt und Land. Ich glaube, diese Zahl ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen; genaues läßt sich eben nicht angeben, weil die statistischen Mitteilungen über die Volksbibliotheken noch äußerst spärlich sind. Welch ein Absatzgebiet eröffnen diese zehntausend Volksbibliotheken, sofern ihnen einigermaßen Mittel zur Verfügung stehen, was allerdings wohl bei der größeren Anzahl nicht der Fall ist, den akatholischen Autoren und Verlegern, während den katholischen Autoren und Verlegern dieses Absatzgebiet zwar nicht ganz, aber zum weitaus größeren Teile verschlossen bleibt! Soll und kann ihnen dafür ein Ersatz geboten werden? Zweifelsohne kann es geschehen. Teilweise ist dieses Absatzgebiet bereits geschaffen. Der Borromäusverein hat Ende des Jahres 1905 im ganzen 2877 Hülfsvereine aufgewiesen, was ebensoviele Borromäusvereinsbibliotheken bedeutet. Davon dürften etwa 2500 Pfarrbezirksborromäusvereine sein. Außerdem mögen noch in ganz Deutschland vielleicht etwa 500 kath. Pfarrbibliotheken bestehen, so daß wir im Deutschen Reich, von den Büchereien der verschiedenen kath. Vereinigungen abgesehen, ungefähr 3000 volkstümliche kath. Bibliotheken besitzen, ein Drittel etwa dessen, was wir an derartigen Büchereien unbedingt haben müßten, um das berechtigte Lesebedürfnis im kath. Volksteil zu befriedigen. Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß schon diese 3000 Volksbibliotheken für die kath. Autoren ein sehr lohnendes Absatzgebiet wären, sofern diese Bibliotheken in genügender und vernünftiger Weise mit Büchern ausgestattet würden. Aber wie steht es damit? Obschon wir kein statistisches Material über diejenigen kath. volkstümlichen Bibliotheken besitzen, die nicht zugleich Borromäusvereinsbibliotheken sind, so glaube ich doch auf Grund persönlicher Erfahrungen behaupten zu dürfen, daß diesen weit weniger Mittel für die jährlichen Neuanschaffungen zur Verfügung stehen, als denen der Borromäusvereine. Der Borromäusverein aber konnte im Jahre 1904 jeder einzelnen seiner Bibliotheken im Durchschnitt Bücher im Werte von etwa 50 M. zur Verfügung stellen. Nun will ich diese an und für sich geringe Summe nicht schelten; sie stellt dem kath. Klerus Deutschlands immerhin ein schönes Zeugnis aus für seine Bestrebungen, die Volksbildung zu fördern; denn die Gelder, welche der Borromäusverein alljährlich für seine Bibliotheksgaben und die noch wertvolleren Vereinsgaben für die Hausbücherei seiner Angehörigen zur Verfügung hat, werden nur durch die unermüdliche Agitation des Klerus in denjenigen Volkskreisen aufgebracht, die ohne die Bemühungen der Geistlichkeit sonst kaum einen Pfennig für Anschaffung von Büchern übrig hätten. Aber diese Summen sind viel zu gering, um die volkstümlichen Bibliotheken genügend auszustatten. Schon ein Dorf mit etwa 600 Einwohnern sollte jährlich mindestens 100 Bände frisch seiner Bibliothek einverleiben können. Sodann müßte seitens der Bibliothekare darauf Bedacht genommen werden, daß nur gediegene und, soviel wie möglich, Werke neuerer Autoren eingestellt werden. Eine zum größten Teil mit Karl May, Herchenbach, Bauberger, Christoph v. Schmid, Berlepsche Romanbibliothek ꝛc. ausgestattete Bücherei nutzt uns blutwenig. Es dürften auch durchaus nicht bloß belletristische Werke die Regale füllen. In den Versammlungen des Volksvereins für das kath. Deutschland, in den Volksbildungsabenden, in den einzelnen beruflichen Vereinigungen muß daher allmählich auch der Mann aus dem Volke so zum Lesen erzogen werden, daß ungefähr die Hälfte der Bibliotheksbücher der belehrenden Abteilung angehören darf und dementsprechend Leser findet. In der belletristischen Abteilung ist anzustreben, daß Bücher im Genre von Karl May und ähnlicher Autoren allmählich verschwinden; denn von dieser Lektüre bis zum minderwertigsten Kolportageroman ist es nur noch ein Schritt. Wie sich durch eifriges Arbeiten schließlich doch etwas erreichen läßt, kann man aus der Statistik über die Bibliotheksgabenbestellung bei der Zentralstelle des Borromäusvereins ersehen (siehe diese Nr. S. 115). Unsere besseren kath. Erzähler sind in durchaus beachtenswerter Weise vertreten.

Und doch ist die Zusammenstellung geeigneter Bücher für Volksbibliotheken in verschiedenen Nummern des Jahrgangs II unserer Zeitschrift, die bereits einen beachtenswerten Erfolg erzielt hat, erst ein schwacher Versuch, ein schüchterner Anfang gewesen. Sodann weisen die mir allmählich in größerer Anzahl zugehenden gedruckten Kataloge der Borromäusvereinsbibliotheken einen erfreulichen Fortschritt in dieser Richtung auf. Die kath. Autoren und die kath. Verleger können aus all dem ersehen, von welcher Bedeutung die kath. Volksbibliotheken für die Entwicklung der kath. Literatur werden könnten, wenn diese erst einmal in doppelter und dreifacher Anzahl und mit doppelt und dreifach verstärktem Budget vorhanden wären. Halbe, ja ganze Auflagen, würden dann in einem Jahr an die Volksbibliotheken allein abgesetzt. Daß dadurch der Kauf bei den Sortimentern sich verringern würde, wird nur jemand behaupten, der von der Sache nichts oder bloß sehr wenig versteht. Das gerade Gegenteil wäre der Fall. Auch nicht bloß für die Belletristik würde das Absatzgebiet ein viel bedeutenderes werden, sondern die belehrende, nicht streng fachwissenschaftliche Literatur würde ebenfalls aus den Bibliotheken in ungeahnter Weise Nutzen ziehen. Wie oft vernehmen jetzt schon Bibliothekare aus dem Munde von Arbeitern, die in den christlichen Gewerkschaften, in den Fachkursen der Arbeiter- und Gesellenvereine geschult sind, den Ausspruch: „Ich will keine so dummen Geschichten mehr lesen, geben Sie mir etwas Belehrendes; am liebsten etwas aus meinem Fach oder etwas Apologetisches."

Die kath. Autoren täten daher gut daran, mit den Volksbibliotheken zu rechnen. Vor allem wäre es nötig, daß die Verfasser belehrender und apologetischer Literatur, soweit diese sich nicht bloß an die gelehrten Fachkreise wendet, allgemein verständlich, sowie anziehend schreiben und eine edle Volkstümlichkeit pflegen würden.

Von unseren Dichtern und Erzählern verlangen wir keineswegs, daß sie sich in eine künstliche Popularität hineinarbeiten sollen; unsere Bibliotheken sind in solcher Weise auf Stadt und Land verteilt, daß sowohl für schlichte Volkskunst wie für Kunstwerke, die nur die Gebildeten zu würdigen vermögen, hinreichend Raum ist. Jeder soll dichten und fabulieren, wie es ihm seine Natur gebietet.

Wenn jedoch zwischen den Volksbibliotheken und den Autoren der günstige Konnex geschaffen werden soll, wie er hier in Aussicht gestellt wird, dann müssen allerdings zwei Bedingungen erfüllt werden. Fürs erste muß energisch dem Unfug gesteuert werden, daß man aus Mitleid und christlicher Barmherzigkeit mit Dilettanten oder aus falsch verstandener Frömmigkeit eine minderwertige Bücher- und Zeitschriftenliteratur in die volkstümlichen kath. Bibliotheken einstellt. Der Bibliothekar darf sich bei Anschaffungen von Büchern nur vom wohlverstandenen Interesse seiner Bücherei und sonst von nichts beeinflussen lassen.

Zweitens werden die Vorstände der Bibliotheken dafür zu sorgen haben, daß ihnen außer der regelmäßigen Bibliotheksgabenquote seitens der Zentralstelle in Bonn noch von anderer Seite Mittel für ihre Bibliotheken zur Verfügung gestellt werden. Auf katholischer Seite sollte man allmählich sich der Einsicht, die in nichtkatholischen Kreisen schon so schöne Früchte gezeitigt hat, nicht mehr länger verschließen, daß nämlich Stiftungen und Schenkungen zur Hebung der Volksbildung keineswegs tote, nutzlose Kapitalien sind. Durch derartige hochherzige Stiftungen würde die kath. Literatur in wirksamster Weise gefördert werden, die Klagen, daß unsere Schriftsteller und Verleger ihre Werke nicht absetzen könnten, würden zwar ihre Berechtigung nicht ganz, jedoch teilweise verlieren. Diejenigen aber, die sich um die literarischen Interessen der Katholiken wenig oder nichts kümmern, sondern gewöhnt sind, direkt zu fragen: „Was tragen solche Stiftungen zur Pflege der Frömmigkeit bei?", seien an einen Artikel über Schenkungen und Stiftungen für kath. volkstümliche Bibliotheken in Nr. 774, Jahrg. 1905 der Kölnischen Volkszeitung erinnert, worin es u. a. heißt:

„Einige tausend Mark im Interesse einer gut geleiteten Volksbibliothek verwendet, dürften von weitaus größerer Bedeutung für das sittlich-religiöse Leben einer Pfarrei sein, als die doppelt so große Summe, die man für gemalte Kirchenfenster und Statuen verausgabt. Was nützen schön ausgemalte Kirchen, wenn die Bevölkerung sie nicht mehr

aufsucht, weil sie durch eine unheilvolle Lektüre der Religion entfremdet wurde? Auch in unseren Krankenhäusern sieht es in dieser Beziehung oft recht traurig aus. Für die Ausschmückung der Kapelle, die nur von den Rekonvaleszenten besucht werden kann, erbittet man sich mit Leichtigkeit einige tausend Mark. Wenn aber gute Lektüre für die Hunderte von Kranken, die ans Bett gefesselt sind, besorgt werden soll, hat man noch nicht einmal 50 M. pro Jahr übrig. Man wagt gar nicht, sich der guten Lektüre wegen an freigebige Katholiken zu wenden, denn das könnte den Verdacht nahelegen, als wolle man überflüssigen Luxus treiben. Während also unser arbeitendes katholisches Volk in diesem Punkte dem protestantischen Volksteil voraus ist, bleibt der begüterte, gebildete katholische Volksteil hinter dem protestantischen so weit zurück, daß von einem Vergleich überhaupt keine Rede mehr sein kann.

Das muß mit der Zeit anders werden. Zunächst gilt es, die am Orte bestehenden katholischen volkstümlichen Bibliotheken mit Stiftungen zu bedenken. Würden beispielsweise den einzelnen Borromäusbibliotheken außer den Beiträgen des Vereins jährlich auch nur 500 bis 1000 M. zufließen, so wären diese Bibliotheken in den einzelnen Industriestädten imstande, zusammen auch jetzt schon mehr Bücher auszuleihen als die großen städtischen Bibliotheken. Noch weit wichtiger ist jedoch die Gründung katholischer Volksbibliotheken in der Diaspora, wo noch keine Schulen und Kirchen bestehen. Hier könnte, bis eine regelrechte Pastoration eingeführt wird, die Bibliothek der Sammelpunkt für die Katholiken werden. Einen vertrauten Mann hierfür zu finden, wäre gar nicht so schwer, wenn erst die Mittel für eine solche Bibliothek vorhanden wären. Vielleicht sind diese Worte nicht umsonst niedergeschrieben, sondern stimmen den einen oder anderen Leser nachdenklich und machen ihn geneigt, auch für die katholischen volkstümlichen Bibliotheken eine offene Hand zu haben."

Theodor Storm.

Von B. Stein-Westercappeln.

Da, wo Storm am 14. September 1817 geboren wurde, wo er den größten Teil seines Lebens als Jurist tätig war, und wo er auch bestattet ist, in Husum, der „grauen Stadt am Meere", wurde ihm von seinen Freunden und Bewunderern ein Denkmal errichtet und am 14. September 1898 feierlich enthüllt. Das Denkmal aber, welches sich Storm selbst durch seine Dichtungen gesetzt hat, ist dauernder als Erz. Heute schon ist der Wert seiner Dichtung ein unbestrittener; sie hat sich im Herzen der Nation ihren Platz erobert. Allerdings wird seine „Gemeinde" immer eine beschränkte bleiben, aber eine desto erlesenere. Die oberen Zehntausend werden ihn weniger lesen; ihnen hat er zu rücksichtslos den Spiegel vorgehalten und ihre Verkehrtheiten zu unnachsichtig gegeißelt. Ihnen sagte er in „Im Schlosse", daß die Lüge, sie seien mehr als andere Menschen, ihnen schon als Erbteil in die Wiege gelegt werde. Auch die Frauen, sonst das dankbarste Lesepublikum, werden ihn nicht lieb gewinnen, weil er zu wenig spannend ist und die Wünsche des weiblichen Geschmackes nicht befriedigt; denn er schmeichelt nicht dem Gefühl, sondern verkündet erschütternde und niederbeugende Lebenswahrheiten. Seine Novellen sind nicht für die müßige Stunde und das leichtfertige Herz, sondern für den denkenden, ernsten Geist. Wir werden die Verehrer der Stormschen Muse im Volke, d. i. in den gebildeten Kreisen des Bürgerstandes, zu suchen haben. Was die Menge am sichersten packt, ist einerseits die Fülle des Stoffes, die Spannung und Verwicklung, anderseits der tönende Klang der Sprache, die rauschende Phrase. Davon ist bei Storm nichts zu finden.

Wen nicht das Leben eines tiefen Gemütes und das Sinnen einer wunderbaren Phantasie, wen nicht die vornehme Arbeit des Künstlers interessiert, für den hat Storm nicht gelebt und gedichtet. Seine Kunst versteht nicht jeder zu würdigen; für müßige Unterhaltung und gedankenlose Leser hat er nicht geschrieben, sondern nur für solche, die sich selbst läutern und erheben wollen durch die Lektüre der ernsten und tiefsten Fragen.

Der Blick Storms reicht von den untersten Volksklassen, deren Tüchtigkeit und eigenste Tugenden er erkannt hatte, bis in die Kreise der höchsten Bildung. Indes sind es die bürgerlichen Kreise, in denen seine Novellen zumeist spielen, aus denen er seine reichsten und originellsten Charaktere gewinnt. Er zählt sich selbst mit Stolz zum Volke, wiewohl er durch und durch Geistesaristokrat war. Bei den kleinen Leuten hält er sich darum gern auf und beobachtet ihr stilles Tun und Denken. Seine Menschen wurzeln im Boden der Familie und des bürger-

lichen Hauses; bei allen aber ist ein konservatives Element vorwaltend, welches sich in ihren Anschauungen und Handlungen geltend macht. Sie erscheinen in der richtigen Gebundenheit strenger Sitten, verantwortlich der herrschenden Lebensauffassung.

Die Probleme, die er behandelt, sind nicht die gewöhnlichen Stoffe der Novellisten. Was er darstellt, ist immer darauf berechnet, das Herz und den Sinn des Lesers auf die edleren und höheren Interesse der Menschheit zu richten.

Goethe hat einmal gesagt: „Das Ideal der Schönheit ist Einfalt und Stille." Diesem Ideal ist unser Dichter nahe gekommen, denn in seinen Erzählungen bewundern wir die Einfalt des Herzens; alles ist natürlich und menschlich, maßvoll und ungekünstelt; ebenso wohltuend ist die seelische Stille, die selbst in Augenblicken großer Ereignisse und Leidenschaften seiner Schilderung besänftigenden Zauber aufprägt. Gerade in solchen Momenten wirkt er durch zurückhaltende Ruhe. Nirgends habe ich das Wort unseres großen F. W. Weber: „Entsagung allein macht uns still und stark" so bewahrheitet gefunden wie in Storms Poesie. Durch solche Eigenschaften verstand er es, das Herz erzittern zu machen in geheimem Schauer vor des Lebens dunklen Mächten und vor der großen Majestät des Schicksals.

Er gehört zu den wenigen Dichtern unserer Tage, die in die Tiefen des Seelenlebens eingedrungen, die guten und schlimmen Geheimnisse der Menschenbrust erschlossen haben. Darum wird man ihn auch niemals vergessen, so lange nicht aller Idealismus, alle Poesie in die Bande des Naturalismus und Materialismus geschlagen ist.

Gleichwohl stand Storm *nicht auf christlichem Boden*. Er hat seinen religiösen Standpunkt unumwunden ausgesprochen in einem Brief an Emil Kuh vom 13. 8. 1873, nachdem Kuh an ihn eine diesbezügliche Anfrage gerichtet hatte: „Erzogen wurde wenig an mir, aber die Luft des Hauses war gesund; von Religion und Christentum habe ich nie reden hören; ein einzelnes Mal gingen meine Mutter und Großmutter wohl in die Kirche, oft war es nicht; mein Vater ging gar nicht, auch von mir wurde es nicht verlangt. So stehe ich dem sehr unbefangen gegenüber; ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her, weiß also in dieser Beziehung nichts von Entwicklungskämpfen; ich staune nur mitunter, daß man Wert darauf legt, ob jemand über Urgrund oder Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt." Wenn trotz dieses und mancher anderer Zeugnisse Theador Wehl (Theador Storm, ein Bild seines Lebens und Schaffens. Altona 1888) die Ansicht vertritt, daß Storm kein Freigeist oder Gottesleugner war und jeder dies zugeben müsse, der sich seines persönlichen Umganges zu erfreuen hatte oder seine Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen hat, so kann diese Behauptung nur dadurch erklärt werden, daß der vornehme, gebildete Dichter im Verkehre seinen ungläubigen Standpunkt *nie* herausgekehrt hat, wie ja auch in seinen Werken ein *Angriff* gegen Religion und Christentum nicht vorkommt. Darin besteht der wohltuende Gegensatz zu Keller und Heyse, mit denen Storm freundschaftlich verbunden war. Deren aufdringliche Art, den alten Glauben zu bekämpfen, hat Storm nie gebilligt, weil dies nach seiner Meinung zu dem Wesen der Kunst in Widerspruch steht und gegen Lebensart und Geschmack verstößt. Darum hat sich Storm in seinen Werken von jeder leichtfertigen Art, über den Glauben Andersdenkender zu reden, frei gehalten; wir finden vielmehr, daß er sich *oft* über religiöse Dinge korrekt und würdig äußert.

Um seine antichristliche Gesinnung darzutun, wird stets das Gedicht „Crucifixus" angeführt. Selbstverständlich bedauere ich diese Verirrung des jugendlichen Dichters sehr; noch mehr aber verurteile ich, daß das betreffende Gedicht auch noch in die letzte Gesamtauflage seiner Werke (Westermann, Braunschweig 1898) wieder aufgenommen worden ist. Schon Mörike hatte daran Anstoß genommen, und in einem Briefe vom 12. 7. 1873 entschuldigte sich Storm damit, daß er nicht das christliche Kreuz, sondern nur das Zeichen des Todes gemeint habe, daß ferner die Ueberschrift verkehrt sei. Auch ich kann im Hinblick auf Storms Wesen als Mensch und Dichter nicht daran glauben, daß er seine Verachtung gegen den Gekreuzigten damit aussprechen wollte. Entstanden ist das Gedicht aus Sympathie für einen jüdischen Mitschüler und bringt den Gedanken zum Ausdruck, daß das Kreuz den alten Frevel der Juden verewige und darum „ein Bild der Unversöhnlichkeit" sei.

Diesen Versen, die mehr eine Kritik als einen Angriff gegen das Christentum enthalten, könnte ich eine endlose Reihe von Aussprüchen entgegenstellen, um derentwillen wir ihm jene verzeihen und uns mit ihm versöhnen werden. Mir hat es besonders eins seiner prächtigen Weihnachtslieder angetan:

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Ich kenne keinen Dichter, der mit so viel Liebe und Güte das hl. Weihnachtsfest in seinen Novellen und Gedichten verherrlicht hat; ich erinnere an die Erzählung „Unter dem Tannenbaum", die ich nie ohne Rührung lesen kann, und an das Gedicht „Der Weihnachtsabend" mit dem kindlich innigen Schluß:

Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden.

Damit der Leser dieser Zeilen sich von Storm das rechte Bild mache und, um meine Behauptung noch mehr zu stützen, führe ich aus den Novellen einige Schilderungen und Aussprüche an, die von christlichem Geiste zeugen und uns wohltuend berühren. — In der ernsten, ergreifenden Erzählung „Im Brauerhause" finden sich folgende schöne Worte: „Gott ist barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl, daher verläßt er keinen, der in seiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet." Nachdem die alte Mutter ihren Enkeln die traurigen Schicksale ihrer Familie erzählt hat, fügt sie die beherzigenswerten Worte bei: „Es ist wohl niemand unter euch, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwohl — die Wahrheit zu sagen — eure Großeltern in ihrem langen Leben wenig davon erfahren haben; aber wir wissen ja auch, daß sie oft im Verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Ort um so segensreicher aufzusprudeln." Wie er hier das Walten der göttlichen Vorsehung ansprechend darstellt, hat er noch in seinem letzten Werke „Der Schimmelreiter" (1888), also kurz vor seinem Tode, wahre und tiefe Gedanken über Gott offenbart: „Herr, mein Gott, nimm sie mir nicht," so betet ein Mann am Bette seiner vom Tode bedrohten Frau. „Ich weiß ja wohl, du kannst nicht allzeit, wie du willst; (?) auch du nicht; du bist allweise, du mußt nach deiner Weisheit tun." „Aber was habe ich arme Mutter denn verschuldet?" ruft die in Geburtswehen liegende, tiefgebeugte Gattin aus, worauf ihr Mann erwidert: „Ja, Elke, das hab' ich auch gefragt den, der allein es wissen kann; aber du weißt selbst, der Allmächtige gibt den Menschen keine Antwort — vielleicht, weil wir sie nicht begreifen würden." Und noch eine dritte Novelle, eine der besten, die er uns geschenkt hat, „Hans und Heinz Kirch" (1883), will ich hier heranziehen. Es wird uns darin ein trauriges Familienschicksal geschildert; ein allzu strenger Vater hat seinen Sohn verstoßen und ist, da derselbe verschollen bleibt, schwermütig geworden. Auf einem Spaziergang begegnet dem alten, unglücklichen Manne ein herabgekommener Tischler, den sie in der Stadt den Sozialdemokraten nannten, „er glaubte ein Loch in seinem Christentum entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Leute gegen andere damit zu trotzen." „Du kennst mich wohl nicht, Jürgen Hans!" rief der Alte. „Zweimal habe ich meinen Sohn verstoßen und darum habe ich mit der Ewigkeit zu schaffen!" Der andere war dicht herangetreten und sprach: „Die Ewigkeit ist in den Köpfen alter Weiber." Ein fieberhafter Blitz fuhr aus den Augen des greisen Mannes. „Hund," schrie er und ein Schlag des Krückstockes fuhr jäh am Kopfe des anderen vorüber.

Solche Darstellungen sind nicht selten bei Storm; wohl mit Rücksicht darauf nennt F. Wehl ihn in seiner Biographie eine durchaus religiöse Natur. Gestützt wird diese Ansicht durch einen Brief, den Albert Kösler in der „Deutschen Rundschau" 1904 mitteilte. Derselbe ist von der Dame geschrieben, welche jahrelang das Hauswesen des Dichters geführt hat; der für uns wichtige Passus lautet: „In der Zeit, als seine erste Frau gestorben war, beschäftigte ihn viel der Gedanke an Unsterblichkeit. „Wenn ich doch glauben könnte." Die Worte habe ich oft von ihm gehört. Ich weiß es und sah es, wie er unter seiner Ueberzeugung litt. Als aber der erste Geistliche Husums zu ihm kam, Trost zu spenden, stand Th. Storm ihm so kühl gegenüber, so verstandesüberlegen — der Priester würde es gewiß nicht geglaubt haben, daß der Mann da vor ihm eben noch so gekämpft. — Es drängte ihn immer wieder an die dunkel verhängten Fenster, durch die der Blick hinausgeht auf die Unendlichkeit. Aber sie blieben für ihn verhüllt." Storm war in religiöser Hinsicht absoluter Skeptiker (Frommel). An die Stelle Gottes setzte er das Schicksal. Teils sinkt es wie eine ererbte Last auf die Unglücklichen nieder, teils bricht es ohne eine erkennbare Vermittlung aus dem Dunkel hervor. Die schreckliche Gewalt der unbarmherzigen Lebensmächte beherrscht seine Menschen. Der Begriff von Schuld und Sühne erscheint ihm zu eng und juristisch; es gibt im Leben, auch ohne daß Leidenschaften und Verfehlungen unser Schicksal beeinflussen, Katastrophen und Verwicklungen. Er läßt seine Helden weit weniger eigene Schuld büßen, als die des Allgemeinen, d. h. der Menschheit, des Zeitalters, des Standes, auch die Schuld der Vererbung.

Im Genusse des Glückes bleibt sich der Dichter stets bewußt, daß ein neidisches Geschick es ihm rauben kann, ja rauben wird. Weit entfernt von seichter Aufklärung und flacher Freigeisterei zermartert sich sein Geist immer wieder an den letzten Fragen des Woher und Wohin. Mit magischer Gewalt ziehen ihn die großen Welträtsel Werden und Sterben in ihren Bann. Be-

zeichnend sind die Worte in der Novelle „Ein Bekenntnis“: „Das ist die Heiligkeit des Lebens. Das Leben ist die Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt entsteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienste des Todes, denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders.“

Diese Anschauung vom Leben gibt sich auch darin kund, daß bei Storm fast nie die Katastrophe durch Selbstmord herbeigeführt wird; und wo ein unglückliches Wesen selbst den Tod sucht, wird es vom Dichter so dargestellt, daß man nicht merkt, war es eine Tat oder ein Ereignis.

Auf dieser Grundlage einer tragisch-resignierenden Weltanschauung baut sich seine Novellistik auf. Darum drängt sich in seiner Poesie der Zug der Melancholie und Entsagung trotz seiner eigenen glücklichen Lebensumstände so stark hervor; daher seine Neigung zum Phantastischen, sein Schwanken zwischen lebensfreudiger Hoffnung und wehmütiger Verzichtleistung. Was die Romantiker in ihren Dichtungen auszusprechen sich bemühen, die Sehnsucht nach einem Glück, von dem aller Wert des Lebens abhängt, ist auch das Empfinden so mancher Stormschen Helden. Der Romantiker geht nicht in den Freuden der Gegenwart auf, nur in der Sehnsucht nach dem Glück gefällt er sich. Storm ist insofern Romantiker, als er sich gern eine über die Wirklichkeit erhobene, geheimnisvoll in sich abgeschlossene Welt schafft.

Katholische Lehren und Gebräuche erwähnt und verwertet der Dichter nur zweimal, nämlich in den Novellen „Veronika“ und Pole Poppenspäler (Paul der Puppenspieler). In der letzteren wird nur kurz berichtet, daß Pauls Frau katholisch war und in den ersten Jahren der Ehe nach dem Nachbarorte zur österlichen Beichte reiste, später aber „ihre Kümmernisse nur nach ihrem Mann beichtete“. In „Veronika“ wird ein ähnlicher Gedanke weiter ausgeführt. Die Heldin dieser Novelle, eine junge katholische Frau, hat in einem Augenblicke plötzlichen Vergessens die Liebesworte eines anderen geduldet; doch ist sie sofort wieder zur Besinnung gekommen. Sie will nun in der Osterzeit ihre Beichte ablegen, findet aber den Mut dazu nicht, verläßt ohne Bekenntnis den Beichtstuhl, um später ihrem Manne zu gestehen, was sie drückt, und ihn um Verzeihung zu bitten. In diesem Stoff sieht Ludwig Pietsch, der bekannte Maler und Schriftsteller, einen „Protest Storms gegen die von dem erzkatholischen Elchsfeld besonders und überall fühlbar werdende Einmischung der katholischen Kirche und ihrer Priesterschaft auch in das Heiligtum der Ehe“. Gegen diese Annahme erhebe ich Widerspruch und erkläre sie aus äußeren und inneren Gründen für unrichtig. Die äußeren Gründe, die dagegen sprechen, sind folgender Art. Der aus der Heimat verbannte Dichter fand Aufnahme in Preußen und Anstellung als Assessor beim Kreisgericht in Potsdam. Hier fühlte er sich namenlos unglücklich. Die „Potsdamer Natur“ schien ihm infiziert von dem ihm antipathischen preußischen „Hof-, Garde- und Lakaiengeist“, den ihm alles in dem preußischen Versailles, die Bäume und Steine wie die Menschen, zu atmen schien. Potsdam war ihm ein großes Militärkasino. Selbst die schön gepflegten Parks von Sanssouci waren ihm verleidet, und er sehnte sich oft „nach einem ehrlichen Kartoffelfeld, das mit Menschen — Leben und — Geschick in unmittelbarem Zusammenhang stände“, an Stelle dieser zwecklosen und gemachten Herrlichkeit. In Heiligenstadt dagegen, wohin er als Kreisrichter versetzt wurde, fühlte er sich wohl. Die Abgelegenheit der Gegend, der Ernst und die Tüchtigkeit ihrer Bewohner sagten ihm zu und kamen seinem Talente zugute. Er, als Protestant aus Holstein, wo er kaum je einen Katholiken gesehen hatte, trat hier mit der katholischen Bevölkerung in Verkehr, gründete sogar einen Gesangverein, den er jahrelang leitete, und hat stets von „dem streng katholischen Orte mit seinen guten Menschen“ mit Hochachtung gesprochen. Wie wäre es ihm da möglich, „Veronika“ in aggressiver Absicht gegen die Katholiken zu schreiben? Aber noch mehr aus inneren Gründen erhellt die Hinfälligkeit der Behauptung von L. Pietsch. Bei eingehendster Lektüre dieser in Frage kommenden Novelle habe ich Verletzendes nicht finden können. Vielmehr ist die Osterprozession und die Beichte in St. Lamberti mit einer Sachkenntnis und rücksichtsvollen Zartheit beschrieben, die bei einem protestantischen Autor überrascht. Was hätten z. B. Keller und Heyse aus diesem Stoffe gemacht! Die Art, wie Storm hier katholische Einrichtungen behandelt, erschien seinem Biographen Paul Schütze so außergewöhnlich, daß er es für nötig hielt, ihn gegen etwaigen Verdacht des Katholisierens in Schutz zu nehmen. „Eine katholisierende Neigung in der Art, wie sie den Romantikern eigen, liegt Storm fern“, sagt Schütze in seiner Festschrift zu des Dichters 70jährigem Geburtstage.

Ein anderer Vorwurf, der gegen Storm erhoben wird, ist die zu starke Betonung der Erotik. Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung (Berlin 1902), sagt in dieser Hinsicht: „Das erotische Problem steht für Storm im Mittelpunkt seiner Gesamtanschauung. Seine Novellen sind teilweise von starker Sinnlichkeit. Es glüht in ihnen eine Leidenschaft, die nicht schwächer wirkt, weil sie oft verhüllt, verschleiert erscheint.“ Mir kommen diese Bemerkungen zum Teil irrig, zum Teil übertrieben vor. Den ersten Satz, daß die Erotik bei Storm gleichsam Lebensinhalt war, bestreite ich, und Frammel widerspricht damit sich selbst, da er vorher (S. 101)

erklärt hat: „Storm gehört nicht zu jenen starken Diesseitigkeitsnaturen, die nach endgültigem Abschied von den Problemen der transzendenten Welt sich in der eng umgrenzten Wirkungssphäre ihres Erdenlebens dauernd wohl und glücklich fühlen.“ Beide Aussprüche sind miteinander unvereinbar. Was Frommel von den Novellen sagt, ist übertrieben. Gerade die Behandlung sexueller Vorgänge machte dem Dichter die größten Schwierigkeiten. Ist es nicht zu entbehren, sie in Dichterwerken zu berühren, meinte er, so darf der Leser und Hörer einer Dichtung jedenfalls selbst nicht in ein sinnliches Geschlechtsgefühl hineingezogen werden durch die Dichtung. Das sei die Grenze, die nicht überschritten werden dürfe, behauptete er öfter mit Nachdruck. Er selber ist dieser Grenze meinem Empfinden nach nur einmal zu nahe gekommen und zwar in „Waidwinkel“, überschritten hat er diese Grenze auch darin nicht. Er hat nie, auch in den realistischen Erzählungen nicht, auf die niedere Sinnlichkeit spekuliert. Gesteht er doch selbst in dem sehr vertraulichen Schreiben an Emil Kuh vom 13. 8. 1873: „Ich bin eine leidenschaftliche Natur, die Zurückhaltung in meinen Schriften beruht wohl auf dem mir eigenen Drange nach Verinnerlichung. Sie werden die Worte »Liebe«, »Kuß« gar nicht in meinen Schriften finden.“ Storm hat überall den Takt bewahrt, der genau weiß, wie weit er gehen darf. Er kann ein Thema, das eine stark erotische Behandlung herauszufordern scheint, und welches Zola oder Maupassant frivol und lüstern behandelt haben, „mit tatenter Sinnlichkeit und einer reizvoll mädchenhaften Scham ausstatten“ (Erich Schmidt). Das Gesamturteil, welches Alfred Biese (Theodor Storm und der moderne Realismus, Berlin 1888) über diesen Punkt gefällt hat, ist mir aus der Seele gesprochen; es möge hier unverkürzt Platz finden: „Keusch in der Tat ist seine Muse, weit entfernt von jeder prickelnden Lüsternheit. Liebessehnen und Liebeswerben werden ohne Scheu dargestellt, aber stets poesievoll und keusch; Frivolität, Nacktheit und Unsauberkeit sind undenkbar bei einem so vornehmen und edlen Gemüt. Nicht geht Storm prüde und zaghaft um das Sexuelle herum, aber ein Liebesverhältnis im Sinne der naturalistischen Aesthetik zu entwerfen, davon ist er himmelweit entfernt. Wem Liebe nur tierischer Hunger, nur Regung eines physischen Bedürfnisses ist, möge zu Zola gehen und dessen »Nana« bewundern.“

Storm hat das erotische Problem von einer neuen Seite angefaßt; dadurch, daß er es in die Sphäre des Romantischen versetzte, hat er es vertieft. Gegenüber der maßlosen Verachtung des Weibes, wie sie in der Moderne üblich geworden ist, sehen wir bei ihm die aufrichtige Hochschätzung und warme Dankbarkeit gegen das Weib. Er rühmt an ihm nicht männliche Tugenden, nicht solche Eigenschaften, durch welche die Frau heute mit dem Manne auf allen Lebensgebieten in Wettbewerb treten will, sondern rein weibliche, wodurch sie das Glück des Mannes werden kann.

Nachdem wir bisiang sein Verhältnis zur Religion und Ethik kurz beleuchtet haben, wollen wir nunmehr noch auf seine dichterische Eigenart und literarische Entwicklung eingehen. Storm ist ursprünglich Lyriker. Schon in seinem Jünglingsalter wirkten die großen Meister Goethe, Eichendorff und Mörike als Vorbilder für seine Dichtung mächtig auf ihn ein. Besonders verehrte er Eichendorff, den persönlich kennen zu lernen er in Berlin im Hause Kugiers die Freude hatte. Es war ihm nach seinem eigenen Worte fast unglaublich, „daß er den Menschen leibhaft sehen sollte, der diese geheimnisvolle poetische Welt erschaffen, welche nur im Abend- oder Morgengrauen oder in der Stille der Mondnacht aus verschwiegener Tiefe steigt“. Auch mit Mörike ist er zusammengetroffen und schloß ihn bewundernd ins Herz. Der Briefwechsel mit diesem enthält hochinteressante Ausblicke auf den geistigen und dichterischen Werdegang Storms. Eine Erkaltung trat in den Beziehungen ein, als Mörike ungerecht und grundlos seine katholische Frau — er selbst war protest. Theologe — im Stich ließ. Damals schrieb der edle Storm darüber (5. 8. 74) an Emil Kuh: „Mörike hat uns, seine Freunde, betrübt und erschreckt dadurch, daß er infolge der Eifersucht seiner Schwester seine anerkannt treffliche Frau verstoßen hat.“ Es sei als charakteristisch für Storm hier erwähnt, daß er auch nach Mörikes Tode treu zu dessen Witwe gehalten hat.

Zwischen Storm und Mörike besteht eine große Aehnlichkeit. Die Vorliebe für das Einsame und Weltfremde, die Hingabe an das Einfache und Milde und die stille Tiefe der Gestalten — das sind Merkmale der Lyrik Mörikes und typische Züge in der Poesie Storms.

Wenn er auch Eichendorff und Mörike in seiner Lyrik nahe steht, so sind seine Lieder doch nicht etwa ein Nachhall jener Dichter, sondern sie sind individuell und original. Er offenbart darin sein lyrisches Genie, welches das innere Empfinden und das äußere Bild in eins verwebt. Was er vom Liede fordert, hat er selbst in der Vorrede zu seinem Hausbuche also ausgesprochen: „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie womöglich alles dreie zugleich.“ Die Forderungen Storms hinsichtlich der Lyrik waren streng und engbegrenzt; was über den Kreis des Volksliedes und über die Grenzlinien hinausging, die Eichendorff und Mörike sich gesteckt hatten, verdammte er. Deshalb hat er die lyrischen Versuche der Modernen scharf verurteilt und gelegentlich auch verspottet. So in einem Briefe an Keller vom 22. 4. 1885, wo er sich über die Lieder der Gebrüder Hart in köstlicher Weise lustig machte. Es fehlte dem

ernsten Storm auch nicht an Humor. Seine Lieder verherrlichen die ehelche Liebe. „Jene Schmetterlingserotik, die von Blüte zu Blüte flattert, ist ihm fremd. Seine schönsten Liebeslieder sind in der Ehe entstanden." (Frommel.) Seiner Gattin waren die meisten lyrischen Ergüsse gewidmet und durch sie inspiriert. In malerischer Lebendigkeit hat er ferner durch seine Lyrik die Stätten seiner Heimat verherrlicht. Die flache Heide, wo „der Schritt so seltsam hallt", das grüne Wiesenland, über dem die Sonne brütet, das unendliche Meer, auf dem man zur Hallig fährt, sind die Lieblingsstoffe seiner Muse. Wir wandern mit ihm über die schweigsame Heide im süßschaurigen Gefühl der Einsamkeit, wir schreiten durch die Marsch, wo die Rinder sich strecken, das Schilf lispelt, der Kiebitz im Röhricht schreit. Das sind Naturbilder, wie sie in gleicher Vollendung nur unsere Annette v. Droste gezeichnet hat. Auf diesem Boden blüht seine dichterische Phantasie, bewegen sich seine Gestalten. Natur und Menschenleben stehen in geheimer Sympathie. Claus Groth schätzte Storms Naturlyrik so hoch, daß er einst sagte, es seien manche Gedichte darunter, die Goethe würde mit Stolz die seinen genannt haben. Auch seine glühende Vaterlandsliebe kam in der Lyrik zum begeisterten Ausdruck. Eine Reihe von Liedern, die er aus Anlaß der Erhebung und Niederlage seiner schleswig-holsteinschen Brüder dichtete, gibt uns Kunde, wie schwer er das Leid seiner engeren Heimat getragen hat. Mit seinen seelenvollen Klängen begleitete er Sieg und Niederlage, den gefallenen Kriegern rief er in die Gruft nach:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet,
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Entzückend und ergreifend ist beim gewaltsamen Abschied von der Heimaterde das Gedicht an seine Kinder, besonders die letzte Strophe:

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuern Boden stand,
Hör' mich — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Aus der Lyrik kelmte seine Novellistik hervor. Stimmungen und Motive, die in den Novellen ausgeführt sind, klingen schon in der Poesie vorbedeutend an. Seine Novellendichtung zeigt eine stufenweise sich steigernde Entwicklung; es ist ein Aufsteigen von der lyrischen Stimmungsnovelle zu der episch-dramatischen Erzählung. Während seine ersten Erzählungen fast nur psychologische Momentbilder ohne viel Handlung bieten, seine idyllische Neigung zur Genremalerei offenbaren und mit der Resignation der Helden endigen, hat sich Storm mit den Jahren zum kraftvollen Realismus emporgerungen. Um bei meinen Lesern jedes Mißverständnis auszuschließen, will ich meinen ästhetischen Standpunkt bezüglich des Realismus mit wenigen Worten klar legen. Das realistische Kunstwerk ist die lebendige Verkörperung der in der Welt niedergelegten Ideen; es stimmt mit seinem Originale überein; es veranschaulicht eine Welt, die auf dem Boden der Wahrheit und Wirklichkeit ruht. Mit dem Naturalismus oder Verismus der Moderne hat dieses Prinzip nichts zu schaffen. (Näheres darüber bietet Sigisbert Meier, O. S. B., Der Realismus als Prinzip der schönen Künste. München 1900.) Storms letzte Schöpfungen wie „Aquis submersus", „Carsten Curator", „John Riew", „Der Schimmelreiter" sind realistische Meisterwerke, während er früher träumerische Pfade wandelte. Wer von Storm nur „Immensee" (1850) kennt, weiß wenig von ihm, denn in diesem ist zuviel Sentimentalität, es kennzeichnet seine dichterische Eigenart nicht und gehört auch nicht entfernt zu seinen besten Leistungen. Wir müssen mit ihm den weiten Weg von „Immensee" bis zum „Schimmelreiter" abschreiten, dann erst können wir sagen: seines Geistes haben wir einen Hauch verspürt.

Die Frage, in welchen Kreisen Storm als Lektüre zu empfehlen sei, wurde im „Hochland" 1903 I. Heft gestreift und zwar infolge eines Aufsatzes von Dr. Hengesbach im „Tag" (v. 27. 6. 1903), in welchem es also heißt: „Dem Holsteiner Storm gebührt nicht bloß am evangelischen Herde ein Platz, sondern überall, wo man deutsche Art und Sprache schätzt, und umgekehrt sollte man dem badischen Hansjakob nirgendwo deswegen die Tür verschließen, weil er katholischer Pfarrer ist." So sehr ich Storms Werke liebe und schätze, muß ich trotzdem scharf betonen, daß sie in ihrer Gesamtheit Familienlektüre nicht sein können. Noch weniger ist es zu billigen, wenn Karl Storck im Liter. Ratgeber 1902 sagt, „der Jugend können Storms Werke in die Hand gegeben werden und zwar die gesammelten Werke". Da war Storm selbst doch anderer Ansicht. In einem Brief an Emil Kuh vom 22. 12. 1872 heißt es: „Grüßen Sie Ihre Frau und das Mädel, das so gern Theodor Storm lesen will. Gestatten Sie ihm nur immerhin die Märchen." Dieses „Mädel" aber war 15 Jahre alt. Einige Erzählungen wie „Immensee", „In St. Jürgen", „Vom Vetter Christian", „Pole Poppenspäler", „Im Brauerhause", „Carsten Curator", „Ein Doppelgänger" möchte ich der reiferen Jugend und dem Volke nicht vorenthalten, alle anderen aber, besonders „Aquis submersus", „Viola tricolor", Psyche, „Waldwinkel", „Der Herr Etatsrat", „Schweigen" sind sicher nur für gereifte und gefestigte Männer und Frauen zu empfehlen.

Anm. der Redaktion: Von Storms Werken kennen wir durch eigene Lektüre genau: Immensee, Unter dem Tannenbaum, Abseits, Jenseits des Meeres, Carsten

Curator, Der Doppelgänger, Es waren zwei Königskinder, Beim Vetter Christian, In St. Jürgen, Aquis submersus, Pale Poppenspäler, Geschichten aus der Tonne, Der kleine Häwelmann, John Riew, Viola tricolor, Der Schimmelreiter und die Gedichte. Im großen und ganzen sind wir mit obigen Ausführungen vollständig einverstanden. Bezüglich der Einstellung der Storm'schen Werke in die volkstümlichen Bibliotheken möchten wir jedoch folgendes bemerken. Wo unsere kath. städtischen Bibliotheken damit rechnen dürfen, daß eine größere Anzahl gebildeter Leser mit durchaus gefestigten religiösen Anschauungen die Borromäusbibliotheken benützen, kann man sämtliche Werke von Storm einstellen. Als Lektüre für verheiratete bzw. erwachsene Leser aus den eigentlichen Volkskreisen, Landleute mit eingeschlossen, lassen sich empfehlen: Abseits (wenigstens für etwas feiner und zarter empfindende Leser), Carsten Curator, Der Doppelgänger, In St. Jürgen und Aquis submersus. Für die besser situierten bürgerlichen Kreise der Städte kämen, weil das Milieu meist ein nur diesen, nicht aber Landleuten ꝛc. bekanntes, städtisches ist, noch in Betracht: Beim Vetter Christian, Es waren zwei Königskinder, Immensee, Jahn Riew, Jenseits des Meeres. Bei jugendlichen Lesern zwischen 12 und 15 Jahren könnte man es mit den drei prächtigen Kunstmärchen „Geschichten aus der Tonne" versuchen. Aber vielleicht merken die Kinder, daß es eben Kunstmärchen sind, weil der naive Märchenton bisweilen fehlt und wissen deswegen erst recht nichts damit anzufangen. Prächtig ist das ganze kurze Märchen Peter Häwelmann. Bezüglich des Pole Poppenspäler glauben wir, daß Kinder zwischen 11—13 Jahren über die oben erwähnte Stelle bezüglich des Beichtens ahnungslos hinweglesen, daß aber für Kinder nan über 13 Jahren eine Belehrung hierüber unbedingt notwendig ist, und noch mehr eine solche über die Mischehe, wenn man ihnen Pole Poppenspäler zum Lesen geben will. Für Leser von 17—18 Jahren an lassen sich noch von den uns bekannten Werken empfehlen: Unter dem Tannenbaum, Abseits, Carsten Curator, Der Doppelgänger, Beim Vetter Christian, In St. Jürgen. Die Gedichte sind, weil einige unverhüllt eine blaße Diesseitigkeitshoffnung predigen, d. h. das Fortleben in der anderen Welt ganz und gar in Abrede stellen, nur für solche Kreise geeignet, die in ihrer religiösen Weltanschauung durchaus gefestigt sind.

In Einzelausgaben sind die Werke Storms im Verlage von Pätel (Berlin) erschienen.

Statistik

über die bei der Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus für das Jahr 1905 als Bibliotheksgaben bestellten Bücher.

In nachstehender statistischer Tabelle sind nur jene Werke berücksichtigt, welche im verflossenen Jahre fünfzigmal und darüber als Bibliotheksgabe bestellt wurden. Um ersehen zu können, in welcher Weise die im Jahrgang II der Borromäus-Blätter veröffentlichten Bücherserien in etwa auf die Bibliotheksgabenbestellungen von Einfluß waren, sind jenen Autoren, die in den genannten Serien aufgeführt waren, und bei welchen die Bestellung im Jahre 1904 gering ausfiel, die Bestellziffern des Jahres 1904 in Klammern beigefügt. Die in der Statistik mit einem * ausgezeichneten Werke waren in den Bücherserien empfohlen. Im allgemeinen kann man über die nachstehende Statistik folgendes sagen: Im großen ganzen war die Nachfrage nach den neueren und neuesten Erscheinungen am lebhaftesten; doch haben sich auch ältere Werke bewährter Autoren als noch sehr zugkräftig erwiesen; ja die Schriften von Brackel, Conscience, Cüppers, Hahn-Hahn, Hansjakob, Herbert, Ludolff, Schaching, Schatt, Seeburg. Die geringe Bestellzahl einzelner Werke, z. B. von Paul Kellers Waldwinter, darf nicht auffallen, da diese in den früheren Jahren, besonders aber in dem Jahre des Angebotes durch den Borromäusverein verhältnismäßig viel höher war.

Durch die erwähnten Bücherserien der Borr.-Bl. haben jedann Bücher, für welche das Interesse teilweise aber ganz erloschen war, eine ganz bedeutende Berücksichtigung gefunden. Die Differenz ist bei einzelnen Büchern sehr auffallend, ja z. B. bei dem Klassischen Novellenbuch aus dem Aschendorffschen Verlage in Münster, welches im Jahre 1904 mit nur zwei, im vorigen Jahre dagegen mit 91 Exemplaren bestellt wurde; desgleichen bei Stifter, Bunte Steine, welches Buch in 21 bezw. 105 Exemplaren verlangt worden ist.

Im übrigen wollen wir die nach den Verfassern bezw. Sammlungen alphabetisch geordnete Statistik selber sprechen lassen.

	Achleitner, Der Lawinenpfarrer	62
*	Albing, Moribus patorais	144 (31)
*	Arens, Durch Jahrhunderte	66
	„ Licht und Schatten	59
*	Aschendorffs Jugendschriften, 7. Bd. Conscience, Der Löwe van Flandern	55 (29)
*	„ 8. Bd. Scott, Waverley	89 (20)
	Aus Vergangenheit und Gegenwart, Bdchn. 1—20. kplt.	54
	„ Bdchn. 7—10. Schott, Auf Irrwegen	57 (17)
*	„ Bdchn. 15—17. Cüppers, Aus schwerer Zeit	81 (27)
*	„ Bdchn. 22—24. Schott, Die Einöder	72 (19)
	„ Bdchn. 32—37. kplt.	97
	„ Bdchn. 32—34. Kujawa, Kasernenarrest	59
	„ Bdchn. 35—37. Höcker, Der Geisterfee	50
*	Bachems Jugendschriften für Knaben, Bd. 15. Kerner, Watter, der Erzpoet	51 (12)
*	„ Bd. 20. Derfflingers Hufschmied	73
*	„ Bd. 21. Der Türkenschreck	66
	„ Bd. 23/24. Der kleine Sänger van Stratjord	76
*	„ Bd. 25. Mit Meißel und Pinsel	90
	„ Bd. 26. Carnelius	97
	„ Bd. 27. Unter dem alten Dessauer.	75
	Bachems Erzählungen für Mädchen Bd. 18. Das Wetterherchen	68
	„ Bd. 19. Heimchen	95
	Barrie, Ein Fenster in Thrums	64
	Barry, der Zauberknaben	101
	Bauberger, Beatushöhle	62
*	Baumberger, Grüß Gott	54 (21)
*	„ Juhu	138
	Berg, Unschuldig verfolgt	142
	Berlepsch, Ramanbibl. Bd. 7—12.	52
*	Binder, Feldmarschall Pappenheim	59 (9)
	Bonn, Der ewige Hochzeiter	65
*	„ Lustige Soldatengeschichten	354

Blackmore, Lorna Doone 61
Bolanden, Angela 130
„ Die Barthalomäusnacht . . . 124
„ Die Sozialdemokraten 80
Brackel, Chie 62
* „ Daniella 100 (67)
„ Am Heidstock 65
„ Die Nähmamsell 87
* „ Im Streit der Zeit 114 (63)
„ Der Spinnlehrer von Carrara . . 71
* „ Die Tochter des Kunstreiters . . . 177(115)
*Brentano, Die Chronica des fahr. Schülers 53 (3)
*Coloma, Gottes Hand 130
„ „ Der arme Johannes. 105 (47)
* „ Lappalien 87 (61)
„ Verrechnet. 59
*Canscience, Graf Hugo von Craenhave . . 61 (21)
* „ Der Löwe von Flandern. . . 64
* „ Der Bauernkrieg 84 (34)
*Cüppers, Im Bann der Wiedertäufer . . 82 (44)
* „ Leibeigen 92 (62)
Deutscher, Capitola 64
*Dickens, Das Heimchen auf dem Herde. . 67 (19)
* „ Die Sylvesterglocken. 62 (31)
* „ Der Weihnachtsabend 65 (22)
*Diel, Novellen. 148
*Domanig, Kleine Erzählungen 64 (7)
* „ Die Fremden. 72 (36)
Doyle, Sherlock-Holmes-Serie 6 Bde. kplt. 66
Edhar, Bis der letzte Heller bezahlt ist . . 51
*Ekensteen, Friede den Hütten . . . . . 163(116)
*Finn, Percy Winn 60 (22)
Für Herz und Haus, 8 Bde. kplt.. . . . 78
*Für Hütte und Palast, 1. Bd. Wichner,
Alraunwurzel 54 (32)
* „ 3. Bd. Wichner, Im Schneckenhause 86 (28)
*Grimme, Schlichte Leute 72 (45)
* „ Auf rater Erde 83
„ Auf heimischer Scholle 121
Hahn-Hahn, Maria Regina 64
„ Daratice. 63
„ Zwei Schwestern. 52
Hansjakob, Aus kranken Tagen 53
* „ Dürre Blätter, 1. Bd. . . . 83 (31)
* „ „ „ 2. Bd. . . . 74 (37)
* „ Der Leutnant von Hasle. . . 129 (60)
* „ Schneeballen, 1. Bd. 77 (32)
* „ „ 2. Bd. 68 (25)
* „ „ 3. Bd. 60 (24)
*Harte, Die Postmeisterin von Laurel Run 135
*Haupt, Tapfere Frauen 87
Hausschatz, Deutscher, 30. Jahrg. 56
Hausschatz-Bibliothek, 4 Bde. kplt. 112
*Hebel, Schatzkästlein 46 (2)
Hebentanz-Kaempfer, Taubenflug. 67
*Hecher, Lia 55
* „ Die Perle von Ram 62 (20)
*Herbert, Aus dem Buche des Lebens . . . 69 (28)
* „ Baalsopfer 56 (34)
* „ Die Jagd nach dem Glück . . . 120 (57)
* „ Das Kind seines Herzens. . . . 97 (44)
* „ Marianne Fiedler. 57 (18)
* „ Von unmodernen Frauen 92
* „ Dagmars Glück 130
* „ Oberpfälzische Geschichten 89
*Hellinden, Der Stern von Hallalat . . . 161
Hoffmann, Andreas Hofer 50
Höhler, Kreuz und Schwert 58
Jezma, Die Tochter des Intendanten . . 90
*Jörgensen, Das heilige Feuer 98
* „ Goa 62
*Jugendbibl. Naturwissensch., 6. Bd. Engeln,
Im Telegraphenbureau 80
* „ 7. Bd. Bendel, Wetterpropheten. . 52
*Jüngst, Reginald von Reinhardsbrunn . . 54 (28)
„ Strandgut des Lebens 58
*Keller, Gold und Myrrhen 142 (80)
* „ „ „ „ Neue Saige. . 97 (60)
* „ Waldwinter 55
* „ In deiner Kammer. 124
*Kerner, Der Stadtschreiber von Köln . . 109 (41)
*Keym, Der 30jährige Krieg 52 (4)
*Kiesgen, Der französische Krieg 74 (10)
Kujawa, Militärhumoresken 59
Kümmel, Der Schreinermax (aus Volksbibl.
kath. L.) 96 (40)
* „ An Gottes Hand 6 Bdchn. kplt. . 109
Lingen, Vergib und Vergiß 51
Ludolff, Vor 100 Jahren 72
„ Das Kind des Vagabunden . . . 60
„ Die Tochter des Spielers. . . . 54
„ Verschallen. 66
*Manzani, Die Verlobten 113
May, Reiseerz 1. Bd. Durch die Wüste . 85
„ „ 2. „ Durchs wilde Kurdistan 98
„ „ 3. „ Von Bagdad nach Stambul. . . . 85
„ „ 4. „ In den Schluchten des Balkans . . 85
„ „ 5. „ Durch das Land der Skipetaren . . . 87
„ „ 6. „ Der Schut . . . 80
„ „ 7/9. „ Winnetou. 3 Bde. 88
„ „ 10. „ Orangen u. Datteln 63
„ „ 11. „ Am stillen Ozean . 66
„ „ 12. „ Am Rio de la Plata 69
„ „ 13 „ In den Cordilleren 64
„ „ 16 18. „ Im Lande d. Madhi. 3 Bde. . . 54
„ „ 20/22 „ Satan und Ischariot. 3 Bde. . . 55
„ „ 23. „ Auf fremden Pfaden 54
„ „ 24. „ „Weihnacht" . . . 56
*Meisterwerke uns. Dichter 11/16. Brentano, Erz., Herder, Cid ꝛc. 77 (7)
Müller, Der letzte Novize in Andechs . . 69
Murray, Glänzende Laufbahn 93
Nabor, Mysterium crucis 63
*Novellen, Klassische (Aschdff.) 91 (2)
*Novellenbuch, Klassisches (Wehbg.) 53 (6)
Oertzen, Die Republik der Menschen . . . 98
* „ Die Insel des Friedens 104 (73)
* „ Aus einsamen Tälern 81 (34)
Pauli, Die Doppelgänger 182
Plattner, Lustige Streiche 67
„ Till Eulenspiegel. 81
*Pötsch, Durch eigne Kraft 86
*Pütz, Tiroler Dorfgeschichten 61 (26)
Russell, Seeromane, 1. Bd. Das Wrack des Grosvenor 87
„ „ 2. Bd. Die Piraten . 66
„ „ 5. „ Die Seekönigin 53
Scapinelli, Bezirkshauptmann von Lerchberg 60

*Schaching, Stoßi	82	
„ „ Bayerntreue	67	(38)
„ „ Waldesrauschen	72	(21)
„ „ Widukind	68	(27)
„ „ Der Geigenmacher	54	(10)
„ „ Auf den Eisfeldern Rußlands	67	(26)
*Schmidt, Der Prälatenschatz	65	(12)
„ „ Der Riesenbacher	59	
Schott, Das Glücksglas	86	
„ „ Die Geierbuben	145	
„ „ Gottestal	272	
„ „ Beschalten Balk	74	
„ „ Die Seeberger	129	
„ „ Der Bauernkönig	63	
„ „ Der letzte Richter	111	(72)
Schupp, Wege und Abwege	76	
*Seeburg, Immergrün, 6 Bde. kpll.	58	(30)
„ „ Die Fugger	74	(60)
„ „ Die Hexenrichter von Würzburg	58	
„ „ Joseph Haydn	55	
„ „ Durch Nacht zum Licht	61	
„ „ Die Nachtigall	101	
*Seidel, Erz. Schr., 1. Bd. Leberecht Hühnchen	69	
*Sheehan, Mein neuer Kaplan	121	
*Sienkiewicz, Quo vadis	83	
„ Janko, der Musikant	74	
„ Mit Feuer und Schwert	58	
*Spyri, Heidi I.	54	
„ „ II.	52	
*Stifter, Bunte Steine	105	(21)
*Twain, Reisebilder und Skizzen	89	
„ „ Tom Sawyers Abenteuer	125	
„ „ Querkopf Wilson	114	
„ „ Meine Reise um die Welt I.	91	
„ „ „ „ „ „ II.	77	
*Maistre, Die Gefangenen des Kaukasus	77	(2)
*Vitis, Der Roman der Arbeiterin	123	(98)
Veltheim, Eine Irrfahrt im Omnibus	84	
Waal, Juda's Ende	75	
„ Katakombenbilder	56	
„ Der 20. September	69	
*Wallace, Ben Hur	93	(56)
Weber, Dreizehnlinden	53	
Wibbelt, Im bunten Rock	59	
*Wiseman, Fabiola	58	
Zingeler, Zwischen Pflicht und Ehre	119	

J. Th.

Anmerkung der Redaktion: Nach obiger Statistik wurden also folgende 10 Werke am meisten bestellt: F. Bonn, „Lustige Soldatengeschichten", 354 mal; Schalk, „Gottestal", 272 mal; Brackel, „Die Tochter des Kunstreiters", 177 mal; Ekensteen, „Friede den Hütten", 163 mal; Hellinden, „Stern van Hallalot", 161 mal; Diehl, „Novellen", 148 mal; Schott, „Geierbuben", 145 mal; Albing, „Maribus paternis", 144 mal; P. Keller, „Gold und Myrrhen", Bd. 1, 142 mal. Die Zahl der in Betracht kommenden Bibliotheken beläuft sich auf 2877. Zu begrüßen ist, daß in den Bestellungen die bessere Erzählungsliteratur durchaus vorherrscht, wenn es auch noch nicht gelungen ist, Karl May und ähnliche Autoren ganz in den Hintergrund zu drängen. Zu bedauern bleibt, daß die naturwissenschaftliche Literatur nur in zwei Fällen die Zahl 50 überschritten hat, die Geographie ebenfalls nur zweimal mit den beiden Werken von Baumberger, und daß die Apologetik gar nicht vertreten ist. Etwas besser steht es in der geschichtlichen bezw. biographischen Abteilung aus. Auffallend ist die Bevorzugung jener Bücher, welche geschichtliche Ereignisse in erzählender Form bieten. Ein schlechtes Zeichen ist das nicht. Das nächste Jahr soll die Statistik weitergeführt werden. Vielleicht ist der eine oder andere Bibliotheksvorstand so liebenswürdig, der Redaktion mitzuteilen, wie das Lesepublikum die im Jahre 1905 neueingestellten Bücher aufgenommen, und wie es Geschmack daran gefunden hat. Für die Weiterführung der Bücherserien sind derartige Mitteilungen sehr wertvoll.

Die Volksbibliothek und Lesehalle zu M.Gladbach.

Von Hubert Schmitz, M.Gladbach.

1. Gründung und Entwicklung.

Schon vor etwa fünf Jahren hatte man sich mit dem Gedanken getragen, dem stetig zunehmenden Lesebedürfnis durch Gründung einer größeren Volksbibliothek entgegenzukommen. Es hatte sich zu diesem Zwecke ein Komitee gebildet, das die Angelegenheit in jeder Weise zu fördern suchte und sich bereits einer namhaften Beihülfe seitens des kath. Arbeitervereins und einiger Privaten versichert hatte. Im letzten Augenblick scheiterte die Sache an der Lokalfrage, da das in Aussicht genommene Lokal eine so hohe Miete beanspruchte, daß die gezeichnete Summe schon in einigen Jahren aufgebraucht gewesen wäre. Damit ruhte die Sache und drohte fast in Vergessenheit zu geraten. In der Zwischenzeit mußten die bestehenden kleineren Bibliotheken: die Barromäusbibliotheken in den einzelnen Pfarren, die Bibliotheken in den verschiedenen kath. Vereinen (Gesellenverein, Kaufm. Verein, Arbeiterverein, Jugendverein ꝛc.) sowie die Büchereien anderer Vereine (Wissenschaftlicher Verein, Landwehrverein ꝛc.) die vorhandene Lücke soweit als möglich ausfüllen. Die Barromäusbibliothek der Hauptpfarre, deren Leitung der Unterzeichnete im Herbste 1902 übernahm, zählte nach Angabe des Katalogs ungefähr 1400 Bände. Sie war im Hause des bisherigen Leiters untergebracht und alle Sonntage geöffnet, aber abwechselnd für die Mitglieder und Teilnehmer. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher betrug durchschnittlich jeden Sonntag 70—80 Bücher, im Jahre also etwa 3500 Bände, gewiß eine verschwindend geringe Frequenz, wenn man bedenkt, daß die Pfarre damals 30 000 Seelen zählte. Der Verein hatte ungefähr 180 Mitglieder, je 60 in den verschiedenen Klassen. Der bisherige Leiter hatte bereits die Neuerung eingeführt, daß auch Nichtmitglieder die Bibliothek benutzen konnten gegen einen Jahresbeitrag von 1 Mk., den auch die Mitglieder zahlen mußten, wenn sie alle 8 Tage ein Buch oder alle 14 Tage zwei Bücher entleihen wollten, die Leihfrist betrug 14 Tage. Der Unterzeichnete suchte die Frequenz zunächst zu steigern durch Erleichterung der Bücherentnahme. Die Bibliothek war vom Januar 1903 an für alle Mitglieder jeden Sonntag geöffnet und die Leihfrist wurde auf 3 Wochen ausgedehnt. Für die Vermehrung der Mitgliederzahl konnte im Geschäftsjahr 1903 nichts weiter geschehen; für das Jahr 1904 wurde eifriger geworben durch Zeitungsartikel und Flugblattverteilung. Infolgedessen hob sich die Mitgliederzahl schon um ein Bedeutendes. Annähernd 100 Mitglieder wurden dem Verein neu zugeführt. Inzwischen war im Herbst 1902

eine größere, gut eingerichtete Volksbibliothek ins Leben gerufen worden durch den Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke. Diese Volksbibliothek, die sich die Kruppsche Bibliothek zum Muster genommen, zählte sofort über 3000 Bände, war täglich geöffnet und erfreute sich von Anfang an einer großen Frequenz. Für die Entleihungen war eine kleine Gebühr festgesetzt, nämlich für je zehn zu entleihende Bücher 20 Pfg. Bei der Auswahl der Bücher ließ sich eine billige Rücksichtnahme auf Parität nicht verkennen. Nichtsdestoweniger blieb das Bedürfnis, der katholischen Bevölkerung eine sorgfältigere Auswahl zu bieten, bestehen und wurde von dem Unterzeichneten nicht aus dem Auge verloren. Freilich, dieser sehr gut eingerichteten, mit ganz neuen Büchern ausgestatteten Bibliothek sofort etwas Aehnliches an die Seite zu stellen, schien ein Ding der Unmöglichkeit, zumal da die Privaten und auch die Vereine ihre frühere Zusage zurückgezogen hatten. Deshalb mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden. Der Unterzeichnete ging von dem Gedanken aus, daß durch die Beibehaltung und Ergänzung der einzelnen Vereinsbibliotheken die Kräfte unnötigerweise zersplittert werden, und daß deshalb eine Zusammenlegung dieser Bibliotheken sowohl finanziell für die Vereine als auch praktisch für die Mitglieder der Vereine weit vorteilhafter sei. Dieser Gedanke fand bei der Leitung des kath. Arbeitervereins und der bestehenden Lesehalle Beifall, zumal da sowohl die Bibliothek des genannten Vereins als auch der Bücherbestand der Lesehalle verhältnismäßig wenig benutzt wurde. Im Herbst 1903 kam dann die Verschmelzung zustande, die noch mehr gefördert wurde durch den Umstand, daß von der Kirchenverwaltung anderweitige, sehr zweckentsprechende Räume gegen einen kleinen Entgelt zur Verfügung gestellt wurden. Da der Bücherbestand des Arbeitervereins nicht allzu bedeutend war, auch durch die Benutzung im Laufe der Jahre sehr gelitten hatte, erklärte sich der Verein bereit, für die Vergrößerung der Bücherregale und für Neuanschaffung von zirka 150 Büchern die Sorge zu übernehmen, da so durch die unentgeltliche Entnahme von Büchern seitens der Mitglieder des Arbeitervereins diesen eine bedeutend größere Möglichkeit geboten war, ihr Lesebedürfnis zu befriedigen. So konnten im November 1903 die übernommenen und neu angeschafften Bücher dem Bücherbestand des Borromäusvereins einverleibt, in einem neuen Bücherverzeichnis zusammengefaßt und den beiderseitigen Mitgliedern zur Verfügung gestellt werden. Dadurch schon hob sich die Frequenz zusehends. Weitere Gründe für die Steigerung der Frequenz waren, daß zu gleicher Zeit das Leihkartenwesen eingeführt wurde, demzufolge auch Nichtmitglieder Bücher entleihen konnten unter denselben Bedingungen wie bei der obengenannten Bücherhalle, 20 Pfg. für je 10 zu entleihende Bücher, ferner, daß die Bibliothek auch an zwei Wochentagen (Mittwochs und Samstags) von 6–8 Uhr geöffnet war. Die Ausleihungen gingen nun schnell in die Höhe. Im Monat November wurden 685, im Dezember bereits ungefähr die doppelte Anzahl (1006) und im Monat Januar ungefähr die dreifache Anzahl (1818) Bücher ausgeliehen. Dieser Erfolg ermunterte den Unterzeichneten zu weiteren Schritten. Das alte Komitee, das bereits bei der Auswahl der neuen Bücher mitgewirkt hatte, wählte jetzt einen besonderen Arbeitsausschuß. Einer der Privaten, der vor Jahresfrist eine ansehnliche Summe gezeichnet hatte, wurde über den Stand der Dinge unterrichtet und erklärte sich gerne bereit, seine Zusage zu halten, er übergab uns sofort den Betrag von 1000 Mark und zeichnete einen jährlichen Beitrag von 100 Mark. Das Komitee beschloß nun, in einem Aufruf um freiwillige Beiträge sich an weitere Kreise der Bürgerschaft zu wenden. Der Aufruf hatte den Erfolg, daß von Privaten noch weitere 430 Mark gezeichnet wurden, während von dem Arbeiterverein 150 Mark gezahlt wurden. Von der Zentralstelle in Bonn erhielten wir eine Beihülfe von 300 Mark und eine gleiche Summe von dem Volksverein zur Unterhaltung des Lesezimmers, das als Fortsetzung der früheren Lesehalle (Friedhofstraße) angesehen wurde. Gewiß war diese Summe in Anbetracht der großen gestellten Aufgabe noch zu gering, allein über die ersten Schwierigkeiten half sie hinweg. Der Bücherbestand wurde bedeutend vermehrt, vor allem aber zunächst für die Einrichtung der Bibliothek und des Lesezimmers Sorge getragen. Der Bücherbestand betrug nun 3000 Bände. Die Frequenz blieb in dieser Zeit gleich stark, was bei der gewöhnlichen Abnahme im Sommer eine verhältnismäßige große Steigerung bedeutet. Bereits im Juli sahen wir uns genötigt, zur täglichen Ausgabe überzugehen. Die Bibliothek ist an Wochentagen geöffnet von 4–8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 10–12 Uhr. Die Arbeiten besorgt ein eigens angestellter Bibliothekar. Eine weitere Vergrößerung erfuhr die Bibliothek im November 1904. Der frühere Leiter hatte nach und nach eine besondere Jugendbibliothek für Schulkinder gegründet und dieselbe für diese reserviert. Diese Bibliothek, die einen Bücherbestand von etwa 300 Bänden aufwies, wurde jetzt mit der Stammbibliothek wieder vereinigt. Die Ausleihe an die Schulkinder geschah an Mittwoch-Nachmittagen von 3–4 Uhr und wurde in liebenswürdiger Weise von einem Lehrer übernommen, der den Kindern bei der Auswahl der Bücher behülflich war. Vom 1. November 1903 bis 1. Januar 1905 wurden in der Volksbibliothek im ganzen 22306 Bücher ausgegeben. Das Lesezimmer, das keine besonders hohen Kosten verursacht, wurde mäßig besucht und konnte deshalb beibehalten werden.

Im Dezember 1904 wurden die Herren, die durch Zeichnung von Beiträgen ihr Interesse bekundet hatten, zur Besichtigung der Bibliothek eingeladen und ihnen ein weiterer Plan des Unterzeichneten unterbreitet. Zur Zeit bestanden in Glodbach in den einzelnen Pfarreien eigene Borromäusbibliotheken, die einen Bücherbestand bis zu 1000 Bänden aufwiesen, aber was Zusammensetzung betraf, mit unserer Bibliothek im großen und ganzen übereinstimmten, da ja die Bezugsquelle für alle die gleiche ist. Die Frequenz hielt sich meistens in den Grenzen, die früher auch die Borromäusbibliothek der Hauptpfarre eingehalten hatte. Es war nun der Plan des Unterzeichneten, diese Bibliotheken mit der Volksbibliothek zu vereinigen, aber nicht in der Weise, daß dieselben, wie z. B. in Bonn, alle miteinander zu einer einzigen verschmolzen würden, sondern daß die übrigen Bibliotheken als Filialbibliotheken angegliedert würden. Dieser Vorschlag fand Beifall, und der Unterzeichnete trat an die Vorstände der einzelnen Borromäusbibliotheken zu diesem Zwecke heran. Es kamen in Betracht die Bibliotheken der Pfarre St. Maria Rosenkranz (Eicken), St. Joseph (Hermges), Herz Jesu (Pesch) und des im Entstehen begriffenen neuen Rektorates Hardterbusch. Durch diese Zusammenlegung haben diese Leser aus den einzelnen Bezirken einen bedeutenden Vorteil, da ihnen eine weit größere Anzahl von Büchern zur Verfügung steht als in den Pfarrbibliotheken, ander-

seits aber leidet der Bücherbestand mehr, da er der Allgemeinheit frei steht und weit stärker benutzt wird. Die Pfarre Eicken nahm deshalb einstweilen eine abwartende Stellung ein, während mit den übrigen Bibliotheken eine Einigung zustande kam, die fürs erste provisorisch, vom 1. Oktober ab definitiv gestaltet ist. Die Filialbibliotheken geben nicht ihren ganzen Bücherbestand an die Zentralbibliothek ab, sondern behalten außer den Rubriken Erbauungsliteratur und Zeitschriften von der belletristischen Literatur bestimmte Serien, die in ihrem Besitz sind, zurück. Diese Serien sind in dem Uebereinkommen namhaft gemacht, z. B. Bachems Roman- und Novellensammlung, Berlepsch, Braun, Butzon & Bercker, Habbel ꝛc., ferner Schriften der gelesensten Verfasser: Conscience, Herchenbach, Kalping, Schaching u. a. Diese Bände bilden für die Filialen die Standbibliothek. Alle übrigen Bücher sowohl unterhaltender als belehrender Art werden der Zentrale zugeführt und einverleibt, verbleiben aber Eigentum der betr Filialen.

Die Ausleihe in den Filialen vollziehl sich nun in folgender Weise. Die Mitglieder und Leser erhalten Wunschzettel, auf denen sie eine größere Reihe von Nummern aus dem Hauptkatalog, der für alle Bibliotheken gültig ist, aufschreiben. Diese Wunschzettel müssen bis Donnerstag-Nachmittag an den Leiter der Filialen abgegeben sein und werden von diesem zur Hauptbibliothel gesandt. Dort werden die Wunschzettel erledigt und die gewählten Bücher in einem Handwagen am Freitag-Nachmittag oder Samstag-Morgen zur Filiale gebracht. Der Leiter hat dann nichts weiter zu tun, als den Empfang der Bücher zu bescheinigen, in die Ausleihliste einzutragen und die Bücher am Sonntag-Morgen den Lesern abzugeben. Die gelesenen Bücher werden Montags duech den Boten wieder abgeholt. Konnte ein Wunschzettel nicht erledigt werden, so erhält der betr. Leser ein Buch aus der Standbibliothek. Dasselbe gilt auch für solche, die sich an das Wunschzettelsystem nicht recht gewöhnen können. Die finanzielle Seite der Vereinigung ist für die Hauptbibliothek und die Filialbibliothelen nach Uebereinkunft in befriedigender Weise gelöst. Auch auf den Fall der Auflösung ist Bedacht genommen, so daß durch eine solche keine der Bibliotheken eine besondere Einbuße erleiden würde. Mit dem Erfolge können wir zufrieden sein, und es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel in anderen größeren Städten Nachahmung fände. Denn ohne Zweifel würde überall die Frequenz der Bibliothelen sich bedeutend heben, wie es auch bei uns der Fall gewesen ist. Es gelangten im Jahre 1905 zur Ausgabe:

	in der Hauptbibliathek:		in den 4 Filialen:	Zusammen:
im Januar	4152	dabei war Eicken miteingegriffen	1628	5780
„ Febr.	3761		1577	5338
„ März	3640	zirka 320 Bände	1675	5315
„ April	3290		1142	4432
„ Mai	2716		1205	3921
„ Juni	2770		1136	3906
„ Juli	3146		1081	4227
„ August	1900		1016	2916
14 Tage geschlossen				
„ Sept.	2880		979	3859
„ Oktaber	3110		1238	4348
„ Nav.	3252		1398	4650
„ Dez.	3701		1590	5291
	38318		15665	53983

Im Jahre 1905 wurden also in den 5 Bibliotheken, die in früheren Jahren zusammen etwa 16000 Bände ausgegeben hatten, mehr als das dreifache an Büchern entliehen. Dabei ist noch zu bemerken, daß die obengenannte Bücherhalle in derselben Zeit 47778 Bände ausgegeben hat und auch in den Bibliotheken der verschiedensten Vereine die Bücherentnahme sich sehr gesteigert hat, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sehr das Lesebedürfnis in der heutigen Zeit zugenommen hat, und wie es an der Zeit ist, auch von unserer Seite den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend Rechnung zu tragen.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Zur Jugendschriften-Frage.

Verzeichnis von Jugend- und Volksschriften nebst Beurteilung derselben. Unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse kathalischer Schulen und Familien herausgeg. vam Verein kath. Lehrer Breslaus. VII. Heft. 100 S. 8°. Breslau, Aderholz. 1905. 1,20 M., kart. 1,50.

Diese Sammlung ist längst als das beste kath. Werk der Art bekannl (ein Teil ist bereits in zweiter und dritter Auflage erschienen), und ich empfinde es fast wie einen Vorwurf, daß die Leser der Borramäusblätter erst im dritten Jahrgang mit ihr bekannt gemacht werden. Das eben erschienene VII. Heft teilt die Vorzüge der übrigen, zeichnet sich aber var ihnen aus durch größere Berücksichtigung der modernen Richtung. Auszusetzen ist verschiedenes; so sollte der Frau Biebig auf S. 89 das „Heiliger Rock, bitte für uns!" und nach verschiedenes andeee doch angestrichen werden, Asenigeff „Unschuld" und Heymann „Weiße Nächte" sind für unseren Geschmack zu breit behandelt, dagegen hätte „Fitzebutze" eine viel eingehendere prinzipielle und historische Behandlung (vgl. Sydaw, Volks- und Jugendschriften-Rundschau 1905, S. 83 f.) verdient; aber das sind Kleinigleiten, die dem Verdienst der Herausgeber keinen Eintrag lun.

Jugend- und Volkslektüre. Organ der Zenkraljugendschriftenkommissian des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Herausgegeben von S. Balor, Rektar in Tharn. Drittee Jahrg. 96 S. 8°. Thorn, 1905.

Der varliegende Jahrgang ist nicht, wie seine Vorgäager, in sechs Heften eeschienen, sandern in Bandform. Inhalttich bedeulel er einen merklichen Fael|schritt. Immerhin ist die Auswahl der besprochenen Schriften noch zu viel vam Zufall bestimmt, auch sind unter den 383 Besprechungen manche recht schwache und namentlich nach der ästhetischen Seite unzureichende. So wird auf S. 22 der „ganze und unverkürzte Text des Grimmschen Originaldruckes" dee Kinder- und Hausmärchen für Kinder empfohlen; die Behandlung des „Kater Murr" (S. 84) bedeutet eine kleine Selbstkompromittierung, die Einleitung zum Ivanhoe (S. 76) ist nicht viel besser, zu Quo vadis (S. 77) durfte die Bemerkung nicht fehlen, daß es sich um eine ungekürzte, daher nur sehr vorsichlig zu verwendende Ausgabe

handelt usw. Eine Inhaltsübersicht und ein alphabetisches Register vermißt man sehr, es wäre wohl der Mühe wert, diese nachzuliefern. Mögen die Herausgeber in ihrer wichtigen Arbeit unermüdlich und verständnisvoll fortfahren, das kath. Deutschland wird ihnen Dank dafür wissen.

Jugendschrift und Erziehung. Ein Beitrag zur Lösung der Jugendschriftenfrage von Jos. Antz. 60 S. 8°. Wittlich, Fischer, 1905. 1 M.

Eine sehr schätzenswerte Behandlung vom modernen Standpunkt in durchaus kath. Geiste. Wir hoffen, dem Verf. auf diesem Gebiete noch öfter zu begegnen. Zu bemängeln ist u. a. nur, daß der Verf. in der einschlägigen kath. Literatur die Arbeiten Herolds und der Breslauer (s. o) und das II. Jahrbuch der kath. Jugendschriftenkommissionen (vgl. Borromäusblätter 1905, S. 116) unerwähnt gelassen hat.

Die Jugendzeitschrift in ihrer geschichtlichen Entwickelung, erziehlichen Schädlichkeit und künstlerischen Unmöglichkeit. Mit einer Kritik der gangbarsten gegenwärtigen Jugendzeitschriften. Von Otto Hild. Herausgegeben vom Gothaer Prüfungsausschuß für Jugendschriften. 88 S. 8°. Leipzig, Wunderlich, 1905. 1,20 M.

Eine wirklich verdienstliche Arbeit. Der mutige Verfasser hat freilich in ein Wespennest gegriffen und muß dafür ordentlich büßen. Aber man mag sagen, was man will — und es läßt sich auch viel Stichhaltiges einwenden — recht hat er in der Hauptsache. Nur sollte er eine weniger radikale Schlußfolgerung ziehen. Die heutige Generation wird es nicht erleben, daß die Jugendzeitschriften verschwinden, und wir Katholiken haben gewiß zuletzt Ursache, ein so wichtiges Hilfsmittel einer christlichen Erziehung preiszugeben. Daher muß für uns die Parole nicht lauten: Kampf bis aufs äußerste! sondern: Restloses Streben nach Fortschritt! Mögen darum vor allen die Redakteure und Mitarbeiter an Jugendzeitschriften das Werkchen recht würdigen.

Jugendliteratur. Ein Versuch in Skizze von Oswald Tetlheim. 104 S. 8°. Leipzig, Kempe 1905. 1,20 M.

Nur schwer kann Ref. der Versuchung widerstehen, diese Schrift mit einem Kraftwort abzutun. Die wenigen guten Gedanken schwimmen in einem unglaublichen Brei von „Philosophie" nach folgendem Muster:

„Was ist also die Reinheit? Das Nichts.
Was ist das Nichts? Das All.
Was ist das All? Das Leben.
Was ist das Leben? Die Bewegung usw seitenlang. Und mit einem solchen Schriftchen meint der Verlag Reklame machen zu können für seine Jugend-Gartenlaube!

Ein Beitrag zur Volks- und Jugendliteratur. Kurze und übersichtliche Darstellung des gesamten Gebietes unter besonderer Berücksichtigung der Punkte, welche beim Vorbereiten auf pädagogische Prüfungen bedeutungsvoll sind. Von Wald. Baumgart. 184 S. 8°. 1905, Berlin, Winkelmann. 2,80 M.

Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend von Heinr. Wolgast. III. Aufl 225 S. 8°. 1905, Leipzig, Teubner. 2,40 M.

Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze von H. Wolgast. 140 S. 8°. 1906, Leipzig, Teubner. Geb. 2,20 M.

Vom modernen „Elend in der Jugendliteratur". Mit besonderer Berücksichtigung des Kampfes um die Jugendschriften in Bayern und einem Anhang: Empfehlenswerte Schriften für die Jugend kath. Volksschulen Bayerns. Von Jos. Lohrer. (Pädagogische Zeitfragen 1, 6.) 51 S. 8°. 1905, München, Lentner. 0,80 M.

Wegweiser durch die Jugendschriften-Literatur. Eine Beurteilung von mehr als 5000 Jugendschriften. Herausgegeben vom Kath. Lehrerbund für Oesterreich. 359 S. 8°. 1906. Wien, Kirsch. 3 Kr.

Führer durch die Jugendliteratur. Eine Auswahl empfehlenswerter Jugendschriften. Ratgeber für Bibliotheksvorstände, Lehrer und Eltern. Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Kath. Schulvereins für die Diözese Rottenburg. 76 S. gr. 8°. 1906, Stuttgart, Lehrer Wenger. 0,80 M.

Der letzte Weihnachtsmarkt hat eine Anzahl wertvoller Beiträge zur Jugendschriftenfrage gebracht, die bei der hohen aktuellen Bedeutung des Gegenstandes hier wenigstens kurz angezeigt werden müssen.

Baumgart will in erster Linie für Kandidaten der Mittelschullehrer- und Rektorenprüfung alle wesentlichen Fragen der Volks- und Jugendliteratur zusammenfassend behandeln. Wenngleich auch er noch den einen oder anderen Punkt übersieht, namentlich die sogenannte Klassenmassenlektüre (auch simultane Privatlektüre genannt), ist ihm seine Absicht doch, wenigstens bezüglich der Jugendliteratur, wohlgelungen, und dadurch empfiehlt sich sein Buch vor allen anderen. Ein weiterer Vorzug ist des Verfassers Selbständigkeit gegenüber den Aufstellungen der modernen Kunsterzieher, weniger zu loben ist u. a. der unwissenschaftliche und unpraktische Quellennachweis und die schlechte Ausstattung. Auch ist der Wunsch wohl nicht unmotiviert, daß in einem solchen, doch für alle Interessenten bestimmten Werke auch die katholischen Bestrebungen und unsere Fachliteratur ein wenig zu Worte kommen.

Wolgasts „Elend" ist in der neuen Auflage wesentlich unverändert, jedoch erweitert durch Charakteristiken des Großbuches, Karl Mays u. a. Ich hatte es für wichtig, auch an dieser Stelle zu betonen, daß von einem Beherrschen der Jugendschriftenfrage nicht reden darf, wer nicht vor allem dieses epochemachende Buch gründlich studiert hat; zur ersten Einführung freilich ist es ebensowenig geeignet, wie zur oberflächlichen Lektüre für unkritische Enthusiasten. Zu den wichtigsten Dokumenten der neuen Richtung gehören auch eine Anzahl kleinerer Schriften, durch die Wolgast sein Hauptwerk ergänzt hat. Da dieselben z. T. nur noch mit Mühe aufzutreiben sind, ist es sehr erfreulich, daß sie jetzt in einem Bande vereinigt nebst einigen neuen Beiträgen neugedruckt worden sind. „Vom Kinderbuch" behandelt: „Was und wie sollen unsere Kinder lesen? Das Religiöse und Patriotische in der Jugendschrift; Pole Poppenspäler; Großbuch oder nationale Dichtung? Die Aufgaben der lokalen Prüfungsausschüsse; Ueber Einrichtung und Ausnutzung der Schülerbibliothek; Die Bedeutung der öffentlichen Bücherhalle für die schulentlassene Jugend; Ueber Lektüre für Backfische; Quellennachweise für das deutsche Kinderlied; Ueber Bilderbuch und Illustration."

Lohrer wendet sich mit bekannter Sachkenntnis und dankenswerter Entschiedenheit gegen die radikalen Tendenzen und Begleiterscheinungen der Hamburger

Bewegung. Sein Schriftchen gehört in die Bücherei eines jeden kath. Lehrers. Es hat nur den einen Fehler, daß es zu knapp ist; eine Bewegung, die so gründlich arbeitet wie die Vereinigten Deutschen Jugendschriften-Ausschüsse, erfordert zur Bekämpfung neben der Kleinarbeit und als unentbehrliche Quelle für diese auch lief und weit ausholende Werke. Lohrer wäre wohl der Mann für eine solche Arbeit.

Der „Wegweiser" ist ein mit ungeheurem Fleiß gearbeitetes und höchst verdienstliches Nachschlagewerk. Wenngleich es zunächst für österreichische Verhältnisse berechnet ist, und wenngleich die Beurteilungen immer sehr knapp sind und oft genug nur in einigen Zeichen ausgedrückt werden, ist es doch auch für das Deutsche Reich für eine schnelle vorläufige Infarmation unentbehrlich. Es gibt kein zweites Werk. das so vollständig Auskunft gäbe über zahllose vielverbreitete Einzelwerke und bändereiche Serien, wie Herchenbach, Höcker, Hoffmann, Oertel, Würdig, Nieritz, Obentraut, L. Pichler, Schmid u. a. m. Zu bedauern ist, daß nicht bei jedem Titel die verwendeten literarischen Hülfsmittel mit der Fundstelle notiert sind, dann wäre die doch meist unumgängtich natwendige genauere Nachprüfung bedeutend erleichtert, und das vorliegende Werk hätte als Repertorium zu einer Reihe tüchtiger, aber mit unzureichenden Registern versehenen Sammlungen noch einen bedeutend höheren Wert.

Der „Führer" ist in seinen prinzipiellen Erörterungen wie in den Einzelbesprechungen so wahlgelungen, so aerständnisooll für jeden berechtigten Fortschritt, dabei so besonnen in der Treue gegen unsere unveräußertichen Ideale, daß ich nicht anstehe, ihn in die erste Reihe aller derartigen Publikationen zu stellen, unmittelbar neben die Breslauer Sammlung. Die hervarragende Befähigung der Herausgeber begründet die dringende Bitte, daß sie sich nicht mit dem oersprochenen zweiten Hefte begnügen, sondern weiter arbeiten und außerdem auch die Würdigungen der abgelehnten Werke separat veröffentlichen. — Im Interesse der Sache glaube ich eine Anmerkung nicht unterdrücken zu sollen: Es muß auffallen, daß nunmehr schon zum zweitenmol eine kleine kath. Sanderorganisotion mit Arbeiten hervortritt, welche die Leistungen der Jugendschriftenkammissionen des Kalh. Lehrerverbandes weit hinter sich lassen. Für den Fernerstehenden liegt die Vermutung nahe, daß hier ein organisatorischer Fehler sich rächt. Es scheint mir wohl der Mühe wert, daß der Verband prüft, ob nicht bei der Auswohl und Besetzung der einzelnen Kammissionen auf Neigung, Geschick und Hingebung zu wenig gesehen warden ist, oder der speziellen Fartbildung nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt wird, oder endlich ob vielleicht die Ursache in mangelhafter Arbeitsteilung liegt.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Der Beruf der Lehrerin. In Briefen on eine frühere Schülerin dargestellt von P. Herber. Mit einem Anhang: Ratgeber für Lehrerinnen bei der Auswohl oon Berufsschriften. 4. Aufl. 207 S. Geb. 1,50 M. Paderborn 1905, Ferd. Schöningh.

Das mit so tiefem Verständnis und mit so sicherem, nie versagendem Takt geschriebene Büchlein bedarf keiner weiteren Empfehlung. Obwohl nur einem verhältnismäßig kleinen Kreise dienend, ist es schon in drei Auflagen verbreitet. Die vorliegende vierte Auflage ist um vier Briefe vermehrt warden. Sehr zeitgemäß sind die Abschnilte: „Fortbildungsziele", „In den Strömungen der Gegenwart", „Sozial-charitatioes Wirken", worin die aktuellen Frauenfragen berührt werden. Echte Berufsfreude zu wecken und zu nähren, ist das Büchlein vortrefflich geeignet. Nicht bloß allen Lehrerinnen — auch den „höheren" — ist es ein bewährter Freund und Berater, es verdient auch allen denjenigen in die Hand gegeben zu werden, die vor der Entscheidung für den Lehrerinnenberuf oder in der Varbereitung auf denselben stehen.

Eine reiche Auswahl von Berufsschriften erhäht den Wert des Büchleins nicht wenig. Eine Schrift, die so feines Verständnis für die verschiedensten Standesfragen der Lehrerin verrät, und welches von so zwingender Liebe getragen ist, muß und wird noch immer mehr Verbreitung finden und immer mehr Segen stiften.

Godesberg. Gattfried Rohr.

Die Organisation der Arbeiterbildung. Eine Kritil und Verknüpfung sämtlicher Arbeiterbildungsbestrebungen von Dr. Philipp Witkop. Berlin 1904. Siemenroth. Preis M. 2,50 brasch. 132 S.

Der Titel des Buches entspricht insofern seinem Inhalt nicht, als er zu eng gefaßt ist; denn nicht bloß die speziell für die Arbeiter berechneten Bildungsbestrebungen bespricht der Verfosser, sondern ouch die anderen, dem eigentlichen Valke zugute kommenden Bildungsbestrebungen. Sämtliche auf die Bildung des Volkes abzielenden Bestrebungen unter einheitliche Gesichtspunkte zusammenzufassen und davan ein großzügiges Bild zu entwerfen, ist gewiß eine dankbare Aufgobe. Witkop hat in seinem Buche manchen beherzigenswerten Gedanken niedergelegt und tritt, was freudig zu begrüßen ist, für die Valksbildungsbestrebungen sehr wormherzig ein. Indes merkt man dem Buche an, daß es etwas rasch niedergeschrieben wurde, und bisweilen nur die nächsten besten Daten herausgreift. So hält z. B. Witkap in dem Kapitel „Vallsbiblialheken und Lesehallen" daran fest, daß erst auf Luthers Anregung hin Städle vollstümliche Biblialhelen eingerichtel hätten. Diese Behauptung wird dodurch nicht richtig, daß sie der eine von dem onderen gedankenlas übernimmt. (S. 95.) Die ersten volkstümlichen Bibliathcken wurden in Ulm, Frankfurt a. M., Xanten a. Rh. gleich nach der Erfindung der Buchdruckerlunst, etwa 40 Jahre vor Luther eingerichtet. Ferner wird derjenige Verein, welcher van sämtlichen derartigen Gesellschoften bis jetzt am meisten vallstümliche Bibliotheken gegründet hal, gar nicht genannt, der Borromäusverein wohl deshalb nicht, weil er katholisch ist. Ueberhaupt ist ein Hauptfehler des Buches der, daß Witkop viel zu sehr im Banne liberaler Schlagworte stehl. Deshalb glaubt er auch den kath. Volksbildungsbestrebungen einen Hieb versetzen zu müssen mit der Bemerkung, daß deren „kleinlicher Konfessionalismus" und „kleinlich-gelehrter Dagmatismus" den Gesichtskreis oerenge. Aehnlich äußert er sich über die Erteilung des Religionsunterrichtes Ganz van der pantheistisch Hegetschen Auffassung von der Staatsomnipotenz eingenommen, verlangt Witlap, daß der Stoot das Oberaufsichtsrecht über die Erteitung des Religionsunterrichts hobe. Es ist eine schwache Seite des Buches, daß Witlop sämtliche Valksbildungsbestrebungen der Staatsomnipalenz unterstellt wissen möchte, während ihnen gerade die Bureauluft am wenigsten zuträglich ist. Viel Neues bietet das Buch

dem, der mitten in der Bewegung steht, nicht. Neben vielen Binsenwahrheiten stößt man nicht selten auf ein recht veraltetes statistisches Material.

Bann. Hermann Herz.

Die Katholikenemanzipation in Großbritannien und Irland. Ein Beitrag zur Geschichte relig. Toleranz von J. Blötzer S. J. Herder, Freiburg. 1905, 294 S. Preis 4 M.

Vorliegendes Werk bildet H. 88/89 der Ergänzungshefte zu den Stimmen aus M. Laach. Im Vorworte bemerkt Verfasser, daß er in den Stand gesetzt gewesen sei, nur nach erstklassigem Quellenmaterial zu arbeiten, vor allem an der Hand der reichen englischen Memairenliteratur. Die Darstellung umfaßt etwa ein Halbjahrhundert englischer Kirchengeschichte, von der Gleichterungsakte des Jahres 1778 bis zur Emanzipationsbill von 1829. Den sehr dunklen Hintergrund des Gemäldes bildet die im ersten Kapitel (S. 1—14) gebotene Uebersicht über die Lage der kath. Kirche im Inselreiche um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Nach dem Aufhören der blutigen Verfolgung setzte im 18. Jahrh. „eine neue Art von Verfolgung ein, anscheinend weniger grausam als die erstere, aber ungleich verderblicher in ihren Folgen . . . . : lebenslängliche Kerkerhaft, Güterkonfiskationen bis zur völligen Aushungerung, Entziehung der allerheiligsten Menschenrechte, Verbannung und Deportation usw." (S. 2). „Das 18. Jahrh. ist die allertraurigste Periode der englischen Verfolgungsgeschichte; die bisherige Kraft des Katholizismus im Norden wird gebrochen; eine katholische Kirche um die andere verschwindet; ein adeliges Sitz um den anderen, eine Herrschaft um die andere geht an Nichtkatholiken über. Aeußerst interessant ist es nun, in Begleitung des Verfassers in den 25 knappen Kapiteln zu sehen, wie die Bande sich nun allmählich lockerten, wie die öffentliche Meinung nicht zuletzt aus politischen Berechnungen und Befürchtungen zugunsten der Katholiken umschlug, wie eine Reihe edler Männer auch auf protestantischer Seite mit warmem Herzen sich der unterdrückten Katholiken annahm; andererseits bereiteten aber der aufgestachelte protestantische Fanatismus (no popery), der starre Protestantismus eines Georg III. und gewisse Uebertreibungen, auch Spaltungen unter den Katholiken selbst der Bewegung große Hemmnisse. Gebührend anerkannt wird die seitens der Regierung wie des ganzen Volkes gegenüber den vielen Tausenden aus Frankreich vertriebenen kathol. Priestern und Bischöfen geübte, wahrhaft großartige Gastfreundschaft. Auch Fehler auf katholischer Seite, selbst hervorragender Männer wie Dr. Milner, O'Connell, werden nicht verschwiegen. Interessant ist der lange, energische Widerstand vor allem der Irländer gegen die Gewährung eines Einspruchsrechtes bei der Wahl der Bischöfe an die englische Regierung. Rom zeigt sich in dieser Periode gegenüber der englischen Regierung überaus versöhnlich und entgegenkommend.

Das Werk, eine durchaus gründliche historische Leistung, versteht den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln, wozu die geschickte Verwendung von Quellenstellen viel beiträgt. Als ein „Beitrag zur Geschichte relig. Toleranz" kann es das gegenwärtig aus Tendenzgründen wiederum viel verbreitete Märchen von der Toleranz protest. Religionen wenigstens in Hinsicht auf das britische Inselreich gründlich Lügen strafen. — Ein ausführliches Register erleichtert den Gebrauch.

Wir empfehlen seine Anschaffung für unsere städtischen Volksbibliotheken

Imnau. Dr. Adolf Rösch.

Die Stellung der Frau im Menschheitsleben. Eine Anwendung kath. Grundsätze auf die Frauenfrage. Von Dr Joseph Mausbach, Prof. der Universität Münster. 1.—3. Aufl. M.Gladbach 1906. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins f. das kath. Deutschland. 116 S. Preis 1 M.

„Es sind nur die Umrißlinien der Kulturaufgabe des Weibes, nur die allgemeine Normen seiner Einordnung in die Gesamttätigkeit der Menschheit, die ich an der Hand der sittlichen Ideen des Christentums entwickelte." Die Füllung des Umrisses mit lebendigen Farben und anschaulichem Detail, die Besprechung so mancher brennender und verbreiteter Mißstände, die jenen Normen widersprechen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze." In diesen Sätzen kennzeichnet der Verfasser auf S. 105 die Aufgabe, die er sich in vorliegendem Werke gestellt hat, das eine Erweiterung eines im kath. Frauenbund gehaltenen Vortrages ist. Wer eine Füllung dieses klaren, geistreichen, elegant geschriebenen Umrisses wünscht, den verweise ich auf folgende sehr instruktive, vorzügliche Schriften, die ebenfalls im Verlag der Zentralstelle des Volksvereins erschienen sind: Einführung in die Arbeiterinnenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. 96 S. Preis 1 M.; Katholische Arbeiterinnenvereine von Dr. Otto Müller. 92 S. Preis 50 Pfg. Das hauswirtschaftl. Bildungswesen in Deutschland von Dr. W. Liese. Herausgegeben von „Arbeiterwohl". 104 S. Preis 1 M.

Diese Werke, die ich gern alle in die Bibliotheken der Geistlichen sowohl wie in unsere städtischen volkstümlichen Büchereien eingestellt sähe, machen das Studium obiger Schrift indes nicht überflüssig, sondern nur noch nützlicher und genußreicher. Mausbachs Schrift, mit Recht von der Zentralstelle des Volksvereins unter die apologetischen Tagesfragen aufgenommen, ist eine recht wertvolle Bereicherung der kath. Literatur über die heutigentags ja wichtige Frauenfrage. An einzelnen Stellen habe ich bei der Lektüre allerdings Fragezeichen an den Rand gemacht, ja bei der auf S. 52 ausgesprochenen Ansicht über die geringe eventuelle Beteiligung der Frauen an den politischen Wahlen, bei der hohen Einschätzung der weiblichen Leistungen auf dem Gebiete von Wissenschaft und Kunst S. 69, bei der Lösung der Frage, weshalb die Frauenarbeit durchschnittlich niedriger entlohnt werde als die Arbeiten des Mannes (Kapitel 22). Daß man durchweg keine Ungerechtigkeit darin findet, daß der verheiratete protestantische Pfarrer einen höheren Staatszuschuß erhält als der unverheiratete katholische" (S. 102), möchte ich sehr bezweifeln. Trotz dieser kleinen Ausstellungen empfehle ich das Studium der geistreichen Schrift Mausbachs allen Gebildeten, namentlich den Angehörigen des Kath Frauenbundes, aufs wärmste.

Bann. Hermann Herz.

Gottesminne. Von P. Alois Pichler, C. Ss. R. Dritte, verbesserte Auflage. Münster 1904, Alph.-Buchhandlung. 128 S. Preis geb. M. 2,00.

Es sind deutsche Nachdichtungen, nicht strenge Uebersetzungen der lateinischen Gedichte des hl. Alphonsus in wahlgelungener Form, die uns einen vollen Ein-

blick in die dichtende Seele des Heiligen ermöglichen, sein inbrünstiges Vertrauen und seine Gottessehnsucht nachfühlen lassen. Vor allem tief empfunden sind die Weihnachtslieder; in der Nachdichtung kommt das Innige und Zarte des Originals sehr gut zum Ausdruck. Etwa Zweidrittel der Poesien des „doctor zelantissimus" sind hier übertragen. Wer Freude an religiöser Dichtung hat und aus dem weltlichen Getriebe der Gegenwart sich bisweilen auf sich selbst besinnen mag, findet in Pichlers „Gottesminne" Anregung genug.

Barbeck. Dr. Karl Menne.

Unterm Rad. Roman von Hermann Hesse. 10. Aufl. Berlin 1906. S. Fischer. Pr. geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. S. 294.

In Württemberg läßt der Staat sowohl die katholischen wie die protestantischen Kandidaten der Theologie (für die Protestanten auch teilweise die der Philologie) auf seine Kosten von Untersekunda an heranbilden. Da jedoch die Zahl dieser Auserwählten, die ungefähr den Bedarf decken soll, genau festgesetzt ist, sind zwei schwierige Examina nötig, um aus der großen Masse der Bewerber in die Schar der Auserwählten aufgenommen zu werden. Erst kommt das Landexamen in der schwäbischen Residenz Stuttgart. Aus der großen Zahl der Examinanden können ungefähr drei Dutzend katholische und ebensoviele protestantische das Examen bestehen, womit die kostenlose Aufnahme in das niedere Konvikt und die Untersekunda des Gymnasiums verbunden ist, die anderen müssen durchfallen. Die katholischen Studenten absolvieren dann die vier oberen Gymnasialklassen als Konviktoristen an den beiden Gymnasien Rottweil a. N. und Ehingen, um später, nach glücklich bestandenem „Kursus", bei welchem ebenfalls einzelne durchfallen müssen, wenn die Zahl der Examinanden zu hoch ist, kostenlos ins Wilhelmsstift in Tübingen aufgenommen zu werden und Theologie zu studieren. Die Protestanten absolvieren das Obergymnasium in Maulbronn, einer schön gelegenen, herrlichen ehemaligen Zisterzienserabtei. Dann öffnen sich ihnen die Pforten des protestantischen Stifts in Tübingen. Dieser eigentümliche Studiengang bringt es mit sich, daß an die Konviktoristen weit höhere Anforderungen auf dem Gymnasium gestellt werden, als wie an die anderen Gymnasiasten, die sogenannten „Stadtstudenten". Aus den beiden Tübinger Stiften, dem katholischen wie dem protestantischen, sind denn auch Männer hervorgegangen, die bahnbrechend gewirkt haben. Ich nenne nur Namen wie Möhler, Hefele, Kuhn, Schanz, Hegel, Schelling, Strauß, Baur, von den noch Lebenden zu schweigen.

Ein protestantisches Studentlein nun, das den gleichen Weg — Maulbronn und dann Stift — gehen soll, dabei aber unters Rad kommt, d. h. wegen Ueberanstrengung sich eine unheilbare Nervenkrankheit zuzieht und deshalb schon ein halbes Jahr nach glänzend bestandenem Landexamen aus Maulbronn entlassen wird und noch einige Zeit zwecklos herumvegetiert, bis es eines Tages im Flusse tot aufgefischt wird, ist der Held in Hesses Roman „Unterm Rad". Und dieser Roman ist, um das gleich zu sagen, trotz seines so traurigen Ausganges eine der allererfreulichsten Erscheinungen der Romanliteratur der letzten zehn Jahre. Als Siebenundzwanzigjähriger hat uns Hesse den prächtigen Peter Camenzind geschenkt (vgl. Bor.-Bl. Nr. 12 Jhrg. II), und ein Jahr später tritt er mit einer kaum minder wertvollen Leistung hervor. Hesse ist gegenwärtig nicht nur der bedeutendste Romanschriftsteller Schwabens, sondern überhaupt ein Prosaepiker ersten Ranges. Ob ihn unter den Heutigen im Wohllaut und in der Klassizität des Stiles, in der Feinheit der Ironie und Satire einer übertrifft? In der Charakterzeichnung und in der Naturschilderung gleicht er Gottfried Keller. Ueber der ganzen Dichtung liegt eine so wunderbare elegische Stimmung, ein solch zarter Duft und Hauch, wie ihn nur ein großer Dichter über ein Werk breiten kann. Wäre nicht der Raum in unserer Zeitschrift zu knapp, dann würde ich der Versuchung nicht widerstehen können, einige Beispiele feinster Charakterzeichnung, entzückender Schilderungen aus dem Knabenleben des Helden Hans Giebenrath und Meisterstücke der Kunst zu ironisieren, mitzuteilen. Hier gilt es, die Schönheiten jeder einzelnen Zeile durchzukosten. Daß der Roman auch seine Schwächen hat, weiß ich wohl. So ist z. B. die Komposition sehr brüchig. Die Geschichte des Jungen ist eigentlich mit seiner Entlassung wegen unheilbaren Nervenleidens aus. Man hat ihn gehetzt und gehetzt. In ihrem Unverstand haben Vater und Lehrer dem feinen, zarten Buben seine Knabenfreuden gestohlen, indem sie ihm alle freie Zeit nahmen und ihn zur Arbeit bis nachts 11 Uhr drängten, damit er nur ja das Landexamen glänzend bestände. Man nahm zum brutalsten und dümmsten aller Erziehungsmittel die Zuflucht, zur Aufstachelung des Ehrgeizes. Ist das ein Jubel beim Vater, beim Stadtpfarrer, beim Rektor, als von Stuttgart die Nachricht eintrifft: Hans Giebenrath hat als zweiter das Landexamen bestanden! Aber das Wild wird jetzt weiter gehetzt. Die Ferien werden ihm durch aufgedrungene Privatstunden vergällt, damit er in Maulbronn vor den anderen einen Vorsprung habe und sicher Primus werde. Obschon der Knabe stets von Kopfweh geplagt wird, läßt er sich hetzen und immer mehr hetzen. In Maulbronn ist er anfangs entschieden der erste. Aber hier schließt er eine innige Freundschaft mit einem enfant terrible der Anstalt, dem dichterisch veranlagten Heilner, der eines schönen Tages wegen Fluchtversuches entlassen werden muß. Dieser Heilner hat dem feinen Knaben einen Widerwillen gegen jegliche, nur von Streberrücksichten eingegebene Ochserei eingeflößt, ihm aber auch das Verständnis für die eigentlichen Schönheiten der Odyssee, des neuen Testamentes ꝛc. erschlossen. Giebenrath gerät in Zwist mit sich selbst, das berufsmäßige Studium wird ihm gleichgültiger, das treue Festhalten an dem Freunde trotz aller Verbote bringt die Lehrer gegen ihn auf. Eines Tages tritt die Katastrophe ein. Hans Giebenrath muß nach einem halben Jahr wegen unheilbaren Nervenleidens entlassen werden. Damit ist eigentlich der Abschluß da. Jedermann hat die Empfindung: der Junge taugt zu nichts mehr. Entweder siecht er allmählich dahin, oder er legt in der Verzweiflung Hand an sich. Letzteres trifft denn auch ein. Hesse läßt es zwar im unklaren, wie der Junge in seinem Rausche in den Fluß geraten ist, aber alles deutet darauf hin, daß er in dem Augenblick, wo der Ekel über die Trunkenheit in dem Knaben erwacht ist, auch seinem Leben ein Ende gemacht hat. Aber diese Katastrophe ist meines Erachtens zu künstlich und deswegen unkünstlerisch zu weit hinausgeschoben. Das ist der Hauptmangel der Dichtung. Den anderen Vorwurf, der Hesse schon gemacht worden, er hätte keinen so überfeinen, nervenkranken Knaben als Helden wählen sollen, halte ich für unberechtigt. Der religiöse Standpunkt Hesses tritt zu Tage in seiner Gegenüber-

stellung der modernen ungläubigen und der orthodoxen Pfarrer. Er drückt sich in dem Vergleich so aus: „Man bekam den Eindruck, daß hier (im Studierzimmer des ungläubigen Stadtpfarrers) viel gearbeitet werde. Und es wurde hier auch viel gearbeitet, freilich weniger an Predigten, Katechesen und Bibelstunden, als an Untersuchungen und Artikeln für gelehrte Journale und an Vorstudien zu eigenen Büchern. Die träumerische Mystik und ahnungsvolle Grübelei war von diesem Orte verbannt; verbannt auch die naive Herzenstheologie, welche über die Schlünde der Wissenschaft hinweg sich der dürstenden Volksseele in Liebe und Mitleid entgegenneigt. Statt dessen wurde hier mit Eifer Bibelkritik getrieben und nach dem »historischen Christus« gefahndet, der den modernen Theologen zwar wie Wasser vom Munde, aber auch wie ein Aal durch die Finger gleitet. Es ist eben in der Theologie nicht anders als anderwärts. Es gibt eine Theologie, die ist Kunst, und eine andere, die ist Wissenschaft aber bestrebt sich wenigstens, es zu sein. Das war vor allers so wie heute, und immer haben die Wissenschaftlichen über den neuen Schläuchen den alten Wein versäumt, indes die Künstler, sorglos bei manchem äußerlichen Irrtum verharrend, Tröster und Freudebringer für viele gewesen sind. Es ist der alte, ungleiche Kampf zwischen Kritik und Schöpfung, Wissenschaft und Kunst, wobei jene immer recht hat, ohne daß jemand damit gedient wäre, diese aber immer wieder den Samen des Glaubens, der Liebe, des Trostes und der Schönheit und Ewigkeitsahnungen hinauswirft und immer wieder guten Boden findet. Denn das Leben ist stärker als der Tod und der Glaube ist mächtiger als der Zweifel" (S. 65 f.) Ein Katholik würde so zwar nicht schreiben. Er kennt zwischen Glaube und Wissenschaft einen derartigen Konflikt nicht. Aber wer so schreibt, ist auch kein „Plasse des Unglaubens", und man begegnet solchen Aeußerungen in der modernen Belletristik nicht ungern. Hesses Roman „Unterm Rad" ist ja auch kein Buch für Volk und Jugend, sondern eine köstliche, reife Frucht großer dichterischer Begabung, wofür Erzieher und überhaupt jeder tiefer Gebildete sehr dankbar sein werden.

Bonn. Hermann Herz.

Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, 1905. Gratesche Verlagsbuchhandlung.

Zur Zeit sind von „Hilligenlei" bereits 100 000 Exemplare verkauft. Verdient das Buch die Beachtung? Es will sowohl vom ästhetischen, wie vom wissenschaftlichen, bezw. religiösen Standpunkt aus beurteilt werden; denn in seiner „Handschrift", worin der ehemalige Pastor auf ca. 100 Seiten ein „Leben Jesu" zeichnet, versucht er, eine neue Religion zu lehren, die auf dem Boden wissenschaftlicher Forschung bezw. moderner Bibelkritik stehen soll. Wissenschaftlich genommen ist dieses Leben Jesu ein ganz erbärmliches Machwerk, das weit tiefer steht als Renans und Strauß' Leben Jesu. Der Erlöser ist nach Frenssen der erstgeborene unter fünf Kindern Josefs und Marias. Was dann weiter hinzukommt, kann man sich denken. Dem wissenschaftlichen Tiefstand des Werkes entspricht konsequenterweise die Anmaßung und Ueberhebung, womit er alle Theologen, die nicht seine Meinung teilen, schlankweg für Dummköpfe oder Heuchler erklärt. Das Leben Jesu ist so gewaltsam in den Roman hineingezwängt und mit einem solchen Gemisch jungliberaler Zeitungsphrasen vollgepfropft, daß es dem Roman den Stempel des „Tendenzromans sans phrase" aufdrückt. Auch in anderen Partien als in der Handschrift will Frenssen sich als Führer durch das Leben aufdrängen und wartet deshalb hübsch mit allerlei politischen, philosophischen, ethischen ꝛc. Ansichten auf, die alle klar beweisen, daß Frenssen „nach langjährigem Studium", „mit gewissenhafter Benutzung der Ergebnisse der gesamten wissenschaftlichen Forschung" über das Leben Jesu trotz alledem ein sehr billiger Denker geblieben ist, der nicht im mindesten über den Ideenkreis eines jungliberalen Bierbankpolitikers hinauskommt.

Und der künstlerisch-ästhetische Gehalt des Buches? Auch um den ist es vielfach herzlich schlecht bestellt. Man ist beinahe geneigt, den ganzen Inhalt humoristisch zu nehmen, wie es Höffner im Januarheft des „Türmer" tut. Man muß sich oftmals durch entsetzlich lange Strecken Oedland hindurchquälen, bis man in den Lebensschicksalen der vier Hilligenleier: Kai Jans, Pe Ontjes Lau, Piet Boje und Tjark Dusenschön auf poetischen Oasen sich ausruhen und erfrischen kann. Die Komposition ist äußerst locker, die Sprache oftmals ein Gemisch von einem eigenartigen Kanzelton und gut stilisierten Phrasen, die an die Weihnachts-, Oster- und Pfingstartikel des „Vorwärts", der „Frankfurter Zeitung" und anderer Blätter ähnlichen Schlags gemahnen. Doch soll nicht behauptet werden, daß bei Abfassung des Buches die dichterische Kraft Frenssens ganz versagt hätte. Es finden sich immerhin so viele echt dichterisch gestaltete Partien im Buche, daß Hilligenlei noch über dem Durchschnittsroman steht. Aber voll und ganz wird bei der Lektüre nur ein gewisses Publikum auf seine Rechnung kommen. Ob Frenssen auf dieses spekuliert hat, als er sein Werk mit Zötchen, Zoten und lüsternen Schilderungen spickte? Erfreulicherweise hat die gesamte katholische Kritik das Buch abgelehnt, auch ein großer Teil der akathalischen, beide aus ästhetischen und ethischen Gründen. Hilligenlei ist ethisch genommen ein durchaus schlechtes, verderbliches Buch. Es darf sich in keinem christlichen Hause finden.

Bonn. Hermann Herz.

Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman. Von Herm. Anders Krüger. 6.—8. Tausend. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. Hamburg 1905. Alfred Janssen. 508 S. Preis gebd. 6 M.

Im großen und ganzen ist es ein schlichter Inhalt, den vorliegendes Buch uns bietet. Es erzählt, wie ein herrnhutischer Bube, Gottfried Kämpfer, sich in den verschiedenen herrnhutischen Bildungsanstalten bis zur Maturitas durchringt, um nach Gottestag zu gehen und es einmal mit dem Studium der herrnhutischen Theologie zu versuchen. Gottfried Kämpfer ist durchaus kein Wunderknabe, kein Genie, aber doch immerhin gut beanlagt. Er ist ein leidenschaftlicher Turner, ein starker Trotzkopf, ein Raufbold. Sobald der Junge in die Prima hineinkommt, fängt er neben einer höchst harmlosen Liebelei auch die obligate Schwärmerei für einige Dichter an. Besondere Sorgfalt hat Krüger auf die Darstellung der religiösen Entwicklung Gottfried Kämpfers gelegt. Der Knabe verrät absolut keine Neigung zur Pietisterei, hadert im Gegenteil gern mit der göttlichen Vorsehung herum, ringt sich aber schließlich doch zu einem männlichen Gottvertrauen durch. Die Sprache, in der das alles erzählt wird, ist schmucklos, und verrät, namentlich bei Naturschilderungen, nichts von der sprachlichen Meisterschaft eines Hermann Hesse. Und trotz alledem

ist Gottfried Kämpfer ein schönes, ernstes Buch, eine gute, gesunde Lektüre, die zu Herzen geht, eben weil alles frisch vom Herzen wegerzählt ist, und eine sehr gesunde Weltanschauung darin zur Geltung kommt. Seiner Aufgabe, den psychologischen Entwicklungsgang von den Knabenjahren bis zur Maturitas in einem, den meisten Lesern fremden, herrnhutischen Milieu darzustellen, zeigt Krüger sich durchaus gewachsen. Die Schilderung, die er vom Tun und Treiben verschiedener herrnhutischer Brüdergemeinden entwirft, reizt unwillkürlich zur Lektüre und das um so mehr, weil sie sehr objektiv gehalten ist. Mängel und Vorzüge werden in gleich sachlicher Weise dargelegt. Nur die Schilderung der Erziehungsanstalt Girdein ist vielleicht zu stark idealisiert. Man braucht indes mit den pädagogischen Ansichten Krügers durchaus nicht immer einverstanden zu sein, um demnach seine helle Freude an manchen Details aus der Girdeiner Gymnasialzeit Kämpfers zu haben. Mit großer Wärme ist die Spendung des Abendmahles in Girdein erzählt. Auch in der Darstellung des Gottesdienstes in einer anderen herrnhutischen Brüdergemeinde kommt die poetische Gestaltungskraft Krügers zur Geltung, z. B. in der Schilderung des Gottesdienstes des Ostermorgens. Einen gesunden Humor entwickelt der Dichter gleich eingangs des Buches, wo er den Empfang des neuen Bürgermeisters in Herrenfeld erzählt, sowie in den reizenden Schilderungen der Freundschaft Kämpfers mit seinem Studiengenossen Röcke. Einen prächtigen Buchschmuck hat E. Liebermann geliefert. Jugend- und Volkslektüre ist der Roman nicht. Das Buch empfehle ich als Lektüre für die gebildeten Stände und auch schon für die Primaner. Sie werden sich an einer schiefen Bemerkung über die Ohrenbeichte auf S. 305 nicht stoßen. Etwas Verletzendes enthält das Buch nicht.

Bonn. Hermann Herz.

Der jüngste Tag. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Bernhard Mann. Zweite Auflage. Mainz 1905. Verlag von Kirchheim u. Co. M. 2,50, gebd. M. 3,50.

Niels Gross war schon in seiner Jugend unruhigen Geistes, voll Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück. „Das Leben war für ihn so trostlos, und er fühlte sich so einsam in der armen Welt mit seinem großen hungrigen Herzen." Als er sich mit der sanften und milden Agnes vermählte, begann für ihn ein jahrelanger Friede. „Schließlich war es aber Niels, als müßten seine Augen in dieser ewigen Blässe dahinsterben und seine Seele vor Farbennot umkommen. Sein wildes Herz begehrte, daß eine Morgenröte zwischen brennenden Wolken aufgehen und eine Sonne in fließendem Blut und Gold erstehen möge." Niels Graff schloß sich an seinen Freund Alf und Frau Lily Linden, die „naiv ist wie ein Kind, dreist wie ein Mann, kokett wie eine Dame und unkeusch wie eine Hetäre".

Auf dem Weg zum Abgrund gleitet Niels rasch dahin. Er verliert seine treue Agnes und sein Kind, die sich von dem Vater trennen, weil er ihnen nur Schande und Armut bereitet. Das dämonische Weib Lily Linden hat mit ihm gebrochen, nun wird er krank, und der Tod ist ihm gewiß. Alle seine Irrpfade tun sich dem Sterbenden auf, und das ganze verlorene Leben tritt in einem grellen Bild vor seinen Geist. Da hört er die Glocken des jüngsten Gerichtes, mit reuevollem Herzen bittet er Gott um Erbarmen und stirbt.

Niels Graff, der Typus des modernen Lebemannes, ist von dem Verfasser nach allen Seiten hin aufs feinste gezeichnet, wobei eine herrlich abgetönte Sprache und angenehmer Fluß der Schilderung diese zu einem wahren Genuß für den Leser gestalten. Jörgensen hat mit Ernst und Takt alles vermieden, was dem Buche Tadel eintragen könnte. Ein Volksbuch ist „der jüngste Tag" gewiß nicht; aber wohl empfehlenswert für gebildete Kreise.

Nürnberg. Georg Albert.

Aus Dorf und Stadt. Novellen von A. von Lilien. Paderborn, Junfermann. 250 S.

Wir wollen es der Verfasserin nicht verargen, wenn trotz des Titels „Novellen" die zweite Arbeit „Seelenwandlungen" den Untertitel „Roman" trägt; denn ob man das eine oder das andere hinschreibt, es trifft keine dieser literarischen Bezeichnungen zu. Eher könnte man die harmlose Etikette Erzählungen wählen. Wir haben ein Buch vor uns, in dem anspruchslose Leser sicher ein Stündchen Unterhaltung finden und vielleicht mit einem gelinden Gruseln über die Schicksale der bösen Welt der Erzählerin für die Gabe Dank sagen. Im „Wittekindshase" lernen wir einen verlotterten Typus westfälischer Bauern kennen, der mit Zorn, Trotz, Stolz, Genußsucht, verbrecherischem Geiz ein Geschlecht untergehen sieht, wobei mit plötzlichem Tod, Wahnsinnsausbruch, Brandstiftung und promptem Ertrinken nicht gespart wird. „Seelenwandlungen" ist die Geschichte einer unharmonischen Ehe, die sich indes wieder einlenkt. Die Sprache des Buches ist wenig anschaulich. Es sind schöne Stoffe darin, wenn auch nicht hervorragend neu, aus denen sich dichterisches Kapital schlagen ließe; aber hier ist nicht viel daraus geworden. Besonders in der ersten Erzählung wird alles in so hastigem Tempo vorgetragen, daß Ermüdung leicht eintritt und oft durch einen flüchtigen Satz die Wendung schwerwiegender Verhältnisse im Sturm herbeigeführt wird. Es sind Skizzen und Vorarbeiten zu Geschichten, die noch geschrieben werden müssen, aber nicht die Geschichten selber.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Allerlei Märlein und Geschichten. Von Emilie Trauner. Verlag Heinrich Kirsch, Wien. 170 S. Pr. kart. 3,10 M.

Man braucht nicht noch dem Vorgange der Rotionalisten die Märchendichtung in Grund und Boden zu verurteilen, um von vornherein gegen die Märlein Emilie Trauners manche Bedenken zu hegen. Wenn sie in dem vierten Märchen „In heiliger Nacht" den Waisenknaben in Nacht und Schnee auf gut Glück hinausmarschieren läßt, ihm die wunderbar gelehrt sprechende Blaumeise als Begleiterin mitgibt, die dann in ein vornehmes Haus hineinfliegt und Hermine im Traume die Geschichte des armen Waisenknaben erzählt, sie zu ihm hinausführt und nun ihrem Schützling in dem reichen Hause Aufnahme an Kindes statt erwirkt, so klingt das in der ganzen Art der Ausführung wie eine Verquickung des Traumhaften und Wirklichen. Zuviel Wahrscheinlichkeit, um die Unwahrscheinlichkeiten zu akzeptieren! Es liest sich wie ein Traum, der oft durch das Wachrütteln des Schläfers oder durch schlaftrunkenes Auffahren unliebsam unterbrochen und dadurch in seiner Märchen-Einheitlichkeit gestört und auseinandergezerrt wird. „Jung Viktor" liefert dazu die Probe aufs Exempel. Er hat sein Mütterchen verloren, weinte sehr und zog in die Welt hinaus, um den Menschen

seine schönen Lieder zu singen. Not litt er da nicht mehr, aber er schlief doch „unter freiem Himmelszelt", und die Autorin fügt hinzu: „Er fürchtet sich indessen nicht, weil er ein reines, unschuldiges Herz hatte!" Das liest sich wie ein „Geschichtlein" und nicht wie ein Märchen, und so ziehen wir die Nutzanwendung: Wer sich frei weiß von Schuld, kann unbekümmert derlei kindliche Unbesonnenheiten treiben — in einer Zeit, wo wir gezwungen sind, die Kinder mit banger Sorge zur peinlichsten Vorsicht anzuhalten, eine der heutigen Erziehung schnurgerade zuwiderlaufende Aufmunterung. So etwas könnte zwar als uneigentliche Märchendichtung sich behaupten. Dann aber mußte ihm das Stigma als solcher von vornherein aufgedrückt sein ohne alle Einmischung der Autorin und ganz sicher „ohne die trockenen Mandeln der Pädagogik oder der Moral zu überzuckern". In diese romantische Stimmung der Märchenkunst erhebt sich Trauner nur stellenweise, beispielsweise in dem weiteren Verlauf des „Jung Viktor"-Märleins. Das Zauberschloß, der wilde Taumel der Blumenwildnis, die Erlösung der Hortensia, die bösen und guten Feen usw., das liest sich recht traum- und kinderselig, aber dann fallen die Bedrängten plötzlich nieder und flehen zu Gott, und dann schwebt auf einer Wolke die gute Fee nieder, und noch diesem Rückfall ins wirkliche Christliche, tollt der mythologische romantische Trubel weiter. Da schweißt die Autorin zwei entgegengesetzte Welt- und Gesinnungsrichtungen zusammen, reiht Legenden, Märchen, Geschichtlein an einen Erzählungsfaden, nicht nebeneinander, sondern würfelt sie als unkünstlerische Buntstickerei durcheinander. Ein Auseinanderhalten dieser drei Erzählungsformen würde aus dem Buche etwas Brauchbares machen, und gänzlich auszumerzen wäre das unmotivierte und aufdringliche Hineinverweben salbungsvoller Lehren. Nach den vorliegenden Proben hat die Autorin das Zeug dazu, die ernsteren Anforderungen, die man an das Märchen und die Jugendschrift überhaupt stellt, zu erfüllen. Für die ganz Kleinen ist das Buch nicht geschrieben. Die breiten Naturschilderungen mit poesievollen Wendungen erfordern schon tieferes Erfassen. Das eigentliche Kind denkt sich nichts bei Beschreibungen wie „und tiefer unten liegt ein dunkler See, regungslos, und blickt wie ein schwarzes, sprechendes Auge empor, düster, schwermütig und geheimnisvoll". Ansprechend und kunstvoll sind die beigegebenen Illustrationen. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Aachen. Nanny Lambrecht.

Bachems neue illustrierte Jugendschriften.

Band 28 Cüppers, Ad. Jos., Hanani. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. 3 M.

Cüppers hat sich einen für die Zwecke des Bachemschen Unternehmens glücklichen Stoff gewählt, einen Stoff, den so auch Spillmann in seinem „Lucius Flavus" behandelt hat: es sind die letzten Tage des Judenvolkes, die Zeit, da es äußerlich unter dem Römerjoche seufzte, innerlich in völliger Auflösung begriffen war. Die religiöse Zerrissenheit des Volkes Gottes, wie sie in den Sekten der scheinheiligen Pharisäer und der verweltlichten Sadduzäer offenbar wird; die politischen Verschwörungen, die von den geistigen Führern des mißbrauchten Volkes angezettelt und von kühnen Bandenführern in die Tat umgesetzt werden: alles das vereinigt der Verfasser zu einem lebensvollen Bilde, nicht in der Weise des Geschichtsschreibers, der das Geschehene berichtet, sondern in der Weise des Künstlers, dem sich allgemeine Bewegungen zu persönlichem Denken und Trachten individuell geschauter und gestalteter Menschen verdichten. Gegenüber den kraftvollen Typen des Judentums erscheinen die Vertreter des Christentums etwas schemenhaft und weniger eigenartig. Auch dürften Licht und Schatten weniger einseitig verteilt sein. Weniger als die Charakterzeichnung befriedigt die Schilderung der Gegenstände und Situationen. Man hat stellenweise das Gefühl, als habe der Verfasser sich Gewalt antun müssen, auch wohl die Empfindung wenig sorgfältiger Durcharbeitung. Solche Mängel schwächen den sonst guten Gesamteindruck ab. Immerhin kann das Buch als eine, wenn auch literarisch nicht sehr wertvolle, so doch anregende und stofflich interessante Lektüre für die heranwachsende Jugend — etwa vom 13. Jahre an — empfohlen werden.

Band 29. Cüppers, Die Priesterin der Vesta. Erzählung aus dem ersten christlichen Jahrhundert. 3 M.

Auch hier ein dankbarer, dem Interesse jugendlicher Leser entgegenkommender Stoff, dessen Behandlung von künstlerischer Gestaltungskraft Zeugnis ablegt. Aber auch bei diesem Buche können wir den Gedanken nicht unterdrücken, daß Cüppers nicht sein Bestes geleistet hat. Man hat den Eindruck, als habe der Verfasser sich mit Rücksicht auf sein jugendliches Lesepubtitum zugegeben. Darum empfehlen wir den Band mit derselben Einschränkung wie den vorigen. Bei der großen Verbreitung der Bachemschen Sammlung ist es kaum nötig, auf die gute Ausstattung hinzuweisen. Jeder Band enthält vier farbige Kunstdruckbilder, allerdings von verschiedenem Werte. Der Kalikoband ist mit farbigem Deckelbilde geschmückt.

Wittlich. Joseph Antz.

Vermischtes.

Warnungstafel. Unter dieser Aufschrift wurde in Nr. 4 Jahrg. III dieser Zeitschrift (S. 82) vor Erzählungen für reifere Jugend aus dem Verlage Heymann, Berlin, 1898, gewarnt. Es ist damit selbstverständlich nicht der durch seine gediegenen rechts- und staatswissenschaftlichen Verlagsartikel rühmlichst bekannte Verlag von Carl Heymann gemeint gewesen, sondern ein Verlag Ludw. Julius Heymann.

(Die Redaktion.)

Mehlem. In letzter Zeit sind häufiger Anfragen beim hiesigen Ortsvereine eingelaufen, die um Ueberlassung eines Bücherverzeichnisses ersuchten. Dieser Bitte konnte bisher nicht entsprochen werden, weil die letzte Auflage vergriffen war. Nachdem die neue Auflage nunmehr fertiggestellt worden ist, wird der Geschäftsführer gerne derartigen Gesuchen nachkommen, doch wird gebeten, der Anfrage 1 Mark in bar oder in Briefmarken beizulegen.

Der Geschäftsführer, Kaplan Strauß.

3. Jahrgang. Nr. 7. April 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Eichert, Kreuzesminne. Von Hermann Herz. — P. Luis Coloma. Von Julius Schwob. — M. Herbert als Novellistin. Von Hermann Binder. — Die Volksbibliothek und Lesehalle zu M.Gladbach. (Schluß.) Von Hubert Schmitz. — Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen. — Rezensionen. — Vermischtes.

Eichert, Kreuzesminne.

Von Hermann Herz-Bonn.

Motto: Mein Lied ist wie ein Hahn,
Der laut gellend kräht,
Wenn Feigheit oder Wohn
Aufs neu den Herrn verrät.
(Eichert, Kreuzesminne.)

Gleichzeitig mit der 3. Auflage seiner Kreuzlieder [1]) hat Eichert ein neues Gedichtbändchen Kreuzesminne [2]) erscheinen lassen. In Jahrg. I Nr. 4 dieser Zeitschrift sind Eicherts frühere drei Gedichtsammlungen: „Wetterleuchten", „Kreuzlieder" und „Höhenfeuer" eingehend gewürdigt worden, so daß ich mich im wesentlichen auf die neue Gedichtsammlung „Kreuzesminne" bei der Besprechung beschränken werde.

Um Eicherts „Kreuzesminne" in ihrem vollen Werte würdigen zu können, muß man sich erst sammeln, so wie man sein Herz durch Sammlung zum Beten vorbereitet; denn diese Gedichte sind in ihrem innersten Wesen Gebete. Damit soll nicht etwa der Tadel ausgesprochen sein, als ob man es hier mit gereimten Gebeten zu tun hätte, sondern es ist nur auf die Eigenschaft hingewiesen, die jede echte religiöse Lyrik mit dem Gebete gemeinsam hat: die Hingabe der Seele an Gott. Der Dichter selbst drückt diesen Gedanken in „Unterm Kreuze" in schöner Weise so aus:

Wenn ihr mich nehmt, so müßt ihr ganz mich nehmen. — — — — — — — — — —
Die Lieder, die aus meinen Saiten quellen, — — — — — — — — — —
Sie sind nur Hauch, sind wesenlose Schemen, Wollt ihr mein Lied, so müßt ihr seine Seele,
Wenn drin nicht zittern meines Herzbluts Wellen. Die Kreuzesliebe, liebend mit empfangen.

Aber gerade dadurch, daß Eichert in seine Lieder die ganze Persönlichkeit hineingelegt hat, verwandeln sie sich in Perlen lautersten Poesie. Denn die Poesie muß vor allem Naturlaute und Gestalten bieten. In „Kreuzesminne" treffen wir beides, Naturlaute und Gestalten; dadurch unterscheidet sich diese Sammlung von den Kreuzliedern.

[1]) Rovensburg, Friedrich Alber. 85 S. Preis brosch. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk.
[2]) Ebendo. 83 S. Preis brosch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2,50 Mk.

Dort haben wir zwar auch wahre, echte poetiſche Stimmung und Empfindung, aber der Dichter gibt ſich noch nicht ſo objektiv wie hier, wenigſtens nicht in der erſten Hälfte. Das ſubjektive Moment herrſcht zu ſehr vor, obgleich ſich manche Gedichte darunter finden, von denen man nur wünſchen kann, ſie möchten als Kirchenlieder dauernd Gemeingut des deutſchen Volkes werden, ſo innig, zu Herzen gehend, ſangbar und ſchlicht einfach ſind ſie. Ebenſo ſteht der Dichter in der Formgewandtheit, in der Großartigkeit des Ausdrucks, der prächtigen Bilder und Vergleiche bereits dort auf der ganzen Höhe der Meiſterſchaft. Aber erſt in einigen der letzten Gedichte, z. B. in dem ſchönen „Auferſtehung", kommt er in einigen Verſen an die Geſtaltungskraft heran, die gleich in dem zweiten Gedicht der „Kreuzesminne", in dem großartigen Crux ave, spes unica den Meiſter rühmt. Der Dichter ſchildert darin mit einer wunderbaren Plaſtik, wie die Völker in ihrem Sündenelend zum Kreuze wallen, um dort den Frieden zu finden. Aber das Kreuz war leer:

Und ſeine Stimme hob ein Greis zum Rufen:
„Er iſt nicht da! Wir ſind umſonſt gegangen!"
Und wie das Bäumen wunder Rieſenſchlangen,
Schwoll rings der Drang empor die ſteinigen Stufen.

Man gebe ſich ganz dem Genuſſe dieſes herrlichen Vergleichs hin. Eine Rieſenſchlange erhält einen Schwerthieb ins Rückgrat. Erſt ein zweimaliges, dreimaliges gewaltiges Sichaufbäumen, dann ein Zuſammenbrechen, noch einige Windungen und Zuckungen, und: Doch:

Dann ward es ſtill. Sie legten ſich im Tale
Zum Sterben hin, wie Lämmer um den Hirten,
Und, ſtummen Tod im Aug, dem wahnverwirrten,
Hinſtarrten alle nach dem Kreuzespfahle.
Und horch — ein Schrei aus tiefſter Herzensfülle,
Der Herr iſt da — wir werden leben! leben!
Am Kreuze hing's wie lichter Wolken Schweben.
Dann ward es ſtille, ſtille, friedlich ſtille . . .

Eine derartige Anſchaulichkeit und Geſtaltungskraft begegnet einem noch öfters in der kleinen Sammlung, z. B. in den Sonetten.

Die Schönheit der Form und die Wucht des Rhythmus' wird man eigentlich erſt recht inne, wenn man ein Gedicht mit der richtigen Betonung laut vor ſich hin lieſt. Wie anſchaulich Eichert den Zug der Armen in dem Sonett „Das Kreuz und die Armen" malt, kommt einem erſt voll und ganz zum Bewußtſein beim richtigen Deklamieren der Verſe:

Gedrückt, gejagt, die enge Bruſt beklommen
Von Not und Schuld, von Gier und Haß getrieben,
Aufkreiſchend unter ſchweren Geißelhieben —
So zieht's einher — es will kein Ende kommen.
Ein Strom von Haß und Tränen kommt geſchwommen,
Und „Rache" ſteht darauf mit Blut geſchrieben.
Und keine Lippe kennt das Wort vom Lieben —
Wer hat den Armen dieſen Schatz genommen?

Wegen ihrer Anſchaulichkeit, ihres volltönigen Rhythmus' ihrer Schlichtheit und Innigkeit eignen ſich ſehr viele der Gedichte Eicherts zur Deklamation bei den verſchiedenſten Anläſſen.

Aber trotz alledem liegt die Bedeutung der Eichertſchen Poeſie der Hauptſache nach nicht in ihrer Form, nicht in der Kraft des Ausdruckes und der treffenden Vergleiche, ſondern vornehmlich im Inhalt.

Wie der Völkerapoſtel Paulus der Welt keine andere Weisheit predigen will als Chriſtus und zwar den Gekreuzigten, ſo bewegt ſich auch Eicherts ganzes Dichten um das Kreuz, und ähnlich dem großen Völkerapoſtel faßt auch er alles: Politik, Weltweisheit, Macht, Reichtum, Induſtrie auf in ſeiner Beziehung zum Kreuze. Dabei ſieht er die Lage klar und ſcharf. Er iſt weder Optimiſt noch Peſſimiſt. Optimiſt inſofern nicht, als er ſich keiner Täuſchung hingibt und es klar erkennt, daß Wiſſen, Macht, Politik, Geld, kurz alles, was von den Diesſeitigkeits-Seelen geſchätzt wird, als Waffe gegen die Lehre vom Kreuz gebraucht wird. Deshalb ſind ſeine Gedichte wie Scheinwerfer, die den Feind auch in den verdeckteſten Stellungen bei ſeiner Minierarbeit gegen das Chriſtentum beleuchten. Oder ſein Lied iſt, wie der Dichter ſelbſt ſich ausdrückt, dem Hahn vergleichbar, der laut ruft, wenn Verrat geſchehen iſt, und die Schläfer zur Wachſamkeit aufſchreckt. Aber Eichert iſt auch nicht Peſſimiſt. Er hofft unentwegt auf den endlichen Sieg des Kreuzes. Gerade aus dieſer Siegeszuverſicht heraus ſingt der Dichter einige ſeiner ſchönſten Lieder, wie die bereits erwähnten „Auferſtehung"

(Kreuzlieder), Ave crux, spes unica (Kreuzesminne), dann „Zeit und Stunde“ (Kreuzlieder) und das mit dem Schwung eines Klopstock gedichtete Kreuzeslied. Von dem Dienst, den die Wissenschaft der Lehre vom Kreuze leisten muß, sagt er so treffend:

Wissenschaft ist nur die Brücke, ob des Zweifels Meer gespannt;
Aufwärts dringt zuerst ihr Bogen, abwärts in des Glaubens Land,
Aufwärts will der Stolz nur dringen, oben hält er murrend ein,
Baut sein Haus in leere Lüfte, äfft die Welt mit falschem Schein.
Abwärts von der stolzen Höhe, wo des Aufruhrs Fackel brennt,
Schreiten Wen'ge nur zum Ziele, wo der Mensch sich selbst erkennt.
(Kreuzlieder.)

Gleichwie nun die Lehre vom Kreuze den Heiden eine Torheit, den Juden ein Aergernis dünkte, so darf auch der Sänger des Kreuzes nur auf auserlesenes Publikum rechnen; das weiß der Dichter gar wohl. Er sagt daher im „Traurigen Liede“:

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Ich bin der Sänger der dunklen Lieder,
Die aus dem Herzblut der Aermsten quellen:
Der Sänger aller, die glückverlassen
Am naturwimmerten Herde kauern,
Der Sänger aller, die auf den Gassen
Um Mitleid betteln, auf Liebe lauern.

Und welches werden wohl die Verehrer der Eichertschen Muse sein? Wenn ehemals unsere Vorfahren tagsüber die blutigen Schlachten geschlagen hatten, so liebten sie es, abends dem Sänger zu lauschen, der die Heldentaten pries, zu neuem Kampfe anspornte und im Liede Ruhm und Sieg den Kämpfern verkündete. Ein solcher Sänger, ein Barde des Kreuzes ist Eichert all denen, die im Kampfe stehen für den Sieg des Kreuzes. Durchaus irreführend und falsch ist die Behauptung, die Eichertsche Dichtung habe speziell österreichisches Gepräge. Von der Sammlung „Wetterleuchten“ mag das in etwa noch Geltung haben. Aber bereits in den Kreuzliedern geht der Dichter weit mehr auf das Allgemeingültige. Und in seinen beiden besten Gedichtsammlungen: „Höhenfeuer“ und „Kreuzesminne“ ist das speziell Oesterreichische ganz zurückgetreten. Eichert ist der soziale Dichter der deutschen Katholiken, der eigentliche Gegenwartsdichter, der sich nicht in alte Zeiten verträumt, sondern die Verhältnisse und Zustände der Gegenwart meistert und echt poetisch auffaßt vom Standpunkt der kath. Weltanschauung. Je öfter ich Eichert lese, und seine Kreuzesminne habe ich bereits sechsmal durchgekostet, um so mehr finde ich in ihm, desto inniger, herzlicher mutet seine Poesie mich an. Möge er der Dichter des ganzen katholischen deutschen Volkes werden, vorab jener, die in den vordersten Reihen für unsere Ideale kämpfen!

P. Luis Coloma.

Von Julius Schwab-Karlsruhe.

Mögen die Klagen über Zurücksetzung der katholischen Literatur auch nicht unberechtigt sein, sicher ist doch auch, daß man im gegnerischen Lager mit dieser Nichtachtung weniger den einzelnen treffen will, aus purer Verbissenheit, sondern daß sich eben nun einmal das Vorurteil festgesetzt hat, es lohne nicht, sich mit unseren Dichtern zu beschäftigen. War diese Meinung immer so unberechtigt, wie sie es heute ist? Wir wagen nicht, kurzweg „ja“ zu sagen. Es gab eine Zeit, und sie ist kaum überwunden, in der die Phantasie des katholischen Lesepublikums einen ungläublich niederen Flug nahm. Danach mußte sich jeder einrichten, der auf diesen Leserkreis abhab, machte er auch wirklich etwas zu sagen haben. Und es fehlte nicht an solchen! Heute noch gibt es Leute, die gleich Aergernis nehmen, wenn ein Schriftsteller an gewissen Thematen nicht in scheuer Entfernung vorbeischleicht. Hier mit Geschmack und Festigkeit gegen unverständige, engherzige Anschauungen vorzugehen, haben manche versucht. Aber den einzelnen totzuschweigen, das ist eben leicht, oder wenn man ihm schon die Ehre antut, von ihm zu reden, so ist das Publikum in der Regel dessen, den es zuletzt hörte. Und zuletzt hörte man immer die Kritik unserer Zeitungen. Und diese lehnte gewöhnlich ab, nach dem alten Grundsatz: Neue Gedanken, gefährliche Gedanken. Glücklicherweise hat die Kölnische Volkszeitung, trotz mancher Angriffe, in ihrem Feuilleton altes Maßhalten und neue Freiheit aufs glücklichste vereint und sich so ein entschiedenes Verdienst um Bildung und Sicherung des Geschmacks in unseren Kreisen erworben. Halten wir das mühsam Errungene fest, suchen wir die christliche Tugend und Weisheit nicht nur darin, überall Sünde zu wittern, sondern auch im Vertrauen

auf den Sieg des Guten, dann können die jungen Talente sich entfalten. Und haben wir eines, das diese Bezeichnung verdient, dann setzt es sich auch durch. Dies beweist Coloma, dessen Namen einen guten Klang in der Literatur hat, obgleich seine Weltanschauung tief gläubig ist, und er selbst — horribile dictu — dem Jesuitenorden angehört.

P. Coloma ist im altberühmten Jerez de la Frontera geboren, am 7. Januar 1851, als Sohn eines angesehenen Arztes. (Seine betagte Mutter lebt noch.) Nach der Gymnasialvorbildung wandte sich Luis zunächst der Laufbahn eines Marineoffiziers zu, erkannte aber bald, daß hier sein Beruf nicht liege. Er bezog also die Universität, um Jurisprudenz zu studieren. Daß er Sevilla wählte, macht seinem Sinne für große historische Erinnerungen wie auch für den Zauber der Natur alle Ehre. Dort lernte er die greise Cäcilia Böhl de Faber (Fernan Caballero) kennen und verehren. Sie gewann großen Einfluß auf sein Schaffen, das damals bereits weniger der Jurisprudenz als der Schriftstellerei zugewandt war. Trotzdem bestand er die juristische Prüfung, und das zu jener Zeit sehr bewegte öffentliche Leben Spaniens nahm ihn nun in Anspruch und schüttete ihn tüchtig hin und her. In diesen stürmischen Tagen geschah es, daß eine schwere Verwundung und das folgende Siechtum den etwas zu ausgelassenen jungen Mann auf Klostergedanken brachte. Sensationslüsterne Leute wissen allerlei zu fabeln von einem Duell oder einem feindlichen Anfall oder einem Selbstmordversuch. Demgegenüber steht das bestimmte Wort Colomas, daß ihm beim unvorsichtigen Hantieren mit einer Schußwaffe eine Kugel in den Leib drang. Die Kugel steckt noch, und die von ihr verursachten Leiden führen auch heute noch den berühmten Mann alljährlich aus Madrid, wo er seit 1893 sich aufhält, in lindernde Bäder. Das ist in kurzen Zügen das äußere Leben Colomas, von dem in der Oeffentlichkeit nie gesprochen worden wäre (denn der gefeierte Kanzelredner Coloma ist ein Bruder von ihm), wenn er nicht mit der zwingenden Macht des Talents aller Augen auf sich gelenkt hätte. Schon achtete ihn das gläubige Volk seiner Heimat als Verfasser mancher Erzählungen im Mensajero del Sso. Corazon (Herz Jesu-Bote); der Welt machte er sich bekannt durch den großen Roman Pequeñeces, der in derselben Zeitschrift erschien, und dessen Titel gewöhnlich mit „Lappalien" übersetzt wird.[1])

Vielleicht kein modernes Buch ist so reich an Beziehungen nach allen Seiten, so bunt an Charakteren, so blendend und dabei so tief, so harmlos humorvoll tändelnd und so beißend sarkastisch, so kühl konventionell im Ton des Salons und so tief durchdrungen von sittlicher Entrüstung, die dem hohlen Leben der Haute-volée die gleißende Maske abreißt, um es in der Nacktheit seines Egoismus, im Leichengeruch seiner Fäulnis zu zeigen. Und gerade das ist Coloma die Hauptsache, denn er will Seelenarzt sein, am Schreibtisch nicht minder als im Beichtstuhl. An seinem Eifer für Gottes Ehre und das Seelenheil seiner Mitmenschen ist nichts Erkünsteltes, nichts Gemachtes, er kommt aus tiefem, glühendem Herzen und geht darum zu Herzen, mit der Kraft der prophetischen Strafrede des alten Testamentes und — mit ihrem Erfolge. So nimmt die Tendenz, die man sonst in Kunstwerken nicht liebt, bei Coloma sich selbst ihren Stachel, denn sie ist lautere Liebe, die erschüttert, aber nicht von sich stößt, die straft, aber nicht verletzt. Nehmen wir also in diesem Punkte Coloma als das, was er allein sein will, als Priester, und wir werden ihn am besten verstehen.

Die „Lappalien"[1]) beginnen in den vornehmsten Kreisen der spanischen Hauptstadt unter der Regierung des Königs Amadeus von Savoyen, eines dem Volke gleichgültigen, dem Adel verhaßten Fürsten. In der intriganten, sittlich zerfressenen Gesellschaft ist Curra Albornoz, Marquise von Villamelon und Grandin von Spanien, trotz ihrer Verschlagenheit und Charakterlosigkeit tonangebend. So verkommen wie egoistisch, entweiht sie mit ihrem Liebhaber das Haus ihres Gatten, der freilich nur als gefräßiger Verdauungssack erscheint und auf mehr als pathologisches Interesse keinen Anspruch erheben kann. Von sich reden machen um jeden Preis, wenn nicht im Guten, dann eben im Bösen, das ist Curras Losungswort, und von der eigenen, alphonsistischen Partei sich zurückgesetzt wähnend, knüpft sie durch ihren Gemahl Unterhandlungen mit der königlichen Familie an. Diese ist gern bereit, sogar die Hand der berüchtigten Villamelon anzunehmen, da kein Geande ein Palastamt von Amadeus übernehmen will. Auch die Bedingung Curras, daß ihrem Liebhaber Velarde das königliche Geheimsekretariat übertragen werde, wird angenommen. Aber eine Aufmerksamkeit der alphonsistischen Partei zieht sie wieder ins alte Fahrwasser; mit unglaublicher Frechheit bricht sie wieder mit dem Hof und weiß sich auch in den Augen ihrer Freunde weißzuwaschen, indem sie durch eine geschickte Selbstanzeige eine Haussuchung in ihrem Palais veranlaßt. So steht sie als die Löwin des Tages und als Märtyrin ihrer Farben da. Die Regierungsblätter freilich sagen ihr unliebsame Wahrheiten, und darum treibt die stolze Frau ihren Galan Velarde dazu,

[1]) Für obige biographische Mitteilungen wurde berücksichtigt die Einleitung Casparis zu dem von ihm übersetzten Werke Colomas: Hinter den Kulissen (Köln, J. P. Bachem).

[1]) Lappalien, übersetzt von Ernst Berg. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bita.

einen der ihr feindlichen Redakteure zu fordern. Aber Velarde, die einzige Stütze seiner alten, frommen Mutter, fällt im Duell. Fünf Tage nachher führt die Herzlose die Sitte ein, verschiedene Handschuhe an beiden Händen zu tragen. Mehr als je ist sie tonangebend und darum glücklich.

Im zweiten Teil finden wir Curra in Paris, wohin sie einer Einladung der vertriebenen Königin Isabella gefolgt ist. Fast der gesamte hohe Adel versammelt sich dort, denn unterdessen hat Amadeus die Haltlosigkeit seiner Position eingesehen und abgedankt, und da infolgedessen in Spanien zunächst alles drunter- und drübergeht, ist der Aufenthalt dort zu ungemütlich. In Paris taucht auch ein Jakob Tellez de Melgarejo, Marquis von Sabadell auf, ein abgründig verkommener Mensch, ein Vertrauter jener Umstürzler, die seinerzeit Amadeus zum Thron von Spanien verholfen hatten. In Konstantinopel, seinem bisherigen Aufenthalt, ist ihm der Boden zu heiß geworden wegen eines galanten Abenteuers, das er im Serail anzuspinnen versucht hatte. Auf der Reise durch Italien hat er durch Vermittlung einer Mailänder Loge als ein von Garibaldi eingeführter Vertrauensmann von Vittorio Emanuele zahlreiche, für viele Gegner Amadeus' schwer kompromittierende Briefe empfangen, die eine Stütze des wankenden Thrones werden sollen. Aber gerade bei Sabadells Ankunft wird Amadeus' Abdankung bekannt. Er erbricht die versiegelten Schriften und plant, sie im eigenen Interesse zu Erpressungszwecken zu benützen. Hier lernt Curra den bestechend schönen Mann kennen und beschließt alsbald, ihm den vakanten Platz Velardes in ihrem Herzen einzuräumen. Ihr eigener Mann, der immer mehr verblödende Villamelon, muß die ersten Schritte tun. Zunächst freilich geht der Elende auf nichts ein, sondern strebt eine Aussöhnung an mit seiner vor Jahren schnöde verlassenen, durch seine Laster um ihr Vermögen gebrachten Frau, die durch einen glücklichen Prozeß zu neuem Reichtum gelangt ist. Aber seine Pläne werden durchschaut und zurückgewiesen.

Im dritten Teil ist die Republik scheinbar gefestigt und der Adel nach Spanien zurückgekehrt. Unter der ruhigen Oberfläche jedoch sind die Alphonsisten für die Restauration in emsiger Tätigkeit, allen voran Curra Albornoz und ihr jetziger Geliebter Sabadell, der eine schrankenlose Gewalt über sie ausübt. Als die reichen Mittel des Hauses Villamelon stellt sie ihm zur Verfügung, damit er sich mit dem gewohnten Luxus umgeben kann. Und doch betrügt er sie mit einer schönen Französin. Mitten in seinem Sündenleben und den politischen Intriguen aber kommen Sabadell Anzeichen zu, daß die Freimaurer seinen Verrat mit jenen Briefen nicht vergessen haben. Als Komplize eines ihrer dunkeln Verbrechen weiß er nur zu gut, wie sicher ihr Mordstahl trifft. Er eilt deshalb nach Italien zu dem alten Garibaldi, um sich vor ihm weiß zu brennen und unter seinen Schutz zu stellen. Er kommt ans Ziel, aber sofort fühlt er sich wieder so sicher, daß er in seiner Trägheit die schützenden Papiere Garibaldis nicht genügend verwendet. Curra weiß von all dem nur soviel, daß Sabadell auf einer Reise ist. Die Eifersüchtige täuscht sich freilich mit der Annahme, jene Französin, deren Beziehungen zu Jakob sie ahnt, sei in seiner Gesellschaft, aber ihre Freude ist von kurzer Dauer; nach wenigen Tagen erhält sie nämlich von ihrer Rivalin als Beitrag zu einer wohltätigen Sammlung einen kostbaren Rahmen, den sie, mit ihrem eigenen Bildnis geschmückt, kürzlich Sabadell als Geschenk gegeben hatte. Trotzdem gelingt es dem bald darauf Zurückkehrenden, Curra wieder ganz für sich einzunehmen. — Unterdessen wird die Restauration Tatsache, Alfons XII. besteigt den Thron. Doch fällt für manchen der erhoffte Lohn nicht ab. Unter ihnen ist auch Sabadell. Wieder neigt er sich den Republikanern zu, denen er früher angehört hatte. Aber die erste Gelegenheit, sich mit den neuen Machthabern wieder auf guten Fuß zu stellen, benützt er und wird nun Grande von Spanien. Villamelon selbst führt den Schänder seines Hauses dem König vor. Jetzt aber, da Sabadell sich auf einer Höhe wähnt, von der aus alles erreichbar wird, ereilt ihn der Mordstahl. Curra weiß etwas von einem Gange Jakobs zu geheimnisvollem Zweck und heftet sich, ein Liebesabenteuer vermutend, an seine Schritte. So muß sie Zeugin des Schrecklichen werden. Bald geht gar das Gerücht um, sie selbst sei bei dem Morde beteiligt. Die bei aller Schlechtigkeit doch starke, stolze Frau ringt ihren Schmerz nieder und hofft, in Ausübung ihres Galadienstes, an der Seite der Königin, über alle Neider und Lästerer zu triumphieren, aber sie wird ihrer Hofämter enthoben. — Sie war gewohnt gewesen, die glänzendsten Namen Spaniens in ihren übelberufenen Salons zu empfangen und als unbestrittene Königin der großen Welt und der Mode dazustehen und hatte nun erleben müssen, daß ihr die Marquise Villasis, eine Frau von makelloser Tugend, ihr gesellschaftliches Gefolge abwendig gemacht hatte. Sie hatte den Mann, der allein die Oede ihres Herzens ausgefüllt hatte, eines furchtbaren Todes sterben sehen. Um ihre Kinder hatte sie sich kaum gekümmert. Sie hatten das Haus räumen müssen, als das Verhältnis Sabadells zu ihrer Mutter selbst ihnen zu durchsichtig geworden war. An wen soll sie sich jetzt anklammern? Aber nach bricht ihr Mut und Stolz nicht zusammen. Sie gedenkt für einige Zeit aus Madrid und dadurch auch aus dem Gedächtnis der Massen zu entschwinden, um dann, durch eine erheuchelte Bekehrung, unter dem Schutz der Villasis, sich die

Rückkehr in die Gesellschaft zu ertrotzen. Aber um diese Komödie durchzuführen, muß sie geistliche Exerzitien mitmachen, und hier wird sie wirklich vom Strahle der Gnade getroffen und bekehrt sich ernstlich.

Das ist der Inhalt der „Lappalien". Es ist nicht leicht, ihn aus dem rankenden Flechtwerk der Episoden herauszulösen. Wenn man diesen Versuch unternimmt, macht man bald die Entdeckung, daß diese scheinbaren Nebenbegebenheiten gleichsam Kopfstücke von Eisenklammern sind, die das ganze Gefüge der Handlung zusammenhalten und doch an der Außenwand nur harmlose Zierraten sehen lassen. Und das ist kein geringes Lob für einen Schriftsteller. — Eine Bemerkung aber ist hier unerläßlich. Vielleicht kommt manchem das Thema der „Lappalien" verfänglich vor. Zur Beschwichtigung ängstlicher Gemüter diene dann folgendes. Vor einiger Zeit, lange nach dem Erscheinen der „Lappalien", brachte eine vornehme katholische Zeitung in ihrem Feuilleton einen inneren Konflikt, den ein christliches Herz siegreich mit sich durchkämpft, weil Gott gesprochen hat: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Das erregte Anstoß. Coloma hatte aber größeres gewagt. Er führte den schändlichsten Ehebruch vor, freilich verurteilend und den bedenklichen Stoff mit der größten Dezenz behandelnd. Das war sein gutes Recht und sein hohes Verdienst. Warum schwiegen hier die Furchtsamen? Weil eben die Schutzflagge S. J. das Titelblatt deckte. So gewiß sich freilich der Katholik auf diesen Empfehlungsbrief verlassen kann und soll, so gewiß stellt aber auch die ganze Tatsache der Unsicherheit des literarischen Urteils in weiten Kreisen bei uns kein erfreuliches Zeugnis aus.

Ein zweiter großer Roman Colomas ist „Juan Miseria", gewöhnlich übersetzt: „Der arme Johannes".[1]) Juan, ein guter, unverdorbener, aber bitterarmer und in religiöser und sonstiger Bildung zurückgebliebener Bursche liebt Marianne, die Tochter des alten Trunkenboldes Martin, für den sie in harter Arbeit den Unterhalt verdienen muß. Dieser will von einer Verbindung seiner Tochter mit Juan nichts wissen, denn dann könnte sie ihn nicht mehr verhalten, und er müßte, ein für ihn schrecklicher Gedanke, selbst arbeiten. Um Marianne wirbt aber auch Lopijillo, ein Dummkopf und revolutionärer Agitator, dessen Base Salamanca bei Marianne wahnt und natürlich die Bemühungen Lopijillos kräftig unterstützt. Ihrem Hetzen gelingt es schließlich, den alten, trunkenen Martin dahin zu bringen, daß er mit dem Dolche auf Juan losgeht. Dabei aber fällt er selbst in die Spitze des Messers. Es ist Abend und finster, und da er eben noch mit Juan gekämpft hatte, gilt dieser als der Mörder. Salamanca und Lopijillo benützen die Gelegenheit, den unbequemen Rivalen aus dem Wege zu räumen und belasten ihn durch ihre Aussagen auf das schwerste. Juans Lage wird um so bedenklicher, als die Revolution (von 1868) ihre Schatten vorauswirft und Lopijillo an Bedeutung und Einfluß gewinnt. So sitzt Juan, des Schlimmsten gewärtig, im Gefängnis, während Marianne, durch die Schrecken jenes Abends und die langen, vom eigenen Vater erduldeten Mißhandlungen erschöpft, in schwere Krankheit verfällt. Aber im Gefängnis wohnt ein alter, würdiger Kapuziner, ein Grande von Geburt, der jedoch auf Glanz und Adel verzichtet hat, um Seelen für Gott zu gewinnen. Von ihm wird der arme, unwissende Juan in die trostvollen Wahrheiten des Christentums eingeführt. Denn, ist auch seine Geistesbildung gering, so ist seine Herzensbildung um so größer, und diese, nicht jene führt zu Gott. Lopijillo sorgt indessen nach Kräften, daß sich das Netz über Juan immer enger zusammenzieht. Auch findet er Mittel, um Marianne aus ihrem Zufluchtsort, einem Kloster, zu vertreiben. Immer kühner geht er vor. Er läßt Pulver einschmuggeln und es im Keller Salamancas unterbringen. Auch stellt er ihr eine Anweisung aus auf die hübsche Villa eines Arztes, die sie schon lange gern besessen hätte und denn auch am Tage der „sozialen Liquidation" sofort haben soll. In ihrer Naivität geht sie dorthin, um ihr zukünftiges Eigentum zu besichtigen. Bei dem sich entspinnenden Streit mit den Besitzern verliert sie ihren Schein, und das bringt die noch immer bestehende rechtmäßige Obrigkeit auf allerlei interessante Spuren. In Salamancas Haus wird das Pulver gefunden und sie selbst gefangen gesetzt. Der schon erwähnte Gefängnispater weiß einen solchen Einfluß auf sie zu gewinnen, daß sie ihm gegenüber zugibt, gegen Juan falsches Zeugnis abgelegt zu haben. Den Bemühungen des Paters kommen die feierlichen Umzüge der Bruderschaften am Karfreitag zuhilfe, die vom Kerker aus zu sehen sind, deren mächtigem, durch nichts in der Gefängniseinsamkeit abgeschwächtem Eindrucke sich Salamanca ganz hingibt. Diese Szenen sind von hinreißender Gewalt und Schönheit. Schon ist sie bereit, auch vor Amt ihre Aussagen zu widerrufen, als es Lopijillos Freunden gelingt, sie durch ein geschicktes Manöver aus dem Gefängnis zu entführen. Sie wird ermordet, um stumm zu bleiben. Dazu wird auch nach der Juan wohlwollende Richter durch Intriguen der immer einflußreicher werdenden Revolutionspartei abberufen, und einer der ihren kommt an seine Stelle, der Juans Prozeß beschleunigt. Er wird zum Tod verurteilt. Der Gefängnisgeistliche macht verzweifelte Anstrengungen, um durch seine Schwester, eine Gräfin, in Madrid die Begnadigung des Unglücklichen zu erwirken, der sich wie ein

[1]) Der arme Johannes, übersetzt von Ernst Berg. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bita.

Heiliger auf den Gang ins Jenſeits vorbereitet. Aber die Tage kommen und ſchwinden, und ſchon iſt der entſcheidende angebrochen, ſchon ſteht Juan auf dem Schafott, da trifft endlich die Begnadigung ein. Juan iſt wahrhaft betrübt darüber, denn er hatte ſich auf den Himmel gefreut. — Bald darauf bricht die Revolution los. Lopijillo findet in den Straßenkämpfen einen ſchrecklichen Tod. Juan aber und Marianne ſind durch ihre Leiden von allem Irdiſchen losgeſchält und ſterben beide im Kloſter. — Lärmende Freude und fromme Beſchaulichkeit, Humor und Ernſt, ja Trauer über dieſe Welt der Vergänglichkeit, die ſtillſten Regungen einſamer Seelen und die elementaren Ausdrücke der Vollslaune hat Coloma im „armen Johannes" zu einem Gemälde voll Leben und Farbenzauber verbunden. Aber über dem Ganzen liegt ein wunderſamer, den Leſer ſanft umſpinnender Hauch der Wehmut, die man eher bei einem Nordländer als bei dem Andaluſier vermuten möchte.

Ein drittes großes Werk Colomas iſt „Die gekrönte Märtyrerin"[1]), die Geſchichte von Maria Stuart. Erhöht hat der Dichter ſeinen Ruhm dadurch jedenfalls nicht. Zwar bleibt ihm auch hier die Kunſt der Charakteriſtik treu. Aber er iſt ein Mann der Phantaſie, der Meiſter der glänzenden Cauſerie, und wo er dieſe nicht in tauſend Lichtern in der Konverſation aufblitzen laſſen darf, und jener durch die Geſchichte ſelbſt der Weg vorgezeichnet iſt, da kann ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Individualität nicht wohl fühlen, und er iſt der Löwe im Käfig, ein wirklicher Löwe zwar, aber ein gefeſſelter. Allein vielleicht wird gerade dieſes Buch dem ſchlichteren Leſer, den eher das Stoffliche als die Art ſeiner Bewältigung reizt, mehr zuſagen.

Neben dieſen größeren Werken ſind noch eine Anzahl kleinerer aus Colomas Feder gefloſſen. Manches Kabinettſtückchen iſt dabei, manchmal aber hat ſich auch der Dichter in der Wahl des Stoffes entſchieden vergriffen. Es ſind dies namentlich ſolche Arbeiten, die für katholiſche ſpaniſche Zeitſchriften beſtimmt waren. Hier macht der Künſtler ſeinem Publikum Zugeſtändniſſe und geht wildern auf dem Gebiet des Uebernatürlichen, des der täglichen Erfahrung Entrückten. Indeſſen machen auch dieſe Skizzen einen Teil von Colomas Eigenart aus und können darum nicht übergangen werden, umſoweniger, als auch in ihnen manche Züge den Meiſter loben. Als ſolche Kalendergeſchichten, um einen zuſammenfaſſenden Ausdruck zu gebrauchen, möchte ich folgende betrachten:

Die Primiz.[2]) Ein Primiziant wird am Abend ſeines Ehrentages ins Spital gerufen, zu einem reuigen Sterbenden, dem er den letzten Troſt ſpendet. Dieſer junge Prieſter iſt von einem würdigen Pfarrer, Don Blas, und ſeiner Schweſter Mariquita (zwei äußerſt glücklich gezeichneten Figuren) aufgezogen und in den Studien unterſtützt worden, denn er hatte keine Eltern mehr. Sein Vater war zum Mörder an ſeinem Weibe geworden und hatte den Knaben dann verlaſſen. Wie Don Blas, der zugleich Spitalverwalter iſt, aus den Papieren des Toten erſieht, iſt er eben jener Elende geweſen. Der Sohn hatte dem Vater im Tode Beiſtand geleiſtet. Don Blas ſorgt, daß die Kenntnis des dunkeln Geheimniſſes nie die Seele ſeines Pflegeſohnes umdüſtert. — Die ſonſt ſo geſchickte Ueberſetzung von Ernſt Berg entgleiſt in dieſer Geſchichte einmal. Da betet Don Blas am Abend die Frühmeſſe für den anderen Tag voraus!

Miguel. Ein oft gebrauchtes Motiv. Der Muttergottestaler, die Medaille, die auf der Bruſt getragen wird, und an der ſich die Gewalt der feindlichen Kugel bricht, iſt hier ein Geldſtück, das ein ausſchweifender Jüngling, Miguel, beim Umwechſeln einer größeren Münze zurückbekommt, als er, einer flüchtigen Anwandlung folgend, Kleingeld zu einem guten Zwecke braucht. Von dieſem Piaſterſtück wird der Dolchſtoß eines Straßenräubers aufgefangen. Der Eindruck dieſes Ereigniſſes führt Miguel wieder zur Tugend zurück. Dieſe Geſchichte iſt ziemlich leiſtenmäßig erzählt.

Sſſſt! Ein Jeſuitenklöſterchen, umlauert von einem Senſationslüſternen, der hinter dem Marktgang eines dienenden Bruders oder hinter einem Taſchentuch am Fenſter fürchterliches wittert und wartet und wartet, um den Anzeichen eines Verbrechens auf die Spur zu kommen. Dieſe Perſonifikation der Jeſuitenangſt iſt eine glücklich kontraſtierende Staffage zu den Vorgängen drinnen. Einem jungen, heiligmäßigen Pater, Antonio, iſt ein nach der Ausſöhnung mit Gott ſchmachtendes Beichtkind angemeldet, das aber nur in der Verborgenheit der tiefen Nacht kommen will. Um auf dieſe Bedingung einzugehen, bedarf es der Erlaubnis des Superiors, der hinter den ſalbungtriefenden Redensarten des Schreibers eine böſe Abſicht erkennt, aber ſchließlich doch den dringenden Bitten ſeines Ordensbruders nachgibt. Der Geheimnisvolle erſcheint denn auch, und zwar iſt es ein Freimaurer, der mit der ausgeſprochenen Abſicht kommt, Antonio zu ermorden, weil er in deſſen Beſitze wichtige, von einem belehrten Logengenoſſen herſtammende Briefe

[1]) Die gekrönte Märtyrerin, überſetzt v. Elſe Otten, und bearbeitet von Oberlehrer Dr. Klebba. Berlin, Deutſches Verlagshaus Bita.

[2]) Dieſe und die folgenden Geſchichten ſind überſetzt von Ernſt Berg in dem Bande: Arm und Reich, und von Elſe Otten unter dem zuſammenfaſſenden Titel der einleitenden Geſchichte Gottes Hand. Beide Bände erſchienen in Berlin, Deutſches Verlagshaus Bita. Einzelne Geſchichten ſind auch in dem Deutſchen Hausſchatz und der Alten und Neuen Welt abgedruckt.

vermutet. Er bedroht P. Antanio mit Dolch und Piſtole, und alles, was das arme Opfer ihm abringt, ſind einige Minuten zu Gebet und Sammlung. Aber im Anblick des Betenden berührt die Gnade Gottes das Herz des Elenden, und aus dem Mörder wird ein Büßer. So haben der Superior und Antonio zugleich Recht behalten.

Was konnte das ſein? Eine reiche, ungläubige Dame, der das wenige Geld zu Seelenmeſſen für ihre fromme, verſtorbene Schweſter zu viel iſt, ſchreibt dem mit ihrer Perſalvierung betrauten Pfarrer, damit aufzuhören. Aber der Brief wird nicht vollendet. Eine geheimnisvolle Erſcheinung, die Seele der Verſtorbenen, löſcht das Schreiben aus. Eine natürliche Erklärung des Vorfalls erſcheint ausgeſchloſſen.

Ein Wunder. Die Geſchichte der Bekehrung eines ehrgeizigen Welt- und Lebemannes, die durch das Tragen eines Skapuliers hervorgebracht wird. Das Skapulier nämlich, deſſen ſich der Träger mehrere Male entledigt, gelangt auf irgend eine Weiſe immer wieder in ſeine Hand.

Gottes Hand. Ein anarchiſtiſcher Agitator hat in einem Dorfe die Mehrzahl der Männer für ſich gewonnen. Die Frauen indes mit ihrem geſunden Sinn für das Nützliche und Mögliche wollen von keinem Umſturz etwas wiſſen. Aber die Männer ſchlagen doch los. Die Regierung hat indes ihre Augen überall und iſt auch in dem kleinen Winkel nicht unvorbereitet. Während des Kampfes veranſtalten die Frauen eine Prozeſſion mit der Statue des Heilandes. Da regt ſich das katholiſche Blut der Spanier, alle werden von Rührung ergriffen. Nur Mal-Alma, einer der Rädelsführer, ſchießt auf das Bild des Herrn. Dieſer Greuel aber wendet die Empörer vollends von ihren Führern ab. An demſelben Abend wird Mal-Alma mit durchſchoſſener Bruſt aufgefunden.

Der blaue Saal. Eine Geſpenſtergeſchichte, die ſich in einem alten biskayiſchen Schloſſe zuträgt, und deren Zeuge Coloma ſelbſt iſt. Der Pater macht Studien, um die Sache zu erklären, und gelangt zu dem Schluſſe, daß der Spuk auf einen in dem geſpenſtiſchen blauen Saal vor langer Zeit verſtorbenen Hugenotten zurückgehen müſſe. Bei einem ſpäteren Beſuche dort will der Pater dem Geheimnis auf die Spur kommen. Die ganze Erſcheinung iſt diesmal ein Hund, der an einem Knochen nagt. Damit läßt ſich aber das früher Beobachtete auf keine Weiſe zuſammenbringen, und ſo ſchließt die Geſchichte, an der nur die Anſchaulichkeit zu loben iſt, nach der geſchickt erregten Spannung nicht nur ernüchternd, ſondern geradezu fad, ohne daß man wüßte, woran man nun eigentlich iſt.

Der Hirſchjäger. Ein frommer Mexikaner, halb gelähmt und doch auf den Ertrag der Jagd angewieſen, um ſeine Familie zu ernähren, nötigt gewiſſermaßen durch ſein Vertrauen den lieben Gott, ihm täglich ein Wild ſchußgerecht in die Nähe ſeines Hauſes zu führen.

Karfreitag. Verherrlicht ebenſo wie der Hirſchjäger die Macht des vertrauenden Gebetes. Nur greift Gott hier nicht unmittelbar ein, ſondern läßt die Hilfe durch die mildtätige Hand der Marquiſe Cäcilia Böhl de Faber kommen, der alten Freundin und Gönnerin Colomas, der hier der pietätvolle Dichter ein kleines literariſches Denkmal ſetzt.

Das etwa wären die Erzählungen, die ich „Kalendergeſchichten“ nennen möchte. Kein Katholik wird an der Möglichkeit des Dargeſtellten zweifeln. Daß ein Herübergreifen der jenſeitigen Welt in die unſere ſich ereignen kann, dürfte niemand leugnen, der an dem Glaubensartikel von der Gemeinſchaft der Heiligen feſthält. Daß die eigene Ehre es von Gott verlangt, eher ein Wunder zu wirken als gläubiges Flehen unbeachtet zu laſſen, iſt ebenfalls ein Gedanke, den große Theologen ebenſowohl als die Stimme des Herzens ausſprechen. Aber wenn ſolche wunderbare Geſchehniſſe vorkommen, entſpringen ſie dem uns unerforſchlichen Rat der göttlichen Vorſehung. Hier aber müſſen wir nicht vom religiöſen, ſondern vom künſtleriſchen Standpunkte aus ſprechen, und da kann das Urteil nur lauten: Die Novelle ſoll ein Bild des gewöhnlichen Lebens, nicht außerordentlicher Ereigniſſe desſelben entrollen. Wenn aber das Walten der göttlichen Leitung unſerer Geſchicke förmlich zerfaſert wird, ſo daß alles unangenehm genau zuſammenklappt; wenn eine Hand aus dem Fegefeuer zwiſchen den Kuliſſen der Alltäglichkeit zum Vorſchein kommt; wenn uns eine plötzliche Bekehrung an den Kopf geworfen wird, ohne vorher motiviert zu ſein, ohne daß wir die Vorgänge im Innern jener Seele zu verfolgen vermögen, dann können wir nicht umhin, einen gewiſſen Zwieſpalt zwiſchen dem Künſtleriſchen und dem Religiöſen peinlich zu empfinden, und dann kommt es einem plötzlich vor, als habe man nicht mehr das Werk eines Dichters vor ſich, ſondern etwa ein Exempelbuch für Prediger oder auch Alban Stolz' „Schreibende Hand“.

Glücklicherweiſe hat uns Coloma auch nach andere kleine Gaben ſeiner Feder geſchenkt, die zum Teil rückhaltloſes Lob verdienen. Da iſt gleich zu nennen:

Der erſte Ball. Spielt, wie ſo viele Geſchichten, in den beſten Kreiſen von Madrid. Lulu, ein engelreines Kind, eben zur Jungfrau herangereift, iſt aus der Kloſterſchule wieder in das elterliche Haus zurückgekehrt. Die weltliche und vergnügungsſüchtige Mutter hat ſich bisher das erziehungsbedürftige Kind als eine Laſt ferngehalten, um ſich nun unter dem Vorwande, das Mädchen müſſe ſtandesgemäß in die Geſellſchaft eingeführt werden, auch weiterhin auszu-

toben. Vergebens beruft ſich Lulu auf die Lehren, die im Kloſter vor dem ausgeſchnittenen Kleid, vor Ball und Tanz gewarnt hatten. Die Mutter ſetzt ihren Willen durch, aber mit beginnender Lungenentzündung kehrt das zarte Weſen vom Feſte heim. Im Fiebertraum ſieht ſich Lulu wieder in den Armen ihres Tänzers, eines frivolen Herzogs, der auf Chriſti Blut und Herz tritt. Lulu erkennt darin mehr als Delirien. „Auf dem Balle war es, wo ich träumte, im Traum dagegen war ich wach.“ Nach drei Tagen erfüllt ſich ihr Wunſch, das Ballkleid möchte zum Sterbekleid werden. — Glänzende Darſtellung, die ſcharfe Zeichnung der Perſonen und des Milieus, die Tendenz, die aber nirgends als ein fremdes Etwas durch die Riſſe und Lücken der Erzählung hindurchſchaut, ſondern in der Perſon des wohlmeinenden Oheims der Handlung eingegliedert iſt, die durchgehende Beziehung auf Gott und Ewigkeit, all das macht die kleine Skizze gewiſſermaßen zu einem zierlichen Medaillonbild der Kunſt und Perſönlichkeit Colomas.

Ranoque. Gehört vielleicht zu den feinſten Schöpfungen Colomas. Ein Kind armer und verbrecheriſcher Eltern, wird Ranoque von ſeiner fühlloſen Mutter und ſeinem Pflegevater böslich in der wilden Einſamkeit der Sierra Nevada verlaſſen. Eine Witwe, die Mann und Kinder durch die Cholera verloren hat, nimmt ſich des Knaben an und erzieht ihn zu einem Manne, an dem Gott und die Menſchen Freude haben müſſen. Da hört er plötzlich, daß ſeine Mutter Cachana und Canijo, ſein Pflegevater, von denen ſeine Erinnerung nur noch die Namen behalten hat, anderen Tages, eines Mordes überführt, im Nachbarort hingerichtet werden ſollen. Männlich überwindet Ranoque die Verſuchung, ſeine Beziehungen zu den Unglücklichen zu verſchweigen, was ſo leicht geweſen wäre, und gewinnt es über ſich, ſelbſt ſeine Mutter zum Galgen zu geleiten, ihr vorbetend und die faſt vergeſſenen Wahrheiten der Religion ins Gedächtnis zurückrufend. Das iſt mit einer Kraft und einem Realismus geſchildert, die zeitliche und örtliche Entfernung überwinden und zur miterlebten Gegenwart werden. Und doch laſtet die Wucht des gräßlichen Stoffes nicht auf dem Leſer, alles iſt durchaus vergeiſtigt und wie von einem verklärenden Strahl aus dem Jenſeits umzittert.

Der kleine Pilatus. Gabriel, ein guter, unverdorbener Jüngling, hat mit dem Landpfleger Pilatus eine verhängnisvolle Aehnlichkeit, die Menſchenfurcht. Dieſe führt den innerlich Leidenden und Widerſtrebenden in lockere Geſellſchaft, ſogar unter Stierkämpfer, die notoriſch roheſte Menſchenklaſſe von Spanien. Er muß die ſchlüpferigſten Geſpräche anhören und ſich von dem Matador Desperdicios Beleidigungen ſagen laſſen, nur weil er das Hohngelächter ſcheut, das ſeine Flucht aus dieſer Rotte begleiten würde. Endlich läßt er ſich in die Vorſtadt ſchleppen in ein verfallenes Haus, in das alle eintreten, vor dem nur Gabriels Schutzengel trauernd ſtehen bleibt. Innerlich und äußerlich elend, folgt Gabriel am anderen Tage ſeinen Genoſſen zur Beſichtigung der zum Auftreten in der Arena beſtimmten Stiere und läßt ſich richtig durch den Hohn Desperdicios' dazu bringen, eines der mächtigen Tiere zu reizen, das ihn in die Luft wirft. — Im Spital kommt Gabriel wieder zu ſich und bereut es jetzt, den Adel ſeines Standes und ſeiner Gotteskindſchaft ſo in den Staub getreten zu haben. — Wieder ein ganzer Coloma, mit dem vollen Zauber ſeiner Farben, ſeinem eindringlichen ſittlichen Ernſt und ſeiner barmherzigen, alles verzeihenden Liebe zu den Seelen, die ſo oft mehr aus Schwäche als aus Bosheit fallen.

Männer von ehemals. Die Belagerer von Maſtricht bereiten ſich zum entſcheidenden Sturm, Pater Juan Fernandez predigt, der Fähnrich Alvar de Mirabal aber meint, ein Bollwerk zu ſtürmen fordere doch noch mehr. Der geſchmähte Pater demütigt ihn und ſich. Am anderen Tage aber, nachdem der Sturm abgeſchlagen iſt, zeigt der Pater den größeren Mut, der unter dem Feuer der Feinde ſeinen Seelſorgerpflichten obliegt.

Die Gottesſtreiter. Eine Szene aus den mauriſchen Kriegen. Wie man aber zahlreiche Perſönlichkeiten aufzählt, ohne langweilig zu werden, darüber hätte ſich Coloma in dieſem Fall bei ſeinem Landsmann Cervantes (Don Quijote, I, XVIII) erkundigen dürfen. Auch die Klarheit und Durchſichtigkeit, die ſonſt über Colomas Maſſenſchilderungen ruht, vermißt man hier.

Kain, ein ähnliche Geſchichte von Anarchie und Aufruhr, wie „Gottes Hand“, aber alles unvergleichlich viel feiner und durchgeiſtigter. Ein armes, frommes Ehepaar mit zwei Söhnen. Perico iſt lauter und bieder, eine Augen- und Herzensweide ſeiner Eltern, Roque dagegen iſt hinterliſtig, kalt, berechnend. Perico muß zum Militär. Die Bitterkeit des Abſchiedes, der Schmerz der Eltern, die letzten Aufmerkſamkeiten ihrer Armut ſind in ergreifenden Zügen gemalt und über dem Ganzen laſtet eine ſchwermütige Stimmung, die ahnen läßt, daß dem Scheidegruß kein Wiederſehen folgt. Roque ſchließt ſich den Revolutionären an, gegen die Perico fechten muß. Von banger Ahnung erfüllt, eilt die Mutter an den Ort, wo gekämpft wird, aber ſie kommt nur noch recht, um Zeugin zu ſein, wie Perico von Roques Kugel fällt. Alles iſt von erſchütternder, faſt zu erſchütternder Wirkung. Der Menſchheit ganzer Jammer redet hier zu deutlich.

Gottergebenheit. Ein Geſpräch mit Pellejo, einem neuen Job, dem Gott drei Söhne und ſein Weib nimmt. Vor ihrem Tode hatte ſie ihm noch von dem armen Juan erzählt, den Schmerz auf Schmerz verfolgte, dem Gott Bitte auf Bitte verſagte, bis er endlich nur noch zum

himmlischen Vater betete: Herr, hier ist Juan! Sein Beispiel richtet Pellejo auf. Das sind spanische Herzen der guten alten Zeit, männlich und mild, still und stark. Aus allem zittert ein Klang von Innigkeit und Poesie, wie sie nur Coloma den feinsten Regungen der spanischen Volksseele abzulauschen versteht.

Er war ein Heiliger. Ganz im seelsorgerlichen Interesse geschrieben und bestimmt, der besonders in Städten heimischen Unsitte entgegenzutreten, daß dem Sterbenden von überzärtlichen Verwandten sein Zustand verhehlt und geistlicher Trost vorenthalten wird. Tuta, eine geradezu täppisch besorgte Frau, überwacht ängstlich ihren siebzigjährigen Gemahl, der schon einen Schlaganfall überstanden hat und eines zweiten, sicher tödlichen, gewärtig sein muß. Oft verlangt er zu beichten, immer weiß ihn die Gattin hinzuhalten, bis der Tod unvermutet kommt. Jedoch hat er stets für seine Familie gesorgt, jede Not von ihr ferngehalten und ihr ein großes Vermögen hinterlassen. „Er war ein Heiliger", wiederholte darum die Witwe beständig. Aber sein Sohn Lorenzo entdeckt mit Entsetzen, was dem Vater eine so große Sehnsucht nach dem Sakrament der Buße eingeflößt hatte. Er hatte durch eine Testamentfälschung den Seinen eine große Geldsumme zugewandt und die rechtmäßigen Erben ins tiefste Elend gestürzt. — Das spezifisch seelsorgerliche Motiv kehrt in Situationen und Wendungen beständig wieder. Aber Coloma schreibt hier nur der Sache wegen, und sie ist ihm wichtig genug, um den Künstler über dem Seelenhirten zu vergessen. Schließlich erkennt man aber den Dichter doch in manchen Zügen. Der biedere, tuftige Sancho ist eine Colomas durchaus würdige Figur, und auch die innere Umkehr Lorenzos verrät die Meisterhand.

La Gorriona, Die Spätzin, oder, wie der Titel in der neuen Uebersetzung von Caspari lautet (Kötn, Bachem): Hinter den Kulissen. „Die Spätzin" ist der Spitzname einer Gräfin, einer reichen, der höchsten Aristokratie angehörigen Dame, die ein großes Haus macht, aber in ihrer grenzenlosen Vertrauensseligkeit, blind gegen die Vorstellungen des Hausgeistlichen, nicht glauben will, daß gerade ihr Palais zur Falle, ihre Feste zum Fangstrick für manche Unschuld werden, bis sie eines Abends zufällig und unbemerkt Zeugin eines Gespräches ist, aus dem hervorgeht, wie sie, wenn auch wider Willen, bei ihren Veranstaltungen nur die vorgeschobene Person und Gelegenheitsmacherin für Ausgelassenheit und Unsittlichkeit war. Trotz des ernsten Inhalts ist auch hier eine Fülle von Humor und Satire ausgegossen, und in dem köstlichen Typ seines Don Recaredo feiert der Charakteristiker Coloma einen Triumph.

Auch im Märchen hat sich Coloma versucht. So ist z. B. Die Maus für den jugendlichen Alfons, jetzigen König von Spanien, geschrieben. Wer sich für diese Seite Colomas interessiert, möge zum „Buch der Kinder" greifen (Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita). In den Beifall, den die Märchen gefunden haben, kann ich nicht unbedingt einstimmen. Wohl ist auch hier die Phantasie reich und sprudelnd, aber sie ist nicht ungemischt. Ueberall läuft der reflektierende Verstand nebenher, der dem Märchen ganz besonders fremd ist. Alle Augenblicke kann man den überlegen lächelnden Herrn Pater zwischen den Zeilen erkennen, und das ist der Fehler. Naiv kann nun einmal Coloma nicht sein. —

Damit hätten wir einen kleinen, nicht vollständigen[1]) Rundgang durch Colomas Werke vollendet und müssen uns nun fragen: Ist Coloma einer der Eigenen, Großen? Ganz gewiß muß der Mann bedeutend sein, der sich, ohne den Instinkten der Masse zu schmeicheln, einen solchen internationalen Erfolg erzwingen konnte. Und worin beruht seine Größe? Vor allem in der strengen, alles in ihren Dienst ziehenden Einheit seiner Weltanschauung. Ihm erscheint der Himmel, die Engel, die Welt und der in sie hineingestellte Mensch nur bestimmt, um in großartiger Harmonie Gott zu loben. Aber nur der wirkt in diesem Konzert der Schöpfung mit, der alles auf Gott bezieht. Nicht finster und weltabgekehrt sollen wir sein. An aller Schönheit der Natur, an allem Herrlichen, was uns umgibt, dürfen wir uns erfreuen, aber wir müssen das alles als Abglanz Gottes betrachten und durch sein Spiegelbild in der Kreatur zum Urbild vorzudringen streben. Ohne diese Grundgedanken der ersten Betrachtung im Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius kann Coloma überhaupt nicht recht verstanden werden, offenbar müssen sie die Herrschaft über Colomas ganzes Wesen besitzen, da sie so aus allen seinen Werken tiefer oder lauter wiederklingen. Darum ist er ein Todfeind des laisser faire, laisser aller, jener weltmännischen Devise, die sich mit dem Laster so friedlich abfindet, wenn es nur unter äußerem Glanz sich

[1]) Nicht unerwähnt möchten wir die sehr schöne Novelle „Verrechnet" lassen. (J. P. Bachem, Köln. 4. Aufl. 128 Seiten. Preis ungeb. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,40.) Das behandelte Motiv, daß gerade jene Mädchen am meisten Aussicht haben, sitzen zu bleiben, die meinen, keiner Festlichkeit, keinem Vergnügen fernbleiben zu dürfen, während die bescheidenen, zurückgezogenen am ehesten ihr Glück machen, da niemand den Stoff kauft, „der immer in der Auslage liegt", ist nicht neu, aber durchaus originell, mit viel Witz und Humor durchgeführt. Obschon sich diese Novelle auch für Landmädchen als Lektüre empfiehlt, ist sie doch in erster Linie für die „höheren Töchter" und deren Mütter, überhaupt für die vornehmere Damenwelt berechnet. Hier kann sie ihres künstlerischen Gehaltes und ihrer gesunden Lebensauffassung wegen wirklich genußreiche Stunden gewähren und großen Nutzen stiften. Die Redaktion.

verbirgt, und die der Sünde huldigt, wenn ihr der Erfolg recht gibt. Und diese Feindschaft gegen das Böse, ja, auch gegen jede Halbheit im sittlichen Leben predigt Colama mit der überzeugenden Sprache des Arztes, der selbst von den Mitteln gesund ward, die er anderen rät. So muß auch der Nichtkatholik dem Manne Achtung zollen, der seine schöne, abgeklärte, durchlebte Welt- und Gottesanschauung mit so viel Kunst und Festigkeit vertritt. Der Zauber der gereiften Persönlichkeit versagt eben niemals, und Calama besitzt diesen Zauber im ausgeprägtesten Maße.

Seine Größe ruht ferner in der Durchsichtigkeit und Plastik seiner Darstellung. Die Bilder, die in seiner Phantasie leben, weiß seine Feder mit wirklich greifbarer Deutlichkeit vor das Auge des Lesers zu führen. Mit wenigen Strichen zeichnet er ein Gemälde, das dem Beschauer entgegenkommt, ohne daß er in mühsamer Anstrengung der eigenen Einbildungskraft versuchen müßte, den Intentionen des Schriftstellers nachzugehen. Es ist, als ob etwas von dem Sonnenschein der andalusischen Heimat Colomas auf alle seine Werke übergegangen wäre, das Schöne verklärend und die schwarzen Schatten noch schärfer hervortreten lassend. Dabei ist es ihm eigen, für alles einen glücklichen Vergleich zu finden, der oft mehr gibt als eine lange Schilderung.

Vor allem aber bewährt sich die plastische Kraft seiner Darstellung gerade in einer von unserer Zeit und von modernen Schriftstellern so hoch gefeierten und so heiß erstrebten Kunst, im Charakterisieren. Hierin darf er sich kühn mit den Größten messen, mit Turgenjew, mit Tolstoi. Besonders diesem bringt ihn noch ein anderer, verwandter Zug nahe, der hohe sittliche Ernst, das Besserwollen. Dazu bringt aber Colama, auf der Religion stehend, in der seine Nation wuchs und groß ward, ganz andere Fähigkeiten mit als der Russe, der von subjektiven, der Masse seines Volkes fremden, ja unverständlichen Voraussetzungen ausgeht. Colomas Charakterschöpfungen leben. Mehr kann man nicht sagen. Die literarische Bekanntschaft mit ihnen ist von derselben Stärke wie ein wirkliches Erlebnis. Der Genußmensch Villamelon, der zynische Diogenes im Leben und auf dem Sterbelager, besiegt von der Unschuld eines Kindes, das er mit dem letzten Rest seines besseren Selbst geliebt hatte, der Universalonkel Fränzchen, der mit allen Lügen der Toilettenkunst sich im ewigen Alter von dreiundreißig Jahren behauptet, dafür aber im Schlafzimmer nur als seine Kubikwurzel zu Bette geht, der arme, und doch so geistesadelige Juan, das sind Typen, die sich unvergeßlich einprägen, weil ein großer Meister sie geschaffen hat, der mit ihnen lebt und fühlt; vielleicht sogar manches Mal mehr als gut ist. Baron Morzin, ein reicher böhmischer Edelmann, soll sich eine eigene Musikkapelle gehalten haben, die er nur für sich allein konzertieren ließ. So steht auch Coloma nicht selten in Gefahr, das Auditorium zu vergessen, wenn er sich mit seinen Schöpfungen unterhält und sich in sie hinein vertieft bis zu einem Maße, das dem Leser nicht erreichbar ist.

Endlich verbindet Coloma die dem Südländer eigene Satire, den schnellen, fast intuitiven Blick für die kleinen und großen Auswüchse am Charakter seiner lieben Mitmenschen mit dem Humor, dem edlen Erbteil des Germanen. Ein Anhänger Gobineaus würde deshalb darauf schwören, daß Coloma einen starken Schuß gotischen Blutes in den Adern haben müsse. — All das zusammen macht den Menschen und Künstler Coloma. Aber er ist national, ein ganzes Kind der Gegenwart Spaniens, und führt seine Feder gegen die besonderen Leiden, die gerade jetzt am spanischen Wesen zehren; er kann und will nicht das Ewig-Menschliche in sich zusammenfassen, das die verbindende Brücke zwischen allen Nationen herstellt, und so wurzelt seine literarische Erscheinung bei allem Glanze doch nicht entfernt in jener Tiefe, aus der die wenigen Ganzgroßen der Weltliteratur hervorgegangen sind.

M. Herbert als Novellistin.

Lit. Skizze von Hermann Binder-Altingen.

Motto:

„Ein Schriftsteller ist ein Mensch, der sein eigenes Leben zu einem Instrumente macht, auf dem er seinen Mitmenschen vorspielt."
Aus den Aphorismen
M. Herberts.

Den Lesern der Barromäusblätter und den Mitgliedern unserer Barromäusvereine ist M. Herbert keine Unbekannte. Denn seit 23 Jahren führt diese Frau die Feder, und ungefähr 17 Bände mit durchschnittlich je 200—300 Seiten erzählender Prosa bilden die Früchte dieser Tätigkeit; dabei haben wir die drei Bändchen ihrer Gedichte (Geistliche und weltliche Gedichte, Einkehr, Einsamkeiten) nicht hereinbezogen; sie bleiben für diese Skizze überhaupt außer Betracht.[1])

[1]) Bei Bachem, Köln, sind von ihr, durchweg in schöner, gediegener, ja z. T. vornehmster Ausstattung erschienen:

Das Kind seines Herzens. Roman. 5. Aufl. 334 S. brosch. 3 M.

Jagd nach dem Glück. Roman. 5. Aufl. 298 S. brosch. 3 M.

Kinder der Zeit u. 4 and. Novellen. 2. Aufl. 328 S. brosch. 3 M.

Gemischte Gesellschaft. 10 Novellen. 308 S. brosch. 4 M.

In dem Literaturbilde, das Wilh. Schoof von den im ehemaligen Kurheſſen geborenen Dichtern und Schriftſtellern zu entwerfen ſucht (Lit. Echo VII [1905] Sp. 1171), ſagt er von M. Herbert: „Eine ausgeſprochene Begabung für die Novelle beſitzt die kath. Erzählerin M. H., aber ihre Arbeiten ſind ſehr ungleichwertig, und es kommt ihr ſichtlich mehr auf die Befriedigung des Unterhaltungsbedürfniſſes, als auf kunſtvoll durchgeführte Kompoſition und pſychologiſche Vertiefung ihrer Charaktere an.“ Fertig; dann noch einige günſtige Worte über ihre Lyrik mit Nennung ihrer drei Bändchen. Herr Schoof hat nun, wie mir ſcheint, nicht viel von M. H. geleſen, da er nicht einmal den Titel auch nur eines ihrer Proſabücher anführt, während er dies bei den anderen von ihm kurz beſprochenen kurheſſiſchen Dichtern und Schriftſtellern tut.

Und gerade das Lit. Echo hätte die Pflicht gehabt, dies zu tun, da es in den Jahrgängen 2—8, die mir vorliegen, noch kein einziges Novellenbuch von M. H. beſprochen hat, und gerade in den letzten 4—5 Jahren ſind mehrere und darunter die beſten von ihr erſchienen. So bleibt eben uns Katholiken immer von neuem die Pflicht, auf unſere Leute von der Feder ſtets und wiederholt nachdrücklich hinzuweiſen, ohne daß wir die Augen vor etwaigen Fehlern und Mängeln zumachen wollten.

Mit einem Roman („Das Kind ſeines Herzens“) hat Herbert ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn angetreten, vor 23 Jahren; drei Jahre darauf gab ſie ihren zweiten Roman „Jagd nach dem Glück“ heraus; vergangenen Spätherbſt 1905 erſchien ihr — dritter Roman „Ohne Steuer“. Es iſt hochintereſſant, dieſe drei Bücher, zwiſchen denen ein Zeitraum von 20—23 Jahren liegt, nacheinander zu leſen und unter ſich zu vergleichen. Und der erſte Eindruck iſt der: man ſtaunt nicht ſo ſehr über das letzte, ſondern über die Fülle, Reife und Lebenswahrheit der beiden erſten Bücher, bei denen ſie anfangs der 20er Jahre ſtand. Jugendlich dahinfahrende, mit einem leichten — wie könnte es anders ſein! — romaniſchen Anhauch überflogene Phantaſie, eine durchaus nicht gewöhnliche Sprache und dabei eine Lebenserfahrung, die alle uns den Gedanken nahelegen: das wird nicht bloß einmal eine tüchtige Schriftſtellerin, ſondern die war es ſchon mit 20 und 23 Jahren. Und gerade der Umſtand, daß die zwei erſten Romane fünf Auflagen errungen haben, iſt mir doch ein ziemlich deutlicher Beweis (freilich, die Zahl der Auflagen beweiſt nicht immer viel!), daß das Herz zum Herzen ſpricht, und daß jedenfalls gerade unſere „höheren“ Mädchen und Fräuleins, aber auch manch männlicher Leſer von dieſer geiſtigen Friſche ſich angezogen fühlten, und wenn ſchon auch der Grundton ihres literariſchen Schaffens, ein gewiſſer ruhiger, geſetzter Ernſt, der fortan durch faſt alle ihre Erzeugniſſe hindurchklingt, ſich vernehmen läßt, ſo ſchadet dies den Leſern nicht, im Gegenteil; leichte, ſeichte Ware gibt es ja ſo wie ſo genug und hat es immer nur allzu viel gegeben.

Flitter. Novelle. 30 S. (mit 3 and. Nov. in einem Band). geb. 1 M.
Miß Edda Brown. 146 S. (mit 1 and. Nov. in einem Band). geb. 1 M.
Ein modernes Märchen. 70 S. (mit 2 and. Nov. in einem Band). geb. 1 M.
Ein Lichtblick. Novelle. 15 S. (mit 1 größeren Roman in einem Band). geb. 2 M.
Baalsopfer. 5 Novellen. 336 S. broſch. 3 M.
Von unmodernen Frauen. 12 Novellen. 431 S. broſch. 4 M.
Marianne Fiedler und 2 and. Nov. 205 S. broſch 2,50 M.
Ein Buch von der Güte. 5 Nov. 338 S. broſch. 3,50 M.
Ohne Steuer. Roman. 256 S. broſch. 3 M.
Agtas. Nov. aus d. 4. chriſtl. Jahrh. 197 S. broſch. 2,50 M.
Aleſſandro Botticelli. Ein Künſtlerleben. 162 S. broſch. 1,80 M.
Aphorismen. 2. Aufl. 169 S. In eleg. Ausſtattung u. Einband. 4 M.

In der Verlagsanſtalt vorm. Manz, Regensburg, erſchienen:
Frauennooetten. 10 Nov. 2. Aufl. 489 S. broſch. 3,60 M.
Aus dem Buch des Lebens. 9 Nov. 267 S. broſch. 2,40 M.

Bei J. Habbel in Regensburg:
Oberpfälziſche Geſchichten (18 Skizzen). 242 S. geb. 2 M.
und 2 Bändchen Novellen in deſſen Familienbibliothek „Für Herz und Haus“ (2. u. 6. Bdchn), geb. je nur 1 M., die aber ſchon faſt alle in der Sammlung bei Bachem: „Baalsopfer“, „Kinder der Zeit“ und „Gemiſchte Geſellſchaft“ enthalten ſind.

Bei Benziger & Co., Einſiedeln, kam heraus:
Ein Band von 4 größeren Novellen: Dagmars Glück. 331 S. broſch. 3,20 M.

In der Sammlung „Aus Vergangenheit u. Gegenwart“ (Kevelaer, Butzon u. Bercker) ſind erſchienen:
Nr. 10. Herr Nathanael Weißmann. broſch. 30 Pfg.
Nr. 19. Nach dem Tod. 57 S. broſch. 30 Pfg.
Nr. 33. Flüchtiges Glück. 112 S. broſch. 30 Pfg.
Nr. 50. Vom Leben und Sterben. 9 Skizzen. 96 S. broſch. 30 Pfg.
(Eine Skizze davon ſteht auch im 6. Band „Für Herz und Haus“.)
Nr. 58. Briefe einer Häßlichen. broſch. 30 Pfg.

Im 1. Jahrgang von Rud. Abts Roman- und Novellenſchatz (München 1899) erſchien von M. Herbert als
Nr. 8. Die Rache der Jugend und 4 andere Nov. 148 S. geb. 75 Pfg.

Ich glaube nun, keinen Band und kein Bändchen von M. Herberts reichlicher Proſa überſehen zu haben.

Graf Heßlar lebt einsam auf dem weltfernen Stammschlosse. Aber auf die Dauer kann auch er die Menschenliebe nicht entbehren. Auf einer Reise nimmt er sich der kleinen, bedauernswerten Alexa, einer Lehrerstochter, an; er erzieht sie als sein Kind, ganz in seinem Sinn. In dem Kinde aber fiebert das heiße Blut ihrer Mutter, die vordem Schauspielerin gewesen. Da, wie es einmal nur einen schüchternen Blick in die Welt getan hat, erwacht die Sehnsucht in ihm nach dem brausenden Leben da draußen; so sucht und findet es den Weg in die Welt und gelangt zu einem äußerlichen Glück. Der Graf aber wacht gleichfalls aus seiner Starrheit auf und findet in Werken der Caritas innere Befriedigung. Die einzelnen Figuren sind wirklich schön, wenn auch mit dem jugendlichen Auge gesehen. Die Handlung entwickelt sich nicht bloß lebhaft, sondern im großen ganzen auch lebenswahr. Und ohne alle Moral darf die Verf. am Schlusse schreiben: Der Mensch muß aus einem Ebenbilde Gottes kein Spielzeug seiner selbstsüchtigen Laune machen wollen.

Und daß der Roman gerade „Das Kind seines Herzens" heißt, ist uns, die wir jetzt die vielen Novellen der Verfasserin gelesen haben, bedeutsam, aber weil echt weiblich, auch echt menschlich. Denn das Kind spielt eine ganz hervorragende Rolle in ihren „Geschichten"; die falsche Liebe zum Kinde, das verwahrloste Kind, das vernachlässigte, das ewig fragende, das kleine dumme, das opferreiche und opferbereite Kind usw. usw. Was ist doch der kleine „Warum denn?" für ein reizendes Bürschchen („Frauennovellen")! Seine Mutter war eine bekannte Erforscherin des Kinderherzens. Sie hatte kleine Novellen aus dem Kinderleben geschrieben, Schilderungen, welche die Erwachsenen zum Weinen brachten. Als sie ein kleines Büdchen bekommen hatte, fand sie sich schrecklich enttäuscht; sie hatte sich allem Hörensagen zufolge ein kleines Kind weit poetischer gedacht. Doch konnte sie nicht umhin, es zu lieben. . . . . Sie brachte ihm auch viele Opfer; sie unterbrach ihre schriftstellerischen Studien durch Baden, Frottieren und Herumtragen des Kleinen; sie fand es aber ziemlich unverschämt von ihm, daß es die Welt um so viele reizende Kindergeschichten betrog. . . . Auf seine geistige Entwicklung war sie natürlich brennend neugierig. Sie wollte es früh in das Reich der Geister einführen; darum stellte sie sein Bettchen vor die ernsten Bücherreihen im Zimmer ihres Gatten und gab ihm auch Bücher zum Spielen — aber zu ihrem Entsetzen riß es sie unter eifrigem Lallen in kleine Fetzen. Seltsam — sie hatte so viel von kleinen Kindern geschrieben und wußte nun doch so wenig damit umzugehen. Sie fand es geisttötend und langweilig. Ergreifend wird nun geschildert, wie der Kleine die Mama immer wieder nach allem Möglichen und Unmöglichen fragt; alles will er wissen; überall fragt er: Warum denn? Warum denn? O, da wird sie so ungeduldig, so böse und aufgebracht, daß dem Kleinen schließlich das Fragen bei der Mama vergeht. Das Kindermädchen sagt ihm: der liebe Gott könne allein alle Fragen beantworten. „Wird der nicht böse, wenn man alles wissen will?" . . . Eines Tages wird er krank; und der Doktor sagt zur Erklärung nur: „Er war von Anfang ein überreiztes Kind." Mitten in seinem Fieber spricht der kleine Mann unaufhörlich: „Ich will zum lieben Gott, der schickt mich nicht weg, der gibt Antwort, wenn ich frage." Und die Mutter verliert das Kind. Sie hatte die kleine Seele, die mahnend und fragend von Gott zu ihr gekommen war, nicht verstanden, und nun schwand sie ihr aus dem Herzen, aus den Händen, aus dem Bereich, und die Mutter schaute in eine große Leere hinein. Wie wir schon lasen, gewann Herbert mit der Erzählung dieser prächtigen Skizze auf ihren Vortragsabenden großen Beifall in literarischen Gesellschaften (in Köln u. a. O.).

Auch „Der kleine dumme Henner" (Abts Novellenschatz, Bd. 8) ist so ein halb vernachlässigter lieber Kerl; er war das siebte Kind und wurde mit einer sehr gemäßigten, ruhigen Freude empfangen. Die anderen sechs sind so gescheit, wahre Musterknaben; nur er versprach nicht viel; zur Mutter aber zog es ihn leidenschaftlich hin. Ach, in der Schule ging es ihm böse; er war so ein rechtes, still sinnendes und ruhig spielendes Kind gewesen; aber mit fünf Jahren muß er dahin; er weiß sich gar nicht zu deuten, was die ernsthaften Worte „Fleiß und Pflichterfüllung" eigentlich von ihm wollen. Bei Nacht verfolgen ihn schlimme Träume wegen der Schule. Eines schönen Tages läuft er fort, fort von der Schule, von daheim, weit fort, so weit ihn seine Füßchen tragen; aber die Welt will gar kein Ende nehmen, und er hatte gemeint, dort hinten könne er in den Himmel hinaufsteigen. Eine unsagbare Sehnsucht nach der Mutter schreit in ihm auf, die er meint, jenseits eines glänzenden Teichs zu erblicken. Mit ausgebreiteten Aermchen läuft er in den See hinein. Auf einer Bahre bringen sie ihn heim. Seiner Mutter war zumute, als habe sie nie ein lieberes Kind besessen, gewiß keines, das sie mehr liebte.

Ist hier der sprachliche Ausdruck öfters auch gequält und schwulstig, so packt uns die Szene doch ins Innerste hinein, fast so sehr wie das an einer Operation sterbende Kind, das die eitle, aber gewarnte Mutter Resi dem operierenden Messer der Spitalärzte unterworfen hatte, nur damit seine Beinchen gerade würden (im Band „Dagmars Glück": Operiert); der sprachliche Ausdruck und die Einkleidung ist hier vorzüglich. Nicht weniger ergreifend mutet die Liebloſigkeit der Mutter im „Fexerl" (Oberpfälz. Gesch.) an, die ihrem Buben den

geliebten Geranienstock grausam verkauft; und doch hatte der Bub alle Samstag dem Stock einen roten Zweig geraubt und zum Kirchhof hinausgetragen, „damit der Vater sieht, daß i ihn net vergiß". Die Mutter kann das Trauerjahr nicht abwarten, und allabendlich sitzt der Brauergesell droben im Stuberl, und seine gewaltige lachende Stimme fegt die Erinnerung an die Seufzer des armen Kranken aus dem Gelaß. „Mutter, wo ist das Fexerl?" schreit der Junge. „Ja, woaßt, Xaverl, eine Frau ist vorbeigegangen, die hat sich den schönen Stock eing'bildt; die vielen Treppen ist's afig'stiegen und hat mir eine Mark geboten. Da wär's doch a Sünd gewesen — hätt' i das Fexerl nit hergeben — denn — woaßt, Xaverl — morgen ist Hochzeit, und dann hast wieder an Vater. Das ist fei besser als das Fexerl. Geh, wein doch net, du dalketer Bua!" Wir meinen, den wackeren Bub in einer Ecke des Stübchens, wo der liebe Blumenstock gestanden, schluchzen zu hören. Das ist auch schon eine grausame Erfahrung im Leben des Kindes. Sie kommt uns in einer Beziehung, nämlich für das Kind, das dem toten Vater seine unvergessene Liebe nachträgt, noch härter an als das Schicksal der zwei Buben der modernen Mutter im Roman „Ohne Steuer". Sie lebt frei und getrennt von ihrem Manne, da sie nicht zusammenpassen; die Buben nimmt *sie* mit in ihr Leben, aber sie meint, als begeisterte Frauenrechtlerin und freies Weib im Kampf mit dem Leben keine *Mutter* sein zu können; sie gibt ihre Buben einer einfachen oberpfälzischen Familie in Pflege und Erziehung; die Kinder haben keinen Platz in ihrem Herzen. Wie sie nun zu ihrem schwerkranken Söhnchen Sven gerufen wird, benimmt sie sich so kalt und steif, als ob sie nicht die Mutter wäre; in schneidenden Gegensatz dazu ist die Aufopferung der Bauersleute und Nachbarn, ihre treue Liebe zum sterbenden Kleinen gebracht, der ihnen nach Stand und Abstammung eigentlich fremd sein müßte.

M. Herbert hat wahrhaftig auch schon in die armen Stuben geschaut und viel Böses mitangesehen; sonst könnte sie die fast grausige Skizze „Kain und Abel in der Hunnengasse" (Oberpf. Gesch.) nicht so erlebt haben: dieser grauenhafte, ererbte Neid und diese Schadenfreude sind echt menschlich erfaßt: eine schlimme Mutter hat in ihrem Zorn einmal ihren Erstgeborenen, den Aloisl, die Treppe hinabgeworfen, daß er sein Leben lang ein unansehnlicher Krüppel blieb, es auch seinem Herzen nach wurde, ein grausamer, bösartiger Kerl. Jedes Jauchzen, jedes Lachen, jede Freude des noch kleineren Bastl machte den Aloisl mürrischer. Einmal, als die Dienstmagd wieder daheim prahlend verkündete, wie die Leute auf der Straße die Schönheit des Bastl priesen und bewunderten, wie er in seinem kleinen Wagen lag, und sie ihn streichetten, da hob Aloisl plötzlich seine Krücke auf gegen sie. „Jetzt — wenn du dein Maul net hatt'st, schlag i di tot!" Die Skizze endet dann damit, daß Aloisl den Bastl bei günstiger Gelegenheit dieselbe Treppe hinabwirft, die ihn zum Krüppel gemacht. „Vater, ich hab's getan! Ich hab's nit ertragen, daß Ihr den Bastl so viel lieb gehabt und mich gar nicht. Ich hab' den Bastl nicht morden wollen, nur daß er auch ein Krüppel wird! Wenn ich jetzt sterben muß, ist's mir recht; denn jetzt — jetzt hab' ich ihn auch lieb, den Bastl." Mit einem herzzerreißenden Schrei warf er sich über das tote Brüderlein.

Aehnlich kraß, aber leider nicht ohne Lebenswahrheit, liest sich im selben ausgezeichneten Bändchen die Geschichte „Die Rivalen": Zwei arme Teufel, der Krückentoni und der an beiden Füßen amputierte Aloisl; aus lauter Bettlerkonkurrenz, mit der sie einander die Gaben wohltätiger oder mitleidiger Hände ablauerten, entstand eine so grimmige Feindschaft zwischen ihnen, daß sie den gegenseitigen Anblick kaum ertragen konnten, und sie waren doch verurteilt, einander tagaus, tagein (in der Nähe einer Wallfahrtskirche) gegenüber zu sitzen, zu beneiden und einander zu verfluchen wie die Verdammten in der Hölle. Auch hier stößt einmal der eine den anderen in seinem Wahne den Abhang hinunter. „Hin mußt werden", schreit der Krückentoni, aber ihm selbst war in diesem Augenblick die Krücke entfallen, er strauchelte, fiel mit dem Gesicht nach vorwärts, überschlug sich und rollte dem Aloisl nach, in die tiefe, schweigsame Flut, die Haß und Liebe der Menschen mit gleicher Stille begräbt.

Wir empfinden es aber als einen künstlerischen Mangel, daß in dieser erschütternden Skizze so gar kein edles Gegenstück, kein Lichtblick diese Grausamkeit und ans Tierische grenzende Neiderei in etwas mildern; denn die Prozession der Wallfahrer, die wir ein wenig schauen, und ihre gewohnheitsmäßigen Gaben bilden kein ganzes Gegengewicht.

(Schluß folgt.)

Die Volksbibliothek und Lesehalle zu M.Gladbach.

Von Hubert Schmitz, M.Gladbach.

2. Die Einrichtung und Verwaltung.

Das Bibliothekgebäude befindet sich, wie schon in Nr. 6 erwähnt, in der Mitte der Stadt neben der Hauptpfarrkirche. In der Nähe liegt der Markt, zu dem von allen Richtungen Straßenlinien hinführen. Es ist also eine Lage, wie sie vorteilhafter nicht gedacht werden kann. Das Erdgeschoß umfaßt drei Räume mit breitem Flur und ist von seiten der Kirchenverwaltung der Bibliothek zur Verfügung gestellt. Das zunächstliegende Zimmer dient als Ausleihraum. Es

wird von einer langen Theke durchzogen, an der sich der Verkehr abwickelt. Auf dem Tisch liegen gebundene und an Messingketten befestigte Kataloge für die Benutzung des Publikums aus. Auch ist stets für Makulatur zum Einschlagen der Bücher gesorgt. In dem zweiten Raume befinden sich die Bücherbestände und der Arbeitstisch des Bibliothekars. Der dritte Raum, der auch wieder einen Zugang vom Flur aus hat, dient als Lesezimmer. Dort liegen die gelesensten Tagesblätter, Zeitschriften und Fachschriften auf.

Abbildung 1.

Die Buchführung weist die in Nr. 3, Jahrg. III, der Borromäusblätter gewünschten Bücher sämtlich auf. Hauptkatalog, nach Nummern geordnet, Zuwachskatalog, Leserliste, sowohl alphabetisch als nach Nummern geordnet, Ausleihprotokoll, Mahnbuch und Kassenbuch. Der Hauptkatalog sowie die Ausleihstatistik sind in Form eines Zettelkatalogs angelegt. Für alle größeren Bibliotheken ist der Zettelkatalog unentbehrlich. Man nimmt für jeden Band einen eigenen Zettel von Karton, trägt darauf den Titel, den Verfasser, die

Abbildung 2.

Nummer und andere Bemerkungen genau ein und ordnet die Zettel entweder alphabetisch oder nach den Nummern in besonderen Zettelkasten. Es scheint mir nun nicht ratsam, sich besondere Karten und Kasten herstellen zu lassen, da die von der Firma Leipziger Buchbinderei-Aktiengesellschaft (vorm. Gustav Fritzsche) gelieferten sich sehr bewährt haben und durchaus zu empfehlen sind. Die Kartengröße ist 12½ : 7½ cm. Die Karten werden in drei verschiedenen Qualitäten geliefert. Für unsere Bibliotheken sind die Karten aus gewöhnlichem Karton und einfarbig liniiert vollständig

Abbildung 3.

hinreichend. (Preis 1000 Stück 8 M., s. Abbild. 4.) Die Karten sind in der Mitte unten kreisrund gelocht, um sie innerhalb eines Kastens (s. 1) mittels eines hindurchgeführten Stabes zusammen- und festhalten zu können. Die einzelnen Buchstaben des Alphabets und die Abteilungen werden durch Leitkarten getrennt, die aus festerem Karton hergestellt sind und über die Normalhöhe der Katalogzettel durch Nasen hervorragen, auf denen der Buchstabe oder die Abteilung vermerkt werden kann. Diese Zettel finden Aufstellung in den Zettelkasten. Auch darin hat die obige Firma Vortreffliches geleistet. Ich empfehle besonders den Kasten mit Aufsatzdeckel, der auch in unserer Bibliothek in Benutzung ist. Der Kasten ist in tadelloser Arbeit ausgeführt. Durch den durch Kasten und Zettel gehenden

Stab werden die Zettel festgehalten, so daß der Kasten umgekehrt werden aber zu Boden fallen kann, ohne daß ein einziger Zettel herausfällt. Der Deckel ist abzuheben. Der Kasten selbst kann mit einer am Boden befindlichen Falznut auf den Deckel aufgesetzt werden, so daß in bequemster Weise stets Kasten und zugehöriger Deckel zusammenbleiben können. Er enthält einen vorne eingeleimten schrägen Holzklotz sowie auf Wunsch einen selbsttätig wirkenden Stellklotz (Preis 2 Mark). Mittels dieses Stellklotzes ist es möglich, die im Katalogkasten befindlichen, den Kasten nicht ganz füllenden Zettel festzustellen. In den Holzklotz ist eine Feder eingelassen die an beiden Seiten zwei Gummizapfen herausdrückt, die sich gegen die Seitenwände des Kastens pressen und so eine Verschiebung des Klotzes verhindern. Die Vor- und Rückwärtsbewegung sowie die Entfernung des Stellklotzes ist sehr leicht. Der Zettelkatalog ist, da der Stellklotz sich, auch ohne daß die Führungsstange aus dem Kasten entfernt wird, tadellos hin und her schieben läßt, ähnlich bequem zu lesen und zu blättern wie ein gebundenes Buch (s. Abb. 2 und 3).

Abbildung 4.

Für die kleineren Arbeiten, sowie hauptsächlich für die neu eingegangenen Bücher vor ihrer Einverleibung, auch für die Privatbibliothek der Barmamäusvereinsvorstände, empfehle ich die billigen Pappkartons, die die etwa 300 Zettelkarten III. Qualität fassen (s. Abb. 4).

Ausführliche Prospekte über Bibliothekbedarf stellt obige Firma den Interessenten gern zur Verfügung. Bei Bestellungen bitte ich auf die Borromäusblätter Bezug zu nehmen.

Die Ausleihe geht in der Weise vor sich, daß jeder Leser unter Vorzeigung seiner Mitgliedskarte einen Wunschzettel abgibt, auf dem er eine Reihe von Nummern notiert hat. Jeder Mitgliedskarte entspricht eine sog. Kontrollkarte, die in der Bibliothek verbleibt, und auf der die Nummer des entliehenen Buches nebst Empfangs- und Rücklieferungsdatum vermerkt wird. Diese Kontrollkarten haben die Größe von 18 : 30 cm, reichen aus für 80 Entleihungen und finden Aufstellung in besonderen Kästen. Die Nummern der entliehenen Bücher nebst der Kontrollnummer werden in ein Heft eingetragen und bei der Rückgabe gelöscht. Nach drei Wochen werden die rückständigen Bücher durch Mahnkarte reklamiert.

Der Katalog von 1905 mit Nachtrag von 1906 zählt 124 Seiten und ist recht sauber gedruckt und in einem handlichen Format hergestellt. In dem Nachtrag sind in Jahrg. III, Nr. 6, der Barr.-Bl. infolge der erwähnten Zusammenlegung nicht bloß neue Erwerbungen aufgeführt. Der Katalog zählt 14 Hauptabteilungen und führt sämtliche Bücher mit möglichst genauer Verfasser- und Titelangabe auf. Er hat sehr vielen Beifall gefunden, was sowohl die große Abnahme beweist — bis jetzt bereits 1200 Stück — als auch die Nachahmung, die er bei den Vorständen der Borromäusbibliotheken in Hochneukirch, Hardt und Merzenich gefunden hat. (Sämtliche Drucksachen stehen Interessenten gegen Einsendung von 50 Pfg. zur Verfügung.)

Um den Lesern möglichst bald einen Ueberblick über die neu angeschafften Werke zu geben, liegt im Bibliotheksraum der Nachtragskatalog aus (s. Abb. 5). Dieser Katalog ist eine Heftmappe, die von dem Bibliothekar der Kruppschen Bücherhalle, Dr. Ladewig, erfunden und patentiert ist. Er hat den Vorzug, daß er, wenn man neue Einlagebogen hineinlegen oder solche herausnehmen will, leicht und schnell und nur mit Hülfe eines Schlüssels geöffnet werden kann. An drei Balzen hängen durch Leinenfalze die einzelnen Einlagebogen, die ähnlich wie die Blätter in Photographiealbums eingerichtet sind. Auf jeder Seite lassen sich sechs schmale Streifen nach Art der nebenstehenden einschieben; in der Mitte werden sie durch einen Faden

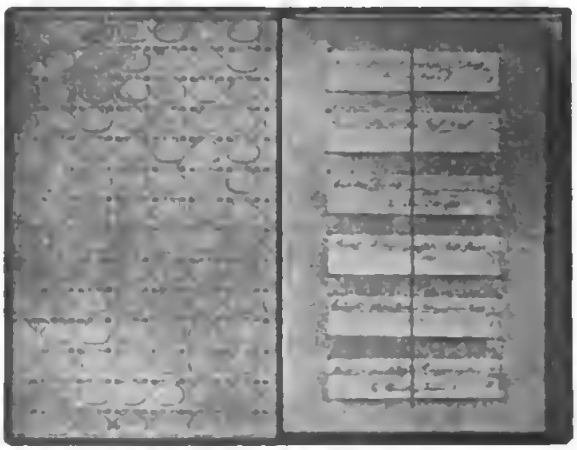

Abbildung 5.

festgehalten. Diese Mappe bietet mancherlei Vorteile. Die einzelnen Bogen des Katalogs lassen sich nach Bedarf vermehren oder verringern. Auch die Streifen können leicht herausgenommen und hineingesteckt und später für den Druck des Katalogs benutzt werden. Auch diese Artikel liefert die Firma Leipziger Buchbinderei, Aktiengesellschaft, vorm. G. Fritzsche in guter

Digitized by Google

Qualität. Die Mappe, in Dermatoid gebunden, kostet 5 M, die einzelnen Einlageblätter 50 Pfg., die schmalen Katalogzettel 100 Stück 1,20 M. Diese Einrichtung ist natürlich nur für größere Bibliotheken zu empfehlen.

Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen.

Essen a. d. Ruhr. Die **Kruppsche Bücherhalle** wies im Jahre 1905 einen Bücherbestand von 51309 Bänden auf, warunter sich 31214 erste Exemplare befanden. Die **städtische Bücherhalle** zählt für das Jahr 1906 7146 Bände, waza noch 700, in der Lesehalle aufliegende Bände kommen. Im abgelaufenen Betriebsjahr 1904/05 wurden an 2394 Personen 60342 Bände ausgeliehen. Die städtische Bücherhalle hat im Jahre 1903 ausgeliehen 70751 Bände, 1904 64062, 1905 64975 (nach einem anderen uns varliegenden Berichte allerdings bloß 60342). Dee Rückgang an Entleihungen wird darauf zurückgeführt, daß der Bücherbestand sich im Verhältnis zur Zahl der Benutzer als zu klein erweist. Die Redaktion.

Hamburg. Die **öffentliche Bücherhalle** hat im Jahre 1905 eine Ausleihezahl von 868443 Bänden erreicht. Eine so hahe Zahl ist wohl bisher noch nicht annähernd von einer deutschen Bibliathek erreicht warden. Gegen das Vorjahr mit 403448 ausgeliehenen Büchern hat sich die Ausgabe mehr als verdappelt, wobei allerdings in Betracht kommt, daß im Jahre 1904 die Ausgabestelle am Pferdemarkt vier und einen halben Manat geschlassen war. Die Bücherhalle ist var sechs und einem halben Jahre eröffnet woiden, und noch vor drei Jahren, im Jahre 1902, wurden erst 173070 Bände ausgeliehen. Die Ausgabestelle am Pferdemarkt allein hat fast eine halbe Millian (477432) Bände verliehen. Ohne den Schülleschen Indikator wäre diese Arbeit überhaupt nicht zu bewältigen gewesen. Aber auch die neue Filiale in Ratenburgsart hat in ihren Leistungen alle Erwartungen übertroffen; man hatte auf eine jährliche Ausleihe zwischen 50000 und 100000 Bänden gerechnet; abgleich die Filiale erst Anfang Februar eröffnet wurde, so sind doch 128456 Bände ausgeliehen worden; auch hiee half der Indikatar wesentlich zur Beschleunigung der Arbeit. Der Lesesaat wurde von 61924 Lesern besucht, dies bedeulet einen Zurückgang von 346 Lesern gegen das Varjahr. Bam Lesesaat sind bessere Leistungen zu erwarten, wenn das neue Gebäude, zu dessen Einrichtung der Bücherhalle 125000 Mark vermacht wurden, ausgeführt sein wird. An den Kohlhösen ist jetzt dem Lesepublikum ein neuer Katalog von etwa 10000 Karten zur Verfügung gestellt warden, aus dem sich auf einen Blick ergibt, was über einen Gegenstand varhanden ist; wünscht man z. B. etwas über Färberei, Handelskorrespaadenz, Kunstgewerbe oder Chemie zu haben, so findet man dies ahne weiteres in dem streng alphabetisch geardneten Katalag. In Ratenburgsart kam es häufig var, daß die Erwachsenen sich nicht recht orientieren kannten, was für gute Bücher vaehanden wären, hier ist an der Wand ein Verzeichnis von etwa 600 empfehlenswerten belehrenden Büchern angebracht, wie ein ähnliches var einigen Manaten in den Kahlhösen in der Nähe des Ausgabeschalters angebracht warden ist. Nordische Volkszeitung

Jena. Die **öffentliche Lesehalle** hat im Berichtsjahre 1904 durch den Tad des Professors Ernst Abbe einen schweren Verlust erfahren. Die van ihm errichtete Karl Zeiß-Stiftung hatte der Lesehalle bis in das Berichtsjahr 1904 hinein Zuschüsse im Betrag oan 97000 Mark bewilligt und ihr ein prächtiges Heim im Valkshaus geschaffen, dessen Wert ungefähr 250000 Mark beträgt. Die Lesesäle wiesen eine Besucherzahl van 158636 auf. Es liegen darin 122 Tageszeitungen und 445 Zeitschriften auf. Der Bestand der Bibliothek belief sich am 1. Januar 1905 auf 16289 Bände gegen 14000 in den beiden Varjahren. Ausgeliehen wurden 110183 Bände. Die Zahl der Leser betrug 7012. Die Einnahmen beliefen sich auf 21508,74 Mark, denen eine ebenso große Summe in Ausgabe gegenüberstand.

Rheydt. Die **städtische Volksbücherei und Lesehalle** lieh laut Rheydter Zeitung oam 17. Naoember 1904 bis 1. Oktaber 1905 insgesamt 27739 Bände aus.

Straßburg. Die **Volksbibliothek** (Alter Bahnhaf) verlieh im Januar 1906 10758 Bände, während der Lesesaal von 4017 Personen besucht wurde. Die Zahl der eingeschriebenen Leser hal 10000 überschritten.

Trier. **Oeffentliche Lesehalle und Volksbibliothek** im Roten Hause. Berichtsjahr 1905. Mit dem Jahre 1906 hat die im Ralen Hause hierselbst bestehende Lesehalle und Valksbibliathek das sechste Geschäftsjahr begannen. Im letzten Jahre war im Winterhalbjahr der Besuch wiederholt sehr stark, und der Bestand an Büchern und fanstigem Lesestoff hat erheblich zugenammen, sa daß im Herbst eine Erweiterung des Raumes in Aussicht genommen wurde. Das Lokal hat jetzt eine Bodenfläche oan ca. 100 qm und bietet Gelegenheit für annähernd 100 Leser. Ein Entleihen von Büchern kann im Rahmen der jetzigen Einrichtung, wiewahl der Wunsch danach wiederhalt geäußert wurde, nach nicht stattfinden, vielmehr nur wie disher die Benutzung an Ort und Stelle gestatlet werden. Die Kasten der Unterhaltung sind auch im verflossenen Jahre durch Gaben der Vereinsmitglieder und Zuwendungen mehrerer Vereine und Institute, die in dankenswerter Weise fortfahren, ihr Interesse an dieser guten Einrichtung zu bekunden, aufgebracht worden. Ueber die Benützung ist nur Erfreuliches zu berichten. Ein täglicher regelmäßiger Besuch ist im ganzen Jahre, ein starker besonders an allen Sonn- und Feiertagen zu verzeichnen. Mehrere Hundert regelmäßige Leser befuchen seit Jahren die Lesehalle. Die Durchschnittsziffern des Togesbesuchs ist an Sonn- und Feiertagen 120, an Werktagen 80. Daß viele arbeitsfreie Stunden insbesandere auch van jüngeren Handwerkeea hier nützlich verbracht werden, zeigt die Beobachtung. Die Redaktion.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übertragen, mit Einleitungen und kurzen Erläuterungen versehen, van Dr. P. Beda Grundl, O. S. B. 2. Aufl.,

3 Karten. Augsburg, Literarisches Institut, Dr. Max Huttler (Michael Seitz).

Das Buch der Psalmen. Für das deutsche Volk bearbeitet und mit kurzen Erklärungen versehen, von Dr. P. Beda Grundl, O. S. B. Augsburg, ebenda. Preis ungeb. 40 Pfg., gebd. in Leinwand (Ratschnitt) 60 Pfg., gebd. in Leder 1,20 Mk.

Die Grundlsche Uebersetzung des N. T. ist in sehr handlichem Format und gutem Druck in den verschiedensten Preislagen, von 80 Pfg. ungeb. bis zu der 10 Mk. teuren Ausgabe in braunem Kalblederband, mit Lederschnittpressung und Klausuren zu haben. Letztere Ausgabe ist als Geschenkausgabe gedacht und kann für solche Zwecke bestens empfohlen werden. Ein Vorzug der Grundlschen Uebersetzung sind die allgemein verständlich gehaltenen, kurzen, klaren Darlegungen über die Entstehung des N. T., sowohl im Ganzen wie in seinen einzelnen Teilen. Es sei bemerkt, daß von den einzelnen Teilen der Grundlschen Uebersetzung Separatausgaben erschienen sind, nämlich: „Evangelien und Apostelgeschichte", sowie „Apostelbriefe und Offenbarung".

Ebenso warm sei auch die Uebersetzung des Buches der Psalmen empfohlen.

Bann. Hermann Herz.

Der Christ im Weltleben. Von Tilmann Pesch, S. J. 16. Aufl. Mit dem Bildnis des Herausgebers. Köln, Bachem. 352 S. Preis eleg. gebd. 2 M.

Gerade so wenig wie bei belletristischen und populärwissenschaftlichen Büchern kann man bei asketischen Schriften die hohe Auflageziffer immer als Beweis ihrer Vortrefflichkeit gelten lassen. Aber bei „Der Christ im Weltleben" muß man sich über die hohe Auflage von Herzen freuen, denn das Buch verdient seines vortrefflichen Inhalts wegen noch eine viel weitere Verbreitung, als es sie tatsächlich schon gefunden hat. Bereits in die erste Auflage wurden fünf weitere Kapitel eingefügt, nämlich die über den Mangel an Opferwilligkeit, die Schlaffheit im wirtschaftlichen Leben, Mangel an Rücksicht auf Verwandte und Freunde, fehlende Herzensbildung und die Menschenfurcht. In der 16. Auflage kamen neu hinzu: Vernachlässigung der geistigen Schulung, Zaghaftigkeit im öffentlichen Leben, Effektrederei und gesellschaftliche Unwahrheit. Diese Erweiterung hat den Wert des Büchleins derart erhöht, daß auch denen, die nur die älteren Auflagen besitzen, die Anschaffung der neuesten Auflage warm empfohlen werden kann. Das Büchlein ist nach der Absicht des Verfassers „für gebildete Christen aller Stände" bestimmt. Wir haben den Wunsch, daß es wegen seines ausgezeichneten Inhalts, seines klaren und flüssigen Stiles und seiner Berücksichtigung der modernsten Zeitverhältnisse in keiner einzigen gebildeten katholischen Familie fehlen möge. Zur Anschaffung für volkstümliche Bibliotheken empfehlen wir es nur insofern, als dadurch recht viele veranlaßt werden können, es ihrer Hausbücherei einzuverleiben.

Bann. Hermann Herz.

Abende am Genfer See. Von P. M. Maraswki, S. J. Freiburg 1904. Herder, 258 S. M. 2,20.

Sieben Gespräche, in konfessionell gemischter Gesellschaft am Genfer See gehalten, wollen „keine eigentliche Apologie, sondern einen kurzen Weg darstellen, auf dem moderne Geister zu den Ueberzeugungen gelangen könnten, die ihnen not tun". Das Buch ist für Personen von allgemeiner Bildung geschrieben und behandelt im ersten Gespräch die Frage: Wie stellt sich die Gegenwart zur Religion? Aus den wichtigsten Gebieten des Geisteslebens, aus Kunst und Belletristik, Philosophie und Gesellschaftslehre werden Beweise dafür herbeigeholt, daß in der Gegenwart ein starkes Suchen nach Religion wahrzunehmen sei. Wie in allen Wissensgebieten, so finden sich auch in allen Staaten Europas Freunde der Religion. Ihr Charakter ist mit viel Umsicht und weitem Blick herausgestellt, nur hätte der Umstand mehr berücksichtigt werden müssen, daß mit der Zahl der Freunde auch die der Feinde gewachsen ist; erst dadurch kann darüber entschieden werden, ob wir in einer mehr religionsfreundlichen oder religionsfeindlichen Zeit leben.

Als Unterabteilung zu diesem Kapitel muß das zweite Gespräch bezeichnet werden, das sich mit der Untersuchung beschäftigt: Wie verhält sich die moderne Wissenschaft zur Religion? Besteht zwischen beiden überhaupt ein Gegensatz? Der Verfasser meint in seinem Optimismus, es bestehe volle Harmonie, denn die Deszendenztheorie sei, wenn man vom Menschen absehe, nicht glaubensfeindlich; aber dies eben ist ja das Wichtigste, und die Geschichtswissenschaft auch in der modernsten Methode sei mit dem Glauben an eine göttliche Vorsehung wohl vereinbar. Wir vermissen hier eine Würdigung Rankes, der seine Werke unter diesem Gesichtspunkte schrieb; wir vermissen aber auch das Geständnis, daß die meisten anderen nicht katholischen Geschichtsforscher, wie Mommsen, Lamprecht, Sybel, nicht mit religiösen Idealen rechnen. Wenn der Verfasser die Verirrungen der Philosophie als Beweis für die Wahrheit der christlichen Weltanschauung oder gar für die Gewißheit der aristotelischen Philosophie ins Feld führt, so scheint er uns damit nicht ganz durchzudringen.

Auffallend ist uns, daß der Verfasser in dem dritten Abschnitt, wo der Gottesglaube entgegen dem Pessimismus verteidigt wird, nicht ausdrücklich von Schopenhauer und v. Hartmann spricht. Die Widerlegung dieser beiden Männer ist in unserer Zeit unumgänglich notwendig, denn auf ihnen fußen wieder Nietzsche und seine vielen Anhänger.

Bei der Besprechung der Vorzüge des Christentums vor anderen Religionen wird als bewiesen angenommen, daß das Heidentum eine Verbildung des Monotheismus sei, und daß ferner die Menschheit auf allen anderen Gebieten zwar Fortschritte, in der Religion allein Rückschritte gemacht habe, bis Gott sich durch Christus des menschlichen Elendes erbarmt habe. Dies scheint uns sehr bedenklich, weil wir meinen, ohne Fortschritt in der Religion seien andere Fortschritte bedeutungslos und unmöglich. Manches Gute wird hier vom Christentum aufgezählt, aber dessen unversiegbare Lebenskraft müßte doch in viel kräftigerer Weise hervorgehoben werden. Die Gottheit Jesu Christi wird aus seinem unwandelbaren Charakter und seiner Erhabenheit über Nationalität und Entwicklung abgeleitet, doch sind die vielen Gegenargumente, welche gerade in der Neuzeit von den Bibelforschern vorgebracht werden, nicht genug gewürdigt. Sehr gut aber sind die Beweise für die Göttlichkeit der Lehre und Forderungen Jesu Christi, nur darf dann nachher nicht behauptet werden, wenn man die Wunder Jesu Christi wegnehme, sei nichts mehr von Christus vorhanden. Schön und erhebend wirkt der Abschnitt über „den Sohn Gottes".

Bei dem Uebergang von der christlichen Religion zur katholischen wird, offenbar mit Absicht, ein neuer Teilnehmer an dem Gespräche, ein Spanier nämlich, eingeführt, und diesem werden die wichtigsten Beweise für die Wahrheit des Katholizismus in den Mund gelegt. So gelingt es, die Unterschiede und Vorzüge unseres Bekenntnisses sehr ausführlich zu behandeln; aber wir legen dem Verfasser nahe, ob er nicht vielleicht mehr erreicht hätte, wenn er statt des Trennenden das Gemeinsame der christlichen Konfessionen betont und auf Grund dessen zur Vereinigung gemahnt hätte. Aus dem Munde eines Spaniers vernimmt man nicht gern den Beweis, die romanischen Nationen stehen nicht hinter den germanischen zurück, so sehr dies an sich wahr sein mag.

Sehr gut sind die Ausführungen über „die wahre Kirche"; sie und alle sinnfällige Dinge in ihr haben den Zweck, Mittel zur inneren Vervollkommnung zu sein. Etwas schwer zu folgen ist dem Verfasser bei seinen Abhandlungen über das Verhältnis der katholischen Religion zu der Nationalität. Ueber die Rückständigkeit und Erstarrung der russischen Kirche hätten wir ein strengeres Urteil erwartet. Im allgemeinen wird unsere Schrift viel gewinnen, wenn die Probleme schärfer formuliert und den Gegnern eine entschiedenere Aussprache eingeräumt wird.

Hechingen. Wendelin Ott.

Brennende Fragen. 1. Heft: Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst von Meyenberg. Luzern, Räber. 92 S. Preis 90 Pfg.

Einen Zyklus von Vorträgen beginnt hiermit der bekannte Verfasser. Zunächst soll der Vorwurf zurückgewiesen werden, als ob der Katholizismus der Wissenschaft und Kunst im Wege stehe. Als höchst bedeutsam wurde seiner Zeit diese Rede, als sie auf dem Katholikentag in Straßburg gehalten war, auch von den Gegnern bezeichnet. Meyenberg sagt: „Das edel Menschliche darf uns nie fern bleiben; die Wissenschaft ist, an sich betrachtet, weder katholisch noch protestantisch; es gibt keine edlere Seite des natürlichen Menschengeistes als seinen Drang nach Eroberung, Vertiefung, Entfaltung der Wahrheit. Die Kirche ist kein Hemmnis der Wahrheit, vielmehr ein Fördernis, der Respekt vor der Autorität kann die regste und fortschrittlichste Anteilnahme an der Wissenschaft nicht hindern, er kann zur Vorsicht mahnen und korrigieren, aber nicht einschränken, denn die göttliche und menschliche Wahrheit stammt aus einer Quelle. Auch der Syllabus will nicht hindern, sondern nur Grenzlinien und Warnungstafeln anbringen. Hochgemut und arbeitsfreudig wollen wir in das neue Jahrhundert ziehen! Es lebe die Wissenschaft! Ebenso die Kunst! Sie läßt sich nicht kommandieren; der Geist Gottes, der Genialität und Ideatität weht, wo er will. In Jesus Christus ist den Menschen die Wahrheit und Schönheit Gottes erschienen; er bedeutet darum die Pflicht der Katholiken zur Anteilnahme an der Kunst.

In diesen wenigen Sätzen ist der Standpunkt Meyenbergs zur Genüge gekennzeichnet. Möge er recht großen Erfolg haben! Ein beigefügter Essay über den Straßburger Dom macht die Schrift noch wertvoller. Sie ist als Lektüre für die gebildete Männerwelt zu empfehlen.

Die messianischen Weissagungen ein Beweis Gottes. Nach de Broglie von J. Holtzmann bearbeitet. Straßburg, Le Roux. 50 Pfg.

Für Theologen höchst lehrreich, für Apologeten bedeutsam und für die gebildeten Kreise sehr lesenswert können wir diese Schrift bezeichnen. Die Messiaserwartungen Israels werden sehr gut, auf Grund umfassender Studien, dargestellt; besonders wird „der leidende Knecht Jehovas" den verkehrten Anschauungen der Juden vom Messias gegenüber gestellt. Nachdem noch einzelne Züge der messianischen Weissagungen vorgeführt sind, wird daraus der Schluß gezogen: Dies alles kann nicht auf natürlichem Wege gefunden worden sein, sondern ist nur Gottes Allwissenheit, seinem die Welt beherrschenden Schöpfergeist zuzuschreiben.

Hechingen. Wendelin Ott.

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. W. Lindemann. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Otto Hellinghaus. Freiburg, Herder.

7—9 Bd. Schillers Werke. Geb. in Leinwand 3 Bde. Preis 9 Mk.

Im Vorwort schreibt der Herausgeber: „Da der Rahmen unserer »Bibliothek deutscher Klassiker« die Aufnahme wissenschaftlicher Schriften nicht gestattet, so muß sich auch unsere Schiller-Ausgabe auf seine Dichtungen beschränken. Diese aber bringt sie nahezu vollständig: seine „Gedichte", von denen fast nur die von ihm später verworfenen — und auch sie nicht einmal alle — ausgeschlossen blieben, sämtliche große Dramen nebst dem „Demetrius"-Bruchstück und der „Huldigung der Künste" und außerdem noch von seinen Uebersetzungen „Die Zerstörung von Troja" (nach Vergils Aeneis) „und die Iphigenie in Aulis des Euripides" . . . . . An den aufgenommenen Gedichten wurde nichts geändert, sondern „solche mit wirklich anstößigem Inhalt" sind überhaupt nicht aufgenommen worden. Bezüglich der aufgenommenen Jugenddramen (Die Räuber, Fiesko) sagt das Vorwort: „Die wenigen wirklich anstößigen Stellen, die nicht vom Dichter selbst schon in den späteren Ausgaben ausgeschieden oder verändert worden sind, haben wir natürlich ausgelassen."

Es ist freudigst zu begrüßen, daß der Herdersche Verlag endlich zur Herausgabe einer zweiten, so wesentlich erweiterten Auflage der Lindemannschen Klassikerbibliothek geschritten ist. Schon die erste Auflage war vielen ein lieber Freund geworden, und, nach den vorliegenden drei Schillerbänden zu schließen, wird die zweite, so solide und sorgfältig bearbeitete Auflage noch einen größeren Freundeskreis finden. Sie soll in folgender Weise auf zwölf Bände von durchschnittlich 650 Druckseiten erweitert werden: I. Klopstock. Göttinger. Wieland ꝛc. — II. Lessing. — III. Herder. Sturm und Drang. — IV.—VI. Goethe. — VII.—IX. Schiller. — X. Die Romantik. — XI. Oesterreichische Dichter. — XII. Jung-Deutschland. Neueste Zeit.

Diese Verteilung will mir allerdings nicht gefallen. Den Romantikern müßten unbedingt zwei bis drei Bände eingeräumt werden, sei es, daß man die Sammlung auf 14 Bände erweitert, oder Bd. 1—3 in 2, und Bd. 11 und 12 in einen Band zusammenzieht.

Bonn. Hermann Herz.

Fern und leise. Gedichte von Franz Schrönghamer. Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung 1904. 128 S. Preis geb. 3 M.

Franz Schrönghamer ragte seinerzeit im II. und III. Bande des Musenalmanachs der katholischen Studenten

Deutschlands (1903—04 Allg. Verlags-Anstalt, München) schon als ein vielversprechendes lyrisches Talent hervor. Jetzt liegt die erste Sammlung seiner Gedichte in Buchform unter obigem Titel vor. Naturlyrik und persönliche Lyrik ist in dem Bändchen gemischt. Es ist oberdeutsche (bayrische) Landschaft, die sich in seinen Naturgedichten widerspiegelt. Die Heimat des Sängers liegt ja im bayrischen Wald. Gern streift er, „nichts zu suchen", über die breite Hochlandfläche, ergötzt sich an den goldigen Saaten und der üppigen Wiesenflur, im Hintergrunde der Alpen leuchtender Kranz. Er preist den jungen Tag, der auf trotziger Felsenwarte sein Banner, die leuchtende Sonnenstandarte, aufgerollt hat:

„Hochjauchzend steigt er zu Tale,
Sieghaft, ein junger Held,
Und wirbt mit dem Morgenstrahle
Um seine Braut, die Welt." (S. 7.)

Er vergleicht sich dem Baum, der, einsam auf breiter Fläche, fern in die Lande hin Ausschau hält und den tosenden Stürmen, Trotz bietet. Neben jubelnden Tönen erhallen auch weiche, wehmütige, so in dem schönen an Lenau gemahnenden „Dorfabend" (S. 17), voll echter Stimmung. Tief fühlt er den Zauber des sommerlichen Nachtfriedens, der ihn an selige Küsten getandet.

„Die letzten Wogen wirft der Tag
Verschäumend ans Gestade,
Dann gehen die Wellen wie Flügelschlag
Von Tauben und hauchen von Gnade.
Das große Heimweh tritt dann vor
Und gibt der Seele Schwingen;
Die schwebt zu den ewigen Sternen empor,
Wo die Welten den Nachtpsalm singen." (S. 22.)

Ein zweiter Abschnitt gilt den Wäldern der Heimat, die sein Heimweh wachrufen; er sehnt sich nach deren donnernden Melodien und Sturmfanfaren und nach dem geheimnisvoll in Urwaldnacht still verlorenen Arbersee, nach dem Sturmwinde, der wie ein König gefahren kommt

„Im flatternden Mantel und hoch zu Roß,
Im Wälderdröhnen und Wolkentroß
Fährt er über Föhren und Farren." (S. 31.)

Echt Heinesch ist der Schluß des sonst ernst gehaltenen Zyklus „Urwaldphantasien", die breit ausgesponnen sind. Teilweise wiederholen sich Gedanken des II. Abschnittes im III., der gleichfalls der „Waldheimat" gewidmet ist. In dem Zyklus „Ich glaube" offenbart sich ein gläubiges Herz, ein festes, abgeklärtes religiöses Sehnen und Hoffen. Die Rubrik „Liebe, Leid und Lied" enthält noch meinem Dafürhalten die relativ schwächsten Stücke. Bessere weist wieder die folgende Sammlung „Sieg und Sage" auf, so gleich das erste „Nachtgewitter", im Balladentone, mit einem Exzerpt aus Freiligrath, und das volksliedartige „Im Felde" (S. 103) und das ins Moderne übertragene Ver sacrum. Voll heimatlichen Stolzes preist er in flotten Zeilen die „Söhne der Heimat" (S. 107/08):

„O Söhne der Heimat, wie liebe ich euch,
Ihr Recken so rauh und doch so weich!
Ob einfach und schlicht, habt ihr adlig Geblüt,
Einen Fürstensinn und ein — Kindergemüt,
Und hegt einen Hort, der den anderen fehlt —
Mit euch gewänne ein König die Welt!
Aber wartet nur, in künftigen Tagen
Wird man von euch noch Wunder sagen . . ."

Gleichfalls ans Volkslied gemahnt das schlicht-ernste „Aventiure" (S. 111), das ein altes Motiv neu variiert, die Liebe zwischen Jägersknaben und Königsmaid. —

Es sind mannigfaltige Töne, die Schrönghamer angeschlagen hat. Am besten gelingt ihm die bodenständige Lyrik. Da weiß er wirklich Neues zu singen und wird es weiter tun. Die übrigen Pfade sind schon zu sehr ausgetreten.

Borbeck (Rhld.). Dr. Karl Menne.

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. IV. und V. Auflage. 93 S. kl. 8°. 1906. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung, fein kart. 2 M.

Der Abt von Fiecht, ein hochverehrter Ordensmann mit geheimnisvoller Herkunft, ist der totgeglaubte und als ein zweiter Irinyi von seinem Volke hochgefeierte Bemb; mit Unrecht wird er so gefeiert, denn im letzten Augenblick ist er seinen Eidgenossen untreu geworden, um Weib und Kind zu retten, die auf der Flucht von den Türken arg gefährdet sind; da der Versuch mißlingt, flüchtet er mit seinem Schmerz und seiner Scham in den klösterlichen Frieden; nach langen Jahren erfährt er, daß Gattin und Kind noch leben, aber — von einem Ehrensold wegen seines Heldentodes; da wird er zum zweitenmal schwach und kehrt zu den Seinen zurück, aber nur, um seine Gattin an dem Bewußtsein seiner Schuld hinsiechen zu sehen; seine Tochter geht zur Sühne ins Kloster, er selbst stirbt als büßender Einsiedler. Aus diesem ungewöhnlich dankbaren tragischen Stoff hat Domanig zwar leider nur eine anspruchslose, knapp geschürzte poetische Erzählung gemacht, aber immerhin eine wohlgelungene, die ihre künstlerische Wirkung auf den Leser nicht verfehlt. Wie die Auflagenzahl beweist, ist die Dichtung vom Publikum freundlich aufgenommen worden. Auch für Bibliotheken, die mehr Bedarf an Poetischem haben, ist das Bändchen recht zu empfehlen.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Kleine Erzählungen aus Tirol von Karl Domanig. 2. vermehrte Auflage. 216 S. 8°. Kempten, 1905. Kösel. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Den vorliegenden Band führt der Verfasser selbst recht bescheiden ein, er bezeichnet den Inhalt als altmodische Geschichten, eine als Kalendergeschichte, eine andere nur als Fragment. Gleichwohl kommt auch ein etwas anspruchsvollerer Leser auf seine Rechnung, da das Bestreben des Verfassers, „das Gemüt und die Lebensanschauung unseres Tiroler Volkes zu zeigen", wohl gelungen ist. Wir sind es allmählich gewöhnt, daß Bücher allgemeine Lieblinge werden, die jeder Kunstregel Hohn sprechen, so darf auch wohl das vorliegende sein Publikum finden, es verdient diesen Erfolg, da es mit den besten Modebüchern den Vorzug echter Bodenständigkeit teilt, sie aber weit übertrifft durch eine kerngesunde Weltanschauung. Für ungebildete Leser, die stark am Großstädtischen hangen, wie für die Schuljugend, ist das Buch weniger geeignet, auch steht die an einzelnen Stellen hervortretende Mundart der Verwendung in ganz einfachen Verhältnissen Nord-Deutschlands in etwa im Wege.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Jerusalem. Ein Zeitbild aus der Heiligen Stadt. Von Arthur Achleitner. 344 S. Brosch. 3,20 M., geb. 4,50 M. Mainz 1905. Kirchheim u. Co.

Achleitner entwickelt eine staunenswerte Fruchtbarkeit, wahrlich nicht zum Vorteil seiner Schöpfungen. „Jerusalem" ist eine lose aneinander gereihte Serie von Momentaufnahmen aus dem heutigen Jerusalem, meist aus dem religiösen Leben der Stadt. Das seelsorgerliche Arbeiten in der eigentlichen Pfarrei Jerusalem, wie es den Franziskanerpatres obliegt, ist näherhin der Hauptgegenstand des vorliegenden Buches. Wie darnenvoll jenes Arbeiten ist, wie erschwert durch Haß und Eifersucht der Griechen und Muhammedaner, wie reich an Enttäuschungen, wie oft durchkreuzt durch den verwerflichen Seelenschacher verkommener Subjekte, wie es aber auch hier und da, freilich nicht allzu oft, erhellt wird durch ein Lichtbild opferfreudigster christlicher Gläubigkeit — das alles erzählt Achleitner, allerdings fast stets etwas gar zu berichterstattermäßig, ohne sonderliche innere Anteilnahme, aber doch immer offensichtlich bestrebt, das Opferleben der Franziskaner in der Bewachung und Verteidigung der heiligen Stätten in das hellste Licht zu setzen: ein nur zu gerechtfertigtes Bestreben, zumal angesichts der vielen, die aus den Reihen der Franziskaner bis in unsere Zeit hinein blutiger Verfolgung zum Opfer fielen.

Wie immer, weiß Achleitner auch hier das Milieu, besonders das landschaftliche, anschaulich zu schildern. Das Ganze ist lose zusammengehalten durch die Person des französischen Gesandtschafts-Attachés, wobei auch die aktuellsten Fragen, wie französische Politik im Oriente, die Protektoratsfrage, wenigstens flüchtig gestreift werden.

Achleitners Buch reicht nicht entfernt an die schlechthin unübertrefflichen Schilderungen in den „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" von Bischof von Keppler heran. Es fehlt demselben auch u. a. das zu Herzen gehende erbauende Moment. Der Stil weist bisweilen eine schier unglaubliche Nachlässigkeit auf, und recht banale Ausdrücke sind nicht vereinzelt vorhanden. Aber immerhin ist das Buch für Stadtbibliotheken empfehlenswert, aber weniger für die Jugend.

Godesberg. Gottfried Rahr.

Für Herz und Haus! Familienbibliothek. Jeder Band (ca. 240 Seiten) in Leinen gebunden Preis M. 1. Verlag von J. Habbel in Regensburg.

3. Serie.

17. Bd.: Wege und Ziele. Roman von Antonie Jüngst.
18. Bd.: Der Gänsedoktor. Humoristische Novelle von A. Gaus-Bachmann.
19. Bd.: Isabel. Roman aus dem Andalusischen Leben von Henry Wittmann.
20. Bd.: Aus Dorf und Stadt. Erzählungen von Maximilian Schmidt.
21. Bd.: Frühlingsrausch und Herbststürme. Nur eine kleine Erzählung. Novellen von Ferdinande Freiin von Brackel.
22. Bd.: Verblutet. Roman von Freifrau G. von Schlippenbach.
23.-24. Bd.: Pars diaboli. (Des Teufels Anrecht.) Roman von Doris Freiin von Spättgen.

Wenn ich bei der Besprechung dieser dritten Serie mit einer Aeußerlichkeit beginnen darf, so finde ich den Einband einfacher und schöner, das Papier gröber. Inhaltlich ist mir bei der Durchsicht eines aufgefallen: Mit Ausnahme des 20. Bändchens, in dem Maximilian Schmidt eine Reihe seiner schönen kleinen Erzählungen aus dem Bayrischen Volksleben zusammengestellt hat, stehen überall Frauengestalten im Mittelpunkt der Erzählung. Und jede beleuchtet den weiblichen Charakter mit seinen Licht- und Schattenseiten in anderer Weise. In der Regel kann man der Charakterzeichnung Wahrheit und Natur nicht absprechen. In Nr. 17 verkörpert die wilde Inge Gerid, sowohl als Unband auf der nordischen Düne, wie später als Salondame und Saisongröße hohe weibliche Begabung wie niederen Eigennutz, hochfahrenden Sinn und oberflächliche Selbstsucht, die sogar das Heiligste, die Liebe zu den eigenen Kindern, verleugnet. Ihre Gegenspielerin, Lara von Ostheim, der Inge den Bräutigam geraubt, ist genug charakterisiert durch die eine Tatsache, daß sie als Schwester Charitas ruhig am Sterbebette der Inge steht und an ihrem Sarge sitzt, von wo sie mit Dank für Gottes gnädige Führung zufrieden in ihr stilles Kloster zurückkehrt. Herbert v. Ostheim, die hervorstechendste männliche Persönlichkeit, entwickelt sich an der Seite Inges zu einem so erbärmlichen Schwächling, daß man wünschen könnte, seine Zeichnung sei blödem Männerhaß entsprungen. Leider gibt es bisweilen solche Männer. In Nr. 21 fesseln den Leser zwei jugendliche Frauengestalten, an deren Zeichnung Ferdinande von Brackel viel Liebe gewandt hat. Die männlichen Charaktere, die in die Handlung hereinspielen, sind sämtlich wert, daß man sich mit ihnen bekannt macht. In „Verblutet" (Nr. 22) wird Nova mit ihrem weichen, empfindsamen und reinen Gemüt ein Opfer eines frivolen und brutalen Gatten. Aber sie bewahrt ihm die Treue, selbst als ihr die ideale Gestalt Strahlenbergs gegenübertritt, dem ein leichtfertiges Weib das Leben verbittert. Aber Strahlenberg ist nicht nur Edelmann, er ist zunächst Christ und darum kein Versucher. Pars diaboli ist ein eigenartiges Buch. Wieder stehen zwei Frauengestalten im Vordertreffen. Sie sind verschieden geartet und ringen sich beide auf ihre Weise durch Kampf zum Siege durch. Der Schluß ist nicht ungewöhnlich, aber durchaus befriedigend. Man sieht, diese dritte Serie läßt sich als speziell weibliche betrachten. Bibliotheksleiter mögen sich dies, falls sie die Bücher nicht selbst lesen können, gütigst ad notam nehmen. Wir sind überzeugt, Frauen und Jungfrauen werden gerne zugreifen. Und die Lektüre kann sie vor mancher Torheit bewahren und zu manchem Guten anregen. Daß die Frauengestalten vielfach den Adelskreisen angehören, tut zur Sache nichts.

Bensheim (Hessen). Präf. Lauhart.

Vermischtes.

Diejenigen Geschäftsführer der Borromäusvereine, welche mit der Einsendung des Jahresberichtes über das Vereinsjahr 1905 noch im Rückstande sind, werden **dringend ersucht,** das betreffende Formular mit möglichst genauer Beantwortung der darin enthaltenen Fragen bis **spätestens** 15. April l. J. an die **Zentralstelle** des Vereins vom hl. Karl Borromäus einzusenden.

— Desgleichen wird im Interesse der **rechtzeitigen Gabenlieferung dringend** gebeten, die nach **rückständigen Bestellisten unverzüglich** nach Bonn einzusenden.

Die Zentralstelle
des Vereins vom hl. Karl Borromäus.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 32.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20 % Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 X14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Bücher für Studenten von Dr. Ernst Geradaus.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Kompaß für den deutschen Studenten. Ein Wegweiser durchs akademische Leben. Mit einem Geleitsbrief von Professor **W. Köhler.** Dritte, vermehrte Auflage. Mit zwei Anhängen: Heerschau und Studienpläne. 8°. (VIII und 312.) Geb. in Leinwand M. 2.40.

Die Parole des Verfassers ist Rettung des jungen Mannes für Gott und Erreichung des akademischen Studienzweckes in jedem Falle, daneben Heranbildung tüchtiger, charaktervoller Männer für Kirche, Staat und Gesellschaft. Das Werkchen ist berufen, eine wichtige Mission zu erfüllen, und verdient, jedem Abiturienten, jedem Studenten mit auf den Weg gegeben zu werden.

Primaner! Ein Appell. Zweite, verbesserte Auflage 12°. (VIII u. 114.) Geb. in Leinwand M. 1.30.

In frischer Sprache und mit großer Sachkenntnis behandelt der Verfasser die verschiedenen Phasen im Werde- und Bildungsgang des jungen Studierenden, bis er ihn als christlichen Jüngling, mannhaft gefestigt, hinübergeleitet zu den Toren der Alma Mater. — Früher ist erschienen.

Burschenband und Bierzipfel am Gymnasium. Pennal-Mysterien. 8°. (32) 25 Pf.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg** im Breisgau sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gay, Bischof, Schätze des Glaubens und der Liebe. Autorisierte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg. 12°. (X und 332.) M. 2.—; geb. in Leinwand M. 2.60.

Die vom Geiste innigster Frömmigkeit durchwehten Schriften des Bischofs Charles Gay haben in Frankreich hohen Anklang und große Verbreitung gefunden. Die hier gebotene Auswahl will die Pflichten eines christlichen Lebens zusammenstellen.

Mundwiler, Johannes, S. J., P. Georg von Waldburg-Zeil S. J. Ein Volksmissionär des 19. Jahrhunderts. Ein Lebensbild. Mit Titelbild. 8°. (VIII und 162.) M. 1.80; geb. in Leinwand M. 2.40.

Auf Grund von gedruckten und ungedruckten Quellen wird der Lebenslauf eines hervorragenden Jesuiten gezeichnet, der es durchaus verdient, im Andenken der deutschen Katholiken fortzuleben. Wer P. Zeil kennt, wird sich freuen, in diesem Büchlein ihn wieder zu finden; wer ihn nicht kennt, wird ihn liebgewinnen.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg** im Breisgau sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Ehrler, Dr. Joseph Georg von, weiland Bischof von Speier. **Die acht Seligpreisungen des Herrn.** Zweite Auflage. 8°. (XII u. 148.) M. 1.40.

Das Büchlein enthält Fastenhirtenbriefe des hochseligen Bischofs; sie sind ein geistlicher Blumenstrauß, gleich entzückend nach Form und Inhalt.

Schuster, Dr. J. und Dr. J. B. Holzammer, Handbuch zur Biblischen Geschichte. Für den Unterricht in Kirche und Schule, sowie zur Selbstbelehrung. Sechste, völlig neu bearbeitete Auflage von Dr. Joseph Selbst und Dr. Jakob Schäfer, Professoren am bischöflichen Priesterseminar zu Mainz.

Erster Band: **Das Alte Testament.** Bearbeitet von Dr. Joseph Selbst, Domkapitular und Professor der Theologie am bischöflichen Priesterseminar zu Mainz. Mit 130 Bildern und zwei Karten. gr. 8°. (XVIII u. 1026.) M. 11.—; geb. in Halbfranz M. 13.50.

Das ganze Werk wird zwei Bände oder ungefähr 20 Lieferungen zum Preise von je M. 1.— umfassen.

MAY 26 1906
PRINCETON, N. J.

3. Jahrgang. Nr. 8. Mai 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: H. Sienkiewicz. Von B. Stein. — M. Herbert als Novellistin. (Schluß.) Von Hermann Binder — Jeremias Gotthelf. Von Max Behr. — Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen. — Rezensionen. — Vermischtes.

H. Sienkiewicz.

Von B. Stein-Hannover.

Die polnische Nation, die in dem politischen Areopag der Völker nicht mehr vertreten ist, beginnt in dem kulturellen ihre Stimme immer vernehmbarer zu erheben und bringt ihre slavische Individualität neben der russischen vollberechtigt zur Geltung. Unter den slavischen Literaturen ragt die polnische hervor, nicht nur durch Zahl und Glanz ihrer Talente, sondern vor allem durch ihre Bedeutsamkeit, weil sie allein der Träger nationaler Kultur und Interessen ist, und die polnische Nation nach ihrem politischen Zusammenbruch in ihr die einzige Stütze des nationalen Bewußtseins hat. Die polnische Literatur, die vor 100 Jahren für ewig verstummt schien, wird heute in H. Sienkiewicz auf der ganzen Welt geschätzt. Ihm gebührt der Ruhm, dem polnischen Roman eine Stellung in der Weltliteratur verschafft und gesichert zu haben. Sienkiewicz hat nicht bloß den Geschmack seines eigenen Volkes verfeinert, sein Seelenleben geläutert und vertieft, sondern er hat die Welt erobert, er hat Walter Scott, Dumas, Tolstoi und Zola an internationalem Ruhme erreicht. Seine Werke wurden in alle modernen Sprachen übersetzt und werden heute auf der ganzen Welt gelesen, auch in Deutschland gehört er zu den beliebtesten Schriftstellern.

Heinrich Sienkiewicz wurde 1846 in Lithauen geboren, erhielt seine Ausbildung in Warschau auf der Hauptschule und begann 1875 seine schriftstellerische Laufbahn, indem er Redakteur einer Zeitschrift wurde und dann unter dem Pseudonym „Litwas" seine ersten Novellen veröffentlichte. Damals stand er im fortschrittlichen Lager, schrieb tendenziöse Romane und Novellen aus dem Studentenleben, aus der niederen Gesellschaftssphäre, in satirisch-sarkastischer Stimmung. Aus jener Zeit stammt „Zersplittert", worin der Dichter ein Bild des Kiewer Studentenlebens in klaren Farben und mit großer Sicherheit entwirft, sodann die „Kohlenskizzen", die das arme Landvolk in seiner ganzen Hilflosigkeit schildern und ein inniges Mitleid mit den Armen und Bedrängten offenbaren. Der Verlag von Benziger hat einen Teil der kleineren Schriften, die der ersten Periode seiner literarischen Entwicklung angehören, in einem stattlichen Bande unter dem Titel „Ums liebe Brot und 10 andere Novellen" vereint. Diese Sammlung möchte ich zunächst ins Auge fassen.

Die Titelnovelle erzählt das entsetzlich traurige Schicksal eines polnischen Bauern und seiner Tochter, die durch Not und Ueberredung zur Auswanderung nach Amerika getrieben, dort nach unsäglichen Leiden zugrunde gehen. Der Dichter entrollt hier mit virtuoser Realistik Bilder von niederdrückender Herbheit, eine erschreckende Tragödie des Hungers und Jammers. Die Erzählung wirkt gar zu niederdrückend; nur wenig wird das beklemmende, bis zum körperlichen Schmerz sich steigernde Gefühl des Mitleids gemildert durch den Zauber der Heimatliebe, der Kindesunschuld und der zähen, immer wieder hoffenden Lebenslust, mit dem der Dichter das Mädchen Marischa umwoben hat. Auch einzelne prächtige Naturschilderungen, wie der Sturm auf dem Ozean und der Waldbrand, wirken belebend. Mit so düsteren Farben wie Sienkiewicz hier haben selbst der Russe Tolstoi und der Norweger Knut Hamsun das menschliche Elend nicht gemalt.

Wenn auch ernſt, ſo doch längſt nicht ſo traurig iſt die zweite Erzählung Die ſchöne Hannah. Zwei Jünglingsherzen ſind von Liebe zur Enkeltochter des alten Dieners Mikolai entbrannt, Heinrich, der Sohn des Gutsherrn, und Selim, ein junger Tatar; beide waren bisher treue Freunde von Jugend auf. Hannah gibt Selim den Vorzug und läßt ſich von ihm entführen. Dieſe Tat muß durch ein Duell geſühnt werden, in dem Heinrich ſchwer verletzt wird. Zugleich erkrankt das Mädchen an den Pocken, die ihre Schönheit vernichten. Obgleich die beiden jungen Leute trotz des Entſetzens, mit dem der Anblick des entſtellten Mädchens ſie erfüllt, ihre Werbung aufrecht erhalten, weigert ſie ſich, einem von beiden ihre Hand zu reichen und geht in ein Kloſter. Uns als Deutſchen und Katholiken wird in dieſer Erzählung manches mißfallen, ſo die übertriebene Schwärmerei des Knaben Heinrich für das Mädchen, die ſonderbare Stellung des polniſchen Adels zum Duell, die ſchwächliche Haltung des alten Hausgeiſtlichen in dieſer Frage, das Verhalten des Vaters, als er ſeinen einzigen Sohn zum Zweikampf gehen ſieht. Doch dazu läßt ſich nur bemerken, daß Sienkiewicz die Dinge ganz ſo geſchildert hat, wie ſie in der Wirklichkeit ſind. Wer unſer Polen gelebt und ihre Anſchauungen über Ehre und Moral aus Erfahrung kennen gelernt hat, weiß, daß der Schriftſteller alles der Wahrheit gemäß dargeſtellt hat. Vom künſtleriſchen Standpunkt aus ſchätze ich dieſe Novelle höher als die vorhergehende.

Ein künſtleriſches Prachtſtück iſt auch „Janko, der Muſikant“. Ein ganz geringfügiger Stoff, die Liebe eines armen, verkrüppelten Dorfknaben zur Muſik, iſt hier mit poetiſchem Zauber verarbeitet worden. Das arme Kind mit ſeinem heißen Herzen unterliegt der Roheit der Menſchen.

Von gleicher Plaſtik iſt „Der Leuchtturmwächter“. Ein alter Pole, den das Schickſal in der ganzen Welt umhergetrieben hat, ſucht und findet einen Ruheposten als Wächter eines Leuchtturms bei Panama; eines Tages erhält er ein Buch von Mickiewicz zugeſchickt; er lieſt und lieſt und beginnt zu träumen, darüber vergißt er die Laterne anzuzünden, wird wegen Pflichtvergeſſenheit entlaſſen und muß ſein unſtetes Wanderleben wieder beginnen, auf dem ihn das Buch als einziger Schatz begleiten ſoll. Ich möchte dieſe prächtige Skizze als das Hohelied von der Liebe zur Mutterſprache bezeichnen.

Zur Abwechslung ſind auch zwei Humoresken eingefügt, „Komödie der Irrungen“, eine luſtige Geſchichte aus dem amerikaniſchen Kleinſtadtleben, und „Die Drille“, eine übermütige Künſtlernovelle, in der aber auch recht ernſte Urteile über Kunſt, Theater und Künſtler enthalten ſind.

Die Krone der ganzen Sammlung bilden die beiden letzten Skizzen: „Lux in tenebris lucet“ erinnert an Joh. Jörgenſens erſchütternden Roman „Der jüngſte Tag“. Auch hier handelt es ſich um Viſionen eines Sterbenden. Wir gewinnen Einblick in das freudloſe Leben eines alten Künſtlers, der, von den Menſchen verlaſſen, durch den Tod ſeiner Lieben vereinſamt, im Tode noch einmal das Bild ſeiner Gattin ſchaut in der barmherzigen Schweſter, die als Pflegerin an ſeinem Lager ſitzt.

Der Glanzpunkt des Bandes iſt unſtreitig „Folgen wir ihm nach“, ein Vorſpiel zu „Quo vadis“, jedenfalls auch aus den Vorarbeiten zu dieſem Roman entſtanden. Wir finden in ihr ſchon alle Vorzüge des ſpäteren berühmten Romans: die glänzende Sprache und die lebensvolle Schilderung der in äußerem Prunk und innerer Leere abſterbenden römiſchen Welt, in deren beſſerem Teile doch die Sehnſucht nach etwas Neuem und Höherem ſich mächtig regte. Dieſe Menſchen des Uebergangs vertritt hier der griechiſche Philoſoph Timon von Athen und ſeine Tochter Anthea, deren Liebe mit milder Gewalt auch den blaſierten Lebemann Cinna zum idealen Empfinden zurückführt. Anthea ſucht „Wärme und Licht“ überall vergebens; ihr von düſteren Ahnungen und dämoniſchen Stimmungen gequältes Herz findet erſt Geneſung und Rettung unter dem Kreuze des Erlöſers. Die Kreuzigung Chriſti iſt ergreifend und hinreißend geſchildert; das ganze Buch klingt damit aus in eine Apotheoſe des Chriſtentums.

Aus dem früheren Fortſchrittler war mit den Jahren ein Konſervativer geworden, allerdings behielt der einſtige Demokrat Sinn und Liebe fürs Volk und ſeine Typen, mit der Demokratie ſelber war er aber ſchon 1880 in ſeinem Drama „Auf ein Blatt“ ſcharf ins Gericht gegangen. Auch in religiöſer Hinſicht trat bei ihm in dieſer Zeit eine gründliche Wandlung ein, die ihn für das Chriſtentum und für die Verklärung chriſtlicher und katholiſcher Ideen begeiſterte. Die kleinlichen alltäglichen Konflikte und Tragödien als Vorwurf für ſein dichteriſches Schaffen verdroſſen ihn, und er flüchtete nach ſeiner ſeeliſchen Läuterung in die heroiſche Vergangenheit.

Der hiſtoriſche Roman entſprach auch der Gemütsverfaſſung des polniſchen Volkes nach ſeinem politiſchen Sturze. Die Gegenwart und Zukunft iſt für das unglückliche Volk zu trübe und düſter, darum verſchließt es dagegen die Augen und ſucht im Lethetrank der Vergangenheit und des einſtigen Ruhmes das Ungemach der Gegenwart zu vergeſſen. Darum entrollte Sienkiewicz ſeinen Landsleuten die Geſchichte des eigenen Landes und ließ in der Trilogie, welche die 3 Werke „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sturmflut“ und „Herr Wolodyjowski“ umfaßt, die ruhmreiche Vergangenheit in lebensvollen, farbenprächtigen Szenen erſtehen. In dieſen drei Romanen ſchildert der Dichter das XVII. Jahrhundert mit ſeinen Koſakencevotten und Schwedenkriegen, Bruderkämpfen und Bündniſſen vor unſeren Augen. In die öden, melancholiſchen,

sagenumwobenen Steppen am Dniepr werden wir geführt, wir schauen die unermeßliche Invasion der Türken, wir bewundern den Heldenmut der schwachen „Republik", welche durch Jahrhunderte die übrige Welt vor den Bekennern des Propheten geschützt hat.

„Mit Feuer und Schwert" schildert den Aufstand der Kosaken unter Bogdan Chmielnicki im Jahre 1648/49. In diese Kämpfe sind die Abenteuer des tapferen Ritters Skschetuski und der schönen Prinzessin Helena Kurtsevichowa, die von dem Kosaken Bogdan geliebt und verfolgt wird, verwoben. Der Held des Buches, Skschetuski, ist vortrefflich gezeichnet: was aber den Leser am meisten packt und fesselt, sind die Massenbilder: so die Beratung der Kosakenführer und die Belagerung von Zbaray.

Die Hauptfigur in „Sturmflut", welches den Krieg mit Schweden von 1655 bis zum Frieden von Oliva behandelt, ist Kmiziz. Ein Raufbold und Wegelagerer, wenn auch aus edlem Geschlecht, tritt er in den Dienst der Radziwill, die er aber verläßt, als er sich überzeugt hat, daß sie nur ihren eigenen Interessen und nicht denen des Vaterlandes dienen. Die Reue über seine früheren Freveltaten und die Liebe zu Alexsandra Billewicz treiben ihn nach Czenstochau, wo er sich bekehrt und an der Verteidigung des weltberühmten Klosters einen hervorragenden Anteil nimmt. Dann sucht er den König Kasimir in Glogau auf, führt ihn nach Polen zurück, verrichtet große Heldentaten gegen die Schweden, besiegt seinen Todfeind Michael Radziwill und wird endlich mit Alexsandra vereinigt. In diesem Teile fesseln besonders das Festmahl bei Radziwill, der wie Wallenstein seine Offiziere zum Verrate verpflichten will, die mit Meisterschaft beschriebene Belagerung des Klosters Czenstochau, die Rückkehr des Königs in „das so heiß geliebte und doch so undankbare Land, das in den Tagen des Unglücks dem müden Haupte seines angestammten Herrn das Obdach verweigert hatte".

Im 3. Teile verengt sich die Handlung und stellt die Schicksale des „kleinen Ritters" im Kampfe gegen die Türken (1672) und bei der Einnahme von Kaminiez in den Mittelpunkt. Gerade dieser Teil ist überreich an poetischen Schönheiten, und in ihm spielt sich auf dem schaurigen Hintergrund der wilden Kämpfe eine mit großer Zartheit und Liebe erzählte Herzensgeschichte ab. Das Weibliche und rein Menschliche treten hier stärker hervor; die mutige Basia, die Gattin des kleinen Ritters, gehört zu jenen Frauen, in deren Charakteristik Sienkiewicz seine größte Meisterschaft bekundet. Das Bild der keuschen Frau gelingt ihm am besten: er stellt in dieser Heldin das Ideal der Gattin dar; bei ihr bildet die körperliche Schönheit und Lieblichkeit nur die äußere Harmonie zu der reinen Schönheit ihrer Seele. In ihr wird die eheliche Treue verherrlicht: den Verführer schlägt sie nieder und entflieht den lüsternen Krallen dieses Ungetüms durch die wüste Steppe, aus der Gott sie errettet. Nicht die großen, historischen Persönlichkeiten stehen im Vordergrunde; die Helden des Romans sind erfunden und zwar im Geiste der Zeit. Aber diese Personen leben, sind keine Holzpuppen oder moderne Menschen, behangen mit alten Stoffen und Waffen. Kein moderner Zug verirrt sich auf diese alten Physiognomien; ihre Träger denken, sprechen und handeln, jeder nach seiner Art, alle nur in der Art ihrer Zeit. Sie kann nur der verstehen, welcher sich in jene Zeiten zurückzuversetzen vermag. Die köstlichste, humorvollste Figur der ganzen Trilogie ist Zagloba, ein polnischer Falstaff, der Ulysses seiner Freunde, denen er treu ergeben ist, und die er oft aus Not und Gefahr befreit, ein enfant terrible für die Damen, aber sie haben ihn alle lieb, denn er bleibt immer in den Grenzen des Anstandes.

Die ganze Trilogie atmet den Geist und das Wesen des Christentums. In ihr hat uns der Autor drei Priestergestalten geschenkt, wie sie herrlicher und erhabener in der Weltliteratur kaum zu finden sind, nämlich im 1. Teile den Pater Muchowiecki, in der „Sturmflut" den edlen Prior von Czenstochau, P. Kordecki, und im „Kleinen Ritter" den P. Kaminski. Der erste dieser Priester tritt uns entgegen wie ein Heiland in der furchtbaren Szene, als Skrjetuski vor den Trümmern von Rozlogi steht, unter denen er seine Braut begraben glaubt; der Priester weiß den Unglücklichen zu trösten und aufzurichten. Am Sarge des Helden Podbipienta spricht er mit hinreißender Kraft. Der zweite Priester ist Prior Kordecki, die Seele der Verteidigung des Klosters Czenstochau; ihn hat der Dichter als einen Heiligen und einen Helden gezeichnet, und der Maler P. Stachiewicz hat ihn als Studienkopf entworfen: in der einen Hand hält er das Kreuz, in der anderen die Fahne mit dem Bildnis der Muttergottes, sein Angesicht ist verklärt. Ihn nennt er einen zweiten Moses, von dessen Haupte Strahlen auszugehen schienen. „Von dieser Seele, die sich mit aller Macht zu Gott erhob, ging ein Glaube aus wie ein tiefer, ruhiger Strom, alle anderen labten sich daran mit vollen Zügen, und wer eine kranke Seele hatte, wurde gesund. Wo sein weißes Habit auftauchte, da erheiterten sich die Gesichter der Leute, ihre Augen leuchteten und alle sprachen: »Er ist ein gütiger Vater, unser Tröster und Beschützer, auf ihm ruht unsere Hoffnung.« Sie küßten seine Hände, er aber lächelte wie die Morgenröte, und stets zog wieder Vertrauen und frohe Zuversicht in aller Herzen ein." (II, 206.)

Im dritten Teile der Trilogie haben wir den Pater Kaminski, der durch eine wunderbare Fügung vom rohen Kriegsmann zum Ordensmann

ſich bekehrt hatte. Seine Leichenrede am Sarge des kleinen Ritters iſt ein Meiſterſtück.

Neben dieſen drei prieſterlichen Idealgeſtalten erwähne ich drei Kriegshelden, die von gleicher Frömmigkeit und religiöſer Begeiſterung erfüllt ſind: Podbipienta, der unter dem lauten Beten der lauretaniſchen Litanei, wie der hl. Sebaſtian an einen Baumſtamm gebunden, von den Pfeilen der Tataren durchbohrt wird. „Die Engel des Himmels nahmen ſeine Seele hinauf und legten ſie als eine leuchtende Perle zu den Füßen der himmliſchen Königin.“

Kmiziz jubelt auf beim Anblicke der Gnadenkirche von Czenſtochau. „Dieſe Kirche, welche auf der Anhöhe in den erſten Strahlen der Sonne erglänzte, erweckte die längſt entſchwundene Hoffnung, den längſt entſchwundenen frohen Mut wieder in ſeinem Herzen. Es war, als ob er ein neues Leben beginne, als ob neues, friſches Blut durch ſeine Adern ſtröme.“ Hier tut er Buße und glaubt, „er ſei losgelöſt von der Welt, ihm war, als ob er in der Unendlichkeit aufgehe, die er nicht begreifen konnte und der gegenüber alles andere nichtig erſchien. Ihn dünkte, er ſei ſchon geſtorben, ſeine Seele ſchwebe empor mit den Orgeltönen, er hielt die an das Schwert und an Blutvergießen gewöhnten Hände ausgeſtreckt, in höchſter Ekſtaſe lag er auf den Knien.“ (II, 178.)

Im dritten Teile leuchtet durch ſeine Glaubensſtärke hervor: Sobieski. Als Bogusz ihn zu überreden ſucht, mit den Tataren ſich zu verbinden, weiſt er dieſen Vorſchlag machtvoll zurück mit den Worten: „So lange dieſe Hand noch das Zeichen des Kreuzes zu machen vermag, ſo lange werde ich ſolchen Plänen mich widerſetzen. Wir ſind die feſte Burg, auf deren Mauern für das Kreuz gekämpft wird, und nie werden wir der Aufgabe untreu werden, mit der uns Gott betraut hat.“

Die Trilogie war eine Arbeit von Jahren und Mühen. Erſt als er infolge dieſes Werkes von ſeiner Nation allgemein gefeiert wurde, zog es ihn zu jener Richtung hin, die ſeiner ſchöpferiſchen Individualität noch mehr entſprach, zur pſychologiſchen Betrachtung, zum pſychologiſchen Roman. Auf dieſem Gebiete liegt ſeine größte Stärke und Bedeutung. Zwei Werke dieſer Art liegen uns bis jetzt vor: „Ohne Dogma“ (1890) und „Die Familie Polaniecki“ (1894). Das erſte ſchildert jenen Typus des gebildeten, nervöſen, willensſchwachen Skeptikers, der ohne feſten ſittlichen und religiöſen Halt ſich beſtändig ſelbſt kritiſiert und zerpflückt, jene Blüte unſerer modernen Ueberkultur, welche uns mit geheimer Angſt vor derſelben erfüllen könnte. Der in Tagebuchform geſchriebene Roman enthält den vergeblichen Kampf des Skeptikers Ploszowski gegen Anielas Tugend und ſeinen eigenen Zweifel; ſowie das Ringen dieſer edlen Frauenſeele, um dem Liebeswerben des von ihr geliebten Mannes nicht zu erliegen, da ſie die Gattin eines anderen geworden iſt, den ſie weder lieben noch achten kann. Die Lektüre dieſes bedeutenden Werkes iſt nur für reife und erfahrene, philoſophiſch gebildete Leſer; und auch für ſolche iſt es eine geiſtige Anſtrengung, da die ſchwierigſten Seelenprobleme mit pſychologiſcher Gründlichkeit analyſiert werden. Wer aber die moderne Seele ſtudieren will, wer jenen Typus „vollkommener Menſchlichkeit“ kennen lernen will, der den griechiſchen Schönheitsmenſchen mit dem chriſtlichen Herzensmenſchen und dem europäiſchen Vernunftmenſchen vereint (cf. Max Meſſer, Die moderne Seele, Leipzig 1903), der greife zu dieſem ernſten und geiſtvollen Buch, das mit dem Schmutz franzöſiſcher Ehebruchstragödien nichts gemein hat, vielmehr auf poſitiv chriſtlichem Boden ſtehend dartut, daß die Seele des Chriſten, wenn ſie nicht mehr aus dem Borne des Glaubens ſchöpft, in der Schönheit der Form keine Genüge finden kann.

Zu dieſer Schilderung des Menſchen ohne Willen, des Dekadenten, bildet „Die Familie Polaniecki“ das ergänzende Gegenſtück, indem dieſer Roman uns den geſunden, kräftigen Teil des arbeitenden Bürgerſtandes vorführt. Das Leben der polniſchen Geſellſchaft iſt hier mit Sicherheit und Wahrheit dargeſtellt. Alle Perſonen leben, handeln und ſprechen ſo, wie wir ſelbſt unſere Mitmenſchen auf dem Markte des Lebens und im Kampfe ums Daſein beobachten. Doch artet der Realismus, mit dem Sienkiewicz dieſe lebenswahren Geſtalten vorführt, nirgends aus; alles Draſtiſchere wird vornehm ausgeſchaltet; der Dichter eilt an häßlichen, widerwärtigen Szenen vorüber, ohne ſie breit zu treten, das Häßliche iſt nur Folie zum Schönen. Der Held des Romans, im Begriff, ſein Lebensglück durch die Verkennung und Mißachtung des geliebten Mädchens zu zerſtören, findet noch zur rechten Zeit den Weg zu ihr zurück. In der Arbeit und der Liebe zu ſeinem Weibe erhält er die ſittliche Kraft, den Verſuchungen zu widerſtehen, die auch in einer glücklichen Ehe an den Mann herantreten können. Anfänglich befand er ſich in der Phaſe des Skeptizismus, in welcher der Menſch an nichts Beſtimmtes glaubt; er ſuchte eine Löſung für die Lebensprobleme zu finden, die für ihn im Dunkeln lagen. Später aber drang er vornehmlich durch den veredelnden Einfluß ſeiner Gattin zum Glauben durch. „Was für ein Tor wäre ich,“ ſagte er ſich ſelbſt, „wenn ich eine beſondere Form für meine Gottesverehrung ſuchte, ſtatt mich mit der zufrieden zu geben, die meine Gattin »Gottesdienſt« nennt, und welche die beſte ſein muß, da ſie nun faſt 2000 Jahre beſteht. Weshalb ſollte ich die Prätenſion haben, etwas auszudenken, das der Gottesidee beſſer entſpricht?“ Marynia, ſeine Gattin, iſt eine edle und reine

Digitized by Google

Frau, aber viel praktiſcher angelegt wie Aniela in „Ohne Dogma“; ſie beſitzt die vornehme Klugheit, dem Manne die Ehe zu einem Paradies zu geſtalten. Die große Menge von Nebenperſonen ſind alle mit gleicher Sicherheit gezeichnet; an jeder tritt uns eine beſondere Eigentümlichkeit als charakteriſtiſch entgegen. Die Hauptſtärke des Dichters liegt eben auch hier in der Charakterzeichnung. Es gibt wenige unter den neueren Erzählern, die ſich hierin mit ihm meſſen könnten; er konſtruiert ſeine Perſonen nicht, ſondern er lebt ſie. Die Grundſtimmung des Werkes iſt eine tief religiöſe; die lebendig wirkenden Ideale des Chriſtentums ſiegen über die Mächte der Finſternis. Das kommt ſo recht zur Erſcheinung beim Tode des Spötters Bukacki, dem, als es mit ihm zu Ende ging, vor ſeinem eigenen Zweifel graute. Der Dichter ſagt von ihm: „Wie eine Seifenblaſe, die in Regenbogenfarben ſchillert, aber leer iſt und keinen Beſtand hat, verſchwand er von der Erde.“

Zwei Jahre ſpäter trat Sienkiewicz mit dem Roman „Quo vadis“ in die Oeffentlichkeit, der bald nach ſeinem Erſcheinen 1896 ſich die Welt eroberte; es iſt feſtgeſtellt worden, daß allein von der engliſchen Ueberſetzung während eines Jahres 800 000 Exemplare verkauft worden ſind. Was will dagegen Frenſſen mit ſeinem „Jörn Uhl“ und „Hilligenlei“ bedeuten?

Die Kritiker ſind in Verlegenheit, ob ſie Quo vadis einen hiſtoriſchen oder einen pſychologiſchen Roman nennen ſollen; er vereinigt nämlich in ſich das Solide, das dem hiſtoriſchen Romane eigen iſt, und das Geniale des pſychologiſchen. Wir haben in ihm eine Verſchmelzung beider Gattungen, indem unter Anwendung eines großen hiſtoriſchen Apparates ein innerlich erlebtes Drama ſich vor uns abſpielt. Es iſt nicht etwa eine kulturgeſchichtliche Abhandlung in Romanform, ſondern ein echtes Kunſtwerk; nirgends hat der Archäologe den Dichter zurückgedrängt. Vom gelehrten Rohſtoff iſt nichts übrig geblieben: der Stoff iſt poetiſch belebt, die Geſtalten jener fernen Zeit ſtehen lebendig vor uns. Wenn ich heute nach zehn Jahren in Ruhe die ganze Literatur überſchaue, die der Roman Quo vadis gezeitigt hat, ſo ſcheint es mir unfaßlich, wie die widerſprechendſten Urteile darüber möglich waren. Auf der einen Seite wurde das Werk als zu erotiſch und dem chriſtlichen Geiſte feindſelig abgelehnt, auf der anderen Seite wurde es verworfen, weil es zu fromm ſei und die katholiſche Kirche zu ſehr verherrliche. Auch auf katholiſcher Seite ſind vom religiöſen, moraliſchen und ſeelſorgerlichen Standpunkt die verſchiedenartigſten Meinungen laut geworden; es ſind von manchen Rezenſenten Worte des Tadels gefallen, die nicht allein bedauerlich, ſondern auch ungerecht waren. Man hat den Roman als unſittlich bezeichnet. Unſittlich ſind nun aber nur ſolche Werke, die einen an ſich unſittlichen Gedanken zur Grundlage haben, die Sünde begehrenswert darſtellen oder durch ſexuell reizende Schilderungen die Scham verletzen; keine von dieſen drei Bedingungen trifft auf Quo vadis zu. Man hat die Tendenz des Romans gänzlich verkannt, indem man in ihm eine Apologie des Chriſtentums ſah; er iſt vielmehr ein Kunſtwerk, allerdings ein chriſtliches Kunſtwerk, denn der Verfaſſer hat ſich entſchieden auf religiöſen, chriſtlichen, katholiſchen Boden geſtellt. Darum iſt Quo vadis nicht bloß ein Denkmal der Kunſt, es iſt auch ein Denkmal des katholiſchen Glaubens. Wer in die Ideen und den Inhalt des Romans tiefer eindringen will, dem empfehle ich die Schrift des Barnabitenpaters Semeria „Die künſtleriſche und chriſtlich-apologetiſche Bedeutung des Romans Quo vadis, Benziger, Einſiedeln, 1901“, welche durch eine ehrenvolle Anerkennung ſeitens des Erzbiſchofs von Genua gegen den Verdacht der Unkirchlichkeit geſichert iſt.

Der Inhalt des Romans läßt ſich kurz als ein Kontraſtbild bezeichnen, welches uns das kaiſerliche Rom der Grauſamkeit und Wolluſt und das neochriſtliche Rom der Liebe und des Glaubens zeigt. Die beiden ringenden Mächte der neroniſchen Zeit, nämlich der wankende Koloß der römiſchen Heidenwelt und das Chriſtentum mit ſeiner jugendlichen Kraft und Begeiſterung, werden uns in gewaltigen Bildern geſchildert. Auch die einzelnen Perſonen, die als typiſche Vertreter der Anſchauungen jener Zeit auftreten, ſind vom Dichter einander gegenüber geſtellt worden: Petronius, der Sybarit, Aeſthete und Stoiker, und Eunice, ſeine griechiſche Sklavin, die verkörperte Sinnlichkeit der Antike, bilden den Gegenſatz zu Vinicius, der durch das Chriſtentum geläutert wird, und Lygia, der reinen Himmelsbraut; Petrus, der arme Fiſcher, dem die Herrſchaft über die Welt zufallen wird, und Nero, der kaiſerliche Mime, dem die Welt zum Zirkus wird.

In ſeinem neueſten Werke „Die Kreuzritter“ wandte Sienkiewicz ſich wieder der altpolniſchen Geſchichte zu, und zwar ging er auf das 14. und 15. Jahrhundert zurück, wo Polen noch ein ſtarkes Reich, die Polen noch ein kraftſtrotzendes Volk waren. Die Epoche des Königs Wladislaw Jagiello iſt die Glanzzeit ihrer Macht; polniſche Dichter und Künſtler behandelten mit Vorliebe dieſe ſiegreiche Zeit. Die Handlung dieſes Romans ſetzt um das Jahr 1399 ein. Die Königin Hedwig ſieht zum erſten Male ihrer Niederkunft entgegen; auf die Kunde davon ſtrömen Tauſende froher Menſchen in dem feſtlich geſchmückten Krakau zuſammen. Auch Zdysko, ein feuriger Jüngling, zieht dorthin mit ſeinem bedächtigen alten Oheim Macko. Im jugendlichen Uebermut fällt er einen deutſchen Geſandten an und müßte dafür mit dem Tode büßen, wenn nicht Danuſia, die Hofdame der Fürſtin Anna

Danuta, den auf den Henkersplatz Geführten mit ihrem Schleier umhüllt, ihn so nach dem damaligen Brauche vom Tode gerettet und zu ihrem Bräutigam gemacht hätte. Von nun an führt Zbysko einen dappelten Kampf: mit seinen Feinden und mit seinem Herzen. Der Mann zwischen zwei Frauen ist das Grundmativ des Romans. Er liebt und verehrt seine Retterin, dach gefällt ihm auch Jagienka, die ihn mit liebevoller Sargfalt in seiner Krankheit pflegt. Er heiratet Danusia, doch wird sie ihm gleich nach der Trauung van den Kreuzrittern entführt und im Gefängnis gehalten. Ihrem Vater Jurand wird, als er Lösegeld für sie zahlen und sie befreien will, van den Kreuzrittern das Wart gebrachen. Als er in höchster Verzweiflung seinen Gegner tötet, trifft ihn die furchtbarste Rache der Ritter; er wird geblendet und verstümmelt; seine Tochter wird in der qualvallen Haft festgehalten. Als Zbysko sie nach langen Irrfahrten findet, ist sie todkrank und wahnsinnig; auf dem Heimwege stirbt sie. Wohl erblüht nach harten Kämpfen Zbysko ein neues Glück an der Seite Jagienkas, aber sein Gelübde, die erste Gemahlin zu rächen, verdüstert sein Leben.

In dieser meisterhaft aufgebauten Handlung haben wir nur den Rahmen des Romans, der in einer reichen Fülle graßartiger Darstellungen das politische und kulturelle Leben Polens und der benachbarten Länder varführt. Die Zeit- und Lokalfarbe ist darin unvergleichlich getraffen; er zeigt, wie nach heidnische Gebräuche bei den eben erst bekehrten Völkern herrschen, er malt die Landschaften des nach wenig bebauten Landes, er schildert die glanzvallen Hafseste, die gefahrvallen Jagden, die glänzenden Ritterspiele. Er führt uns nach der Marienburg in die unbezwinglich scheinende Hochburg des Ordens, er zeigt uns das Leben des Adels, aber auch des kleinen Valkes in trauriger Wahrheit. Die einzelnen Personen sind mit der gewahnten Meisterschaft geschildert. Alle überragt die überirdische Erscheinung Jurands, die im Dienste der Rache zugrunde geht; für irdisches Augenlicht, dessen ihn die Ritter beraubt haben, erlangt er durch die Gnade Gottes göttliche Erleuchtung, die Macht der Liebe und der Vergebung. Die Tragik kann nicht höher steigen als in der Szene, in der Jurand seinem Todfeind, der in seine Gewalt gekommen ist, verzeiht. Danusia, ganz Paesie, ist lieblich und ätherisch, doch zu zart und kindlich; plastischer, voller ist Jagienka, ein kräftiges, lebenslustiges Mädchen, das die Wälder zu Pferde durchzieht und auch der Gefahr Trotz bietet, als sie ihren Zbyska auf der Jagd vom Tode rettet. Am wenigsten varteilhaft ist Zbyska getraffen, ein gar zu lecker Jüngling; trotz seines kühnen Mutes und edlen Sinnes doch ein wenig lächerlich. Auch die Nebenpersonen sind scharf und wahrheitsvoll gezeichnet; es sind lauter markante Gestalten, die wenig psychalogisch grübeln. Die Kunst des Dichters, Volksszenen darzustellen, bewundern wir hier in den Massenbildern der Jagden und Schlachten. Die größte Sargfalt hat der Autor auf die Schilderung des Sieges bei Tannenberg verwendet. Dach auch in der Kleinmalerei bietet er herrliche Bilder; ich erinnere an die Trauung Zbyskas mit Danusia, die zur Nachtzeit am Krankenlager des Bräutigams in geheimnisvaller Stille vom Priester vollzagen wird, ganz besanders aber an die Grabestragung Danusias — das sind Szenen, die sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen und bereits die Phantasie der Künstler angeregt haben.

Nachdem die hauptsächlichsten Werke des Dichters besprochen sind, bleibt nach übrig, im allgemeinen einige Bemerkungen über seine dichterische Eigenart zu machen.

In ethischer Beziehung können Bedenken gegen die Ramane, soweit ich sie hier besprochen habe und saweit sie in der Benzigerschen Verlagshandlung erschienen sind, nicht erhoben werden. Der bekannte Verlag hat eine Serie der besten Sienkiewicz-Bücher ediert, welche nachstehende Werke umfaßt: „Quo vadis", „Die Familie Palaniecki", „Die Kreuzritter", „Ums liebe Brat", „Die Trilogie" in 6 Bänden. Die Ausstattung und die Illustratian ist eine vornehme, der Preis, besonders für die Leser van „Alte und Neue Welt", die eine besondere Vergünstigung um ein Drittel des Ladenpreises erhalten, tatsächlich gering. Obwahl der Verfasser die van der christlichen Moral, dem guten Geschmack und dem sittlichen Gefühl gezagene Grenze nirgends überschreitet, sind seine Werke nicht für die Jugend; nur ernste und denkende Leser können die Kunst und den reichen Inhalt seiner Dichtungen würdigen.

Einen anderen Einwand, der van deutscher Seite erhaben wird, kann ich nicht ganz adweisen; es wird der Chauvinismus und die polnisch-nationalistische Ueberschwenglichkeit des Verfassers getadelt. Besanders zeigen sich diese in den histarischen Ramanen und erreichen den Höhepunkt in den Kreuzrittern; denn die Ritter des deutschen Ordens sind in zu schwarzen Farben gemalt, während die Polen durchweg edel und tadellas geschildert sind. Das muß dem deutschen Leser mißfallen, wenn er bei den Deutschen nur Schatten, bei den Polen nur Licht findet. Und dach ist Sienkiewicz kein Deutschenhasser, seine histarischen Ramane sind tendenzlas bezüglich fremder Nationen, nur sein eigenes Valk wallte er trösten und stärken. Gegenüber einem Buche van M. v. Brandt, Fremde Früchte, Stuttgart 1904, in welchem Sienkiewicz als Graßpole mit dem Großengländer R. Kipling zusammengestellt und als wütender Feind der Deutschen bezeichnet wird, läßt sich aus seinen Werken, besanders aus den Gesellschaftsromanen und den Briefen nachweisen, daß sein Urteil über die Deutschen durch-

weg gerecht und anerkennend, oft sogar für seine Landsleute beschämend ist. Er ist eben Pole, ein warmer Patriot, und als solcher liebt er sein unglückliches Volk mit der ganzen Stärke seines Herzens. Seien wir ob dieser zuweilen hervortretenden patriotischen Stimmung des Dichters nicht blind und ungerecht gegen die großen künstlerischen Vorzüge seiner Romane.

Mit mehr Berechtigung können wir einen anderen Fehler in den historischen Erzählungen betonen: das ist der Mangel an notwendiger Beschränkung. Die Handlung ist oft dürftig und schleppend, und ihr Fortgang wird durch Erzählung von Abenteuern allzusehr aufgehalten. Ein Urteil, welches Fontane einmal über W. Scott ausspricht, erscheint mir auch auf Sienkiewicz passend: „Ein reicher, gottbegnadeter Dichter, der da spielen durfte, wo andere sich im Schweiße ihres Angesichts quälen. Alles einfach und natürlich, zwar breit, oft mit Notizen von höchst zweifelhaftem Interesse vollgestopft, aber doch voll von entzückenden Oasen, daß man die dazwischen liegenden Steppen gern mit in den Kauf nimmt."

Fern von Verhimmelung wie von Schmähung müssen wir H. Sienkiewicz als ein Talent ersten Ranges anerkennen. Er ist ein Meister des historischen, des psychologischen und des sozialen Romans, ein Dichter von echt christlicher Weltanschauung.

M. Herbert als Novellistin.

Lit. Skizze von Hermann Binder-Altingen.

(Schluß.)

Eine zweite und zwar die stattlichste Reihe ihrer Roman- und noch mehr Novellenfiguren bilden jene „ältern" Mädchen, jene Frauen und Mütter, die ein Leben uneigennütziger Arbeit im Schoß der Familie, eine Tätigkeit voll unermüdlicher Güte, Aufopferung, Hingabe und Liebe entfalten. Hier ist M. H. wahrhaft groß, hier wirkt sie auf das Herz des Lesers durch eine staunenswerte Fülle von Persönlichkeiten, die, wenn auch im Grund und Wesen einander notwendig ziemlich ähnlich, doch in den Einzelheiten interessant differenziert und gestaltet sind, so daß man durch allzusehr einander sich gleichende Charaktere bei ihr nicht ermüdet wird, höchstens, wenn man die betr. Bände alle hintereinander herunterlesen würde. Aber diese Art der Lektüre ergäbe überhaupt kein berechtigtes Urteil. Hier jedoch gibt uns M. H. am meisten, wo sie uns einen Blick tun läßt in einfache, tiefe Frauenseelen, wie im „Buch von der Güte", in den „Unmodernen Frauen", in „Marianne Fiedler" und in einigen Skizzen „Aus dem Buch des Lebens". Sehr hoch schätzen wir die zwei ersteren Bände; hier singt sie, möchte ich sagen, das hohe Lied der Liebe und Hingabe des nicht wankenden Vertrauens, des echt müttertichen, fraulichen Verzeihens bei Fehlern und Schwachheiten der Herren Männer in anziehender literarischer Einkleidung. „Ein Buch von der Güte": Der Titel ist gut gewählt, das Thema treffend durchgeführt. Die Frau mit dem gütigen, goldenen, geläuterten Herzen ist eine Zauberin der Liebe, allüberall wirkt und weckt sie Liebe. „Ach, wer die viele Liebe wecken könnte, die vermodernd und ungebraucht in den Herzen der Einsamen, Alten und Mißachteten liegt, welch unendliche Ströme des Wohltuns und der Güte würden dieser armen und kalten Welt gewonnen! Aber ach, wir haben über den Wundern des Geistes vergessen, an die Wunder des Gemüts zu glauben, und deshalb steigt die eine Wagschale so hoch und die andere sinkt so tief." „Kennt man das Leben nur, wenn man seine Nachtseiten kennt?" fragt die Verf. durch den Mund eines Gatten („Frau und Dame"), der seine Tochter über der aufmerksamsten Lektüre Zolas antrifft. Gerade diese Novelle schätzen wir sehr. Schon der Titel deutet an, wo Güte wohnt, und wo Wettgeist, wo das Ich regiert. Hier steht auch der Satz: „In Büchern und Gedichten liest man stets von Frauen, die das so gut verstehen, die sich einem anderen Geliebten zuliebe von der Alltäglichkeit ganz befreien und Gefährtinnen, Helferinnen, Genossinnen sind im höchsten, geistigen und gemütlichen Sinn. Ja, in Büchern und Gedichten liest man von solchen Frauen, aber sie sind selten im Leben, denn das Leben macht Männer und Frauen hart, die Frauen am härtesten." Ein scharfes, fast zu grausames Wort. In diesen zwei Novellenbänden stellt M. H. selbst uns edle, weiblich weiche, wenn auch durchaus nicht weibische oder waschlappige Frauen vor, Frauen, die ihr warmes Herz, das Gott in sie hineingeschaffen, in ihre Natur, wiederfinden im Unglück, in der Einsamkeit und Verlassenheit („Irdische und himmtische Liebe"). Die Lena (in „Frau und Dame") ist eine herrtiche Frau. „Sie hat über mich hinausgelebt und ist eine starke Frau, eine Trösterin für viele geworden. Ich lese zuweilen von dem Segen, der von ihr ausgehl. Aber das ist für mich kein Trost, der Tod unseres persönlichen Glücks ist immer ein unersetzlicher Verlust. Und es ist schön, groß und edel zu sein, aber es ist auch schön und notwendig, glücklich zu werden." Nur das Wiedersehen mit dieser Lena wirkt stark romanhaft; aber der geistige Quell, der hier entspringt, tränkt diese Szene mit prachtvollem Inhalt; dazu verfügt sie über eine auffallend gesättigte Sprache. Dieses bedeutende Frauenbuch sollte in recht viele weibliche Hände gelangen; es ist aber traurig, daß es noch keine zweite Auflage erreicht hat. Fast das gleiche ist über „Unmoderne Frauen" zu sagen; nur hat Herbert hier bei einigen Novellen einen gar zu leichten Plauder- und Feuilletonstil ange-

nommen, z. B. in „Maria"; reizvoll ist die gutgemeinte Gattinrache im „Scherenrecht", wo die gern verzeihende Frau den ein wenig flirtenden Mann, einen Maler, gestraft werden läßt, indem sie ihn zum Zeugen der Unterhaltung seines angeschmachteten fürstlichen Modells mit einem Lebemann macht. Ausgezeichnet! Gut gelungen sind die zwei alten Schwestern, die nun beisammen leben in „Der Wunsch" usw. Edle Charaktere sind die beiden älteren Mädchen bezw. Töchter in „Marianne Fiedler" und in „Nur Worte" („Aus dem Buch des Lebens"). Warum man vor einigen Jahren so sehr gerade über „Marianne Fiedler" hergefallen ist, kann ich nun nach eigener Lektüre nicht recht begreifen; sicherlich ist mehr Kritikasterei mit untergelaufen; mich hat gerade diese Novelle durchaus angenehm und wohltuend berührt, nichts weniger als unwahr. Diese Aufopferung, dieses irrauliche Walten einer wackeren Frauenseele im häuslichen Kreise mutet echt menschlich an; den Gegensatz bildet die gefühllose, stolze Schwester, die nur um zu genießen lebt und die Reue und Hingebung des gebrochenen Gatten von sich stößt; es ist entschieden eine geistreiche Künstlernovelle, im Grund auch ein Buch von der Güte. „Ganz Weib sein heißt ganz selbstlose Liebe sein," steht in der zweiten Novelle „Eva" in dieser Sammlung; nur ist es doch sehr bedenklich und unwahrscheinlich, daß Myrta 200 000 M., auf die man einige Zeilen vorher ein wenig vorbereitet ist, erhält. Eva, bisher geknickt und siech, wird plötzlich gesund und frisch, da die Kautian von diesen 200 000 M. leicht zu bestreiten ist; das ist doch ein allzu starker Deus ex machina. Hier finden wir auch S. 152 ein stilistisch schön gelungenes Lob auf die alte Stadt Regensburg.

In den im Jahre 1897 herausgekammenen „Frauennovellen" haben wir ein Gegenstück zu den „unmodernen Frauen"; denn die „Frauennovellen" behandeln z. B. die „herrische Eitelkeit und Selbstüberhebung einer Frau, der alle milderen Regungen ihres Geschlechts abhanden gekommen zu sein scheinen; die Herrenmaral Nietzsches spielt auch herein. Eine der ergreifendsten „Geschichten" darin ist „die Geschichte einer Liebe". „Aus Boccaccio" nennt sich eine kleinere Skizze darin. Sie zeigt uns den Fluch der Untreue, auch wenn sie noch nicht zur schaurigen Tat geworden ist; fast trostlos endet sie in den Worten: „Edith, die durch ihr Flirten mit einem Schauspieler schuld wurde an dem Selbstmord von dessen Gattin, wurde an einen Rittmeister verheiratet und eine der Modelöwinnen. Aber zuweilen befällt sie ein nervöses Frösteln mitten in toller Lustigkeit; sie lebt nicht gut mit ihrem Mann, und Gott gab ihr keine Kinder." Ein grelles Blitzlicht, aber es leuchtet stark genug. Verwandt damit ist der literarische Vorwurf in der Novelle „In Grau". Die vom Gatten vernachlässigte Frau ist nahe daran, sich ums Leben zu bringen; aber in diesen letzten Augenblicken, trostlos und verzweifelnd hebt sie den Blick, und ein Sonnenstrahl gleitet nieder von des Himmels Höhe, und mit dem Strahle sinkt in ihre Seele der Gedanke an ihre kleinen blonden Kinder. In der Ferne rufen zarte, sehnsüchtige Stimmen liebevall: „Mutter, Mutter, liebe, süße Mama!" . . . . Die Versuchung, kaum genaht, ist vorüber. Gott hat ihrem Leben die tiefste und wahrste Liebe gelassen: die Liebe der Mutter zu den Kindern.

Als wir diesen prächtigen Novellenband, den wir bei seinem Erscheinen mit Ergriffenheit gelesen, in den letzten Wochen von neuem wieder durchgingen, wollten wir nicht begreifen, daß ein Freund, der sonst Respekt vor M. H. hat, uns vor zwei Jahren schreiben konnte: Diese Frauennovellen van M. H. seien staffarm. Mitnichten! Wie unsere wenigen referierenden und zitierenden Worte beweisen, schauen wir hier tief ins Leben hinein; nirgends sind nur Untiefen zu finden. Allerdings: der eine Grundgedanke zieht sich durch alle diese Novellen: Wenn die Gattin die treue Liebe zum Mann und die natürliche Liebe zu den Kindern verläßt, dann gibt's großes Leid und schwere Leiden für den einen Teil oder für beide.

Die Novelle „Nur Worte" („Aus dem Buch des Lebens") ist zu einer schreienden Anklage geworden gegen die moderne Charakterlosigkeit und innere Hohlheit, die man mit vielem Getue (nicht Tun!) sorgfältig zudeckt: nichts sein, aber alles scheinen wollen ist Grundstreben dieser Leute. Die novellistische Hülle über dem Ende der 90er Jahre akut gewordenen Fall Hammerstein ist doch ein bißchen zu durchsichtig; der Stoff steckt noch zu stark im Rohmaterial vor uns; aber die Tochter des „großen Schwindlers", ist seelisch groß gezeichnet und gewinnt unsere volle Anteilnahme. Welch ein prahlendes Theaterweib noch vor dem Schafott ist doch die moderne Roland in der Skizze „Sterbekleid der Madame Raland" („Aus dem Buch des Lebens"): man möchte einigemal bedenklich den Kopf schütteln über die anscheinend starke Unwahrscheinlichkeit, besonders der poetischen Einkleidung, aber der Einblick in die wirkliche französische Geschichte und in das gespreizte, hochmütig-eingebildete Wesen der Französinnen gibt uns den Geschmack an der Skizze wieder vollauf zurück.

In mancher Hinsicht stofflich und thematisch verwandt mit der Novelle „Nur Worte" ist die geistreich gezeichnete Novelle „Tropfen" (im Band „Dagmars Glück"). Hier ist auch das fahle Scheinleben in Gegensatz gestellt zur inneren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Die mittellose Postsekretärs-Gattin Gräfin Hollenstein hat nur um des Namens willen den geistig und leiblich schwachen Grafen seinerzeit geheiratet. Durch die, man weiß nicht recht wodurch populär gewordenen

Dr. Diamantos-„Tropfen", deren Vertretung die Gräfin für Deutschland übernommen (ein auffallender Gehülfe zum Glück!) wird sie reich; ihre angeborene Vornehmheit kann sich nach allen Seiten entfalten; doch die bisweilen vergeblich angewendeten „Tropfen" höhlen nach und nach einen Stein nach dem anderen an ihrem selbstgeschaffenen Ruhmesbau aus; sogar der eigene Gatte muß unter großen Schmerzen sterben, ohne daß die „Tropfen" helfen können; der Arzt, der in seiner Jugend die einstige Erzieherin, nun Gräfin, geliebt, Dr. Martin, wird natürlich infolge des Widerstandes der Gattin zu spät geholt; die „Diamantostropfen" werden als Schwindel entlarvt, die Gräfin muß, der Not gehorchend, die Vertretung aufgeben, ebenso in die Auflösung der Verlobung einwilligen, die sie vor längerer Zeit zwischen ihrer (reizend gezeichneten) Tochter Käthe und dem reichen Kommerzienratssohn und Leutnant Busso Bern eingefädelt hatte. Der Gräfin Stolz stürzt in Trümmer, die jugendliche Gräfin Käthe aber heiratet den Dr. Martin, der seit 20 Jahren nur an das Glück glaubte, das in der Pflichterfüllung liegt, der auf wirkliches, volles Menschenglück schon long verzichtet hatte und nun in Käthe, die im Gegensatz zu ihrer kaltherzigen Mama so innig am leidenden Papa gehangen, „die Offenbarung der höchsten, menschlichen Seligkeit findet". Ein wenig störend für den Fluß der Entwicklung in der Novelle wirkt die umständliche, zu breit gewordene Ein- und Vorführung der Hauptpersonen, der „alten" Gräfin und des Dr. Martin. Sonst ist die Novelle ein rechtes Geisteskind M. H's.

Voll ins einfache, wenn auch nicht einfach verlaufende Leben und Denken der unteren Klassen hat M. H. in ihren „Oberpfälzischen Geschichten" gegriffen (siehe oben die „Kinderwelt" M. H.s). Für eine unermüdlich schaffende Schriftstellerin, die das Leben in den „oberen" Kreisen der Gegenwart und Vergangenheit in zahlreichen Typen geschildert hat, tut eine literarische Stofferneuerung gut; das gibt wieder frisch durch die Adern fließendes Blut; hier in den „Oberpfälz. Geschichten" haben wir sie; da steigt sie hinab und schaut dem Lieben und Hassen, dem Herzschlag der von der Kultur nicht beleckten Menschen zu; und sie gibt uns ausgezeichnet gesehene Ausschnitte aus dem Leben, wenn auch nicht immer in künstlerischer Durchführung und Abrundung, so doch in sicheren und lebhaften Umrissen. Eine solche schärfere und geduldigere Ausführung hätte z. B. die lebenswahre Geschichte „Regin' und Wasti" gut vertragen; dieses selbe Motiv vom guten Mann und bösen Weib hat A. Supper in der Erzählung „Auch Eine" (in der Novellensammlung „Da hinten bei uns", Heilbronn, Salzer) viel feiner und reizvoller durchgeführt. M. H. selbst macht den Leser wählerisch und darum wird er auch kritischer, und es tritt ihm bisweilen der leise Vorwurf auf die Lippen: Warum hat sie sich hier, bei diesem lebens- und deutungskräftigen Motiv, bei diesem Lebensausschnitt nicht noch ein wenig mehr Zeit gelassen und Geduld dazu genommen, um die Linien des betr. literarischen Porträts oder Charakterbildes oder Stiliebens abzurunden oder auch vielleicht nach Bedarf zu verkürzen, damit die Perspektive besser wirken kann? Ich weiß wohl, mancher Stoff, mancher Vorwurf verträgt natürlich eine schematische, gleichmäßig verteilte und abgewogene Verarbeitung überhaupt nicht, das eine muß verkürzt werden, damit das andere wachsen kann. Ich weiß wohl, daß Ferdinande von Brackel in ihrem überaus lesenswerten Büchlein „Mein Leben" (J. P. Bachem, Köln) mit voller Aufrichtigkeit schreibt (S. 155): „Das, wonach ich (in all meinen Büchern) strebte, habe ich nicht in dem Maße erreicht, als ich es ersehnte." Und (S. 120): „Auch durch das Lob habe ich mich nicht beirren lassen, die Fehler meines Romans Daniella recht herauszufühlen." Vielleicht wird auch unsere Dichterin von ihren Büchern so denken, fühlen und sprechen. Vielleicht wird sie mir und manchen Besprechern ihrer Bücher zurufen wollen mit derselben Brackel (S. 155): „Macht's mir nach und faßt das Bild dieser Zeit, jener Persönlichkeit in einen solch engen Rahmen zusammen!" Jawohl, wenn wir's nur könnten! Aber sagen dürfen und wollen wir aber doch unseren wackeren Vorarbeitern, wie und wo sie ihre Sache hätten noch besser, noch kunstreicher machen können. Wir verlangen, daß unsere Dichter immer mit möglichst vollendeten, nach Form und Inhalt abgerundeten und stets prägnant durchgeführten Erzeugnissen vor uns hintreten. In ihren „Aphorismen" (S. 159) sagt Herbert selbst: „Es gibt Bücher, bei deren Lektüre wir uns mit vollster Entschiedenheit fleißig und arbeitsam fühlen, und andere, nach deren Beendigung wir das unleidliche Gefühl haben, einer ungesunden Faulheit gefrönt zu haben." Das letztere ist nun sicherlich bei keinem Werke von M. Herbert der Fall, wenn sie auch selbst gern zugeben wird, daß einzelne wenige darunter fast nur unterhaltenden Wert haben, wenn auch nicht bloß dazu geschrieben sind („Flüchtiges Glück", „Nach dem Tod" u. a.).

Soll ich noch eine dritte Gruppe ihrer mit Vorliebe und mit Kunst gezeichneten Persönlichkeiten herausstellen, so sind es die alten Mütterlein, die es ihr besonders angetan haben. Da weiß M. H. auch einmal so recht aus dem tiefen, eigenen, mitfühlenden Gemüt herauszusprechen; über sie versteht unsere Dichterin einen verklärenden Schimmer auszugießen, der alle Runzeln und Falten dieser Personen in leuchtende Maie ihrer geduldigen Armut, ihres opferreich verlaufenen Lebens, ihrer aufrechten und starken Menschen- und Mutterliebe verwandelt. Die Skizze „Der ewige

Sommer" („Oberpf. Geſch.") führt uns eine ſolche ehrwürdige Alte vor, die manches Mal Angſt hat vor der ſpähenden Polizei; nur auf dem bergan führenden Statianenweg fühlt ſie ſich auch vor dieſer ganz ſicher: „O mei, o mei!" dachte die Reſet. „Achtzig Jahre ſaan ſei lang. Zwölf lebendige Kinder hob' i g'habt und einen kranken Ma'. Der Ma' ſeit 40 Jahren unter der Erden, die Kinder geſtorben oder verzogen. 70 Jahre lang gelagwerkt und nun eingeſperrt wegen unbefugten Bettels. Sell is ſei hart. Mir g'fallts längſt nimmer. Aber da heißt's ſei aushalten." Sie faltete die Hände und betete ein Geſetzel des ſchmerzhaften Roſenkranzes: „Der für uns Blut geſchwitzt hat." Den freudenreichen hatte ſie nie ſo ſehr gern gebetet. Er war ihrem Schickſal nicht ſo verwandt .... Die Reſei ſaß an einem ſpäten ſonnenhellen Herbſtnachmittag auf der Kniebank unter der Kreuzgruppe.... „Ach, liebes Herrgötte, ich tät recht ſchön bitten. Laß es in dieſem Jahre nicht Winter werden! Einmal könnteſt mir wohl das ganze Jahr Sommer vergunnen, juſt ein anazigesmal, lieber Himmelvater!" .... Und nun tritt der Tod leiſe und behutſam an ſie heran und flüſterte in ihr Ohr: „Gott ſchenkt dir den ewigen Sommer." Und dann trat eine große Stille ein, wie die Erfüllung ewigen Wollens. In ihrem langen ſchwarzen Mantel kam feierlich die Nacht herauf und nahm Beſitz von ihrem Königreich, das Schweigen heißt. Der fremde Gaſt beſtieg ihren Wolkenwagen; denn auf den ſeidenen Kiſſen eines goldenen Lagers im Hauſe des Königs wartete ſeiner ein Dutzend Antlitz." Auch in der Novelle „Trapſen" zeichnet ſie in allerdings kurzen, aber auch liebevollen Strichen eine ſolche gute Seele, der es im ſchönen Krankenzimmer des Arztes, wo ſie gut gepflegt liegt, lange nicht ſo gefällt als daheim, wo ſie die Helferin der elenden Ihrigen ſein kann. „Die Himmelsſtürmerln" (in „Dagmars Stück") als nahe Verwandte gehört ebenfalls hierher; ſie betet ungemein viel, hält ihre Augen, ihre Zunge und alles im Zaum; ſie geht zu den Armen und Kranken und opfert ihnen Zeit und Geld und ihre etwas kuriaſe Liebe. Dabei will ſie es nicht recht verſtehen, daß ihre Couſine ſo lebensluſtig iſt. „Wie wollen dieſe Leute der ewigen Verdammnis entgehen, da ſie ſich keine Mühe um den Himmel geben?" Da die Nichte Maria aber einmal mit der Tante zu einem Vereinsgang ausgeht, gelangen die Damen auch ans Donauufer. Arbeiterkinder, einander haſchend, laufen die ſteile Straße zum Donauufer entlang; ein kleiner Bub war ſo in Eifer geraten, daß er in weitem Bogen über das Gemäuer in den Stram flog. Im nächſten Augenblick ſpringt die begleitende Nichte dem Jungen nach, teilt mit ihren kräftigen Armen das Waſſer, taucht und faßt den Bengel und ſchwimmt dem Ufer zu; hilfreiche Hände ſtreckten ſich aus und ergriffen das Kind. Maria ſank plötzlich zurück und war verſchwunden. Als man ſie fand, war ſie tot. An der Leiche der mutigen, opferbereiten Nichte fühlt Frl. Creszentia die Seligkeit der Liebe, die höchſte göttliche Schönheit, und betet leiſe: „Herr, nicht um des Verdienſtes, ſondern um der Liebe willen!" So kam Frl. Creszentia an einem Tage durch die Liebe dem Himmel näher als durch ihr jahrelanges „Verdienſt".

Auf allen Lebensgebieten, in allen Zeitaltern muß der ſchaffende Dichter die ihm zuſagenden oder für ihn fruchtbaren Elemente und Stoffe ſich zuſammenſuchen. Auch unſere Schriftſtellerin, die das Leben nach ſeinen Höhen und Tiefen durchforſcht und durchſucht hat, flüchtete ſchon mehrere Male in die Vergangenheit: „Der Mönch Telemach" (in „Gemiſchte Geſellſchaft"), „Zenobia" („Unmoderne Frauen"), „Aglaë", Novelle aus dem vierten chriſtl. Jahrhundert und „Aleſſandra Botticelli", ein Künſtlerleben, „Das Sterbekleid der Madame Roland" (ſ. oben, „Aus dem Buch des Lebens"). „Der Mönch Telemach" ſühnt eine längſt begangene Schuld mit dem Martertod; die Einkleidung verſtärkt noch die faktiſche tiefe Wirkung der Novelle. Was hat aber ſeinerzeit, vor 5—7 Jahren, „Aglaë", dieſe moderne Auferweckung des chriſtlichen Gedankens in der Römerzeit, nicht aushalten müſſen!? Unhiſtoriſche Behandlung, ungehöriges Hineintragen moderner Ausdrucksweiſe in die alte Zeit uſw.! O, wenn man bei uns doch nicht gleich ſo puritaniſch ſein wollte! Ich habe nun dieſe feine Novelle wiederholt geleſen und mich eigentlich nur am „Konverſationslexikon", das einmal vorkommt und anderen Kleinigkeiten geſtoßen; aber ſonſt ſcheint ſie mir jene Zeit in ſchönen Linien lebenswahr aufgefriſcht zu haben. In einer der von anderen gerühmteſten Novellen Marie von Ebner-Eſchenbachs aus dem modernen bäuerlichen Leben der Gegenwart las ich kürzlich eine Stelle, wo der Ausdruck: „Mutius Scävola'ſcher Mut" vorkommt. Viel paſſender würde es aber einfach heißen: „kühner Mut, Heldenmut"; jener Ausdruck ſtört, weil er unvermittelt hereingeſchneit kommt; aber niemand hat ſich, ſoviel ich ſehe, darüber je aufgeregt. Mache man doch über kleine Entgleiſungen kein ſolches Weſen und ſchütte man mit dem Bade nicht gleich das Kind aus! Man iſt bisweilen bei uns wahrhaft kindlich-empfindlich! Beinahe hätte ich, wenn's nicht gar ſo trivial wäre, geſagt: Kleine Diebe hängt man (nämlich: bei uns!), drüben läßt man uſw. uſw.

Aleſſandro Botticelli aber hat mich beim zweiten Leſen durch den Glanz der Sprache, durch die Fülle und doch wieder durch die Beſchränkung des Stoffs (Das Leben und Treiben in Florenz zur Zeit Savanarolas und Lorenzo Medicis) noch viel mehr befriedigt als das erſtemal. Ich glaube dadurch, daß die Verf. nicht

den Rahmen einer Novelle gewählt hat, sondern sich hat uneingeschränkt im „Künstlerleben“ ergehen können, ist ihr nicht bloß ein gutes geschichtliches, sondern auch ein packend menschliches Bild gelungen, jener gewaltigen hochinteressanten Zeit der italienischen Parteikämpfe, einer Zeit, deren Reichtum an Laster und Tugend, an Treulosigkeit und Charaktergröße, an Aberglauben und tiefer Frömmigkeit, an höchstem Kunstverständnis und verrotteter Barbarei gleich groß ist. So mag, wie M. H. es schildert, das Leben Botticellis wohl verlaufen sein.

Für weibliche Schriftsteller liegt es naturgemäß näher, daß sie ihre Frauengestalten tiefer erfassen und lebenswahrer, reicher differenziert, mit den feinsten Schattierungen nach rechts und links, nach oben und unten auszuführen vermögen. Das ist nach all dem Vorhergehenden auch bei M. H. der Fall. Aber sie vergißt die persönliche und poetische Gerechtigkeit auch den Männern gegenüber durchaus nicht. Ihre Männerwelt ist nicht übertrieben, kaum einmal ist einer verzeichnet oder verzerrt; fast durchweg sind es lebenswahre, gut mögliche Männertypen und -schicksale, denen freilich, im ganzen genommen, mehr Schatten aufgetragen sind als ihren weiblichen Gestalten, wiewohl auch bei diesen die tiefen Schatten keineswegs fehlen (vergl. „Frauennovellen“, „Baalsopfer“).

Es bleibt uns nur noch übrig, auf das brillante Bändchen „Aphorismen“ hinzuweisen; hier hat M. H. in präziser, feinst geschliffener, abgewogener Form Splitter und Spähne aus ihrer literarischen Werkstatt, Denksprüche, Lebensregeln, gleichsam glänzende kleine Perlen aus den Tiefen ihres reichen, immer tätigen Geistes vor uns hingelegt; man muß staunen über die Schärfe und Klarheit, aber auch über die aufrichtige Wahrhaftigkeit, die sich hier ausspricht über „Literatur und Kunst“, „Religion und Geschichte“, „Erziehung und Selbsterziehung“, „Pflicht und Arbeit“. Wir haben kein einziges nichtssagendes oder hohlklingendes Wort dabei gefunden gemäß ihrem eigenen Grundsatz: „Du sollst nach starken Worten suchen, die einfach wie die nackte Wahrheit sind“ (S. 159). Hier, im eleganten, handlichen Bändchen lesen und hören sich diese Sinn- und Denksprüche, diese abgeleiteten Lebenswahrheiten vorzüglich und werden ein fruchtbarer Gegenstand des Nachdenkens. Aber in ihren Novellen, hinter ihren Dialogen und Schilderungen drängen sich häufig, oft nur zu häufig solche geistreiche Sentenzen hervor, die die Illusion der Erzählung, der Entwicklung total zerstören. Man kann oft recht ärgerlich werden, so daß man bei sich sagt: wenn diese Frau nur nicht so gescheit wäre und nicht soviel wüßte! Auch in ihrem neuesten Werke „Ohne Steuer“ machen sich diese scharfen geistreichen Sentenzen mitunter störend bemerkbar; sonst unterschreiben wir das sehr günstige Urteil, das L. Kiesgen kürzlich in diesen Blättern S. 57 (Dez. 1905) über den Roman, der die „Frauenrechtlerin“ zum Thema hat, gegeben, nach eigener Lektüre mit Ueberzeugung.

Ebenso ist es ein immer wiederkehrender Mangel bei M. H., daß sie oft nur schildert und erzählt und sagt, dieser Mann ist so und so, wir sehen aber und erleben nicht genug davon, wir müssen es ihr eben glauben; in dieser Beziehung kann sie gerade von Marie von Ebner-Eschenbach lernen; das haben wir uns von neuem gesagt, als wir zwischen die Bücher von M. H. ein solches der österreichischen Schriftstellerin lasen; bei dieser ist der objektive Fluß fast nie sentenzenmäßig unter- und durchbrochen, und doch hat die letztere auch einen Schatz von Lebensweisheit, wie ihre Aphorismen beweisen.

Was die Brauchbarkeit der einzelnen Bücher von M. H. für die verschiedenen Leserkreise betrifft, so dürften nur die „Oberpfälzischen Geschichten“ auch noch für die ländlichen Leser sich eignen; unter diesen werden nur die sog. „Besseren“ die schönen Novellen M. H.s erfassen und genießen; sonst werden die Leser in den Städten (auch hier nur das sog. „bessere“ Publikum) ein volles und empfängliches Verständnis für diese bedeutenden Erzeugnisse eines edlen reinen Dichtergeistes entgegenbringen. Dieses gesamte Publikum aber wird ästhetisch und ethisch im höheren, christlichen Sinn gehoben werden und innerlich, nach Charakter und Denkart, wachsen, da es in M. Herberts Büchern eine Weltanschauung in einer Weise vorgetragen findet, die den willigen ernsten Leser über sich selbst hinaushebt, zu den reinen, verklärenden Höhen des göttlich geoffenbarten Glaubens, in dem alles menschliche Ringen, Kämpfen und Leiden seine Erklärung und seine Krönung findet.[1])

Jeremias Gotthelf.

Von Max Behr-München.

Jeremias Gotthelfs Schriften sind für den Volkspädagogen, den Kunstpsychologen und den Kulturhistoriker eine gleich ergiebige Quelle. Seine Persönlichkeit zu studieren muß jedem eine Freude

[1]) M. H. ist jetzt 47 Jahre alt; in Meisungen im Hessischen geboren, kam sie vor bald 20 Jahren als Gattin des damaligen Hausschatzredakteurs Heinrich Keiter nach Regensburg, wo sie auch heute noch, als Witwe mit zwei Kindern, wohnt und unverdrossen tätig ist. Vor sieben Jahren gab Frl. E. M. Hamann, die bekannte Schriftstellerin in Gößweinstein, ein Bild des Lebens und literarischen Schaffens ihrer Freundin heraus (1899 Stuttgart, Jos. Roth, jetzt München, Allg. Verlagsgesellschaft, brosch. 1 M.); es in durchaus ruhigem, analysierend kritischem, wenn auch warmem Ton gehalten. Wir haben darum hauptsächlich die Bücher M. H.s besprochen, die nach diesem Literaturbild erschienen sind.

sein, der für ursprüngliche Erscheinungen mit ausgeprägtem Charakter empfänglich ist. Dringt man tiefer in seine Werke ein, so findet man nicht etwa, wie man so halb und halb vom Hörensagen her erwartet hatte, den verbauerten Sittenprediger, der bald derb lacht, bald zornig schimpft, immer aber kräftig und etwas engherzig predigt, nicht nur den aufs Praktische und Naheliegende gerichteten, tatkräftigen und energischen Geist — man entdeckt noch viel eher den in Studien und Erfahrungen gereiften Denker, den milden Menschenfreund, dem Güte und Liebe die höchsten Tugenden sind, den verständnisvollen Seelenkenner, kurz, den Weisen und Edlen, die wahrhafte anima naturaliter christiana zum christlichen Mann entwickelt. Eine schöne Seele im schönsten Sinne wohnte in diesem manchmal so derb scheinenden Menschen.

Albert Bitzius — so lautete bekanntlich der bürgerliche Name Gotthelfs — war aus altem Bernerstamm entsprossen. Schon vor Jahrhunderten spielten einzelne seiner Ahnen eine wichtige Rolle in der Republik. Die Bitzius der letzten Generationen waren als reformierte Pfarrherren in fortgesetzte Berührung mit dem Landvolk gekommen. Als Albert am 4. Oktober 1797 geboren ward, war sein Vater Pfarrer in Murten, dem historisch denkwürdigen, altertümlichen Städtchen mit der lieblichen Umgebung und dem sanften See. Die Mutter entstammte einem Geschlechte der Stadt Büren. Sie war eine heitere und liebevolle Frau. Die Erziehung des in jeder Beziehung sehr regsamen Knaben gründete sich auf Liebe ohne auf die Strenge zu verzichten.[1]) 1804 wurde der Vater Pfarrer in Utzenstorf. Hier lernte Albert zuerst ein fruchtbares, stolzes und reiches Berner Bauerndorf kennen. Natürlich war es dem rührigen und praktischen Jungen eine Freude, an der Bewirtschaftung des zum Pfarrhofe gehörenden Felderstreifens teilzunehmen und sich so jene Vertrautheit mit dem landwirtschaftlichen Betriebe anzueignen, die eine Vorbedingung der späteren Anschaulichkeit seiner Schilderungen war. Im 15. Jahre kam Albert auf die Literarschule nach Bern, und nach den zwei Gymnasialjahren trat er in die sog. Akademie ein. Dort waren bezeichnenderweise Mathematik und Physik seine Lieblingsfächer; doch bald warf er sich mit allem Eifer auf geschichtliche und philosophische Studien. Als er bereits sein theologisches Fachstudium abgeschlossen hatte, brachte er noch ein Jahr in Göttingen zu (1821/1822). Daran schloß sich eine größere Reise — so ziemlich die einzige seines Lebens — durch Preußen und Sachsen. Nach seiner Rückkehr war er in Utzenstorf Vikar bis zu des Vaters Tod (1824). Nach weiteren fünf im oberaargauischen Dorfe Herzogenbuchsee zugebrachten Jahren wurde er nach Bern versetzt. Schon hier wandte er seine Aufmerksamkeit dem Armen- und Schulwesen zu, und noch energischer konnte er auf diesen Gebieten wirken, als ihm 1832 die Pfarrei Lützelflüh im Emmental verliehen wurde. Ein Jahr darauf verheiratete er sich mit der Enkelin seines Vorgängers, der Tochter eines Berner Professors, und von nun an verfloß sein Leben äußerlich schlicht und gleichmäßig. Seine Frau war eine jener besonnenen Naturen, die Liebenswürdigkeit mit Klugheit, Zurückhaltung mit inniger Teilnahme zu verbinden wissen und ohne merkbare äußere Anstrengung oft nachhaltige Wirkungen ausüben. Das Glück, das sie ihm brachte, gab, wie Manuel sagt, „dem von jeher heitern und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl tun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidwerte Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zutage treten ließen". Den drei Kindern, die ihm seine Gattin schenkte — es waren zwei Mädchen und ein Knabe — wurde er ein liebevoller, auf die eigentümliche Anlage eines jeden eingehender Erzieher. Darin und in der schriftstellerischen Tätigkeit, in der persönlichen Sorge für die Armenanstalt Trachselwald, in der gewissenhaftesten, verinnerlichten Erfüllung seiner im weitesten Sinne aufgefaßten Berufspflichten ging sein Leben auf. Charakteristisch für ihn sind auch seine täglichen Liebhabereien: die Pflege seiner Blumen und die Fütterung seiner Fische und Hühner. Gern sah er einen engen, vertrauten Kreis um sich; doch als mit seiner steigenden Berühmtheit zahlreiche fremde Besucher, Norddeutsche u. a., bei ihm einkehrten, ward auch ihnen die wohlwollendste und ungezwungenste Gastfreundschaft erwiesen. Allmählich überließ sich Bitzius, der früher so gern leibliche Uebungen getrieben hatte, wohl allzusehr einer gewissen körperlichen Behaglichkeit, und diese mag das Herzleiden (Hypertrophie) noch gefördert haben, das ihm in Verbindung mit anderen krankhaften Zuständen in den letzten Jahren viele Beschwerden machte. Er verschied an einem Sonntag-Morgen, am 22. Oktober 1854, also nicht lange nach seinem 57. Geburtstage. Als man im im Sommer 1855 sein von Dietler gemaltes Oelbildnis im Saale der Burgdorfer Industrieausstellung aufhing, da sammelten sich nach dem Berichte von Manuel besonders die Landleute, um dasselbe, „und viele erinnerten sich bewegt des Geschiedenen".

Jeremias Gotthelfs Charakter war schon in den Knabenjahren in sehr deutlichen Zügen vorgezeichnet. Es wird berichtet, daß er sich frühzeitig Tiere hielt und sie sehr sorgfältig behandelte. Er bewies besonders auch im Umgange mit Altersgenossen eine große Versöhnlichkeit und Gutmütig-

[1]) Ich folge in den sachlichen Angaben im wesentlichen dem sehr reichhaltigen Buche von Dr. E. Manuel. Albert Bitzius. Sein Leben und seine Schriften. (Berlin 1857. J. Springer.)

keit, die keinen Neid kannte. Sehr intereſſant iſt an dem jungen Bitzius ein ſtark entwickeltes Rechtsgefühl, das gerne der Gedrückten ſich annahm. Sein Vater ſagte ihm einmal: „Du nimmſt für jeden Lump Partei.“ Aeußerlich etwas derb und rauh, neigte Albert zu Widerſpruch und Oppoſition. Auch bei elterlichen Befehlen ging es ſelten ohne widerſpenſtiges Brummen ab; dann aber führte er den Auftrag trotzdem getreulich aus. Aus dem ſo gearteten Knaben bildete ſich unter den Einflüſſen des Lebens und zum Teil auch der Studien der Mann, der in tiefem, ungekünſteltem Mitleid und in einſichtiger Güte alle Arten von Armen, Gequälten, Ringenden und Irregeführten in ſein Herz ſchloß, der alle egoiſtiſchen Ausbeuter, alle die windigen Verführer grimmig haßte, die oft einen Schwarm von Grundſätzen und Redensarten, aber keinen Charakter und keine Ueberzeugung beſitzen. Wie ihm aller Schein, alles äußerlich Aufgeklebte und Aufgeputzte, alles Verlogene ohne inneren Gehalt zuwider war, ſo namentlich die Männlein und Weiblein, die mit ein paar Brocken aufgeleſener Bildung prunkten, und die Wirtshausſchreier, die mit fortſchrittlichen Phraſen das unverſtändige Volk am Gängelband führten und ausbeuteten. „Er hält“ — ſo ſagt er ſelbſt von ſich — „alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den Allerniederträchtigſten unter den Niederträchtigen aber den Volksſchmeichler.“ Von hier aus iſt zum Teil auch der „Politiker“ Bitzius zu verſtehen: ſein Hauptzorn richtet ſich gegen die Schmarotzer, die aus Ehrgeiz oder Gewinnſucht ſich um die Fahne der herrſchenden Partei ſcharen. Daß er dabei oft ungerecht verallgemeinert, iſt wohl richtig, ebenſo daß bei den Angriffen auf die Regierung und die neuen Einrichtungen ein wenig Raſonierſucht und Oppoſitionstrieb gegen die Mehrheit und den Zeitgeiſt mitſpielt. Aber ſein konſervativer Sinn beruhte im Grunde auf ſeiner hiſtoriſchen Einſicht. Gerade hiſtoriſch-philoſophiſche Studien hatte er ja mit Vorliebe getrieben; Herders Ideen z. B. hatten einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Er wußte, daß die Weltgeſchichte ihren ſteten und verhältnismäßig langſamen Gang geht, daß in ihr feſte und unveränderliche Geſetze wirken, daß gewaltſame Neuerungen trotz aller enthuſiaſtiſchen Aufnahme an ſich noch keinen dauernden Fortſchritt einleiten können. Dazu ſteckte etwas Adliges in Gotthelf, etwas von Bürger- und Bauernadel, ein Sinn fürs Ehrwürdige und Tüchtige, fürs Solide und „Währſchafte“, für unbefleckte, edle Tradition.

Das alles war in Einklang gebracht mit ſeiner religiöſen Weltanſchauung, die eine chriſtlich-univerſale genannt werden kann. Es ſei zugegeben, daß Gotthelf in der Hereinziehung einer ſichtbaren äußeren Weltregierung in ſeine Erzählungen manchmal zu weit geht, was namentlich künſtleriſch plump wirkt, aber Gottfried Keller hat in ſeinen diesbezüglichen ſcharfen kritiſchen Bemerkungen doch allzuſehr den reinen, demütigen Sinn verkannt, der in den Herrlichkeiten wie in den Schrecken des Irdiſchen die Größe des Allmächtigen anſtaunt. Es iſt auf der einen Seite viel von der freudigen, unendlich liebreichen Gottesverehrung des heiligen Franziskus in der Art Gotthelfs, ſich an Blumen und Tieren, an Bergen und Waſſerfällen, an guten Menſchen und frohen Geſichtern zu freuen. Er ſagt ja auch einmal: „Ich fand mich nie frömmer, als wenn ich ſo recht fröhlich im Gemüte war,“ und wundert ſich an einer anderen Stelle, auf wieviel tauſend Weiſen der Herr ſein Lob bereitet hat „und namentlich auch im Munde unmündiger Kinder, und die haben doch wirklich oft ſeltſame Töne und wunderliche Sangesweiſen“. Auf der anderen Seite ſpürt man einen Hauch von Jobs unverbrüchlicher, geduldiger Ehrfurcht, wenn Gotthelf Waſſerfluten und Gewitterſchäden in lebhafter Ergriffenheit als Mahnungen und Offenbarungen Gottes deutet und darzuſtellen ſucht, „wie reich des Herren lebendig Wort zu jeder Stunde über die Menſchenkinder ſich ergießt“. Wenigſtens Predigerphraſen ſind dies ganz gewiß nicht, ſondern innere Erlebniſſe eines Frommen und eines Dichters. Man wird übrigens einen altteſtamentlichen Zug in Gotthelfs religiöſer Auffaſſung und poetiſcher Darſtellung nicht verkennen, gehörten ja die Propheten zu ſeiner Lieblingslektüre.

Es werden uns von dem Knaben Albert als beſondere Charakteriſtika noch ſeine Rührigkeit und Regſamkeit, ſein tätiges Zugreifen berichtet. Auch der Pfarrer Bitzius hat mehrere Male bei Unglücksfällen, namentlich bei Feuersbrünſten, ſelbſt mit Hand angelegt und oft ſtundenlang an den Rettungsarbeiten ſich beteiligt. Das waren äußere Zeichen eines ſtarken, inneren Tatendranges, und dieſer Aktivitätstrieb löſte ſchließlich auch die Dichterkraft Gotthelfs aus. Die 1830 erfolgte Umwandlung der Berner ariſtokratiſchen Verfaſſung in eine gemäßigt-demokratiſche brachte natürlich die mannigfaltigſten Reformen und Neueinrichtungen mit ſich. Gotthelf, der der neuen Ordnung ja zunächſt ſehr ſympathiſch gegenüberſtand, bemerkte bald manches, was ihm als Irrweg erſchien, und ſeine ſcharfen Beobachtungen und gründlichen Erfahrungen berechtigten ihn zu der Ueberzeugung, daß er imſtande ſei, manchen wertvollen Rat zu erteilen. Aber die Ohren der Maßgebenden öffneten ſich ihm nicht, und jeder halbwegs Energiſche kann es nachfühlen, wie es im Inneren des in vollſter Manneskraft Stehenden gären mußte, als er ohne Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe blieb. In dieſem Zuſtande, der bei einer ſo einheitlichen, feſtgefügten und kraftgeſättigten Natur wohl den ganzen Menſchen aufwühlte, ſetzte ſich das paſſive Dichtervermögen, d. h. die Aufnahmefähigkeit von Auge und Ohr, Geiſt und Gemüt, in ein aktives um. Und wenn

Gotthelf bewußt den Zweck verfolgte, die wahre Lage des Volkes, der Armen, der Schulmeister usf. zu offenbaren und so die Grundlage nutzbringender Reformen zu liefern — unbewußt hatte doch auch der Künstler — der dunkle Drang, von dem Manuel spricht — einen großen Anteil an den so gelassen und behaglich anmutenden Erzählungen Gotthelfs.

Fragt man nun nach den Grundkräften und Elementen der künstlerischen Betätigung von Albert Bitzius, so ist wohl das Ausschlaggebende und Hervorstechendste die scharfe Beobachtungsgabe, die schon an dem regsamen Knaben auffiel. Und das war nicht ein kaltes, äußerliches Schauen, sondern Gotthelf sah sozusagen gleichzeitig mit Auge und Herz, und wenn er kritisierte, so kritisierte er eben fast immer aus Herzenswärme. Eine gewisse Behaglichkeit gehört trotz aller Ausfälle und aller Erbitterung zum Gesamtbilde dieses Dichters, der dann am größten war, wenn er in Ruhe und Freude aufgenommene Eindrücke friedlicher oder komischer Art mit herzhaftem Schmunzeln ausspucken konnte. Selbst die grimmigsten Bemerkungen sind zum großen Teil einer im Grunde zufriedenen Gemütsstimmung entsprungen, und hinter zornigen oder spöttischen Worten sieht man oft vergnügte Augen und ein versöhnliches Gesicht auftauchen. Es kommt hier ein Zipfel von einem Philister zum Vorschein, der dann am meisten schimpft, wenn er sich am wohlsten fühlt. Allerdings ist dieser Philister sehr stark idealisiert. Wo eine so frohe Herzensanlage, eine harmonische, gefestigte Weltanschauung, ein schönes Quantum Verständnis und Liebe für die Erde und ihre Geschöpfe mit einem scharfen Auge und einem empfänglichen Sinn zusammentreffen, da muß ein Humorist entstehen, und Gotthelf war einer. Wohl neigte sein Humor leicht zum Sotirischen, aber seine Satire entbehrte durchaus des Kalten, Blasierten, Aetzenden, etwas Dekadenten, des Hautgoûts; sie war robust, oft voll Teilnahme, in jedem Fall aber voll warmer Menschlichkeit.

Gotthelf war aber noch mehr als ein realistischer Humorist; er war ein natürliches episches Talent, wie es wenige gegeben hat. Die Freude am alltäglichen Geschehen, an der greifbaren Wirklichkeit, ein kindliches Staunen über die Wechselfälle und Ueberraschungen, die der Lauf der Welt mit sich bringt, ein besinnliches, aufmerksames Begleiten dieses Weltganges, dazu eine immer frische Lust zum Erzählen, was braucht es sonst noch viel zum Epiker, falls einer überhaupt der Produktion fähig ist? Die starken Mängel Gotthelfscher Poesie sind eben zum großen Teil Mängel des Epikers, die freilich in unserem Falle wegen der fast absoluten Gleichgültigkeit des Dichters gegen künstlerische Technik besonders ausgeprägt sind. Gotthelf erzählte rein nach Lust und Laune, breit und behaglich, wenn ihn etwas fesselte, rasch andeutend, wofern es sich um ein weniger interessantes, aber unumgängliches Verbindungsstück handelte. Gotthelf hatte außerordentlich wenig Sinn für künstlerische Form und Abrundung, für die Komposition und das innere Gefüge eines Kunstwerkes. Es wird — selbst unter den Schweizern — wenig Dichter geben, die so durch und durch undramatisch sind wie dieser Berner. Dafür aber, welche Fülle von Einzelbildern und Einzelsituationen, und namentlich welche Fülle von Persönlichkeiten, von Gesichtern und Figuren schenkt er uns! Man nannte ihn den deutschen Balzac, und der Vergleich trifft in dieser Beziehung zu, wenn auch Gotthelf nur ein engeres Gebiet beherrscht. Der alte, erfahrene, diplomatische, aber edle und kernige Bauer und der schlimm-schlaue, mißgünstige Parteilsjäger, der plumpe, gutmütige, phlegmatische junge Riese und der kränkliche, verzärtelte, schüchterne Muttersohn, die resolute, redegewandte, „hablige" Bäuerin und die stille, sanfte, leidende Frau, das frische arbeitsfreudige Mädchen und das verdorbene zimperliche Halbfräulein — doch es gehörte ein eigenes Buch dazu, diesen Reichtum, an dem die feine Individualisierung der einander ähnlichen Charaktere der Hauptreiz ist, zu erschöpfen. Hier kommt am köstlichsten die Schärfe und Treue des Gotthelfschen Beobachtungsvermögens zu bildhaftem Ausdruck.

(Schluß folgt.)

Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen.

Bamberg. Die öffentliche Volksbibliothek wurde am 19. Oktober 1904 durch den katholischen Preßverein eröffnet, der namentlich seitens des Vereins vom hl. Karl Borromäus sehr namhafte Unterstützung fand. Bis Ende 1904 wurden an 1142 Entleiher 4907 Bände in 29 Ausleihterminen verausgabt, also 169 im Durchschnitt; das Maximum betrug 270 Bände (am 21. Dez., das Minimum (am 23. Okt.) 82 Bände.

Während des Jahres 1905 entwickelte sich die öffentliche Volksbibliothek stetig. Ende September wurde sie in das Souterrain des neu erbauten katholischen Vereinshauses (Luitpoldsäle) verlegt. Es sind drei Räume vorhanden. Der mittlere dient als Warte- und Ausleihraum; daneben ist der geräumige Bibliothekraum, durch zwei Schalter steht er mit dem Ausleihraum in Verbindung. Die andere Seite dieses letztgenannten Raumes nimmt ein Lesezimmer ein, das im Jahre 1906 eröffnet werden soll.

Die Volksbibliothek ist dreimal wöchentlich dem allgemeinen Besuch geöffnet: Sonntag vormittags 10—12 Uhr, Mittwoch nachmittags 4—7 und Samstag abends 6—8 Uhr. Die Zahl der Ausleihtermine im Jahre 1905 betrug 143. Die Benutzung der 8 Abteilungen umfassenden Volksbibliothek ergibt sich aus folgender Statistik:

	bestehend aus	ausgegeben
Geschichtliches (G)	164 Bänden	414 Bände.
Jugendschriften (J)	545 „	5986 „
Schöne Literatur (L)	230 „	491 „
Naturwissenschaftliches (N)	155 „	337 „
Religiöses (R)	130 „	173 „
Soziales (S)	135 „	20 „
Unterhaltungslektüre (U)	1308 „	12970 „
Zeitschriften (Z)	548 „	5164 „

Demnach wurden im Laufe des Jahres 25555 Bände ausgegeben, was als ein glänzender Erfolg bezeichnet werden muß. Auf jeden Ausleihtermin treffen im Durchschnitt 179 Bände; das Maximum wurde am 15. Februar mit 350 Bänden erreicht, das Minimum sank am 2. Juli auf 64 Bände herab. — Zu bemerken ist, daß die Abteilung „Soziales" erst im Oktober hinzukam.

Seitdem die Bibliothek im neuen Lokal untergebracht war, also im IV. Quartal, wurde sie von 1105 Entleihern benutzt. (Leider konnte aus technischen Gründen die Zahl der Entleiher in den drei ersten Quartalen nicht mehr genau eruiert werden; in runder Summe kann man die Zahl der Benützer der Volksbibliothek im Jahre 1905 auf 2000 anschlagen.)

Was den Lesestoff selber angeht, so wird selbstverständlich das übliche Lesefutter bevorzugt. Karl May, obgleich mehrmals vorhanden, ist fast stets ausgegeben; ebenso die doppelt vorhandenen Romane von Berlepsch. Von den Jugendschriften ziehen am besten Herchenbach und die Bachemschen Erzählungen für Mädchen. Außerdem zählen zu den am meisten vertangten Schriftstellern: Achleitner, Brockel, Ganghofer (von denen Edelweißkönig, Herrgottsschnitzer, Klosterjäger, Laufender Berg, Schloß Hubertus eingestellt sind), Hahn-Hahn, M. Herbert, Paul Keller, Maximilian Schmidt, W. Schott, Sienkiewicz, Jules Verne.

Die Stadtgemeinde hat zum erstenmal einen Beitrag von 150 Mk. gegeben, der hoffentlich künftighin sich erhöhen wird, da die Volksbibliothek höchst wohltätig wirkt.

Da die Volksbibliothek z. Z. nach obiger Uebersicht erst 3215 Bände umfaßt, so ist die Abnutzung eine sehr bedeutende und die Unterhaltung der Bibliothek ziemlich kostspielig. Die Entleihgebühren sind minimal, pro Band und Woche werden 2 Pfennig verlangt, nur die illustrierten Zeitschriften kosten für die erste Woche 5 Pfg.

Es wird das Hauptstreben künftig dahin gehen müssen, den Geschmack der Leser zu veredeln; immerhin ist es ein Gewinn, daß wenigstens einwandfreie Lektüre an die Stelle der Schundschriften tritt.

Im ersten Vierteljahr 1906 wurden an 38 Ausleihetagen bereits 9417 Bände ausgeliehen, durchschnittlich also 248 pro Ausleihetag, die höchste Ausleihe eines Tages betrug 330 Bände, die niedrigste 167 Bände.

Bamberg. Dr. Senger.

Bremen. In dem Jahresbericht pro 1905 der „Lesehalle in Bremen" sind folgende Angaben von allgemeinem Interesse: In den Lesesälen hatte die Besuchsziffer eine bedeutende Steigerung erfahren: 57964 gegen 48638 im Vorjahre. Das günstige Ergebnis wird großenteils der Einrichtung zugeschrieben, daß seit Ende Dezember 1904 den Besuchern Schreibmaterial jeder Art zur Benutzung an Ort und Stelle kostenlos überlassen wird. Es wurden denn auch im Betriebsjahr 1905 6800 Blätter und Bogen Briefpapier, 6025 Briefumschläge und 3625 Postkarten verbraucht. In den Lesesälen liegen 58 Zeitungen (mit Einrechnung der Doppelexemplare 66) und 128 Zeitschriften aus. Von den Besuchern der Lesesäle gehörten 52502 (90,58 %) dem männlichen und 5472 (9,42 %) dem weiblichen Geschlechte an.

Sehr interessant sind die Mitteilungen des Jahresberichtes über die Bücherausleihe. Während der Zeit vom 16. Mai 1902 (Eröffnungstag) bis Mai 1904 hatte die Lesehalle die Bücher unentgeltlich ausgeliehen. Die mißliche finanzielle Lage mochte aber die Einführung einer Jahresgebühr von 1 Mark für Lesekarten pro Jahr bei jedesmaliger Entleihung eines Bandes und von 3 Mark für jedesmalige Entleihung von zwei Bänden notwendig. Während nun im Jahre 1903 insgesamt 8177 und im ersten Drittel des Jahres 1904 insgesamt 6200 Leser von ihren Freikarten Gebrauch gemacht hatten, wurden von Mai 1904 bis 31. Dezember des gleichen Jahres nur 3636 Lesekarten gegen Lesegebühr gelöst und innerhalb des ganzen Jahres 1905 bloß 3214. Allerdings macht sich seit Juli 1905 wieder eine stetige Steigerung der Leserzahl bemerkbar. Dem Rückgang der Leser entsprechend sank auch die Zahl der ausgetiehenen Bücher von 99138 des Vorjahrs auf 89838 des Berichtsjahres. Indes ist auch hier eine anhaltende Steigerung bemerkbar. So verzeichneten die Monate des zweiten Halbjahres 1905 eine ganz bedeutende Steigerung der ausgeliehenen Bücher gegenüber der gleichen Zeit des Jahres 1904. Charakteristisch ist die stärkere Benutzung der belehrenden Literatur seit Einführung des Leihhellers. Sie betrug im Jahresdurchschnitt von 1905 17,13 %. Der Bücherbestand belief sich Ende 1905 auf 14928 Bände, wovon 6337 Bände der belehrenden Literatur angehören. Rechnet man noch den Bücherbestand der kleinen Bibliothek im Volksheim hinzu (1054 Bände, die 2984mal ausgeliehen wurden), so zählt die Bibliothek insgesamt 16012 Bände. Die Gesamtausgaben der Lesehalle betrugen im Berichtsjahre 35079,50 Mk., die Einnahmen bloß 17182,35 Mark. Zur Deckung des Fehlbetrages gingen 15563 Mk. an Geschenken und Legaten ein. Das Vermögen in bar und Wertpapieren betrug am 31. Dezember 1905 nach Abzug von 2334,15 Mk. zur Deckung des Fehlbetrags an Einnahmen insgesamt 175453,10 Mk.

Bonn. Hermann Herz.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Der große Kurfürst. Deutschlands Wiedergeburt im 17. Jahrhundert. Von Dr. Martin Spahn. Mit 1 Karte in Forbendruck, 93 Porträts auf 8 Tafeln, 138 Abbildungen im Text. Geb. 4 M.

Nach dem Programm der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern", von welcher das vorliegende Werk einen Band bildet, lag es in der Absicht des Verf., einen zusammenhängenden Ueberblick zu geben über

„die Wiedergeburt Deutschlands im 17. Jahrhundert". Und wir können sagen, daß Verf. sich Mühe gegeben hat, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Wenn trotzdem das Buch nicht in allen Teilen befriedigt, so liegt die Schuld mehr an dem behandelten Gegenstand als an dem Autor. Der ins Auge gefaßte Zeitraum war zu ausgedehnt und entbehrte auch, vielleicht gerade deshalb, eines einheitlichen Mittelpunktes, einer einheitlichen führenden Persönlichkeit, um welche sich die Ereignisse kristallisieren, und welche hinwiederum die Entwicklung leitet. Dies hat Verf. auch anscheinend selbst sehr wohl gefühlt, wenn anders wir das „Geleitswort" recht verstehen. Endlich ist gerade in diesem Abschnitte die Zahl der wichtigen Ereignisse so groß, daß es ausgeschlossen war, sie auch nur irgendwie ausführlich zu behandeln. So finden wir auch zum größten Teile nur einen „Ueberblick". Gleichsam in bequemem Eilzuge fahren wir durch eine abwechslungsreiche Gegend, die hervorragendsten Punkte und Spitzen fallen uns in die Augen, Berge und Täler, Städte und Dörfer eilen im Fluge an uns vorüber und rufen im Geiste die Erinnerungen wach, die wir bei einem früheren eingehenden Besuche dieser Gegend gewonnen haben.

In fünf Abschnitte teilt der Verfasser seine Arbeit ein. Zuerst zeigt er den allmählichen gänzlichen Verfall der bestehenden Ordnung auf allen Gebieten. Dann lebt deutsches Bewußtsein nach und nach wieder aus den Trümmern auf, zuerst unter den Fürsten, später auch erwacht das Volk. Im vierten Abschnitt sehen wir den Titelhelden in die Geschichte eintreten, noch unklar über die Aufgabe, die ihm bestimmt ist, unschlüssig, nach welcher Seite er sich wenden soll. Nachdem er sich endlich entschieden, mehr durch die Ereignisse geführt als sie führend, bereitet er die große Zeit vor, die Brandenburg und Preußen schon unter seinem Nachfolger einzunehmen berufen war.

Eine bisher wohl kaum erörterte Theorie ist die Ansicht, welche der Verf. vertritt, den Beginn der Wiedergeburt des deutschen Volkes in den Anfang bezw. in die zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges, in das Jahr 1640 zu verlegen, und wir glauben kaum, daß sich alle Geschichtskundigen damit einverstanden erklären werden. — Man kann nicht erwarten, in dem Werke ein vollständiges Bild des großen Kurfürsten zu finden. Dafür mußte der ihm zuzuweisende Raum zu eng bemessen werden. Zudem ist der Charakter dieses letzten und größten Vertreters der Kurfürsten aus dem Hause Brandenburg so schwer zu entziffern, daß auch ein größeres Werk demselben kaum gerecht werden dürfte.

Die Sprache des vorliegenden Werkes ist sehr gewählt, ja man kann sich hier und da des Eindrucks nicht ganz erwehren, als sei auf die Sprache dem Stoffe gegenüber etwas zu viel Gewicht gelegt. Gesuchte Wendungen und Schwulstigkeiten sind nicht immer vermieden. Bei dem offensichtlichen Streben nach prägnanter Kürze konnte es nicht ausbleiben, daß einzelne Wendungen unklar blieben und so leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben. Aus diesem Grunde wird der Laie von dem Werk nur vorsichtig und nicht ohne größere Werke zu Rate zu ziehen, Gebrauch machen können.

Eine sehr große Anzahl guter Illustrationen schmücken den Band: eine Reihe Porträts berühmter und weniger berühmter Männer, die auch mit dem Inhalt oft wenig im Zusammenhang stehen; dann Abbildungen einer Menge der bis jetzt erhaltenen Zeugen damaliger Zeit: Häuser, Kirchen, Gemälde u. dgl. Eine kolorierte Karte orientiert über den Besitz der beiden mächtigsten Fürstenhäuser im eigentlichen Deutschland in dem beschriebenen Zeitraum: der Brandenburger und der Wittelsbacher. Das Buch ist für städtische volkstümliche Bibliotheken, die auch mit einem gebildeten Leserkreis zu rechnen haben, empfehlenswert.

Erfurt. Augustin Kierdorf.

Perlen aus Ida Gräfin Hahn-Hahns Werken. Gesammelt von J. G. Regensburg, Habbel. Brosch. 50 Pfg. 90 S.

Das Büchlein ist eine treffliche Blütenlese aus den Werken der geistvollen Schriftstellerin. Der Herausgeber hat mit großem Geschick gerade solche Stellen auszuheben verstanden, die in den Tageskämpfen der Gegenwart aufs beste apologetisch verwertet werden können. Das Wort aus „Maria Regina": Die Waffen fliegen nicht von selbst jedem in die Hand, sie müssen ausgewählt, ergriffen und geführt werden, hat der Herausgeber für seinen Teil erfüllt. Mögen recht viele fleißige Leser es jetzt ganz erfüllen helfen! Ein Büchlein für die Tasche — zum Gebrauch auf einsamen Spaziergängen und im Eisenbahnwagen.

Bensheim (Hessen). Prof. Lenhart.

Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Mit besonderer Rücksicht auf die reifere Jugend ausgewählt von Heinrich Wagner. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. 334 S. Freiburg i. B. 1905. Herdersche Verlagshandlung. brosch. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Das Buch ist, wie im Untertitel angedeutet, eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz, die vorwiegend für die reifere Jugend ausgewählt sind. Wenn es sohin als Jugendschrift beurteilt werden muß, so gilt es, lediglich die Frage zu beantworten, ob die getroffene Auswahl und Anordnung dem Verständnis und Interesse jugendlicher Leser entspricht. Denn darüber braucht kein Wort mehr verloren zu werden, „daß die Lektüre der Stolzschen Schriften", wie der Herausgeber bemerkt, „eine Quelle des reinsten und edelsten Genusses für Geist und Gemüt, aber auch des reichsten Nutzens für die Seele bildet." Was nun den fraglichen Punkt anbelangt, so muß anerkannt werden, daß die Anlage des Buches eine reiche Kenntnis der Werke des großen Volksschriftstellers und viel pädagogisches Geschick verrät. Die ausgewählten Stücke sind für Leser im Alter von 14 bis 18 Jahren durchaus verständlich und interessant, und die Anordnung der einzelnen Stücke in drei Hauptgruppen — „Gott", „Der Mensch und seine ewige Bestimmung", „Die Natur" — macht das Buch sehr geeignet zur Verwendung beim Unterrichte. Da auch die Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, so haben wir es mit einem erstklassigen Jugendbuche zu tun. Es sollte in keiner Jugendbücherei fehlen; insbesondere dürfte es für die Schülerbibliotheken der Gymnasien, Lehrerseminare, Präparandien und auch für die Büchereien von Jünglings-, Lehrlings- und Gesellenvereinen eine sehr willkommene Bereicherung sein.

Das Buch befriedigt auch jeden Erwachsenen. Das ist uns einerseits die sicherste Gewähr für den Wert des Buches als Jugendschrift; anderseits dürfte es für manche erwachsene Leser ein Sporn sein, nach mehr von solcher Geisteskost zu genießen, den ganzen Alban Stolz zu lesen, wie er in der billigen Volksausgabe und deren Einzelbänden verhältnismäßig leicht zugänglich ist.

Wittlich. Josef Antz.

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Kathalizismus der Gegenwart. Von Arthur Achleitner. Zweiter Band: Der Stadtpfarrer. 8°. VIII u. 445 S. Geh. 4 M., gebd. 5 M. Mainz 1905. Kirchheim & Co.

„Als Kulturroman und Romankunstwerk gehört Achleitners »Gregorius Sturmfried« zu den besten belletristischen Schöpfungen des Jahres." So eine Zeitungsrezension taut „Waschzettel". Wie ein Kritiker auch bei noch so viel Selbstverleugnung so ein Urteil abgeben konn, ist unerfindlich. Kulturskizzen kann man die recht lose aneinondergereihten Skizzen ous dem Seelsorgerleben des Stodtpfarrers Gregorius Sturmfried allenfalls noch nennen. Da, wo sie sich on bessere Quellen anlehnen, wie bei der Wiedergobe des Vortrags des Stadtpfarrers, weisen sie auch einen onnehmbaren Stil ouf. Im übrigen ist aber Stil und Diktion überous oberflächlich und nochlässig behandelt, von Wortbildungen, wie „des Kathalizismuses" oder „Ausfindungmachung", von grammatischen Fehlern wie S. 392 und Ausdrücken wie: „narmal gelagerter Fall", „es stehe zu erworten beoor", „mit der Fortschrittspartei wor es Essig", „er dankte ouf aptischem Wege" gonz zu schweigen. Und ein „Romankunstwerk" soll erst gar das Buch sein? Abgesehen von obigen Praben fehlt dem Werke dazu alles. Wenn jemals der Vorwurf völlig unkünstlerischer Tendenzschriftstellerei berechtigt war, dann ist es hier der Fall. Den Achleitner, der die Gebirgswelt seiner Heimat so fesselnd zu schildern weiß, kennt man hier kaum mehr wieder. „Gregorius Sturmfried" ist wahl eines von den Büchern, die A., wie er einmal selbst sogte, für Kotholiken geschrieben, und die er deshalb auch nach van einem Franziskaner hat revidieren lossen. Gewiß, Gregarius Sturmfried ist ein würdiger, tüchtiger, im besten Sinne maderner Pfarrer, der dem Kathalizismus über die Grenzen seiner Pforrei hinous Ehre macht und es meisterhaft versteht, auch die moderne Welt wieder kathalischem Gloubensleben näher zu bringen. In den schwierigsten Fällen der Seelsorge weiß er ebenso sicher das Richtige zu treffen wie in der Beurteilung der aktuellsten Zeitfragen. Religiöser und politischer Kathalizismus, Kirche und Kultur, Autorität und Freiheit, politische Tätigkeit der Geistlichen, Antrag May in Bayern, Konfessionelle Studentenkorporationen, Katholische Presse u. a. m. werden in eingehender Disputation behandelt und zwar in einer Ausführlichkeit, daß man bisweilen meint, eine Tageszeilung vor sich zu haben. Zum guten Schluß wird Gregorius Sturmfried ouch noch zum Doktor der Theologie promoviert, und es wirkt fast komisch, wenn da der Promotionsritus lateinisch und deutsch wirdergegeben wird. Selbst mehrere Thesen hören wir Gregarius glänzend verteidigen. So nützlich die in dem Buche gegebene Apologie des kathalischen Priestertums erscheinen kann, vom literorischen Standpunkte ist es unmöglich, das Buch onzuerkennen. Ein inneres Werden sehen wir nicht. Ein Bedingtsein der Geschehnisse durch die innere Entwicklung der Personen, vor allem des Helden selbst, ist nirgendwo zu merken. Kurzum: Achleitner hat eine bestimmte Tendenz, nimmt olle möglichen Zeitfragen, die zu dieser Tendenz in Beziehung stehen, selbst in Zeitungsousschnitten (vgl. die Reden von Hochschulrektoren zur Frage der konfessionellen Studentenkorporotionen S. 241 u. 242) zu Hülfe, läßt seinen Helden dann der Reihe nach olle Fragen in Angriff nehmen, dann aber freilich auch alle in gewondtester Disputation erledigen. So etwas kann auf literorischen Wert wirklich keinen Anspruch machen, so gut gemeint es auch sein mag. Da ist doch ein „Lawinenpforrer" oder auch „Slöffele", ja selbst der „Eiskaplan" Achleitners trotz mancher Schwächen eine bessere Kost.

Godesberg. Gottfried Rohr.

Krauskopf. Roman von Hermonn Wette. Drittes Buch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1905.

Die Vorzüge und Schwächen dieses breit angelegten Romons habe ich schon bei der Anzeige der beiden ersten Bände hervorgehaben. Im dritten Bond, der uns die akodemischen Studien und die Begründung einer Lebensstellung des Helden erzählt, überwiegen stark die Schwächen gegenüber der behaglichen, gemütreichen Erzählerkunst Wettes. Wette ist hier noch mehr „Krauskopf" als in den beiden ersten Bänden. Wahrheit und Irrtum, gesunde und ganz kronkhafte Anschauungen, Milde und scharfes, liebloses Urteilen, religiöse Wärme und dogmenloses Christentum sind da zusommengebrout, und es wird dem Leser wirklich bang für das „Krausköpfchen", das sich immer mehr zum „Wirrköpfchen" entwickelt. Wenn wir schon bei den beiden ersten Bänden davor warnten, den Rat des Kunstwortes zu befolgen und katholisches Leben des Westens unseres Vaterlandes aus Krauskopf zu studirren, so kann mon nach der Lektüre des dritten Bandes diesen Rot nur wiederholen. Wer will z. B. leugnen, daß in manchen katholischen Studentenkorporationen Schwächen zu finden sind? Dos Bild Wettes aber, das nur Schwäche und Schwächlichkeit zur Darstellung bringt, ist einseitig und darum tendenziös. Aehnliches gilt ouch von den Klostergeschichten Wettes. — Künstlerisch fällt die breitspurige Schilderung Wettes auch mehr und mehr ob — in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Stolberg. Dr. Franz Kousmann.

Der Volksverächter. Historischer Roman von Hans Eschelbach. Köln 1906, Albert Ahn. 680 S. Preis 5,— M.

Die Froge, ob historische Stoffe oder solche der Gegenwart sich zur künstlerischen Bearbeitung besser eignen, wird nicht von allen Aesthetikern in gleicher Weise beonlwortet. Wir finden auf der einen Seite eine ungerechte Geringschätzung des geschichtlichen Romans, ouf der anderen Seite unbegründete Ueberschätzung desselben. Darin aber herrscht Uebereinstimmung, daß die Vergongenheit das volle Recht hat auf jede Art poetischer Verwertung, nachdem die größten Dichter, vorzüglich die Klassiker und Romantiker, geschichtliche Themata behondelt hoben. Auch ist es offenbar, daß historische Stoffe beim Schriftsteller eine größere Mühe und tiefere Kenntnisse verlangen. Während die Bearbeitung maderner Stoffe nur die Kenntnis des menschlichen Lebens und das Verständnis für die Natur voraussetzt, erfordert der historische Stoff ein tiefgehrndes kultur-historisches Wissen, ein gelehrtes Studium, dessen der Autor nicht entraten kann, wenn er dir Zeit- und Ortsverhältnisse richtig dorstellen will. Eschelbach hat sicher zu seinem in der Makkobäerzeit spielenden Roman die umfossendsten Forschungen gemacht. Die Theologie des Alten Bundes, die Archäologie des jüdischen Kultus und die Kultur- und Sittenverhältnisse des Volkes sind durchous richtig dargestellt, ohne daß diese gelehrten Dinge das Kunstwerk belasten und einen lehrhaften Charakter tragen. Auch die Verwertung der Hl. Schrift, deren prophetische Bücher oft zitiert werden, entspricht dem Wesen des Volkes, bei

dem die heiligen Bücher auch im täglichen Leben und in der Unterhaltung oft herangezogen wurden. — Es ist dem Dichter gelungen, die gewaltige Zeit der jüdischen Befreiungskriege anschaulich zu schildern. Seine Dichtung ist von dem Geiste jener Epoche durchdrungen. Daß sich fremde Züge, Auffassungen und Ideen einer späteren Zeit hineinmischen, ist kein Fehler. Selbst den größten Künstlern gelang es niemals, längst vergangene Zeiten vollkommen richtig zu zeichnen und die Personen ganz dem damals herrschenden Zeitgeiste konform zu gestalten. So ist Goethes Iphigenie mehr eine christliche Heilige als eine griechische Priesterin; ihr Charakter ist nicht denkbar zwischen den starren und gefühllosen Gö termächten, die Menschenopfer verlangen und einen alten Fluch durch ganze Geschlechter fortwirken lassen. In ähnlicher Weise hat Eschelbach seine Electra idealisiert; sie ist ein erhabenes Bild weiblicher Hoheit und Seelenstärke. Nur fällt mir auf, daß zwischen der Electra, wie sie uns im Anfang entgegentritt, und der Heroin, als die sie später erscheint, um sich für Judas zu opfern und mit ihm zu sterben, kein Zusammenhang besteht. Ihr Charakter ist nicht psychologisch entwickelt. Eschelbach ist eben der geborene Romantiker, der die scharfen psychologischen Konsequenzen nicht immer zieht. Er kann mit dem Zauberstab der Phantasie Bilder einer versunkenen Welt vor unser geistiges Auge rücken; wir fühlen die Hand des Künstlers, der uns nach den lichten Höhen des Ideals führt, aber wir vermissen zuweilen die Schärfe der Charakterzeichnung. Auch den König Antiochus Epiphanes, den grausamen Tyrannen, hatte ich mir anders vorgestellt. Weiterhin möchte ich beanstanden, daß bei der Erzählung unwichtiger, ja nebensächlicher Ereignisse zu lange verweilt wird; so sind der Brand des Hauses Heliodors und die Szene, in welcher Electra sich im Garten verbirgt und von den Essäern vergebens gesucht wird, meines Erachtens über Gebühr weit ausgesponnen. Vereinzelt schrickt der Autor auch vor offenbaren Unwahrscheinlichkeiten und psychologischen Unmöglichkeiten nicht zurück.

Der Zweck des Romanes ist, an Judas zu zeigen, daß die Liebe zu Religion und Vaterland allen anderen Gefühlen und Wünschen vorgeht, daß die Liebe zu dem griechischen Mädchen dem Gehorsam gegen das Gesetz seines Glaubens geopfert werden muß; und Electra soll uns ein Weib verkörpern, das stark genug ist, auf den Besitz des geliebten Mannes zu verzichten, weil sie ihn für eine höhere Aufgabe, nämlich die Befreiung seines Vaterlandes, berufen sieht. Dieser doppelte Zweck ist erreicht.

Das Buch gehört in jede Borromäusbibliothek. Als Jugendlektüre ist es nicht geeignet, nicht als ob moralische Bedenken vorliegen, sondern weil die Jugend die hier behandelten Probleme noch nicht versteht. Von Sinnlichkeit ist keine Spur darin; vielmehr bietet es eine schöne Apologie unseres Glaubens in dem ergreifenden Hinweis auf den kommenden Erlöser. Auch Frauen, werden es gern lesen. So hat mir eine gebildete Dame, die ich um ihr Urteil über den „Volksverächter" bat, ihre größte Begeisterung dafür ausgesprochen.

Westercappeln. B. Stein.

„Wo geht es hin"? Von Hermine Villinger, Erzählungen. Stuttgart, A. Bonz & Co., 1906. 254 S. Brosch. 2,40 M.

Ihren zahlreichen schönen und liebenswürdig geschriebenen Bändchen (vergl. unsere Skizze über sie im vor. Jahrgang) hat die badische Dichterin ein neues mit obigem Titel angereiht; derselbe Fluß der Sprache, derselbe leichte anmutige Humor, dieselbe gemütvolle Darstellungsweise in prächtig hingezeichneten Menschen- und Frauentypen. Wie durch ein Guckfensterlein schauen wir ihrem Tun und Treiben zu; und diesmal geht es nicht bloß heiter und fröhlich zu, sondern tief ernst, ja unversöhnlich klingt gleich die erste Erzählung aus. Möge die biedere Schwarzwälderin immer mehr Freundinnen bei uns finden!

Altingen. Hermann Binder.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Butzon und Bercker, Kevelaer. 54. Bändchen: Elensteen M. von, Wellen des Lebens. 94 Seiten. Preis 0,30 Mk.

Die bekannte Verfasserin bietet unter dem obigen Titel zehn ansprechende Novellen. Es sind: Der Wohltäter, Pietät, Müde, Preisgekrönt, Kirchhofsszenen, Wohltätig, Anna-Liese, Goldene Freiheit, Alte Liebe, Die Testamentsklausel. Manche erheben sich über den Wert der Durchschnittsware; namentlich sind „Preisgekrönt" und „Kirchhofsszenen" recht empfehlenswert.

Odenkirchen. Joh. Nüßgens.

55. Bändchen. Die Feindin ihres Glückes. Collet Fr. Originalroman. 112 S. 0,30 Mk.

Um in den Mittelpunkt eines glanzvollen Lebens eintreten zu können, unterdrückt Meta Winter das aufkeimende Gefühl der Liebe zum Direktor ihres Vaters und reicht dem Grafen Dornick ihre Hand. Doch wenige Stunden nach der Hochzeit mußte sie schon einsehen, daß sie sich verkauft hat; der Graf hat es auf ihr Vermögen abgesehen, um damit seine Finanzen zu ordnen. Der Roman, der in die heutigen Verhältnisse gut hineinpaßt, ist flott und spannend erzählt; die einzelnen Persönlichkeiten und Vorkommnisse sind klar dargestellt. Als Unterhaltungslektüre empfohlen.

Odenkirchen. Joh. Thelen.

Heldenjugend. Von Boegle, S. J. 1. Bändchen 198 Seiten. 2. Bändchen 186 Seiten. Preis jedes Bändchens 1,50 M. Münster i. W. Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).

In vorliegendem Bändchen werden der Jugend Lebensbilder von katholischen Jünglingen geboten, die durch ein auf heroischem Glaubensmute gegründetes Tugend- und Sittenleben sich auszeichnen. Weil die Vorbilder den letzten Jahrzehnten angehören, gewinnen sie an Interesse. Die Auswahl bekundet, daß der Verfasser vorab daran gedacht hat, der studierenden Jugend Ideale zu geben, die ihr auf der gefahrvollen Bahn des Lebens Schützer und Leiter sein können. Auch den Jünglingen des Volkes würden diese Biographien als erbauende Lektüre dienen, wenn sie nicht so viele Fremdwörter enthielten. Der Stil ist nicht einwandfrei.

Jugendschriften-Kommission des Katholischen Lehrerverbandes Rheinland. G. Bremenkamp.

Volksbücherei. Graz, Styria. Bd. 21—33.

Bd. 21. Deutsche Volksbücher. Bearbeitet von Gustav Schwab. Doktor Faustus. 90 Pfg.
„ 22. Gedichte (Auswahl) und die Judenbuche von Annette v. Droste-Hülshoff. 90 Pfg.
„ 23. Wilhelm Tell von Fried. Schiller. 90 Pfg.

Bd. 24. Hochlands-Novellen von G. Frhr. v. Dyherrn. 1,50 M.
„ 25. Zwischen Himmel und Erde. Aus dem Regen in die Traufe von Otto Ludwig. 1,80 M.
„ 26. Künstlergeschichten. 90 Pfg.
„ 27. Bilder aus den Kriegszeiten Tirols von Alois Flir. 1,30 M.
„ 28. Der Wilddieb. Malhubers Reiseabenteuer. B. Gerstäcker. 1,30 M.
„ 29. Agnes von Paltenthal von Hans Wiesing. 1,30 M.
„ 30. Ben Hur von L. Wallace. 2,70 M.
„ 31. Zwischen Lech und Inn. Erzählungen, Volkssagen und Schilderungen von J. F. Lentner. 90 Pfg.
„ 32. Der Vogt von Sylt. Erzählung von Theodor Mügge. 1,30 M.
„ 33. Erasmus Tattenbach. Hist. Roman von F. J. Proschko. 1,30 M.

Der geringe uns zur Verfügung stehende Raum gestattet keine Besprechung der einzelnen Bände vorliegender Bücherserie, zumal der Inhalt von Bd. 22, 23, 25, 28 schon früher in den Borr.-Bl. besprochen wurde. Bisweilen fallen allerdings gelegentlich einzelne Bände nach besonders rezensiert werden. Die Sammlung als Ganzes kann zur Anschaffung für sämtliche Vollsbibliotheken bestens empfohlen werden.

Bonn. Hermann Herz.

Seine Majestät. Novellen von Isabella Kaiser. Stuttgart 1905. J. G. Cottasche Buchhandlung. 185 S. M. 2,50 (3,50).

Vor einigen Jahren ließ die in Beckenried am Vierwaldstätter See lebende Dichterin im obigen Verlage eine Novellensammlung „Wenn die Sonne untergeht" erscheinen (2,50 [3,50]). Das war ein liebes, frauenhaftes, temperamentvolles Buch, etwas lebensfremd zwar und schwärmerisch, aber kostbar in seiner rücksichtslosen Güte. Die neue Sammlung stellt im Vergleich zu der allen etwas wie einen Uebergang dar, und ich gebe Fräulein Hamann recht, die einmal äußerte, das Beste von Is. Kaiser hätten wir noch zu erwarten. Mehr und mehr sättigt und ergänzt sich die anregende subjektive Art durch sichere Lebensbeobachtung und Lebensgestallung. Auch der Stil reift aus französischem Elan, der in unserer Mutlersprache oft wie Rhetarik wirkt — die Dichterin schrieb nämlich zuerst französisch — zu deutscher Selbstgenügsamkeit und Ruhe. Allerdings ist noch manche tote Wortdekoration, manches gemachte, unfeine Bild, viel Flickwerk in der Führung der Erzählung zu beklagen. Konventionelle Banalitäten, die manchmal fast komisch wirken, und romanhafte Aeußerlichkeiten sallen vermieden sein; hierher gehört das Augen öffnende Christusbild (Der Herr Pfarrer), namentlich aber die Schicksalsgeschichte van der Spinne, die nach dazu den versuchten Gattenmord der Frau weder wirksam zu motivieren noch künstlerisch zu sühnen versteht. Das liebenswürdige Märchen von dem Tiernarren Simplizius ist nicht sehr originell. Abishag ist lyrisch zerflossen, manches andere noch zu handlungs- und erfindungsarm. Alles aber wohrt sich die Würde künstlerischen Strebens und erzwingt sich schon dadurch Achtung und Liebe. In der ersten Novelle „Der Lanzigbub" zeigt sich die Dichterkrast in der starken Stimmung von Höhenluft und Höhenfreiheit. Sie leilet am besten die Geschichten van Seiner Majestät dem Tode — übrigens auch ein französischer Titel — ein. Am ursprünglichsten ist Krieg: die prächtige, anschauliche und ziemlich knappe Geschichl von der Stute, die vom Füllen weg in die Schlacht geholl wird und todwund heimkehrt; ähnlich packend und mit schönem, gemäßigtem Pathos ist der Tad des kleinen Tambours Cadette geschildert, wenn ich nicht irre, eine der hinreißenden Episoden aus dem französischen Raman Vive le roi! Mehr in der Art der ersten Sammlung erzählt die Navelle „Trümmer" von der wunderbaren Barmherzigkeit einer jungen Frau und Mutter, die in elenden Hütten elende Kinder stillt. — Da wird einem das Wort van der „tläglichen Herde, die da leidet und nach den Höhen des Mitleids strebt", (S. 123) verständlich. — Meines Erachtens ist das sympalhische und ast großzügige Buch städtischen Volksbibliotheken warm zu empfehlen (trotz der eigenartigen Stellung, welche die Dichterin einen an und für sich ganz sympalhisch gezeichneten, kathalischen Pfarrer bezüglich der Beerdigung eines Selbstmörders einnehmen läßt, und ohne daß es auch schan Jugendlektüre wäre. Die Redaktion).

München. Max Behr.

Die Frauenbichler. Eine Tiroler Geschichte von Reimmichl. Brixen 1905. Preßvereins-Buchhandlung. 354 S. M. 2,— (3.—).

Der Bauer zum Frauenbichl hat auf Veranlassung seiner pralestantischen Sommerfeischler, eines Pastors und eines Advokaten aus Weimar, das Liebfrauenbild über seiner Hauslür entfernl — trotz der Tränen seiner Frau Zilla. Die Jünger des Salans äußern gesprächsweise ihre Freude über den erzielten Fartschrilt. Kurz darouf erschlägt ein Gewitter dem Frauenbichler sechs Rinder. Er geht ein paar Tage verstört umher, quält die jammernde Zilla auf unmotiviert liebloſe Weise, tröstet sich aber, als ihm die Fremden in wohlüberlegter Absicht Schwärme von Gästen, natürlich Protestanten, anlocken. Im Beisein dieser mißhandelt er an einem Sonntagmargen, als sich der Pastor eben eine Predigt auf dem Frauenbichl gestattet hat, seine Frau mit wiederum wenig motivierter Roheit — zur großen Befriedigung des Advokaten, dem Zilla seine Gelüste auf ähnliche Weise ausgetrieben hatte. Es kommt indessen wieder zur Versöhnung, die Frau stellt sogar ihr Vermögen zur Verfügung, als der Mann sich von den überaus tückisch vorgehenden Fremden zu einem Restaurationsbau größeren Stils verleiten läßt. Natürlich gerät der Bauer bald in Geldschwierigkeilen, und jetzt rücken Pastar und Advokat mit den Geldern zur Unterstützung bedürftiger Glaubensbrüder heraus, aber der Frauenbichter braust auf, zumal da sich der Advokat eine Bemerkung gegen Zilla erlaubt, und man hat Mühe, den Schaden vor der Abreise wieder gut zu machen. Als die Geldnot immer höher steigl, läßt sich Jörg zu einer Reise nach Weimar herbei, wird schmeichlerisch aufgenommen, behutsam bearbeitet, und schließlich vollenden eine kakette Witwe und ein Darlehen von 40000 M. das Teufelswerk. Bei seiner Rückkehr wirft der lutherische Frauenbichler auf einen leeren Verdocht hin die treue Frau aus dem Hause. Aber damit beginnt erst recht der Verfall des Gutes. Das flaue Geschäfl, der drohende Ruin, die allgemeine Verachtung, der Tad eines Kindes, die reumütige Sehnsucht nach Zilla machen den Verlassenen mürbe, der gütige Zuspruch des atten kathalischen Pfarrers zeigt ihm die Rückkehr — kurz, Jörg trotzt der Erbitterung seiner Gläubiger und wird wieder katholisch. Ein reicher Vetter der Zilla, ein Amerikaner, entreißt bei der Versteigerung im letzten Augenblick den Lutherischen die Beute, und schließlich

Digitized by Google

wird auch Jörg, der sich weit weg im Oberland als Holzknecht verdingt hat, zu seiner verzeihenden Frau zurückgerufen.

Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe gewesen, die Los von Rom-Bewegung in Tirol künstlerisch zu bewältigen, und einem richtigen Gestalter hätte selbst ein gutes Stück katholisch-tirolischer Tendenz kaum viel geschodet, aber Reimmichl hat sich die Sache doch unverantwortlich leicht gemacht. Wie fein hätte sich das allmähliche Abbröckeln der religiösen Ueberzeugung an einem lauen Kathotiken aufzeigen lassen! Die Entfernung des Muttergottesbildes wäre an und für sich ein ganz guter Anfang. Auch das Motiv des Restaurationsbaues ist brauchbar und lebenswahr. Aber daraus durfte doch nicht eine plumpe, hastige, äußerliche Zweck-Schriftstellerei werden, die nur durch ein paar gute Witze und hie und da durch einen Ausdruck Tiroler Heimatfreude und Frömmigkeit erträglich wird. Doch selbst die Frömmigkeit wirkt oft nur als technische Hülfe, nicht als seelische Aeußerung. Wie sentimental reden manchmal die Erwachsenen, wie gemacht naiv die Kinder! Die Handlung ist im großen und ganzen gewaltsam und oberflächlich weitergeführt, ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit und Konsequenz. Kaum die Hauptperson zeigt etwas wie einen Umriß von Charakter, die Gegenspieter sind lutherische ††† Jesuiten nach berühmten Mustern. Hoffentlich wendet sich der manchmal so frische Autor von diesen bequemen, ausgetretenen Wegen bald wieder ab.

München. Max Behr.

Das Marienkind. Von Franz von Seeburg. Für die reife Jugend. 10. Auflage. Regensburg, Friedrich Pustet, 1906. 536 S. Pr. 3,30, geb. 4,70 M.

Eine merkwürdige Geschichte, die heute noch ebensoviele Tränen aus den Augen gemütvoller Leser hervorlockt wie vor 30 Jahren, als das Buch anfing, bekannt zu werden. Ueber den Inhalt läßt sich kurz folgendes sagen: Josephine, das Töchterchen eines kleinen Beamten, wird wegen ihrer innigen Liebe zur ht. Jungfrau Maria nicht nur zu Hause und in ihrer Heimat, sondern auch in dem Institut zu München Marienkind genannt. Ihr Leben ist das einer Heiligen Nach Beendigung ihrer Institutsjahre kommt sie nach Arras in die Famitie einer vornehmen Herrschaft als Erzieherin, nachdem sie kurze Zeit in einem oberbayerischen Gutshofe die gleiche Stelle eingenommen hatte. Ihre Tätigkeit ist mit vielen Schwierigkeiten und mißlichen Umständen verknüpft. Am bittersten ist für das Marienkind Josephine der Unglaube, der im Hause ihrer Herrschaft regiert. Nach vielen Bemühungen gelingt es ihr, die glaubenslose Atmosphäre mehr und mehr zu verdrängen. Besonders Henri, der Bruder der Dame des Hauses, wird auf den Weg des Glaubens durch Josephine zurückgelenkt. Noch in einer dritten Stelle wirkt Josephine nicht nur als Lehrerin adeliger Kinder, sondern auch als Missionärin, die in bescheidener, aber erfolgreicher Form apostolische Dienste verrichtet. Die Erzählung schließt mit der Schilderung der Hochzeit von Josephine und Henri. — Eine Bereicherung unserer Literatur bildet Das Marienkind nicht. Der Verfasser verfällt sehr häufig in den Ton der Erbauungsbücher und Postillen, verwendet ganze Seiten auf das Ausmalen einer einzigen Gemütsbewegung und erweckt in dem Leser gleich auf den ersten Blättern den wohlberechtigten Argwohn, er wolle das Vorbild eines jungen Mädchens zeichnen, wie es sich in allen Lagen des Lebens, auch bei Angriffen auf die jungfräuliche Zucht und Sittsamkeit zu benehmea habe, sodaß oft genug die Erzählung zum Relief wird für die Vorlesung über den guten Ton. Das umfangreiche Buch (XVI und 536) hätte durch einige unbarmherzige Kürzungen nichts verloren. Rührend altmodisch sind die Ankündigungen des Verfassers über das, „was jetzt kommt"; z. B. S. 35: „Der Verlauf unserer auf Tatsachen gegründeten Erzählung wird uns ein ernstes, ein sehr ernstes Bild unserer gesellschaftlichen Zustände in den einzelnen Kreisen derselben zeigen." Oder (S. 264): „Die Vorführung dieses entarteten Kindes wird das Gemüt des Lesers oft recht unangenehm berühren, allein wir können und wollen dieses Unbehagen nicht ersparen. Wir hätten vielleicht Anstand genommen usw. usw."

Seeburgs Stil ist nicht unhübsch, aber auch nicht vorbildlich; er wird oft bis zur Ermüdung breit. Sehr gut ist die seelische Wandlung Henris vom Wettmann in des Wortes übler Bedeutung zum echten christlichen und katholischen Mann gezeichnet. Allen Institutsschülerinnen vom 14. Jahre an und allen Damen sei das Buch mit seinen Vorzügen und — mit seinen vielen rührsamen Stellen empfohlen!

Nürnberg. Georg Albert.

Vermischtes.

Dr. Philipp Huppert †.

Am 19. April dieses Jahres verstarb in Cöln Dr. Philipp Huppert, Redakteur an der Kölnischen Volkszeitung. Der Verstorbene, geb. am 7. April 1857 zu Sauer-Schwabenheim bei Mainz, wurde am 22. Oktober 1896 in den Vorstand (nach dem neuen Vereinsstatut: in die Mitgliederversammlung) des Vereins vom hl. Karl Borromäus gewählt. Obschon er damals noch Rektor des Bischöflichen Konvikts in Bensheim a. d. Bergstraße war, gehörte er sofort zu jenen Vorstandsmitgliedern, die sich am regelmäßigsten zu den Vorstands- bezw. — seit 1900 — zu Mitgliederversammlungen einfanden.

An dem zeitgemäßen Ausbau des Vereins hat Dr. Huppert sehr eifrig mitgearbeitet und den großen Kenntnissen des Verstorbenen auf dem Gebiete der volkstümlichen Bibliothekbewegung verdankt er manche Anregung. So war Dr. Huppert an der Umgestaltung der Borromäus-Blätter in ihre jetzige Form in hervorragender Weise beteiligt. Im Jahre 1899 erschien von ihm im Vertage von J. P. Bachem in Cöln die auch jetzt noch sehr lesenswerte Schrift „Oeffentliche Lesehallen", unseres Wissens die erste eingehendere Schrift auf kathotischer Seite über die moderne Lesehallen-Bewegung. Die Freunde der volkstümlichen Bibliothek-Bewegung werden daher den so frühen Tod des trefflichen Mannes schmerzlich empfinden und dem Dahingeschiedenen stets ein dankbares Andenken bewahren. R. I. P. Die Redaktion.

Bücherserien für Volksbibliotheken.

Zusammengestellt aus dem Katalog des Borromäusvereins von der Redaktion der Borromäusblätter. Die Preise gelten nur für die Angehörigen des Borromäusvereins und nur für den Bezug durch den Verein.

Die mit * versehenen Nummern eignen sich auch für Jugendbüchereien.

Serie I.

*Achleitner, Arthur, Der Lawinenpfarrer	1,00
*Alberdingk-Thym, Dirck Dirksohn Bommer	0,80
Aurbacher, Ludw., Ein Volksbüchlein . .	0,55
* „ „ Gesammelte größere Erzählungen	1,20
Aus Vergangenheit und Gegenwart Bd. 29—31. Kerner, Geschichten vom Rhein	0,60
*Buot, Marg., Das Geheimnis der Mutter	1,60
* „ „ Die Kirchfahrerin	1,00
* „ „ Die Stiefkinder	1,35
Dickens, Charles, Ausgewählte Erzählungen. (Aschendorff, Münster)	1,90
Dickens, Charles, David Copperfield (ebenda)	2,15
Dirkink, J. v., Die beiden Brune	2,00
Eschelbach, Hans, Im Moor	0,80
„ „ Die beiden Merks. . .	0,70
*Grimmelshausen, Simplizius Simplizissimus. (Aschendorff Sammlung auserl. W. d. L.)	1,15
Habberton, John. Helenes Kinderchen. Anderer Leute Kinder	0,70
Keller, Paul, Die Heimat	2,70
*Kümmel, Konrad, Auf der Sonnenseite . .	1,70
Lambrecht, Nanny, Was im Venn geschah. (Hauptsächlich für Rheinland.)	1,60
Ludwig, Otto, Zwischen Himmel und Erde. Die Heitheretei	0,70
Manzoni, Aless., Die Verlobten.	0,80
Summa . .	25,00

Serie II.

Bazin René, Aus ganzer Seele.	2,35
*Coloma, P. L., Verrechnet	1,00
Dickens, Charles, Die Pickwickier	3,80
Hahn-Hahn, Maria Regina	3,00
„ „ Doralice	3,00
Herbert, M., Aglaë.	1,70
„ „ Alessandro Botticelli	1,20
„ „ Ein Buch der Güte	2,35
*Lingen, E., In den Ardennen	2,00
„ „ Roswitha	2,00
„ „ Aus Dorf und Stadt	2,00
*Paschali, Grenzkapitain Bernhard	1,60
Plebanus, Plusquamperfectum (Hauptsächlich für Bewohner der Rheinprovinz geeignet)	1,40
Schmidt, Max, Hancicka.	1,20
„ „ Der Reismüller ꝛc. . . .	1,20
„ „ Starnberger See-Geschichten, Band I	1,20
„ „ Starnberger See-Geschichten, Band II.	1,20
Sienkiewicz, Mit Feuer und Schwert, übersetzt von R. Eitlinger. (Bzg. Einf.) 2 Bde.	6,70
*Trautmann, Frz., Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern	3,00
Wichner, Aus der Mappe eines Volksfreundes	1,35
Summa . .	40,25

Serie III.

Jugendbücherei.

Andersens, Märchen. Uebers. v. P. Klaiber	2,00
Aurbacher, Büchlein für die Jugend . . .	1,00
Bachems Jugenderzählungen, 13. Bdchn. . . .	0,85
„ „ 17. „ . . .	0,85
„ „ 24. „ . . .	0,85
Bennet, John, Der kleine Sänger von Stratford.	3,35
Fleuriot, Zenaide, Die Erlebnisse eines Hühnchens	1,20
Görres, Guido, Schön Röslein. Ein Märchen	1,50
„ „ Das Weihnachtskripplein ꝛc. .	1,50
„ „ Der hürnen Siegfried. . .	1,50
Harten, Angelika, Zur Sonnwendzeit . . .	2,00
Hecher, Jos., Diellinde, Trozza	0,95
Jugendblätter, begr. v. Js. Braun, Jhrg. 1902	4,00
„ „ „ „ „ „ 1903	4,00
„ „ „ „ „ „ 1904	4,00
„ „ „ „ „ „ 1905	4,00
Kerner, H., Johann Reuschs Abenteuer . .	1,70
Seidel, Heinrich, Wintermärchen in 2 Bde. geb.	6,40
Volks- und Jugendschriften. Ausgew. v. Dr. O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff. Märchen, Sagen, Erz., Fabeln von Gellert, Hey, Reinick und Schwab, Bd. 31—35. .	0,70
„ Bd. 36—40.	0,70
Summa . .	43,05

Lokalpresse und Volkserziehung.

In Nr. 13 Jhrg. III. brachte die „Allgemeine Rundschau", herausgegeben von Dr. Kausen, die wir ihrer vielen hochaktuellen, mit großer Sachkenntnis geschriebenen Artikel wegen wärmstens empfehlen, einen Aufsatz „Zur Stellung der Zentrumskleinpresse" von Richard Richardy. Darin werden die maßgebenden Kreise aufgefordert, das Niveau der Kleinpresse dadurch zu heben, daß sie für einen gediegenen und interessanten Lesestoff in den Lokalblättern Sorge trügen. Vor allem wird eine Hebung des belletristischen Teiles verlangt, dann wird gefordert, daß durch gute Beiträge über Heimatgeschichte, apologetische und sozialpolitische Themata schriftstellerisch veranlagte Geistliche und Laien dem Volke in der Lokalpresse guten Lesestoff bieten sollten. Wir weisen auf diese Ausführungen der Allgemeinen Rundschau deswegen hin, weil eine in diesem Sinne redigierte Lokalpresse dem Volke die Kolportageliteratur gründlich verleidet und es für ernstere, lehr- und genußreiche Buchlektüre fähig macht. Es ist unser Wunsch, daß die Leser der Borromäus-Blätter Zeit und Mühe nicht sparen mögen, in dieser Weise an der Hebung unserer Lokalpresse mitzuarbeiten. Die Redaktion.

Vortragsskizzen und Material für Reden über die Massenverbreitung guter Volksliteratur, über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen, sowie über den Borromäusverein können die Leser unserer Zeitschrift jederzeit **gratis** von der „Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus in Bonn, Münsterplatz 10", beziehen. Die Redaktion.

Den verehrlichen Lesern der Borromäus-Blätter teilen wir mit, daß wir ihnen zur Gewinnung neuer Abonnenten gern Probehefte unserer Zeitschrift auf Verlangen gratis zustellen, solange der Vorrat ausreicht. Möchten namentlich die Herrn Geschäftsführer und Vorstände der Borromäusvereine eifrig Abonnenten für die Borromäus-Blätter werben; denn in jedem Leser der Borromäusblätter erhalten sie einen eifrigen und sachverständigen Förderer ihres Borromäusvereins.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Zur Abwehr und Richtigstellung. Die Februarnummer der Barramäus-Blätter enthielten eine Abhandlung zur Jugendschriftenbewegung von Joseph Antz, betitelt: „Zur Reform der Jugendlektüre," in welcher auch der Jugendschriften-Kommissionen des Katholischen Lehrerverbandes gedacht wurde. Nachdem Verfasser unter anderem behauptet, es fehle auf katholischer Seite „vor allem an planmäßiger Agitation", fährt er fort: „Zwar bestehen ja die Jugendschriften-Kommissionen des »Katholischen Lehrerverbandes«, aber ich verspreche mir von ihrer Werbearbeit nicht sehr großen Erfolg. Da diese Organisation eine Nachahmung der »Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse« ist, so fehlt die innere Kraft selbsteigener Ideen, auf die das siegesgewisse Draufgehen, das rücksichtslose »Sich-ins-Zeug-legen« der liberalen Organisation zurückzuführen ist." Eine solch abfällige Kritik kann nur der fällen, welcher von der 15jährigen emsigen Arbeit der Jugendschriften-Kommissionen des Katholischen Lehrerverbandes keine Ahnung hat. Eine kleine Umschau in den Veröffentlichungen des Katholischen Lehrerverbandes und ein aufmerksames Durchlesen der Beschlüsse der Generalversammlungen hätten Herrn Antz gezeigt, daß die Jugendschriften-Kommissionen des Katholischen Lehrerverbandes den Ruhmestitel „Nachbeter der Hamburger" für sich nicht in Anspruch nehmen dürfen, vielmehr nach „selbsteigenen" Grundsätzen arbeiten und daß seine Vorschläge zur Werbearbeit auf katholischer Seite vom Katholischen Lehrerverband schon längst verwirklicht worden sind. Wir sind fest überzeugt, Herr Antz würde seinen praktischen Erörterungen den besten Nachdruck verleihen, wenn er als katholischer Lehrer seine reformatorische Kraft in den Dienst unserer guten Sache stellte und als Verbandsmitglied bei der Lösung der so überaus wichtigen Jugendschriftenfrage hilfreiche Hand leistete. — Ungerechte Beurteilung unserer mühsamen Arbeiten, wie oben angeführte, müssen wir uns aber ganz entschieden verbitten.

Die Jugendschriftenkommission
des Katholischen Lehrerverbandes, Provinz Rheinland.

Entgegnung. Die vorstehenden Ausführungen können mich durchaus nicht von der Unhaltbarkeit meiner Behauptungen überzeugen. Eine eingehende Auseinandersetzung halte ich daher für überflüssig. Ich habe nichts zurückzunehmen, verweise aber nochmals auf die in meinem Aufsatze enthaltene Begründung meiner Behauptungen. Jos. Antz

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 52.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20 % Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 X14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Soeben erschien im Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck:

6. Auflage

des durch Approbationen und Empfehlungen vieler hochw. Kirchenfürsten Oesterreichs, Deutschlands und der Schweiz beehrten und in katholischen Blättern als vorzüglich anerkannten

Lehrbuches der Kirchengeschichte

für Mittelschulen und zum Selbstunterricht. Von P. **Meinrad (Alois) Bader** O. Cist. XVIII und 303 Seiten in 8°. Broschiert K 1.60 — M. 1.60, in Schulband K 2.— — M. 2.—.

An mehreren Lehranstalten der preuß. Rheinprovinz ist **Bader's Kirchengeschichte** neu eingeführt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Puchas Dr. Franz, Die Soldaten des Jesukindes.

Neue Folge. Eine Sammlung der für das Werk der heiligen Kindheit Jesu in der Diözese Seckau vom Jahre 1886 bis 1905 veröffentlichten Kindergeschichten. Zirka 200 Seiten. 16°. Preis geb. Mk. 1.—.

Das Büchlein enthält zehn Kindergeschichten, welche im Laufe der Jahre einzeln erschienen und an die Mitglieder und Freunde des Vereines verteilt wurden. — Die erste, 1884 herausgegebene Sammlung dieser Vereinsgeschichten wurde in ganz Oesterreich und Deutschland so gern gelesen, daß die hohe Auflage seit längerer Zeit vollständig vergriffen ist. Wir sind überzeugt, daß klein und groß wieder mit Freuden nach diesem neuen Büchlein greifen und dasselbe wiederum dem Jesukinde und seinem Vereine viele junge Soldaten zuführen wird. Die ausgewählten Erzählungen sind reizend, die Ausstattung des Büchleins gut, der Preis billig.

Verlag Ulr. Moser's Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz.

3. Jahrgang. Nr. 9. Juni 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Die Kunst in der Jugendschrift. Von Dr. J. B. Ensch. — Jeremias Gotthelf. Von Max Behr. (Schluß.) — Paul Heyse. Von B. Stein. — Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen. — Wissenswertes über Katholische Volksbibliotheken. Von H. Singer. — Rezensionen.

Die Kunst in der Jugendschrift.

Von Dr. J. B. Ensch-Esch an der Alzette.

Die Jugendschrift soll belehren und unterhalten. Mit diesen paar Worten ausgerüstet, betreten die Eltern den Kaufladen und lassen sich ganze Stöße von bunten und nicht bunten Büchern herbeischleppen, schauen mit wichtigtuender Gleichgiltigkeit auf den Titel und die Ausstattung des Werkes, erfragen den Preis und sind glücklich, wenn sie dem hoffnungsvollen Sohne oder der blühenden Tochter ein schönes Buch gekauft haben. Und die Lehrer oder Geistlichen empfehlen alle Bücher, wovon es in der Beurteilung heißt, daß sie nicht gegen Glauben und Sitten verstoßen, daß sie etwas für die liebe Jugend sind, woraus sie Nutzen für Leib und Seele schöpfen kann. Die schönen Phrasen der oft oberflächlichen Anzeigekritiken sind also maßgebend in einer so wichtigen Sache. Wenn das Buch nur unterhält, belehrt, dann ist es gut. Als ob das genügte? Das Jugendbuch ist doch kein Spielzeug! Wie ängstlich sind alle Erwachsene darum besorgt, daß das Kind sich unterhalte! Unterhält es sich nicht genug? Vielleicht zuviel. Ja, man muß ihm noch ein unterhaltendes Buch bringen! Und auch belehrt muß es werden, daß ihm immer das Beispiel der Tugend vor den Augen leuchte. Sehen wir uns diese Unterhaltung und Belehrung des näheren an.

Was für einen Zweck soll denn die Unterhaltung durch die Jugendschrift haben? Man kann darunter nur eine geistige Unterhaltung verstehen. Als Spiel kann doch die Lektüre nicht betrachtet werden, dafür sind die zahlreichen Spiele und Ergötzungen im Freien da. Es soll also die Jugendschrift den Geist unterhalten. Ist dies notwendig! Braucht der vielgeplagte Geist des Kindes eine Unterhaltung nach der Schulzeit? Mich dünkt, die beste Erholung des Geistes bestehe darin, daß das Kind alle Bücher zu Hause liegen lasse und durch freudiges Spiel und arbeitlose Zeit seine Geisteskräfte ruhig sich stärken lasse. Also zur bloßen Unterhaltung hat das Kind keine Jugendschrift nötig. Wie, wenn aber die Natur des Kindes die Unterhaltung gebieterisch verlangte? Untersuchen wir, was die Natur des Kindes fordert. In ihr äußert sich ein doppeltes Begehren. Das Kind sucht nach neuen, unbekannten Gebieten, worein sein flatterhafter Geist Ausflüge unternehmen kann, mit anderen Worten, nach Stoffen, die ihm neu sind: es will die Stoffgier befriedigen. Es ist das ein Trieb, der, wie mancher andere, seiner

Menſchennatur anhaftet und in der Erziehung ſogar nützlich ſein kann, der aber bei der Lektüre bekämpft werden muß, ſoll er nicht die Leſewut großzüchten. In dem Kinde liegt ein anderer, edlerer Trieb verborgen, der lange Zeit von niemand beachtet wurde, als ſeien die Erzieher mit Blindheit geſchlagen geweſen. Es iſt die Sehnſucht nach der Schönheit, dem himmliſchhohen Ideal, das Gott ſelber in das menſchliche Herz geſenkt hat. Denn das Urbild der Schönheit hat in ſeinem Ebenbilde den göttlichen Funken niedergelegt, und was ſoll er anders da als brennen? Es iſt eine merkwürdige Tatſache! Lektüre zur Unterhaltung, zur Befriedigung der Stoffgier, wurde dem Kinde zu allen Zeiten geboten; Lektüre zur Befriedigung ſeines Schönheitsſinnes reicht ihm erſt das zwanzigſte Jahrhundert.

Nun die wichtige Belehrung durch die Jugendſchrift. Was verſteht man hierunter? Wäre es eine Belehrung in dem Sinne, daß das Kind außerhalb der Schule das Gebiet ſeiner Kenntniſſe durch Lektüre zu erweitern ſtrebte, dann wäre es wohl nicht ſo ſchlimm. Wenn wir aber mit prüfender Hand an die Belehrung durch die Jugendſchrift herantreten, zerfällt ſie in Staub, wie ein alter Leichnam. Belehrung wird aufgefaßt im Sinne von Belehrung durch eine moraliſierende Erzählung, nicht etwa, wie ein mit der Jugendlektüre nicht Vertrauter denken könnte, im Sinne von Belehrung durch wiſſenſchaftlichen Stoff. Nicht Wiſſenſchaft, ſondern Moral heißt die den Kindern gereichte Nahrung. Angeregt durch das Beiſpiel der Helden ſeines Buches ſoll das leſende Kind ſich erbauen an den feſten Tugenden, damit es im ſittlichen Kampfe wacker kämpfe und den Sieg davontrage. Das war das Ideal der Jugendſchriftſteller alter Richtung, und leider leben auch heute noch Schriftſteller, welche, getreu dieſen Grundſätzen, dem Buchhandel immer neue moraliſierende Jugendgeſchichten zuführen. Damit das gute brave Kind auch etwas in der Jugendſchrift finde, das es noch weiter zum Guten anſporne, werden alle guten Perſonen der Jugendbücher durch allerlei günſtige, oft bei den Haaren herbeigezogenen Zufälle zum Glücke getrieben; alle Charaktere werden ſo zugeſchnitten, daß der Gute reichlich für ſeine Tugenden belohnt wird. Dagegen erntet der Böſe, was er geſäet hat: das Unglück begräbt ihn. Wie wird alſo das Leben in dieſen Jugendſchriften geſchildert? Es iſt ein fingiertes Leben, das unmöglich iſt, das nicht gelebt werden kann, das nur geſchehen kann dadurch, daß die Charaktere verzerrt werden oder Zufälle helfend eingreifen müſſen. Zwei Beiſpiele ſollen uns klar machen, wie falſch oft das Leben geſchildert wird. Vor mir liegt Band IV der ſämtlichen Werke Chriſtophs von Schmid. Aufs Geratewohl ſchlage ich eine Erzählung auf: Die zwei Brüder. Der Vater der Brüder, ein armer Tagwerker, möchte dem Herrn Lehrer ein Geſchenk zum Geburtstage machen, hat aber kein Geld. Nun hatte ein reicher Engländer beim Herrn der Glashütte ein koſtbares Glas beſtellt mit den drei Buchſtaben A B C. Es trifft ſich natürlich, daß der Engländer das Glas abbeſtellt. Dieſes iſt aber fertiggeſtellt, und wie der Glashüttenherr mit ſeiner Frau über die Sache ſpricht, treten gerade die zwei Brüder ein. Nun entwickelt ſich folgendes Geſpräch:

Herr von Flint: „Was fange ich nun mit dem herrlichen Glaſe an? Es kann mir nun zehn Jahre daſtehen, bis jemand kommt, auf den die drei Anfangsbuchſtaben paſſen."

„Es ſind gerade die erſten drei Buchſtaben im A B C," ſagte der kleine Johannes.

„Das iſt eben recht einfältig," ſprach Herr Flint, „ich möchte das Glas in Stücke ſchlagen."

„Ei," ſagte Johannes, „ſchenken Sie es lieber mir! Ich will Ihnen dafür den ganzen Sommer hindurch die Erdbeeren und Himbeeren umſonſt liefern und ſo das ſchöne Glas abverdienen!"

„Biſt du toll, Knabe?" rief der Herr. „Ein ſo koſtbares Glas taugt nicht in deine arme Hütte."

„Ich wünſchte das ſchöne Glas nicht für mich zu haben," ſagte Johannes. „Ich würde es unſerem Herrn Lehrer zu ſeinem Geburtstage verehren."

„Du meinſt wohl," ſprach Herr Flint, „weil ihm das A B C, das er den Bauernkindern einprägen muß, ſo viel zu ſchaffen macht?"

„Nein," ſprach Johannes, „nicht deswegen, ſondern weil die drei Buchſtaben A B C gerade die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens ſind. Er heißt Auguſt Benedikt Chriſtlieb."

„Das iſt ein herrlicher Einfall von dem Knaben," rief die Frau und klatſchte in die Hände. „Schenke ihm alſo das Glas. Er iſt ein ſehr verſtändiger, wackerer Knabe."

Die fünf Zufälle und das Unwahrſcheinliche am Geſpräche leuchten ſofort heraus. Ein anderes Beiſpiel aus derſelben Erzählung: Chriſtoph von Schmid will uns zeigen,

wie die Schule geführt werden soll. Daher wird uns erzählt, daß der Herr der Glashütte, Herr von Flint, durch den tätigen Betrieb seiner Fabrik seinen Reichtum vermehrt und sich das Schloß Waldau gekauft hat. Er richtet seine Aufmerksamkeit besonders auf die Schule. Und nun folgen zwei Kapitel über die Schule. Im dritten Kapitel werden uns die Brüder als Schüler vorgeführt, und im vierten Kapitel wird uns die Schulprüfung dargestellt. Dabei läßt Christoph von Schmid uns vom Herrn Pfarrer und vom Herrn von Flint ausführlich erzählen, wie es in einer guten christlichen Schule hergehen soll.

Ist das Leben? Ist das Kunst? Gewiß nicht. Denn das Wesen der Kunst ist Wahrheit und Schönheit. Wahrheit in der Darstellung des Lebens will sagen: der Dichter muß Charaktere entwerfen, die aus dem lebenden Menschenvolk gegriffen sind. Ein Gefühl in unserem Innern muß uns zurufen, indem wir die vom Dichter geschaffenen Gestalten anschauen: Das ist einer, dem ich schon begegnet bin, solche Menschen gibt es! — Das ist aber nur das erste. Ein Charakter gleicht dem Samenkorne, das birgt in seiner Reife die Pflanze und die Frucht, die notwendigerweise aus ihm hervorwachsen. In einem Charakter liegt ein Schicksal. Nicht ohne Grund sprachen die Alten von der Macht der Notwendigkeit im Leben. Was im Charakter schlummert, steht auf und wächst unter Mitwirkung des freien Willens und äußerer Umstände. Darstellen, wie diese notwendige Abwickelung verläuft, ist dichterische Kunst. Allerlei Inkonsequenzen einem menschlichen Leben anhängen, allerlei sonderbare Zufälle zu Hilfe rufen, das ist wertlose Mache. Der Schriftsteller muß sich also an das halten, was aus einem gedichteten Charakter fließen muß. — Das ist die zweite Forderung. — Das Leben der Personen muß so dargestellt werden, daß es wie ein breiter Strom vor unserem geistigen Auge vorüberrauscht, in gleichmäßigem Flusse dem Ziele der Darstellung zustrebend. Die Belehrung ist nicht etwas, das von vornherein in die Erzählung gelegt wird und sie beeinflussen kann. Also nicht mit der Absicht, die Jugend zu belehren, darf der Erzähler sein Werk beginnen, die Charaktere nicht mit diesem vorgefaßten Gedanken aufbauen wollen: ein Kunstwerk kennt keine Belehrung, und doch ergibt sich aus seiner Betrachtung das Ewig-Wahre, wodurch dem Menschen die Lehre von selbst, wie eine Mahnung aus einer anderen Welt, entgegentritt. Wenn L. Wallace uns seinen Helden Ben Hur in den Hain der Daphne führt, wo die üppige Natur und das Gesetz des Ortes — zwanglose Liebe — zur Sinnlichkeit locken, und der Held im Gedanken an eine andere, höhere Liebe dem Orte enteilt, ohne zu genießen, so erstrahlt uns aus seinem Handeln eine Lehre, welche uns mächtiger ergreift, als wenn der Dichter uns lange Tiraden über die Weltflucht in den Mund seiner Helden legte. Das ist nicht gewollte Belehrung durch die Kunst. Nicht dadurch lehrt ein Buch die Tugend, daß es bloß zeigt, wie der Gute siegt, wie der Böse unterliegt, denn lange wirkt ein solches Buch nicht nach. Ist einmal das Alter überschritten, worin die Kinder noch mit unschuldigem Sinne die Welt anschauen, dann sehen sie es ein, wie wenig Gehalt in ihren Büchern war. Sie greifen bald verdrießlich nach anderen Büchern und nennen die früheren dumme Geschichten. Warum? Darüber haben sich wohl die Jugendlichen noch nicht ausgesprochen, da sie mit Worten das nicht ausdrücken können, was sie fühlen. Sie merken eben den Abstand, der zwischen der wirklichen Welt und der Welt ihrer Bücher liegt. Sie empfinden es, daß sie trotz harter Seelenschulung nicht leben können wie die von ihnen jahrelang bewunderten Helden; sie haben die steile Wand erklettert und sind jämmerlich in den tiefen Abgrund zurückgefallen. Nicht daß es ihnen an innerer sittlicher Kraft gefehlt hätte; im Gegenteil, sie sind auf schwanker Leiter über die wirkliche Welt hinausgeklommen, als wollten sie den Himmel ersteigen, bis die Flügel unter der Glut der Sonne schmolzen und sie den Ikarus-Sturz in die Tiefe taten. Darauf ist die Nüchternheit gefolgt, und sie, die so hungrig waren nach guter Speise, essen nur mehr gewöhnliches Brot. Hätten ihnen die Bücher der Kinderjahre Menschen gezeichnet, dann wären sie auf der Menschenhöhe geblieben.

Menschen hervorbringen kann nur, wer aus der Brust heraus gestaltet. Aus dem Innern heraus, gehorchend der gebieterischen Gestaltungskraft, zeugt der Dichter. Der erste Zweck des Kunstwerks ist seine Ursache; nur darum entsteht das Kunstwerk, weil

es in der Seele des Dichters schon geschaffen liegt; es hat nur den Zweck, die schaffende Seele von dem Geschaffenen zu entlasten, damit sie ihr Gebilde in der Objektivität anschauen könne. Jeder andere Zweck des Kunstwerks kommt von außen und wird erst dem Kunstwerk angehängt und erwächst erst nachträglich aus der vollendeten Gestaltung. Selber der Dichter schaut nach der Schöpfung sein Werk anders an, als er es angesehen, da es noch in seiner Seele verborgen lag, so daß selber der Zweck, den der Dichter ihm außer dem der Gestaltung beilegen würde, nur ein Phantasiegebilde sein kann. Der Dichter vergißt dann seine anfängliche Stimmung und zeigt, daß er das Kunstwerk mit den Augen derjenigen anschaut, die es objektiv betrachten. Von dem objektiven Anschauen zur subjektiven Deutung ist nur ein Schritt. Es ist ein ganz anderer als der von der subjektiven Anschauung zur objektiven Gestaltung.

Was ist nun zu tun angesichts der neuen Forderung, dem ästhetisch Schönen den ihm gebührenden Platz einzuräumen?

Die alten Jugendschriften haben sich meistens überlebt. Sehr viele Namen bekannter Jugendschriftsteller sind veraltet, um nichts Schlimmeres zu sagen. Die herbe Kritik der letzten Jahre hat sie arg mitgenommen und sie so zerzaust, daß es einem oft wirklich leid um sie tat. Warum sollte es einem auch nicht leid tun? Waren doch viele derselben traute Gefährten unserer Jugendjahre. Und doch hilft das ihnen nicht. Wir müssen viele verbannen. Sie sind altehrwürdige Männer, deren Meinung einstmals heilig galt, die es heute aber nicht mehr sein kann. Daß sie nicht lauter Schundwerke geschrieben, wird uns noch die Kritik enthüllen: sie wird noch manche volle Aehre aus den tauben aufgreifen. Aber die Klugheit gebietet uns, mehr nach dem Neuen Umschau zu halten. Die Rezensionen der neueren Zeit sagen einem, was eigentlich an den Jugendschriften wertvoll ist. Es ist ein Glück, daß wir eine Kritik der Jugendschriften besitzen: so werden die besten Werke bekannt, und die anderen gehen unter. Es entsteht eine Literatur für das Kind. Denn auch das Kind soll teil haben an dem besten Gute der Nation. Nicht Eintagswerte, sondern Ewigkeitswerte sollen ihm geboten werden. Fällt es uns doch nicht ein, den Erwachsenen Wertloses lesen zu lassen; weshalb sollte es das Kind? Dieses ist der Obhut der Erwachsenen anvertraut, und es ist ihre heilige Pflicht, ihm nur das Beste zu reichen.

Jeremias Gotthelf.

Von Max Behr-München.

(Schluß.)

In den Werken echter Dichter, zumal der Erzähler, steckt immer ein Stück Autobiographie. Auf Aeußerlichkeiten kommt es dabei natürlich weniger an, viel mehr auf die innere Entwicklung. So spiegelt sich auch in den Hauptgestalten der ersten größeren Werke Gotthelfs sein damaliger Seelenzustand. 1837 erschien zu Burgdorf der „Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben." 1838 und 1839 kamen zu Bern in zwei Bänden die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" heraus. Bitzius schrieb selbst an einen vertrauten Freund: „Jeremias und Käser (der Schulmeister) sind unterdrückte Naturen. Der eine schlägt sich frei und der andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers." Der „Bauernspiegel" ist die in autobiographischer Form erzählte Geschichte eines armen Jungen, eines Gemeindekindes, in der die mannigfachsten Seiten des ländlichen Lebens gestreift werden. Manuel und Ferd. Vetter haben schon darauf hingewiesen, daß diese Schrift gleichsam ein Programm ist, und daß in ihr die wichtigsten der späteren Bücher in nuce enthalten sind. „Miaßli" ist auf dem großväterlichen Gute der verhätschelte Liebling der Großmutter und auch der anderen, rauheren Familienmitglieder. Als sein wortkarger, etwas gedrückter Vater ein Pachtgut übernimmt, wird er von dem Besitzer, einem alten, schlauen, gewissenlosen Fuchs, absichtlich dem Ruin zugetrieben, und nach seinem, durch einen fallenden Baum herbeigeführten Tode stecken Gläubiger, Schätzer, Advokat usf. unter einer Decke, um die Frau, eine leichtsinnige Krämerstochter, um möglichst viel Hab und Gut zu bringen. Den Miaßli teilt die Gemeinde einem Bauern als „Kindemeitschi" (Kindermädchen) zu. Er wird mit seinem jungen, liebesuchenden Herzen von den boshaften, verzogenen Kindern und ihren unvernünftigen Eltern weidlich gequält. Hier gibt sich auch Gelegenheit, die sehr primitiven Schulverhältnisse (vor 1830) humorvoll zu schildern. Infolge der lieblosen Behandlung über-

kruſtet ſich der gute, weiche Kern in Mlaßlis Herzen allmählich, und als ihn gar ein altes, liederliches, zigeunerndes Ehepaar zu ſich nimmt, wird er ein regelrechter Straßenjunge, der nicht bloß bettelt, ſondern auch ſtiehlt, ohne freilich zu wiſſen, was er tut. Nach zwei Jahren kriegt die Gemeinde doch „einen Einfall", und Jeremias kommt wieder zu braven Leuten, wo er namentlich dem ſorgtichen Mareili, der jungen Frau, in ſtiller Verehrung zugelan iſt. Als Knecht wird er von einem ſchlauen, gleißneriſchen Bauern tüchtig ausgebeutet. Die nun folgende Epiſode der Liebe zu Anneli, der Sünde und ihrer Folgen gehört zu dem Ergreifendſten, was Gotthelf geſchrieben hat. Er wollte damit die ſittliche Gefährlichkeit des Kiltganges darſtellen, d. h. der allgemein verbreiteten und von ihm immer wieder erwähnten Sitte, daß die Mädchen nächtlicherweile ihre Liebhaber in ihre Schlafkammer, den Gaden, einließen, wobei übrigens nach ſeiner Verſicherung nur in Ausnahmefällen eine unmoraliſche Abſicht vorhanden war. Der Tod Annelis bei der Geburt des Kindes gibt außerdem noch Gelegenheit zu einer ſcharfen Anklage gegen gewiſſentoſe Aerzte. Jeremias aber wird — und das iſt ein ſehr wahr anmutender Zug — ein wüſter Raufbold, der ſich an den Menſchen für ſein Unglück zu rächen ſucht. Von jetzt an fällt das Buch ziemlich ſtark ab. Der Held wird ſchweizeriſcher Soldat in Dienſten der franzöſiſchen Majeſtät und findet hier endlich in der Perſon eines alten Hauptmanns einen erfahrenen, väterlichen Freund und Berater, der aus dem Rekruten einen Mann macht und der vielgeprüften Seele Einſicht in den Zuſammenhang der irdiſchen und himmliſchen Dinge verſchafft. Jeremias kehrt in die Heimat zurück, beerbt nach allerlei weiteren Mißgeſchicken ſeinen Freund, und das Ergebnis ſeiner Erfahrungen und Mühſale iſt ſchließtich, daß er ſich in einem Wirtshauſe niedertäßt, die Wirtskinder vor Verwahrloſung zu ſchützen und den Bauern Verſtand beizubringen ſucht, und daß er nebenbei als „der ehrtiche Jeremias Gotthelf, dem Gott geholfen und der in wahren chriſtlichen Treuen auch andern helfen möchte," ſeine Lebensgeſchichte niederſchreibt. Das iſt echte Gotthelfſche Beſcheidung, die ihre Hauptkraft nicht in äußeren Erfolgen und Gülern, ſondern in der inneren Zufriedenheit und Herzensruhe ſucht und findet.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters" kommen vielleicht für die nächſtliegenden Intereſſen dieſer Zeitſchrift weniger in Betracht, da ſie ihrer Abſicht und zum Teil auch ihrer Ausführung nach eine nähere Erörterung des ſchon im „Bauernſpiegel" geſtreiften Zuſtandes der Schule und der Lage der Schullehrer vor und nach 1830 bieten. Zudem hätte es wenig Sinn, bei jedem einzelnen Werke eine ausführliche Inhaltsangabe zu geben, denn bei Gotthelf kommt es im ganzen weniger auf den ineinandergreifenden Gang der Handlung — hier greift er meiſt zu recht äußerlichen Mitteln — als auf die Ausmalung einzelner Verhältniſſe und Charaktere an. Faſt mehr noch als im Charakter des Jeremias im „Bauernſpieget" liegt im Charakter Peters etwas vom Simpliziſſimus-Typ. Peter, eines kümmerlichen Bäuerleins Sohn, zieht frühzeitig auf eigene Fauſt in die Welt und erreicht mit einer Art bornierter Energie nach Beſiegung der verſchiedenſten Widerſtände, darunter namentlich ſeiner verhältnismäßigen Unwiſſenheil, ſein Ziel, Lehrer zu werden. Wie er nun als ſelbſtändiger, junger Schullehrer ſich zum großtueriſchen Laffen entwickelt, der ſeinen bäuertichen Altersgenoſſen alle Untugenden, das nächtliche Kiltgehen und das Sauſen nachmacht, wie er ſich damit bei ihnen in Reſpekt zu ſetzen glaubt, während ſie den gutmütigen Prahlhans nur ausbeuten und mit dem leichtgläubigen Eſel die derbſten Späſſe treiben, wie ſchtießlich der in jeder Hinſicht Ahnungsloſe, von liſtigen, liederlichen Weibern ins Netz getockt, zum öffentlichen Spott der ganzen Gemeinde und in ihr unmöglich wird — das erinnert unmittelbar an den Geiſt des Simpliziſſimus. Der zweite Band enthält zunächſt die köſtliche Schilderung der aufkeimenden Liebe zu Mädeli und im weiteren Verlaufe die ganze tragi-komiſche Idylle einer armen, kindergeſegneten Schulmeiſterfamilie. Wunderbar zart ſteht das geplagte, kluge, geduldige Mädeli in der dürftigen Umgebung. Man wird überhaupt finden, daß viele Mädchen- und Frauengeſtalten bei Gotthelf — wohl unter dem Einfluß ſeiner eigenen Gattin — mit einer ganz beſonderen innigen Verehrung und mit duftiger, keuſcher Wärme gezeichnet ſind. Mareili und Anneli aus dem „Bauernſpiegel" gehören auch hierher. Merkwürdig iſt nur, daß Bitzius gleich bei ſeinen erſten Verſuchen ſo ſichere und runde Charaktere, ſo anſchauliche Situationen zu geſtalten wußte. Er war allerdings ſchon 40 Jahre alt, als er zu ſchreiben anfing.

Zwiſchen die beiden erſten größeren Bücher fällt die Gelegenheitsſchrift „Die Waſſernot im Emmenthat am 13. Auguſt 1837". Es iſt faſt eine Art ethiſch-religiöſer Hymnus in Proſa, in dem die großartigen Natureindrücke des gewattigen Gewitters und der lobenden Emme, dazu der Jammer der Menſchen ſich zu einem Pſalm auf die mahnende und ſtrafende Macht Gottes verdichten. Die „Waſſernot" iſt gleichſam das lyriſche Dokument in Gotthelfs Schaffen. In einer Reihe der nächſtfolgenden kleineren Werke offenbart ſich ein ſeltſamer phantaſtiſcher Zug, der nie recht rein zur Geſtaltung kommt. Die Schrift „Wie fünf Mädchen im Branntwein umkommen" (1839) iſt doch zu ſehr auf den moratiſchen Zweck hin geſchrieben, und wenn auch in dem düſteren Bilde viel Packendes und

Lebenswahres ſteckt, das Ende einzelner Mädchen — eine z. B. ſtürzt betrunken in den Waſchkeſſel — erinnert doch ſo ſehr an Moritatenekkte. Da kommt in „Dursli der Branntweinſäufer“ (1839), der nach ſeiner Naturanlage optimiſtiſche Dichter weit beſſer zur Geltung. Dursti kehrt am Weihnachtsmorgen zerknirſchten Herzens in ſein verlottertes Hausweſen, zu ſeiner hungernden Familie zurück. Es gewährt einen ganz eigentümlichen Reiz, zu ſehen, wie nach und nach aus dem tiefſten Elend wieder das heitere Familienbild erſteht, das durch Durstis Liederlichkeit ſolange getrübt war. Die Art, wie die Bekehrung herbeigeführt wird, iſt allerdings ſonderbar: es geſchieht durch einen ſeltſamen, grauſigen, mit ſagenhaften Elementen vermiſchten Traum, der den ſchwer berauſchten Dursti in der heiligen Nacht heimſucht. Ein paar Jahre ſpäter hat Gotthelf im „Sylveſtertraum“ (1842) wieder einen Traum zu ſchildern verſucht. Der Träumer iſt in den Himmel verſetzt und ſchaut von dort aus das Tun der guten und böſen Geiſter auf Erden. Die Stimmung iſt in dieſer „Phantaſie in Jean Pauls Manier“ (Manuel) eine elegiſche: das „tiefe Leiden über das Leiden dieſer Welt“ liegt ihr nach Gotthelfs eigenen Worten zugrunde. Unter den in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz“ (1842 ff.) enthaltenen Stücken iſt die „Schwarze Spinne“ ob ihrer kraſſen, dämoniſchen Phantaſtik ſehr intereſſant. Bauern, die von einem Tyrannen unmenſchlich gequält werden, haben für ein ungetauftes Kind den Teufel zum Hetzer gewonnen. Sie werden durch eine rieſige, giftige Spinne beſtraft. Etwas Grandios-Grauſiges blitzt manchmal in dieſer Erzählung auf, aber als Volkslektüre ſie zu empfehlen, möchte ich nicht riskieren. „Der letzte Thorberger“, der „Ritter von Brandis“, der „Druide“ und die „Gründung Burgdorfs“ ſind frei ſabulierende, meiſt viel zu breite Ausgeſtaltungen hiſtoriſcher oder ſagenhafter Ueberlieferungen. Wenn auch die Kraft der Charakteriſtik nicht ganz verſagt, ſo bewegen ſich dieſe Verſuche doch auf einem Boden, der dem eigentlichen Talente Gotthelfs fremd iſt. Etwas mehr Wärme und Anſchaulichkeit iſt durch die geſteigerte, patriotiſche Tendenz in das für die Jugend beſtimmte Buch „Der Knabe des Tell“ (1846) gekommen.

Gotthelfs Dichtung mußte, wenn ſie ſich in ihrer ganzen Urſprünglichkeit entfalten ſollte, das unmittelbar vor ſeinen Augen ſich abſpielende Leben zur Grundlage haben, und darum war er am größten als Bauernſchilderer. 1841 erſchien das beliebteſte und verbreitetſte Buch aus ſeiner Feder: „Uli der Knecht“ und 1849 als Fortſetzung dazu „Uli der Pächter“. Das Sujet iſt äußerſt einfach, ja alltäglich; aber gerade darin zeigt ſich das eigentümliche Talent des Dichters, daß er aus dem gewöhnlichſten Stoff ein lebendig und neu anmutendes Bild macht. Ein Knechtlein, das auf dem beſten Wege iſt, ein liederlicher, vergnügungsſüchtiger Knecht zu werden und ſein Leben lang zu bleiben, wird von einem wackeren „Meiſter“ auf die nachhaltigeren und reineren Freuden der Arbeitſamkeit und Sparſamkeit hingewieſen. Das Wort wirkt, das Knechtlein probiert's mit Ordnung und Treue, und am Schluſſe des Buches ſehen wir Uli, allerdings mit Hilfe glücklicher Zufälle, als Pächter eines ſtattlichen Gutes und Vreneli, ein zwar armes, aber treffliches und tüchtiges Mädchen, als ſeine Frau. Wie dann der Geizteufel über den neuen Pächter kommt, und wie ihm dieſer durch lehrreiche Prüfungen und gute Menſchen ausgetrieben wird, davon handelt die Fortſetzung. Im „Uli“ iſt der Schauplatz faſt ganz auf das Berner Bauernhaus beſchränkt. Gotthelf konnte ſich alſo ſo recht behaglich gehen laſſen in der Vorführung verſchiedener Typen von Bauern und Bäuerinnen, Knechten und Mägden, in der Abwicklung des bäuerlichen Lebens und in der Schilderung ehrbarer Bräuche und ariſtokratiſch-traditioneller Sitten. Dabei hat man nirgends den Eindruck von bloßem realiſtiſchem Aufputz. Nur Ganzheit und Anſchaulichkeit fühlt man. Auch die unſcheinbarſten Kleinigkeiten ſind Aeußerungen eines beſtimmten Geiſtes, Zeichen eines beſtimmten Gehaltes. Ideallſiert iſt gar nichts, auch die ſympathiſchſten Charaktere nicht. Sie ſind in der Regel mit verſchiedenen bäuerlichen Fehlern behaftet. Uli ſelbſt iſt ein ganz mittelmäßiger Menſch, der ſich von außen beſtimmen läßt, den ſchlechte Einflüſſe ſchlecht und gute rechtſchaffen machen. Auf die Kompoſition des Ganzen hat Gotthelf, wie überhaupt, ſo auch hier, gar keinen Fleiß verwendet. Seine Dichtung fließt dahin wie das tägliche Leben: man findet da oft lange, gleichmäßige Dauer, oft auch Ueberraſchungen, aber keine Abrundung, keine Einleitung, keinen Plan.

In „Geld und Geiſt“ (1843/1844) iſt die Fabel der erſten Abteilung unmittelbar wirklichen Vorkommniſſen entnommen. In einer ehrbaren, reichen Bauernfamilie reißen, da durch die Vertrauensſeligkeit des Vaters ein Kapital verloren geht, Hader und Unordnung ein. Gotthelf hat in dem allmählichen Einniſten der Zwietracht ſehr fein gezeigt, daß nicht das Geld die Hauptſache iſt, ſondern der Geiſt, jener ihm ſo weſensverwandte Geiſt, der wohl ſchwere Arbeit und ein ordentliches Zuſammenhalten des Erworbenen, aber keine gierige Haſt und keinen ängſtlichen Geiz kennt, der durchdrungen iſt von Frömmigkeit und Gottvertrauen. Der „Hausgeiſt“ des Gebetes führt ſchließlich die Verſöhnung herbei. Die zweite und dritte Abteilung reicht an die erſte nicht heran. Es wird hier ein Haus gegenübergeſtellt, in dem die bloße Geldſucht regiert, und durch die Liebe Reſtis zu der Tochter dieſes

Hauses entstehen Konflikte, die nicht interessant genug geraten sind und die des nötigen Abschlusses halber gewaltsam gelöst werden. Der Dichter selbst betrachtete das Werk als unvollendet.

Die Schattenseiten des bäuerlichen Geistes, Eigensinn, Scheu auch vor heilsamen Neuerungen, Aberglauben usf. hat Gotthelf gestreift in einem seiner originellsten Bücher, das betitelt ist: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht." (1843/1844.) Anne Bäbi ist, oberflächlich gesprochen, eben eine dumme Bäuerin, in Wirklichkeit aber eine der am glücklichsten erfaßten Figuren Gotthelfs. Mit Recht sagt Manuel: „Anne Bäbi steht mit ihrem ganzen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmütigkeit, Verstand und Unverstand unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da." Wie sie in ihrem Unverstand und trotz aller Liebe ihren einzigen Sohn zum Krüppel herrichten läßt, das entbehrt nicht des großen, tragischen Zuges. Und dazu hat den Dichter der Wunsch der Bernischen Regierung angeregt, er möge etwas gegen Kurpfuscherei und Aberglauben in der Medizin schreiben! Man sieht, was das für ein merkwürdiges Talent war, das aus Aeußerlichkeiten so ganze und ergreifende Bilder schuf. Freilich hat Gotthelf neben der Sorge für den Leib auch die Sorge für die Seele hereingezogen und hier mit am deutlichsten seine religiösen Anschauungen niedergelegt. Dr. Rudi ist der hilfreiche Arzt, der ganz in seinem Berufe aufgeht, der edle Menschenfreund, der aber dem Glauben entfremdet ist. Ihm schroff gegenüber steht der Vikar, der, vom geistlichen Hochmut befallen, kalt und streng nach dem Gesetz die Menschen richtet. Die rechte Mitte nimmt der milde, alte Pfarrer ein, dessen Leben eine Anwendung seiner religiösen Grundsätze ist.

Nun naht das Jahr 1848 und speziell in Bern schon 1846 eine verstärkte radikaldemokratische Bewegung. Für Bitzius war der Zeitgeist, der in sein friedliches Tal die Loslösung von erprobten Sitten und ehrbaren Grundsätzen brachte, der in der Tat hinter dem Freiheitsgeschrei oft nur „tierische Gelüste" verbarg, ein ärgerliches Schauspiel. Die folgenden Bücher stehen fast alle unter dem Zeichen des Kampfes, und das war bei einem so impulsiven Menschen ohne künstlerische Zucht für den Dichter ein schwerer Nachteil. Zudem wurde Bitzius, als er namentlich durch „Uli" berühmt geworden war, von vielen Seiten um Beiträge angegangen und ihm so die freie Behaglichkeit des Schaffens gestört. In den Werken dieser Periode treffen oft auf eine Seite Erzählung ein paar Seiten politischer Ausfälle oder moralischen Kommentars. „Zeitgeist und Bernergeist" (1852) z. B. ist für den Nichtberner und überhaupt für den Leser ohne besondere Nebeninteressen so ziemlich ungenießbar. Das erste Werk der neuen Periode: „Der Geltstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode" (1846) ist schon ganz ein „Kind der bewegten Zeit". „Eine Art vaterländischen Zornes" hatte nach seiner eigenen Aussage den Dichter ergriffen über den eindringenden liedertichen Geist, der sich namentlich im Wirtshausleben äußerte. Und so läßt er mit immerhin großer, plastischer Darstellungskraft eine aufgeklärte Wirtsfamilie an ihrer Geschäftsunkenntnis und ihrem üppigen, großtuerischen Leben zugrunde gehen, in seinem gutmütigen Optimismus allerdings die Kinder durch einen Verwandten retten, in dessen Hause noch der alte, jetzt verachtete Geist herrscht. In der Schilderung der Versteigerung und der vorausgehenden geschäftlichen Formalitäten kommt sehr deutlich der Realist zum Vorschein.

Mitten in das Freiheitsgeschrei der Zeit führen „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" (1846), in denen der Verfasser nach Manuel das „in der Schweiz grassierende Kommunistenwesen in den von Fremden gestifteten und geleiteten Gesellenvereinen" treffen wollte. Wie er sonst ehrbaren, zufriedenen Bauern unzufriedene und liederliche gegenüberstellt, so schildert er hier verlotterte, schimpfende Gesellen und Meister im Gegensatz zu tüchtigen, kernigen Handwerkern. Prächtig ist der Gegensatz zwischen der altväterischen, frommen Großmutter und dem jungen „Esel" Jakob, der — an sich ein gutmütiger Kerl — von Kameraden aufgestachelt, ein mächtiger Herrenfresser und Aufgeklärter wird und sich für eine Stütze der Freiheit hält, den aber Elend, Liebe und allerlei Beobachtungen zur schlichten Weisheit der Großmutter zurückführen. Einen ähnlichen Gegensatz findet man in dem reifsten und köstlichsten Buche der zweiten Schaffensperiode Gotthelfs, betitelt: „Käthi, die Großmutter, oder: Der wahre Weg durch jede Not" (1847). Nur ist hier die soziale Frage von der positiven Seite her angepackt. Die betrachtende Darstellung geht auch in „Käthi" etwas zu weit, aber die gütige Menschenbeobachtung und der herzliche, liebreiche Humor gleichen diesen Mangel reichlich aus. Bitzius wurde zu dem Buche angeregt durch den Briefwechsel mit einem französischen Geistlichen, der vom Sozialismus handelte. Er wollte zeigen, daß nicht durch umstürzlerische Teilungsideen und auch nicht durch äußerliche Wohltätigkeit allein das Los der gedrückten ärmeren Klassen gebessert werden kann, sondern daß nur auf dem Grunde eines unentwegten Gottvertrauens und einer redlichen Arbeitsamkeit der wahre Friede erblühen kann. Das arme, alte Mütterchen, dem ein paar Beete Flachs einen unersetzlichen Reichtum bedeuten, das aber trotzdem nicht murrt, wenn ein Gewitter ihm seinen Schatz vernichtet, dieses demütige Weiblein, das keine Ahnung hat, wie

es trotz aller seiner Schwächen doch eigentlich eine stille Hetdin ist, dem jeder Gedanke des Neides gegen die Reichen im Gegensatz zu seinem Sohn Johannes ganz fern liegt — diese rührende Gestalt ist eine lebendige Apologie der christlichen wider die sozialistischen Ideen.

Außer den kleineren Erzählungen „Hans Joggeli, der Erbvetter" und „Harzer Hans, auch ein Erbvetter" (1848), wo einem alten, edlen, klug die Erbschleicher abwehrenden Bauern ein schmutziger, herzloser Geizhals gegenübergestellt wird, der „Erbbase" (1851) mit ähnlichem Thema, dem politischen „Doktor Dorbach" (1849) und der hübschen Geschichte von „Hans Jakob und Heiri, den beiden Seidenwebern" (1851), mit ihrer echt Gotthelfschen Freude an dem Aufblühen eines jungen Haushaltes hat Bitzius dann noch geschrieben: „Die Käserei in der Behfreude" (1850) und die „Erlebnisse eines Schuldenbauers" (1854). Die „Käserei", die, wie schon Keller gesagt hat, nur von Bernern ganz deutlich gelesen werden kann, ist die Geschichte einer ländlichen Genossenschaft zur Bereitung von Käse, sehr reich an allerhand Intriguen und Betrügereien. Sie geht allmählich in eine mit schlichten epischen Reizen ausgestattete Liebesgeschichte über. Der Realist äußert sich in dem Eingehen auf den „animalischen Verdauungs- und Sekretionsprozeß" so stark, daß ein Freund an den Verfasser schrieb, es sei ihm doch etwas zu viel Gestank in dem Buche. Der „Schuldenbauer" ist ein vorwiegend düsteres, wehmütiges Bild, eine Art Gegenstück zu „Uli", insofern hier Hans Joggi, der Bauer, wieder zum Pächter herunterſinkt. Ein tiefes Mitleid mit dem vertrauensseligen, unbeholfenen Landvolke, eine leidenschaftliche Erbitterung gegen die gewissenlosen Betrüger und Spekulanten, „die sich in den Mantel der jeweiligen politischen Redensarten hüllen", hat diesem letzten größeren Werke Gotthelfs den Charakter verliehen.

Die meisten novellistischen Beiträge, die Gotthelf in Zeitschriften, Almanachen, Kalendern, namentlich im Berner Kalender, veröffentlicht hat, sind gesammelt in den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz" (1850ff.). Es sind das Skizzen und Geschichten von sehr verschiedenartigem Charakter und Werte: moralische Exempel, Schnurren, historische und sagenhafte Bilder, mitunter feine Charakterstudien wie „Michels Brautschau", „Niggi Ju", „Barthli der Korber". Einige, wie der „Besuch auf dem Lande" und der „Ball", malen sehr gut den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Die Perlen der Sammlung: „Elsi, die seltsame Magd," das Keller an innerem Gehalt mit „Hermann und Dorothea" von Goethe verglich, „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Wie Christen eine Frau gewinnt", dann auch der „Sonntag des Großvaters", das „Erdbeeri-Mareili" u. a. sind oft und oft gedruckt worden und gehören unter die reifsten Stücke Gotthelfscher Kunst.

Jeremias Gotthelf ist in seinen besseren Werken ein geradezu idealer Volksschriftsteller. Für Volksbibliotheken sind in allererster Linie zu nennen: „Uli der Knecht", „Uli der Pächter", „Käthi" und der „Bauernspiegel". Der starke moralische Einschlag wird seiner Beliebtheit nicht allzuviel Abbruch tun, am allerwenigsten in noch halbwegs naiven Kreisen. In religiöser Beziehung ist der reformierte Pastor sehr vornehm und duldsam. In einem Stimmungsbilde „Die Schlachtfelder" wird einmal die katholische Lehre von dem Werte des hl. Meßopfers für die armen Seelen ablehnend gestreift, ebenso der Zölibat im „Erdbeeri-Mareili", ein andermal flüchtig vom „Papismus" gesprochen.[1]) Die Kapuziner, die bekanntlich im schweizerischen (d. i. im protestantischen Bernerlande. Die Red.) Volksglauben die Rolle von Hexenmeistern spielen und deswegen hochangesehen sind, werden ein paarmal in diesem Sinne erwähnt. Die Jesuiten kommen sehr oft vor, meistens wird aber nur die abergläubische Jesuitenfurcht verspottet. (In „Kurt von Koppingen" herrscht die damalige landesübliche, oberflächliche Auffassung vom Mittelalter und den Klöstern vor. Der Dichter war eben auch ein Kind seiner Zeit und seines Volkes. Die Red.) Die Schwierigkeit des Dialektes, die übrigens nicht allzu groß ist, besteht z. B. für „Uli den Pächter" und „Käthi" so gut wie gar nicht; von „Uli dem Knecht" und dem „Schulmeister" hat der Verfasser selbst hochdeutsche Bearbeitungen veranstaltet. Es wäre aber zu wünschen, daß Gotthelf nicht nur in Volkskreisen, sondern auch von gebildeten Literaturfreunden wieder mehr gelesen würde. Ein Mann wie Gottfried Keller, der ihm in religiöser und politischer Beziehung ziemlich schroff gegenüberstand, hat nach Gotthelfs Tode geäußert, „daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte" und daran die sehr beherzigenswerte Bemerkung geknüpft: „Er war nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus produktiver Dichter war."

Anmerkung. Vom Jahre 1846 ab sind die Schriften Gotthelfs im Verlage von Julius Springer in Berlin erschienen, der dann auch die neuen Auflagen der früheren Werke übernommen hat. Bis in die letzten Jahre sind Neuausgaben der beliebtesten Bücher herausgekommen. 1856—1858 veranstaltete Springer eine Gesamtausgabe in 24 Bänden, 1885 eine Auswahl in 10 Bänden. Von 1894 ab erschien bei F. Zahn in

[1]) In „Dursli, der Branntweinsäufer". Die Stelle lautet: „Wieviel Blut hat nicht bereits die Idee des Papismus, ob welcher der Christ vergessen wurde, gekostet?" Die Red.

Neuenburg eine ausgewählte illustr. Prachtausgabe in 9 stattlichen Bänden. (63.—) 1898 ff. brachten die ersten 10 Bände der von F. Vetter u. a. mit größter Sorgfalt besorgten kritischen Gesamtausgabe (Bern, Schmid und Francke; Vollsausgabe geb. pro Bd. 2,20.) eines sehr unterstützenswerten Unternehmens, das u. a. bis jetzt den „Bauernspiegel", „Schulmeister", „Anne Bäbi Jowäger", „Uli" und „Käthi" enthält. Der interessante Ergänzungsband ist für Studienzwecke bestimmt. Vetter hat auch bei Reclam „Uli d. Knecht" und „Uli d. Pächter" (geb. 1,— u. 1,20) und die drei Erzählungen: „Wie Joggeli eine Frau sucht", „Wie Christen eine Frau gewinnt" und „Elsi" (20 Pfg.) herausgegeben. Die hochdeutsche Bearbeitung von „Uli d. Knecht" enthält ein hübscher Band der „Hamburgischen Hausbibliothek" (Hamburg, Janssen; geb. 1,30). Ganz hochdeutsch — ein bißchen gar zu ängstlich — sind einige Bände der Hendelschen Bibliothek: „Uli", „Käthi", „Dursli", „Geld und Geist". Die Cottasche enthält zu sehr billigem Preis „Uli" und „Erzählungen" (pro Bd. geb. 50 Pfg.). Schließlich seien noch „Ausgew. Erzählungen (Aarau, Sauerländer geb. 1,80) und „Sonntag des Großvaters" (Berlin, Meidinger, geb. —,60) erwähnt.

(Wir würden außer den oben besonders hervorgehobenen Werken für Volksbibliotheken, für städtische sowohl wie namentlich auch für ländliche, noch empfehlen: „Geld und Geist", „Michels Brautschau", „Wie Christen eine Frau gewinnt", „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Elsi, die seltsame Magd". Letztere Erzählung findet sich auch in der bei Aschendorff in Münster erschienenen Zeitschrift „Jugendschatz". So sehr es nun zu wünschen wäre, daß Jeremias Gotthelf vom Volke recht viel gelesen würde, bezweifeln wir doch, daß er sehr stark begehrt wird. Einen Teil der Schuld an diesem beklagenswerten Umstande tragen die immerhin etwas stark dialektische Färbung des Stils und vor allem die langen moralischen Exkurse. Deswegen möchten wir, allerdings zum Entsetzen derer sowohl, welche die Literatur hauptsächlich vom Standpunkt des Literarhistorikers, wie jener, welche sie vom Standpunkt des Sittenpredigers auffassen, den Vorschlag machen, eine Ausgabe der besten Werke Gotthelfs zu veranstalten, in der der Dialekt möglichst zurückgedrängt und die langen, an sich gewiß sehr beherzigenswerten moralischen Erörterungen auf ein Minimum reduziert würden. Es könnte das sehr leicht gemacht werden, ohne daß dadurch die eigentliche Erzählung viel an ihrem Gehalt verlöre. Wenn auch eine solche Gotthelf-Ausgabe keineswegs nach dem Geschmack der zünftigen Literaten wäre, ja würde sie doch bewirken, daß Gotthelf, der zur Zeit im Volke gänzlich unbekannt ist, fleißig gelesen würde. Für Geist und Gemüt würde ein dergestalt purgierter Gotthelf des Schönen und Guten noch in Fülle bieten. Die Redaktion.)

Paul Heyse.

Von B. Stein-Hannover.

Schönbach sagt in seinem bekannten Buche „Ueber Lesen und Bildung" (Graz, 1900): „Wenn ich gestehe, daß mir in der Gesellschaft von Heyses Erzählungen trotz der Feinheit der Ausmalung, des Gebrauches aller Kunstmittel, der edelsten Sprache selten behaglich zumute ist, so weiß ich wohl, daß ich vor vielen meiner Leser etwas wage; aber ich kann nicht anders. Die Luft, welche in diesen Geschichten ihre linden, lauen Wellen schlägt, ist zu schwül, zu drückend für mich." Ich wage mehr als Schönbach und erkläre offen, selbst auf die Gefahr hin, als rückständig und unästhetisch betrachtet zu werden, daß für mich die Wanderung durch Heyses sämtliche Werke eine Wüstenreise war, auf der ich nur wenige Oasen fand, die mir Rast und Kühlung gewährten. Mutig habe ich gleichwohl diese Reise beendet, wenn ich auch bisweilen zu ermatten drohte. Aber die Ueberzeugung, daß ein gerechtes Urteil über einen Autor nur möglich sei, wenn man ihn ganz genau kennt, gab mir Kraft, mich durchzuarbeiten. Nur aus der Kenntnis aller Werke eines Schriftstellers kann der Literarhistoriker die Fähigkeit und die Berechtigung schöpfen, diesen selbst zu charakterisieren, sowie die Möglichkeit erlangen, durch Vergleichung mit anderen seine Bedeutung ins rechte Licht zu setzen.

Das meiste von dem, was Heyse in fast unabsehbarer Fülle seinen Lesern dargeboten hat, muß ich aus moralischen und ästhetischen Gründen zurückweisen, will ihm aber das Lob nicht vorenthalten, da es mir um ein gerechtes Urteil zu tun ist und ich Objektivität ohne Voreingenommenheit anstrebe, daß er nicht nur in der erzählenden Poesie und in der Lyrik, sondern selbst im Drama einige Meisterwerke geschaffen hat.

Wenn man mich aber fragt, ob ich bei der Lektüre des ganzen Heyse irgendwo einen tiefen, unerwarteten Schauer des Göttlichen, einen plötzlichen, ungeahnten Einblick in das Reich der Schönheit genossen habe, kann ich mit gutem Gewissen antworten, daß ich das Gefühl des Unbehagens, zuweilen auch der Entrüstung nicht unterdrücken konnte. Der bewußte und absichtliche Kampf Heyses gegen die christliche Religion und Moral erfüllte mich mit Bedauern, der Mangel an Wahrheit aber, der sich gar zu oft bemerkbar macht, rief in mir Entrüstung hervor. Man wird das Gefühl nicht los, der Autor habe absichtlich unwahre und unmögliche Situationen ausgesonnen. Die häufig erscheinenden Willkürlichkeiten und Gewaltsamkeiten, über die der flüchtige Leser sich vielleicht durch die glatte, vorzügliche Darstellung hinwegtäuschen läßt, verdrossen mich, und ich stellte mir mehrfach selbst die Frage, ob Heyse seine Leser alle für Idioten hält, daß er ihnen solche Unwahrscheinlichkeiten und psychologischen Unmöglichkeiten glaubhaft machen will. Es ist merkwürdig, was ein berühmter Schriftsteller seinen Lesern alles bieten kann. Würde mir im Leben jemand solche unmöglichen, unwahrscheinlichen und lächerlichen Dinge im Ernste erzählen und verlangen, daß ich sie glaube, ich würde ein solches Ansinnen als eine Beleidigung auffassen. In Büchern aber lassen sich die meisten

Digitized by Google

Menſchen die unglaublichſten Zumutungen ruhig gefallen.

Ehe ich die Werke unſeres Autors einzeln durchgehe, will ich für die Leſer, denen Heyſe bisher weniger bekannt war, einige Daten und Ereigniſſe aus ſeinem Leben berichten. Wir beſitzen von ihm eine intereſſante Selbſtbiographie, die über ſeine Perſon, über zeitgenöſſiſche Männer, ſowie über das literariſche und politiſche Leben ſeiner Zeit wichtige Aufſchlüſſe gibt.

Sein Vater war Profeſſor an der Univerſität in Berlin, wo P. Heyſe am 15. März 1830 geboren wurde. Seine Mutter war eine Jüdin. Dies zu erwähnen, ſcheint mir nötig für eine richtige Beurteilung ſeines Werdeganges und ſeiner Schaffensart. Er blieb ſein ganzes Leben hindurch Halbjude, dem der germaniſch-chriſtliche Ernſt fehlte, und der dem religiöſen Problem, über das er zu ſchreiben ſich erkühnte, innerlich fernſtand. Er hat nicht mit ihm gerungen, es nicht in ſeine Perſönlichkeit aufgenommen, um ſeine Rätſel löſen und ſeine Kräfte verſtehen zu können. Das Chriſtentum kennt er nur vom Hörenſagen, wie es ſich an der Oberfläche des Lebens darſtellt, eingedrungen iſt er nie in ſeinen Geiſt. Die Schwäche und Ohnmacht ſeiner Lebensauffaſſung liegt ſchon in ſeiner religionsloſen Erziehung begründet. Bereits als Gymnaſiaſt trat er zu Em. Geibel in Beziehung, wurde von dieſem in das Haus des Miniſterialrats Kugler eingeführt, welches einen Kreis hochgebildeter Männer vereinte, und war dort wegen ſeiner hervorragenden Begabung gern gelitten. Auch in der bekannten literariſchen Geſellſchaft „Tunnel über der Spree", zu welcher Männer wie Tieck, Fontane, Menzel gehörten, erhielt er Zutritt trotz ſeiner Jugend. In Bonn ſchrieb er 1850 ſein erſtes Drama, Franciſca v. Rimini, welches wegen ſeiner unſittlichen Tendenz die Mißbilligung ſelbſt ſeiner nächſten Freunde im Hauſe Kugler und im Tunnel hervorrief. Seine Reiſe nach Italien, die ihm ein preußiſches Staatsſtipendium ermöglichte, iſt für ſeine geiſtige Entwicklung beſonders wichtig. Einige Epiſoden, die ſeine damaligen Anſchauungen kennzeichnen, ſeien hier erwähnt. Mit dem Kirchenhiſtoriker Haſe traf er in St. Peter zuſammen, beſtieg mit ihm und ſeinen Begleitern die Spitze der Laterne, wo ſie „eine feſte Burg" anſtimmten, und „das herrliche Lutherlied erlönte fröhlich und andächtig auf dem oberſten Gipfel des allerpäpſtlichſten Gotteshauſes". Die andere Begebenheit betrifft ſeine Ausweiſung aus der Vatikaniſchen Bibliothek. Dieſelbe erfolgte, weil er ſich den Anordnungen nicht fügte und mehrfach bei deren Verletzung betroffen wurde. Er erzählt darüber: „Nun hatte es freilich eine beſondere Bewandtnis damit, daß das vatikaniſche Hausgeſetz gerade an mir mit ſo rigoroſer Strenge geübt wurde. Von Berlin her war mir durch die Schuld meiner „Franciſca v. Rimini" der Ruf eines unſittlichen jungen Menſchen voraus- oder nachgegangen und auch zu der geiſtlichen Behörde gedrungen. Zum Ueberfluß hatte ich in meiner Eingabe erklärt, daß es mir um die provenzaliſchen Handſchriften zu tun ſei, und ihre Dichter ſtanden in dem wenig begründeten Verdacht, das Aeußerſte an Zuchtloſigkeit geleiſtet zu haben, ſo daß man beſorgen mußte, dieſer liederliche junge Berliner, noch dazu ein Proteſtant, wünſche nur ſich einzuſchleichen, um noch unbekannte, obſzöne Dichtungen aus der Bibliothek Sr. Heiligkeit zu veröffentlichen. . . . Die Ungebühr, die mir im Vatikan angetan worden war, nagte an mir." Er hat ſich übrigens ſpäterhin in ſeinen Werken für die erlittene „Ungebühr" an Papſt und Kirche hinreichend gerächt.

Heyſe gehört zu den wenigen Dichtern, denen das amtloſe Dichterleben voll gelungen iſt. Für ihn, den keine Neigung an ein beſtimmtes Fachſtudium hatte feſſeln können, war es ein Glück, daß ihn ein Ruf aus München an die Tafelrunde des Königs Max traf; nun hatte er eine feſte Heimat und einen Beruf, den ihm König Max nicht ſchwer machte. Daß Heyſe ſpäter ſowohl ſeine zweite Heimat München als auch den König wenig rückſichtsvoll erwähnte (vergl. ſeinen Roman „Im Paradieſe" und ſeine Biographie) iſt kein Zeichen von Dankbarkeit. Auch nach dem Tode ſeines hohen Gönners blieb der Dichter in München und öffnete ſein gaſtliches Haus ebenſo gern aufſtrebenden Jüngern ſeiner Kunſt wie ſeinen Genoſſen, und, wie A. v. Hanſtein erzählt, in dieſer Geſelligkeit, die von Kunſt, Dichtung und Muſik gewürzt wurde, war nur eins verpönt: — die Klänge Richard Wagners. Wie zwei Antipoden ſtanden ſich Heyſe und Wagner gegenüber: Der Geiſt der ſchönheitstrunkenen Dichtung, die von nichts ſingen und reden will als von Liebe und Genuß, — und der kraftgewaltige Geiſt jener Muſikdramen, die alle Tiefen des Denkens aufwühlen. Der echt germaniſche Himmel mit Sturm und Wetterwolken wölbt ſich über Wagners Welt, während Heyſes Jünger unter dem ewigen Blau des italieniſchen Himmels gedankenlos und ſorgenfrei den berauſchenden Trank der Luft und der Kunſt ſchlürfen.

Nicht bloß in ſein geſellſchaftliches Leben, auch in ſeine literariſche Werkſtatt läßt er uns einen Blick tun. In den „Bekenntniſſen" erzählt er, daß die novelliſtiſche Phantaſie ſelbſt im Traum bei ihm ihr Spiel trieb und abenteuerliche Geſchichten erfand. Mehrmals, zumal im morgendlichen Halbſchlaf ſei es ihm begegnet, Motive zu finden, die er dann nach dem Erwachen fortſpann und zur Entwicklung brachte. So ſei die Novelle „Cleopatra" aus einem unheimlichen Traumringen mit einem phantaſtiſchen Getier entſtanden. „Daß unter meinen allzu zahlreichen Novellen manche ſind, zu denen ich von Anfang an kein näheres perſönliches Verhältnis hatte,

und die jetzt bis auf das Thema meinen Gedanken entschwunden sind, will ich nicht verschweigen," erklärt er und fügt bei, daß er zu keiner Novelle einen Entwurf im „Unreinen", von keiner eine Abschrift gemacht habe. Er fuhr auch mit der Arbeit fort, wenn er sich nicht in voller Kraft fühlte, mit dem stillen Vorbehalt, schwache Stellen später zu überarbeiten, wozu es dann nie gekommen sei. „So habe ich mich immer wundern und wehren müssen, wenn ich die Sorgfalt meines Stils und die künstlerische Durcharbeitung meiner Novellen rühmen und von anderer Seite die gesuchte Eleganz der Form tadeln hörte; war ich mir doch bewußt, weder jenes Lob, noch diesen Tadel zu verdienen, da das meiste, was hier geleistet, aus einer hastigen Improvisation hervorgegangen ist. Vielleicht aber wurde der Leichtsinn, es beim ersten Hinwurf bewenden zu lassen, in etwa aufgewogen durch die Gewissenhaftigkeit, keine Feder anzusetzen, ehe ich mir in der Erfindung der Fabel und der Durchbildung der Charaktere durchaus genug getan hatte." Auf diese Weise erklärt sich die Ueberfülle seiner Produktion. Seine gesammelten Werke umfassen 31 Bände, die in Leinwand gebunden den stattlichen Preis von 140 Mark kosten. Er hat 5 große Romane, über hundert Novellen, mehr als 50 Dramen und eine Gedichtsammlung verfaßt.

Was trieb nun seine Feder, mit der er mehr arbeitete als mit seinem Herzen, zu solch entsetzlichem Fluß? War es die Eitelkeit oder Spekulation? Keine Dichtungsart verführt so leicht zur Vielschreiberei wie der Roman und die Novelle. Wer nur Erfindungskraft genug besitzt, kann im Romanfach eine kleine Bibliothek produzieren. Aber dem Poeten von Gottes Gnaden wird nicht jeder Stoff brauchbar erscheinen, und nicht so leicht wird ihm eine künstlerische Form gut genug sein. Wer etwas Bedeutendes, Gewaltiges, Bahnbrechendes auf der Seele hat, der wird auch viel Anstrengung nötig haben, um den Stoff zu bewältigen und durch eine schöne Form zu verklären.

Ganz anders steht es damit bei Heyse. Er wußte aus allem etwas zu machen. Kein Entwurf zeigte sich ihm je als undankbar, keine Gelegenheit je als verpaßt, keine Gattung als seiner Art fremd. Er ließ auch nichts unvollendet, er beendete jeden Entwurf, während Goethe so viele Bruchstücke hinterlassen hat, weil dieser gerade als echter Künstler so oft erkannte, daß ein Plan nicht oder nicht mehr künstlerisch durchzuführen sei. „Die Grenze von Heyses Begabung," sagt Karl Busse, „zeige sich gerade darin, daß er seines Vaters Lehre, nichts unvollendet zu lassen, lebenslänglich zu befolgen imstande war."

Es ist ein langer Weg von seiner ersten, wirklich schönen Novelle L'Arrabiata, die er als Jüngling geschrieben hat, bis zu den „Novellen vom Gardasee", die schon verraten, daß ihr Verfasser als Mensch und Literat alt geworden ist. Meine Leser mögen mir jetzt auf diesem Wege das Geleit geben; wir können allerdings nur einige Stationen machen, um zunächst die Romane zu betrachten, von den Novellen nur die besonders charakteristischen zu erwähnen und von seinen Dramen nur einige namhaft zu machen.

Heyses Romane sind durchweg Tendenzromane. „Die Kinder der Welt" (1873) gibt die Dogmatik seines Glaubens, d. h. des Atheismus, und „Im Paradiese" (1876) die Ethik desselben. Der erstere ist unter dem Einfluß von D. F. Strauß' „Der alte und der neue Glaube" geschrieben, dessen Lehren ein Teil der handelnden Personen, nämlich die Kinder der Welt, als ihr Evangelium verkünden. Ihnen ist das Christentum mit der modernen Weltanschauung unvereinbar, es muß total abgeschafft werden, und an seine Stelle muß treten die pietätvolle Hingabe an die Kunst, der Genuß des Schönen in Natur und Kunst und das unbedingte Recht der Persönlichkeit, nach dem sich jeder frei ausleben kann. Die Verkünder dieser materialistischen Anschauungen im Romane sind idealisiert und verklärt. Ihnen gegenüber stehen die Kinder Gottes, die Vertreter des alten Glaubens, als beschränkte Dummköpfe und gemeine Lumpen da. Der Vertreter des protestantischen Kirchentums ist als ein solcher Ausbund der Gemeinheit, Heuchelei und Verworfenheit geschildert, daß ich einen solchen Mann in diesem Stande für unmöglich halte. Wie kommt nun Heyse dazu, dieser Bestie den Namen Lorinser zu geben? Der Name ist selten. Ein berühmter Träger dieses Namens war Domkapitular in Breslau, ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit, bekannt als Calderon-Uebersetzer und Naturforscher. Der Umstand, daß Kanonikus Lorinser wie Heyse in Berlin geboren ist, gibt der Vermutung Raum, daß Absicht darin lag, diesen Namen zu mißbrauchen. Welch eine wüste Kampfesstimmung in dem Roman herrscht, zeigen recht deutlich die Vorgänge beim Begräbnisse Balders, einer der Idealgestalten aus dem Lager der Wettkinder. Die Leichenrede des Pastors hatte das Grabgeleite verletzt und empört, darum nahm Genosse Francetius das Wort zu einer Entgegnung — am offenen Grabe im Beisein des Pastors:

„Wir haben uns nicht an diesem Grabe versammelt, um eine zerknirschte Fürbitte zu stammeln für einen armen Sünder, der, wenn nicht Gnade für Recht ergeht, ewig verloren ist. Ewig unverloren wird dieser Tote uns sein, und wie er sich in Wahrheit selbst erlöst hat durch die Kraft seiner Liebe und seines Geistes von dem Fluche gebrechlicher Sterblichkeit, so wird sein Bild uns helfen auch uns zu befreien. Sein Herz schlug für alle Kinder dieser Welt, die zu redlich sind, um von Märchen sich trösten und von Träumen sich einlullen zu lassen." Der Held und Führer

der Weltkinder drückt seine Entrüstung über den im öffentlichen Leben herrschenden religiösen Zwang also aus: „Wir lassen es uns gefallen, daß in allen wichtigen Stunden unseres Lebens Formeln gemurmelt werden, die für uns keinen Sinn mehr haben, daß, wenn uns ein Kind geschenkt, ein Bund fürs Leben geschlossen, ein geliebter Mensch der Erde zurückgegeben wird, ein fremder Mund, dem wir jedes Wort bestreiten möchten, seine Sprüche hineinmischt, die uns langweilen, wenn sie uns nicht empören." Im Tagebuch Leas, der der Dichter seine besondere Liebe zugewendet, — sie ist auch einer christlich-jüdischen Mischehe entstammt, — findet sich eine reiche Blumenlese seiner religions-philosophischen Weisheitssprüche. Einige Proben möchte ich dem Leser doch bieten:

„Es trieb mich plötzlich, einmal wieder das Neue Testament zu lesen. Ich hatte es nicht wieder aufgeschlagen seit so mancher unbegreifliche, drohende und verdammende Spruch darin mein Herz befremdet und ganz auf sich selbst zurückgewiesen hat. Jetzt, da ich die kindische Furcht verloren, als erschalle darin die Stimme eines unfehlbaren Geistes, eines Allwissenden, seit ich die Geschichte eines der edelsten und wunderbarsten Menschen darin erblicke, jetzt habe ich viel darin gefunden, was mich sehr erquickt hat."

„Diesen ihren Gott, den sie allgütig und allweise nennen, glauben die Menschen in katholischen Ländern zu kränken, wenn sie an einer Kirche vorbeigehen, ohne den Hut abzuziehen oder ein Kreuz zu schlagen, und in vielen protestantischen Häusern stillen sie ihren Hunger nicht, ohne den Erlöser mit zu Tische zu laden. Das sind Spiele für Kinder . . ."

Doch das möge genügen, es kommt noch schlimmer.

Es ist die Religion des blasierten Deutschlands, die uns hier entgegentritt, die Religion von Menschen, die sich alle, das Leben in der Tiefe aufwühlenden Fragen fernhalten und zuletzt nur ihre Liebesabenteuer erbaulich finden.

In dem zweiten Roman, der die Ergänzung des ersten bildet, beschäftigen uns weniger religiöse, philosophische und soziale Probleme; hier wird das heitere, oft ausgelassene Leben der Künstler, die sich über die Vorschriften des Sittengesetzes leichtfertig hinwegsetzen, in bunten Bildern aufgerollt.

Wir werden von einem Atelier ins andere, von einer Kneipe zur anderen geschleppt. Die Tendenz ist keine andere als der offene Kampf gegen das heiligste Institut der Menschheit, die Ehe, und die Proklamierung der freien Liebe. Wurde dort Christentum und Kirche beseitigt, so handelt es sich hier um Abschaffung des herrschenden Sittengesetzes. Dafür wird ein „paradiesisches" Bild gänzlich unabhängiger Moral aufgestellt. Theobald Ziegler, Studien zur neueren Literaturgeschichte (Schaffhausen 1877), sieht in diesem Roman nur darin einen verhängnisvollen Fehler, daß die wilde Ehe zwischen Julie und Jansen nachträglich noch legalisiert wird, und fügt hinzu: „Es bleibt nur übrig, darin eine Konzession Heyses an die bürgerliche Moral zu sehen, aber es ist eine Konzession, die ihren Zweck verfehlt, weil sie jene sittlich schöne Ehe zum unberechtigten Konkubinat auch in den Augen derer macht, die bis dahin frei genug dachten, um sie zu begreifen und sich gefallen zu lassen."

Solchen Leuten war Heyse also noch nicht radikal genug. Während im ersten Roman die religiösen Angriffe sich gegen das protestantische Bekenntnis richteten, hat er hier besonders die katholische Kirche und ihre Priester aufs Korn genommen. Die Marienverehrung wird verhöhnt (II. Bd. S. 16), der Priesterstand beschimpft (I. 239, II, 25), die Moralität der Münchener Bevölkerung wird im ungünstigsten Licht geschildert (II. 25).

Die Sache ist mir zu widerlich, um sie hier zu bringen; der Schluß lautet aber sehr bezeichnend: „Unter unserem Münchner Himmel gehen Dinge vor, von denen ihr jenseits der Mainlinie mit euerm fischblütigen Protestantismus euch nichts träumen laßt." Die ungerechtfertigte Behauptung, daß in Bayern die sittlichen Zustände schlechter seien als in Norddeutschland, spricht er auch an einer anderen Stelle aus, wo er über die Münchner höhere Gesellschaft herzieht: „Es herrscht in Bayern die naivste sittliche Unerzogenheit, wie sie nur in klösterlichen Instituten gepflegt und von schlauen Beichtvätern sanktioniert werden kann.

In den pommerschen und uckermärkischen Schlössern finden sich neben Bibel und Gesangbuch gelegentlich Rankes Päpste und Makauleys Geschichte von England. Bei uns dagegen — — — freilich Paul de Kock und die Seherin von Prevorst sind auch Klassiker und stehen jedenfalls nicht auf dem Index." Das Stärkste, was ich bei Heyse gefunden habe, sind die Worte des alten Dieners Fridolin, als er den Hund homo, ein mit Menschenverstand begabtes Vieh „beerdigte". „Uebrigens, wenn er auch bloß ein Tier war, am Ende kriegen wir ihn doch noch mal zu sehen am jüngsten Tage, und wenn's einen Himmel für die Hunde gibt, kommt er noch eher hinein wie mancher Pfarrer. Denn warum? Er hat gewußt, was Freundschaft und Menschlichkeit ist . . . . Ich denke, der Herrgott wird nichts dagegen haben, wenn ich einen Rosenkranz und ein paar Vaterunser für die arme Hundeseele bete." (II. 208.)

Höher an Kunstwert und weniger verderblich in der Moral ist der dritte Roman „Die Stiftsdame" (1877). Er ist zwar auch von Unwahrscheinlichkeiten und psychologischen Unwahrheiten nicht frei, enthält aber doch eine abgeschlossene und einheitliche Handlung und hält sich in den Grenzen des Anstandes. Die traurigen Schicksale eines adligen Fräuleins, die ihrem Elternhause

entlaufen ist und einem Schauspieler, den Direktor einer „Schmiere", geheiratet hat, werden hier erzählt. Den Hauptfehler des Romans sehe ich in dieser Flucht des Mädchens. Diese ist ebensowenig motiviert wie später die Trennung von ihrem Manne, als dieser sich dem Trunke ergeben hat, widerspricht wenigstens dem edlen Charakter, in dem sie uns entgegentritt. Auch hier verzapft Heyse seine rationalistischen Anschauungen über die Heitige Schrift und andere Glaubenssätze, doch in weniger herausfordernder Weise.

Ueber den Roman „Merlin" (1892) äußert sich B. Rüttenauer, Zeitiges und Streitiges (Heidelberg 1895) folgendermaßen: „Ein Stück für die Literatur ist es nicht, wenn ihre berühmtesten Vertreter den Roman als Tummelplatz benützen, auf dem sie ihre Gegner kleinhauen. Kunst ist positiv, Polemik negativ. Polemik im Kunstwerk ist wie Krebs im Organismus." Der „Merlin" ist deshalb als Kunstwerk ganz verfehlt. Heyse will darin ein Abbild der Literatur-Strömungen der Gegenwart geben und dabei seine Gegner aus der naturalistischen Schute in Grund und Boden vernichten. Der Held des Romans ist ein ideater Dichter, der den modernen Reatismus bekämpft, ein Theaterstück schreibt, wetches in Berlin zur Aufführung kommt, und in der Nacht nach dem glänzenden Theatererfolge von der Haupttheldin des Stückes, der schönen Jüdin Esther verführt wird. Da in derselben Nacht seine Gattin zu Hause an Masern stirbt, wird der Dichter aus Reue über seinen Fehttritt — wahnsinnig. Ich kann sagen, daß selten etwas auf mich einen so widertichen Eindruck gemacht wie die Vertogenheit, die sich in diesem Roman breit macht. Wir sehen den Helden fortwährend mit einer Armut kämpfen, die ertogen und erheuchelt tst. Der Kleinkram des Famitientebens, die ewigen ehetichen Zärtlichkeiten sind mit einer solchen Sentimentalitat behandelt, daß man wetten möchte, das alles habe ein Backfisch geschrieben. Die Verführungsgeschichte und der Wahnsinn des Helden wirken gräßlich. Rüttenauer macht sich darüber tustig und sagt von seinem Standpunkt mit vollem Recht: „P. Heyse will hier offenbar den Beweis tiefern, daß einer Goethe und das Griechische Heidentum und das itatienische Cinquecento immer und immer im Munde führen und doch im Herzen ein guter Christ sein kann, ein germanisch-protestantischer, d. h. ein allerchristlichster Christ. Wenn ich ein Pastor wäre, würde ich den nächsten Sonntag das Thema von der Kanzel herunter näher ausfuhren, zum Ruhme des Christentums und zur Erbauung der Zuhörer." Das retigiöse Problem nimmt auch hier einen sehr breiten Raum ein. Wir sehen den Dr. Abel als den Propheten der freien Kirche, der seine freireligiöse Gemeinde unter freiem Himmet versammelt und ihnen nach Art der Heilsarmee dort Erbauungsstunden hält, in denen er den krassesten Rationalismus den armen Leuten vorträgt.

Der schwächste Roman Heyses ist „Ueber allen Wipfeln" (1895), in welchem das Leben an einem kteinen mitteldeutschen Fürstenhofe geschilderi und damit eine gewöhnliche Liebesgeschichte verflochten wird. Nebenher gehen einige Ausfälle auf Nietzsche, die aber recht schwächtich sind und keinen Eindruck machen. Heyse hat auf philosophischem Gebiete nie sichere Schritte getan; hier schimpft er „wie ein homerischer Kämpfer, aber es folgt kein Kampf darauf" (Barthet). Die Handlung ist dürftig, das Motiv nichtig.

Aus der großen Anzahl der Novellen kann ich nur auf die markantesten hinweisen. Dahin gehören zunächst diejenigen, welche der Verfasser selbst zu einer Ausgabe fürs Haus zusammengestellt hat. Damit hat er der öffentlichen Moral seinen Tribut gezollt und selbst eingestanden, daß die Gesamtheit der Novellen für die Famitie ungeeignet ist. Soll er doch selbst nach O. Kraus' Behauptung seinen eigenen Kindern nicht alle Novellen seiner Feder zu lesen gegeben haben.

Im ersten Bande der Sammlung fürs Haus befinden sich: L'Arrabiata (1853) — Anfang und Ende (1857). — Andrea Delfin (1859). — Unheitbar (1862).

Von diesen, ja von allen Novellen Heyses ist L'Arrabiata die beste; sie hat seinen Ruhm begründet; schon Mörike nannte sie in einem Briefe an Storm (10. 11. 1853): „In Wahrheit eine ganz einzige Perle." Tatsächtich gewährt sie einen ungetrübten Genuß durch die warme und lebensvolle Schilderung itatienischen Volkslebens und südticher Natur, sowie durch die lebenswarme Erzählung von besiegtem Mädchentrotz. Auch die zweite, die das Thema behandelt „Alte Liebe rostet nicht", gehört zu seinen besten Erzählungen. „Andrea Delfin", eine Episode aus den Schreckenstagen Venedigs, hat auf mich einen ergreifenden Eindruck gemacht; dagegen fällt „Unheitbar" völlig ab, paßt nicht in diese Auswahl, weit sie durchaus unwahr und voll psychologischer Rätsel ist. Der Tod, die tief erschütternde Frage der Menschheit, ist ohne Ernst und Wahrheit behandelt. Hier läßt ein Mädchen, die sich dem Tode verfallen glaubt, nur deshatb die Neigung zu einem ebenfalls kranken Manne in ihrem Herzen Wurzel fassen, weil sie an ihr nahes Ende gtaubt. Der Arzt aber hatte sie über ihren Zustand absichtlich getäuscht, sie war durchaus nicht so schwer teidend, und, da der Getiebte auch gesund wird unter dem gesegneten Himmel Merans, steht der Heirat nichts mehr im Wege.

Das nenne ich mit den ernstesten Dingen ein frivotes Spiel treiben. Allerdings erklärt Heyse in den „Erinnerungen" er habe diese Novelle in

Digitized by Google

Meran geschrieben, als er mit seiner todkranken Gattin dort weilte, um „die Hoffnung der schwer leidenden Gattin auf einen glücklichen Ausgang zu stärken".

Im zweiten Bande sind — „Vetter Gabriel" (1868), „Die beiden Schwestern" (1868), — „Er soll dein Herr sein" (1873), „Der verlorene Sohn" (1869) — enthalten, von denen Nr. 2 besser weggeblieben wäre, da sie langweilig und fad ist. Die übrigen sind nach Form und Inhalt nicht zu beanstanden.

Schlechter ist der dritte Band („Unvergeßbare Worte") (1882) — „Die Dichterin von Carcassone" (1880) — „Das Glück von Rothenburg" (1881) — „Siechentrost" (1883).

Die zweite Novelle enthält eine ungerechte und unhistorische Schilderung der Albigenserkriege. Die revolutionären Ketzer werden verherrlicht, die Katholiken der schrecklichsten Untaten beschuldigt.

Ich vermisse in dieser Auswahl gerade diejenigen Novellen, die mir besonders gut gefallen haben wie: „Am toten See", „Auf der Alm", zwei prächtige Hochlandsgeschichten, „Judith Stern", in der sich P. Heyse völlig verleugnet hat, denn es wird hier die von einer Ehefrau glücklich bestandene Versuchung zur Untreue und die Vernichtung teuflischer Nachstellungen weiblicher Ehre ernst geschildert.

Diesen genannten steht die große Anzahl von Novellen gegenüber, die ich aus religiösen oder moralischen Gründen zurückweise.

Das gilt zunächst von der Erzählung „Zwei Gefangene", die von der Reclamschen Universalbibliothek erworben und als Nr. 1000 besonders ausgezeichnet worden ist. Ein Priester und eine Lehrerin lernen sich im Theater kennen. Der Geistliche hat, um seine Tonsur zu verdecken, eine Perücke aufgesetzt, die aber nicht paßt. (Wie denkt sich Heyse wohl die Tonsur?) Die beiden Leutchen verlieben sich, brennen am anderen Morgen nach Hamburg durch und wollen nach Amerika hinüberfahren. Das Mädchen stürzt sich aber über Bord, als sie sieht, daß ihr Liebhaber ihrer überdrüssig ist. Der Abfall des Priesters wird in lächerlicher Weise motiviert; die Entschuldigung des Apostaten und die gegen seinen Pfarrer erhobene Beschuldigung ist für Katholiken verletzend. „Ein einziges Mal beichtete ich meinem alten Pfarrer den Zustand meines Gemütes. Werden Sie es glauben, daß er mich ganz unverblümt auf ein paar junge Weiber in unserer Gemeinde aufmerksam machte, die mit ihren Männern in Unfrieden lebten?"

Solche Verdächtigungen sind bei Heyse nicht selten.

Eine ebenso gröbliche Schmähung des katholischen Priesterstandes enthält „Der Weinhüter" (1862). Es ist interessant, wie der protestantische Theologe O. Kraus seinen Widerspruch gegen diese Novelle formuliert hat:

1. Es ist undenkbar, daß ein unbescholtenes Mädchen von der Alm herunterkommt und das neugeborene Kind einer anderen ohne weiteres für ihr Kind ausgibt.

2. Es ist undenkbar, daß die um dieses Geheimnis wissende Geistlichkeit ohne irgend welchen Grund mit der Wahrheit hinterm Berge hält, einen falschen Kirchenbucheintrag macht und die ihren Fehltritt nicht bekennende, sonst aber fromme Mutter jenes Kindes wie eine Art Heilige verehrt und eine gleiche Verehrung beim Volke duldet.

3. Es ist undenkbar, daß der im strengsten kirchlichen Gehorsam erzogene Andree dem von ihm erwählten Klosterleben den Abschied gibt, sich mit Moidi, seiner scheinbaren Stiefschwester, unter freiem Himmel ehelich zusammengibt und analog der Nottaufe eine Nottrauung vornimmt.

Noch abstoßender wirken zwei andere Novellen, in denen das Zeichen der Erlösung in gemeiner Weise verspottet wird, „Der letzte Centaur" (1870) und „F. U. R. I. A." (1885). Diese Buchstaben bedeuten nicht Furia, sondern Femina Universi Regina In Aeternum. Die Feder sträubt sich, die Blasphemien, die in diesen Erzählungen gegen den Gekreuzigten ausgesprochen sind, wörtlich zu zitieren. Ein christlicher Kritiker hat darauf aufmerksam gemacht, daß gegenüber der Heyseschen raffinierten Verspottung des Kreuzes das Spottkruzifix harmlos erscheint, welches zur römischen Kaiserzeit ein Soldat an die Wand einer Wachtstube auf dem Palatin gezeichnet hat. Auf Heyse passen die Worte des Apostels, daß das Kreuz den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Torheit ist.

In Heyses Dramenwelt finden wir eine fast verwirrende Mannigfaltigkeit der Stoffe und Stilarten; wir begegnen hier antiker und deutscher Mythologie und Geschichte, orientalischer und germanischer Märchenwelt, aber auch psychologischen Problemen aus der neuesten Gegenwart. Ueber 50 Theaterstücke von ihm sind über die Bühne gegangen, aber nur zwei konnten sich auf ihr erhalten: „Colberg" und „Hans Lange"; alle anderen sind wieder in der Versenkung verschwunden, selbst jenes berüchtigte Stück das soviel Staub aufgewirbelt hat: „Maria v. Magdala." Gleich nach seinem Erscheinen wurde es, da sein Inhalt wider das religiöse Gefühl verstoßen, polizeilich verboten, später aber freigegeben. Dieser Umstand hat ihm eine besondere Bedeutung beigelegt und es noch weiterhin bekannt gemacht. Maria Magdalena, die Sünderin, steht im Mittelpunkt der Handlung; um sie bemühen sich der vornehme Römer Flavius und der Apostel Judas Ischariot. Für die Erfindung des Liebesverhältnisses zwischen Judas und Magdalena darf Heyse die Priorität nicht beanspruchen. Näheres über diese Frage berichtet August Wünsche, Ueber Judasdramen in der deutschen Literatur (Internationale Liter.-

Berichte, Leipzig VIII, 16—20). Das Schlimmste im Heyseschen Stück ist, daß der Heiland in dieses Liebesverhältnis hineingezerrt wird, denn Judas ist auf seinen Meister — eifersüchtig. Wohl bringt Heyse die Person Christi nicht auf die Bühne, aber er hat ihn doch seiner Würde beraubt. Magdalena soll dann durch Hingabe ihres Leibes an den Römer Flavius die heimliche Befreiung des Heilandes erwirken und gerät in einen Seelenkampf zwischen der Liebe zu Christus und dem Opfer der Sünde. So hat Heyse das größte Geheimnis unserer Religion durch Erotik und Intrigue entstellt.

Daß der Dichter auf dem dramatischen Gebiete keinen Erfolg zu erringen vermochte, ist offenkundig. Er selbst gibt in seinen „Bekenntnissen" die Hauptschuld dieser Zurücksetzung dem Umstande, daß er schon als Novellist einen ehrenvollen Platz inne habe und auch nach und nach seine Lyrik Beachtung gefunden habe, „daran müsse er sich genügen lassen". Das ist ein egoistischer Irrtum. Nach Ansicht der meisten, auch der ihm sonst sehr wohlwollenden Kritiker fehlte ihm im Drama das Höchste — die überzeugende, zwingende Kraft der Wahrheit und Leidenschaft. Er ist überall geschmackvoll, aber nirgends überwältigend; die Formenschönheit, aber ohne festen, edlen Gehalt und ohne schöpferische Kraft genügt nicht, Dramen von bleibendem Werte zu schaffen.

Dieser kurze Ueberblick über Heyses schriftstellerisches Schaffen wird uns die Angelpunkte für seine Charakteristik bieten.

Wie ein schleichender Wurm zieht sich durch seine Werke ein Thema, die Liebe. Und was für eine Liebe bietet er uns „in seiner kleinen Welt kleiner Menschen und kleiner Gefühle"! (Bleibtreu.) Weder die hohe, ideale Liebe noch die entfesselte Leidenschaft, sondern die gewöhnliche Liebelei, den flirt. Die einschmeichelnde Form fall über den seichten Inhalt, der sich um die Liebesabenteuer dreht, hinwegtäuschen, doch hält solche Täuschung nicht lange vor. Wenn man auch nur einige Novellen gelesen hat, kennt man sie doch alle. Seit einem halben Jahrhundert hat er uns nur Liebesabenteuer erzählt; auf das Thema der Geschlechtsliebe hat er sich beschränkt, variiert es noch als 70jähriger Greis und hat damit den Titel „des kleinen Dichters einer kleinen Gattung" (Schönbach) mit Recht verdient.

Die großen Fragen des Lebens sind ihm fremd; van den sozialen Kämpfen, die unsere Modernen wie Hauptmann und Sudermann in ergreifendem Mitgefühl mit der ringenden Menschheit behandelt haben, weiß er nichts. Er kennt nicht das Volk und das wirkliche Leben; er zeichnet uns nicht lebendige Menschen, sondern Schachfiguren, die nach einem vorher ausgeklügelten Plane gegeneinander ausgespielt werden. Einen Kampf ums Dasein gibt es bei ihm nicht; „er stellt Nichtstuer für Nichtstuer dar". (Bartels.)

Heyse fehlt das Herz, er arbeitet nur mit dem Kopf und der Feder, ohne mit der Menschheit, ihrem Sehnen und Hoffen, ihren Kämpfen und Leiden zu fühlen. Er schildert nicht, was er innerlich mit erlebt hat, sondern was ihm interessant ist. Er hat nichts Unmittelbares, Ursprüngliches an sich, deshalb kann er auch das, was er selber nicht hat, andern nicht geben, nämlich ein höheres, sittliches Leben.

Ueber sein Verhältnis zur Religion und Moral haben wir schon genügend Klarheit erhalten. Er ist Freidenker; das Recht auf den freien Gebrauch der Vernunft für alle Fragen des Lebens betrachtet er als Grundrecht des Menschen; er fühlt sich immer wieder berufen, der Welt zu beweisen, daß er über alle hausbackene Lebensanschauungen erhaben ist. Aber die Freiheit, die er predigt, ist schließlich nur der konventionelle Ton, durch den seine Kreise sich von den niedern Sphären abheben und unterscheiden. Die Grenzen dieser Freiheit sind der öffentliche Anstand, das noblesse oblige, und — das Strafgesetzbuch. Er verkündet auf religiösem Gebiete den Nihilismus; die Religion ist etwas Plebejisches; wer zur Aristokratie des Geistes gehören will, darf sich mit ihr nicht einlassen. Es ist mir unfaßbar, wie dies immer noch bestritten werden kann, wie sich immer noch Männer finden, die gegen alle diese Tatsachen beide Augen fest zumachen. So sieht Erich Petzet Heyse als Dramatiker (Stuttgart 1904), in dem Drama „Der Heilige" eine Verherrlichung des Christentums, „die den Dichter am besten davor schützen sollte, als Feind der Religion verschrieen zu werden". Wenn ich dem Leser mitteile, daß Petzet in „Maria v. Magdala" den ethischen Kern des Christentums, den lebendig machenden Geist des Glaubens und die reinste Verklärung der Religion erkennt, die in vielen tiefreligiösen Gemütern mächtigen Widerhall gefunden hat, „wenn sie auch orthodoxen Kreisen ein Stein des Anstoßes ist", — so wird er mir wohl eine Widerlegung dieses Kritikers erlassen.

Ein anderer Fehler bei Heyse liegt auf psychologischem Gebiete; es ist seine falsche Auffassung vom Weibe und vom Verhältnis der Geschlechter zueinander. Seine Männer sind meist Waschlappen, seine Frauen dagegen Idealgestalten. Der Heysesche Mann ist selten der Wählende, der, welcher den ersten Impuls zur Liebe gibt, — das ist fast immer das Weib. Der Mann steht gewöhnlich noch eine ganze Weile dumm und verwundert da und begreift nichts, und das liebende Weib hat seine Not, sich von ihm erraten zu lassen. Sind unsere Frauen wirklich so? Bei Heyse steht die Frau höher als der Mann. Sie ist ihm die Trägerin einer ausgeprägten Persönlichkeit. Darum wird er auch

Digitized by Google

geradezu der Dichter der Frauen genannt. Als solchen hat ihn Laura Marholm, Wir Frauen und unsere Dichter (Wien 1895) bis in den Himmel erhoben. Sie sagt von ihm: „Er kannte das Weib in seiner Wesenhaftigkeit (!) — er ist der einzige Dichter, der es durchaus hochhielt. — Indem er es in jeder Lage achtete, lehrte er es sich selbst achten." Der Raum gestattet mir hier nicht, darauf eingehend zu antworten.

Die landläufige Meinung, die jede Leistung auf kurze Formeln zu bringen pflegt, hat für Heyse den Titel „Altmeister der Novelle" geprägt. Diese Bezeichnung regt mich zu einem Vergleiche an mit den Dichtern, in denen ich die Meister der Novelle sehe — mit Gottfried Keller und Storm. Daß Keller ihn himmelhoch überragt, wird wohl kein Literaturkundiger bezweifeln. Beide haben nur e i n s gemeinsam, nämlich den Ausgangspunkt ihrer Weltanschauung, die reine Diesseitigkeit. Künstlerisch sind sie ganz verschieden. Auch Storm schätze ich ungleich höher, er ist eine viel tiefere und eindrucksvollere Dichternatur als Heyse, dazu nicht in blinder, tendenziöser Parteisucht befangen. Zu einer genaueren Vergleichung beider Schriftsteller regten mich zwei Novellen an, in denen beide dasselbe Thema behandeln. Es ist die Frage: Hat ein Mensch das Recht und vielleicht gar die Pflicht, einem unheilbar kranken Nebenmenschen seine Leiden durch den Tod abzukürzen? Heyse hat diese ernste und überaus schwere Frage in seiner Novelle „Auf Tod und Leben" in üblicher Weise entwertet, indem der Mann die Erinnerung an die unselige Tat, die Tötung seiner Frau, durch eine neue Liebschaft vergißt. Storm läßt dieselbe Tat in „Ein Bekenntnis" durch dauernde Entsagung und rastlose Arbeit im Dienste der leidenden Menschheit sühnen.

Beide großen Dichter, Keller und Storm, waren in ihrem Urteil über Heyse recht zurückhaltend, wie ich aus ihrem Briefwechsel ersehe. So schreibt Keller: „Heyse hat keine glückliche Hand mit den Stoffen, sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben." Besonders schwerwiegend ist mir Storms Urteil vom 14. 12. 1880: „Von den letzten Novellen Heyses las ich die »Hexe vom Corso« und »Die Rache der Vizgräfin«; das strömt ja nur wieder so, unverkennbar aus größerer Fülle als bei den vorhergehenden. Bei der »Hexe« bleibt trotz der trefflichen Arbeit aber doch ein unbequemer Bodensatz, und in dem anderen Stück wird der Konflikt auch wieder mit den Geschlechtsorganen — ich bitte Heyse übrigens für diesen zynischen Ausdruck um Verzeihung — ausgefochten. Ich habe oft genug darüber gegen ihn plädiert; aber er kann nicht los davon. Nun, mich stört es nicht, wenn er nur nicht, wie im »Paradies« alle Wände einschlagen und alle berechtigten Formen zerbrechen will; aber ihm schadet es, und das tut mir leid, denn ich habe ihn lieb." Dieser Ausspruch des edlen Storm wiegt mir mehr als hundert Kritiken. —

Den neuesten Bewegungen in der Literatur stand Heyse ablehnend gegenüber, die Werke Zolas, Ibsens, Tolstois, Hauptmanns und ihrer Genossen wies er schroff ab, weil sie zu seiner Schönheitstrunkenheit und Gefühlsduselei im schroffsten Gegensatz stehen. Allerdings wurde er dafür von den modernen Stürmern aufs heftigste angegriffen, z. B. von Bleibtreu und M. G. Conrad. Ersterer hat in seiner Broschüre „Revolution der Literatur" das Schärfste an Polemik geleistet, aber voll und ganz die Wahrheit gesagt, wovon einige Stellen uns überzeugen werden: „Heyse hat sein schleichendes Gift sentimentaler Lüsternheit in Kristallflaschen verabreicht." „Diesen unsittlichsten und schädlichsten Poeten der Neuzeit lesen die Salondamen und höheren Töchter als ein Andachtsbuch sittlicher Erbauung für ihre schönen Seelen." „Nie hat H. eine Zeile geschrieben, die nicht talentvoll und von glatter künstlerischer Meißelung gewesen wäre, und nie ein Werk, sei es auch das kleinste, geschaffen, das einen erhebenden und sittlichen Eindruck auf das Gemüt übte."

Im großen und ganzen hat ihn die Kritik glimpflich behandelt. Männer, die es gewagt haben, den Abgott des religiös-radikalen Bürgertums anzugreifen, hat es wenige gegeben. Der erste war der protestantische Theologe Otto Kraus, der in einem Büchlein „Heyses Novellen und Romane" (Frankfurt 1888) dessen Werke vom christlichen Standpunkte aus beleuchtete und zu dem Resultate kam: „Entfernt Heyses Bücher aus euern Häusern." Er wendet auf ihn das Wort des Propheten Isaias an: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen." (Is. 5, 20.) Eine scharfe Absage erteilt ihm auch Oertel, Die literarischen Strömungen der neuesten Zeit (Heilbronn 1887), ebenso Barthel in seiner Literaturgeschichte; während Ad. Stern neben vielen Worten für die formellen Vorzüge seiner Werke, die in sittlicher und religiöser Hinsicht bedenklichen Punkte nur kurz gestreift hat. Franz Muncker hält sich von übertriebenen Lobeserhebungen fern, gesteht vielmehr, daß er mit seinen sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Ansichten nicht einverstanden ist, ja er bezweifelt, ob edle Absichten ihn bei seinem Schaffen trieben und erfüllten. (Westermanns Monatshefte Bd. 88.) Auf katholischer Seite hat man sich eingehend mit Heyse nicht befaßt. Vielleicht glaubt man, daß die Arbeit nicht der Mühe wert sei, da Heyse sich bereits überlebt hat und schon der Vergangenheit angehört. Viel wird nicht von ihm bleiben, weil er kein Dichter war, der seinem ganzen Volke und allen Zeiten etwas zu sagen gehabt hat.

In die Borromäusvereins-Bibliotheken bezw. in katholische Volksbibliotheken gehört Heyse nicht. Wer ihn kennen lernen will, begnüge sich mit der Ausgabe fürs Haus in 3 Bänden.

Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen.

Freiburg i. B. Ueber das 11. Betriebsjahr (1905) der katholischen Volksbibliothek und Lesehalle entnehmen wir dem „Freiburger Bote" vom 19. Februar 1906 folgende Angaben: Beim Abschluß des 11. Vereinsjahres kann der Vorstand der katholischen Volksbibliothek mit Befriedigung feststellen, daß Bibliothek und Lesezimmer wiederum fleißig benützt worden sind und noch Kräften dazu beigetragen haben, dem lesebedürftigen Publikum eine passende geistige Nahrung, die nichts gegen den Glauben und die guten Sitten enthält, zu bieten. Die Zahl der ausgegebenen Bücher beläuft sich auf 17980 Bände, dazu kommen noch die an die Filiale im Stühlinger entliehenen 340 Bücher, also zusammen 18320 Bände. Der Besuch des Lesezimmers läßt sich nicht gut ziffermäßig genau feststellen, jedoch ist derselbe gegen 1904 zusehends gewachsen; es verkehrten daselbst wöchentlich ca. 150 Personen. Der Zutritt zum Lesezimmer, in dem über 30 Zeitungen und Zeitschriften offen liegen, ist frei. Die Mitgliederzahl beträgt zur Zeit etwa 430; der durch Austritt, Tod und Wegzug sich ergebende Abgang wird durch die Neuanmeldungen leider nicht ausgeglichen; im verflossenen Jahre haben sich ca. 20 neue Mitglieder gemeldet. Das Rechnungsergebnis des 11. Vereinsjahres ist folgendes: Einnahmen 1760,03 Mk., Ausgaben 1355,43 Mk.

Godesberg. Die von Jahr zu Jahr zunehmende Frequenz in der Benutzung der katholischen Volksbibliothek (Eigentum des Borromäus-Vereins) hielt auch im verflossenen Jahre an. Es wurden ausgeliehen 1500 Bücher im Jahre 1900, 2000 im Jahre 1901, 3000 im Jahre 1902, 4000 im Jahre 1903, 4600 im Jahre 1904 und 5400 im Jahre 1905. Ohne besondere Werbetätigkeit zu entfalten, ist die Mitgliederzahl des Borromäus-Vereins, sowie der Leserkreis der Bibliothek gewachsen, wohl hauptsächlich infolge der reichhaltigen Fülle der Bibliothek. Der Bücherbestand der Bibliothek, welcher bis jetzt bereits 1070 Bände aufwies, wurde mit Anfang des Jahres 1906 noch um 120 Bände im Werte von ca. 400 M. — darunter die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkte — vermehrt, so daß die Bibliothek jetzt 1200 Bände umfaßt. Der Borromäusverein zählte im Jahre 1905 Angehörige mit einem Beitrag von 6 Mk. 80, von 3 Mk. 60, von 1,50 Mk. 49, zusammen also 189. Die Vereinsgaben, im Gesamtwerte von ca. 700 Mk., welche an die Vereinsangehörigen zur Verteilung gelangten, gehörten fast zur Hälfte der belletristischen und mit je einem Viertel der belehrenden und der religiös-erbauenden Literatur an.

Hildesheim. Die Borromäusvereins-Bibliothek lieh im Jahre 1905 insgesamt 12050 Bände aus, 3500 mehr als im Vorjahre. Der Bücherbestand wurde um 350 Bände vermehrt. Zu besonderem Danke ist der Borromäusverein in Hildesheim einem Gönner verpflichtet, der ihm einen guten Teil seiner gediegenen Bibliothek schenkte und die Einrichtung einer Abteilung für ausländische Literatur möglich machte. So haben ca. 200 Bände hervorragender englischer, französischer und italienischer Autoren im Originaltext eingestellt werden können, die sehr fleißig benutzt werden. Es hat sich gezeigt, daß die Einstellung fremdsprachlicher Literatur ein ausgezeichnetes Mittel ist, das sogenannte bessere Lesepublikum für die Bibliothek und den Verein zu gewinnen. Die vielen Zuwendungen, die der Bibliothek gemacht wurden, besonders Schenkungen von Büchern beweisen, daß das Interesse für die Bibliothek ein immer regeres wird. Zugleich haben gelegentliche Vorträge in Vereinen, wie z. B. ein Vortrag über Ch. Dickens, ferner ein Vortrag des Dichters H. Eichelbach sehr anregend auf die Benutzung der Bibliothek gewirkt. Ferner wurde ein 32 Seiten starker Nachtrag zum Bücherverzeichnis der Bibliothek gedruckt.

Osnabrück. Borromäus-Verein St. Johann. Der Verein zählte 1905 im ganzen 170 Teilnehmer, 46 à 6 Mk., 90 à 3 Mk. und 34 à 1,50 Mk. Das bedeutet gegen das Vorjahr einen Rückgang von 58 Teilnehmern. Ursachen dafür sind Todesfälle, Verzug, Nachwirkung der Teilung zwischen St. Johann und Dom und eine zu scharfe Agitation 1904, durch die viele Mitglied wurden, denen der Beitrag auf die Dauer zu hoch war oder die nicht das nötige Interesse hatten. Die Bibliothek umfaßte mit Abschluß des Jahres 2389 Bände, nämlich 1283 Unterhaltungsschriften für Erwachsene, 161 Zeitschriften, 314 Jugendschriften, 364 wissenschaftliche, 115 fremdsprachliche und 152 religiöse Werke. Neu eingestellt wurden 1905 174 Bücher. Benutzt wurde die Bibliothek von 192 Personen regelmäßig, darunter 82, die nur Lesegeld bezahlten. An 48 Sonntagen war die Bibliothek geöffnet, an diesen wurden von 4195 Lesern Bücher gewechselt. Die Gesamtzahl der ausgeliehenen Bände betrug 8390. Die Durchschnittszahl der Besucher an einem Sonntage war 87, die Höchstzahl 120, die niedrigste 60.

Wissenswertes über katholische Volksbibliotheken.

Von Kaplan H. Singer, Bieber.

Immer mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß gute Volksbibliotheken zeitgemäß, nützlich und vielerorts sogar notwendig sind. Unserer guten Sache ist aber damit nicht gedient, daß man so ein quid pro quo ins Dasein ruft und ihm den Titel „Volksbibliothek" beilegt; vielmehr muß eine wirkliche Volksbibliothek auch einigermaßen den Anforderungen entsprechen, die man heutzutage an ein solches Bollsbildungsinstitut zu stellen berechtigt ist. Diese Anforderungen wollen wir im folgenden kurz zusammenstellen.

Gründung der Bibliothek.

In vielen Fällen, die wir seither beobachten konnten, hat sich für uns der althergebrachte Modus sehr gut bewährt, daß nämlich ein bestehender kirchlicher (Jünglings-, Jungfrauen-, Männerverein usw.) oder auch weltlicher Verein (Borromäus- und Raiffeisenverein,

Windthorstbund) die Gründung und Verwaltung der Bibliothek übernimmt und dadurch rechtlich Eigentümer derselben wird. Meistenteils werden wir hierbei in der glücklichen Lage sein, eine bereits vorhandene Vereinsbibliothek vergrößern und erweitern zu können. Daß wir gerade die Heranziehung eines kirchlichen oder religiösen Vereins betonen, hat, vom prinzipiellen Standpunkte ganz abgesehen, auch noch den Vorteil, daß solche Institutionen einen viel solideren und kontinuierlicheren Bestand haben als alle anderen, und daß in ihnen in der Regel verhältnismäßig viele Leute zu finden sind, die für eine so edle Aufgabe Verständnis und Opferwilligkeit besitzen. Wenn aber an einem Platze mehrere solcher Vereinsbibliotheken bestehen, dann muß darauf hingearbeitet werden, daß die betreffenden Vereine ihre Büchereien nach Kräften erweitern oder ihre sämtlichen Bücherbestände zu einer Gesamtbibliothek vereinigen. Das kann dadurch geschehen, daß die einzelnen Vereine ihre Bibliotheken der neugegründeten Bücherei in hochherziger Weise völlig schenken oder dieselben unter Wahrung ihres Eigentumsrechtes der Gesamtbibliothek bloß angliedern. Auch im letzteren Falle müssen jedoch sämtliche Bibliotheksbestände dem lesenden Publikum zur freien Benutzung überlassen bleiben. Um aber die unvermeidlichen Verwaltungskosten zu decken und die Bücherei stetig vergrößern zu können, ist es notwendig, daß die beteiligten Vereine jährlich eine bestimmte entsprechende Summe zuschießen oder durch Veranstaltung von Konzerten, theatralischen Aufführungen, Verlosungen und dergl. Mittel zu diesem schönen Wohltätigkeitszwecke flüssig zu machen suchen. Auch der öftere Appell an Private, die Bibliothek mit gütigen Zuwendungen ausgelesener, für ihren Familienkreis gleichsam überflüssig gewordener Bücher oder Zeitschriften bedenken zu wollen, ist fast überall sehr angebracht. Die auf diesem Wege erworbenen Bücher werden selbstverständlich nicht ohne weiteres der Bibliothek einverleibt; solche, die keinen antiquarischen Marktwert mehr haben, müssen ausgeschieden und als Makulatur verkauft werden; die übrigen aber sollen von dem Leiter der Bibliothek oder von ihm beauftragten zuverlässigen Leuten von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen und in bezug auf Inhalt und Illustrationen (besonders bei Jugendschriften) geprüft werden, wenn denselben nicht ein sicheres Urteil über die betreffenden Werke anderweitig bekannt ist. Um sich aber jederzeit über ein bereits durchgelesenes Buch orientieren zu können und um der Gefahr zu entgehen, ein und dasselbe Buch vielleicht mehrmals lesen zu müssen, ist es notwendig, sich über das geprüfte Buch genaue Notizen zu machen.

Hierzu wird man sich am besten eines am Rande alphabetisch abgeteilten Buches bedienen und in dasselbe den genauen Titel des gelesenen Buches mit den nötigen charakterisierenden Bemerkungen eintragen. Diesen praktischen Vorschlag entnehmen wir dem zeitgemäßen und mit großer Sachkenntnis geschriebenen Werkchen „Die Bibliothek in katholischen Jugendvereinigungen" nebst dem Bücherverzeichnis des katholischen Lehrlingshauses zu Mainz von Kurt Bendix, Präses.

So kann ohne allzu große Mühe und Kosten wenigstens der Grundstock zu einer Volksbibliothek gelegt werden, die ihr Bildungsmaterial dem lesenden Publikum gratis zur Verfügung stellt. Dieser entschieden ideale Zustand läßt sich jedoch vielerorts nicht halten, wenn nicht noch andere Hilfsquellen erschlossen werden. Durch die Not gedrängt und auch ausgehend von der bekannten Erfahrungstatsache, daß die Leute im praktischen Leben sich immer und immer wieder von dem Gedanken leiten lassen: Was nichts kostet, ist auch nichts wert — hat man an vielen Orten eine Entleihungsgebühr von 5 Pfg. pro Band festgesetzt. Novitäten haben in der Regel eine höhere Taxe (etwa 10—20 Pfg.). Hat aber ein bestimmter Verein ausschließlich die ganze Verwaltung der Bücherei übernommen, so wird man aus Gründen der Billigkeit die Mitglieder dieses Vereins etwa insofern vor anderen Lesern bevorzugen, als man ihnen gestattet, gegen eine noch geringere Gebühr (2 Pfg.) oder vollständig gratis die Bibliothek zu benützen. Damit wächst ungemein das Interesse der Bevölkerung für den Verein und zugleich auch das Interesse des Vereins für die ihm anvertraute Büchersammlung.

Es liegt auf der Hand, daß auch ein sogen. Borromäus-Hilfsverein allein oder in Verbindung mit anderen Vereinen die führende Rolle übernehmen und eine Volksbibliothek gründen und unterhalten kann. In diesem Falle wäre der ganze Bücherbestand (ausgenommen sind die unter Wahrung des Eigentumsrechtes der Borromäusbibliothek bloß angegliederten Bestände anderer Vereinsbibliotheken) nominell und rechtlich Eigentum des Borromäusvereins in Bonn, faktisch aber doch zu uneingeschränktester Benutzung dem Hilfsverein bezw. der Volksbibliothek (Pfarrbezirksbibliothek) überlassen. Eine solche Bücherei figuriert alsdann unter dem Namen:

Volksbibliothek des Borromäusvereins

zu N. N.

Sollte es aber mit den bestehenden Vereinen nicht gehen, dann empfiehlt es sich, einen neuen Verein zu gründen, dessen Bestrebungen die Gründung und Unterhaltung einer Volksbibliothek bezwecken. Der älteste derartige Verein in Deutschland ist der Verein „Katholische Volksbibliothek" in Freiburg im Br., dessen Mitglieder jedes Jahr die respektable Summe von 1200 Mk. zusammenbringen. Der Jahresbeitrag für Mitglieder beträgt 1 Mk. — Sollte auch dieser Modus, zumal in Dörfern, auf große Schwierigkeiten stoßen, dann bespreche sich der Geistliche mit einigen angesehenen, vernünftigen Leuten und gründe ohne weiteres einen „Leseverein" oder „Lesezirkel". Jedes Mitglied zahlt einen kleinen Beitrag, der Verein schließt sich als Mitglied dem Borromäusvereine an, und aus den erhaltenen Vereinsgaben wird allmählich eine Bücherei entstehen.

(Anm. der Redaktion: Die Erfahrung hat gezeigt, daß mit wirklichem Erfolg katholische Volksbibliotheken bloß dann arbeiten, wenn sie auf der Grundlage des Borromäusvereins aufgebaut sind.)

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Illustrierte Geschichte der katholischen Kirche. Erster Teil von Prof. Dr. J. P. Kirsch. Zweiter Teil von Prof. Dr. V. Lulsch. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. München 1905, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Das große Werk von Kirsch in Freiburg und Lutsch in Leilmeritz liegt nunmehr in 28 Lieferungen à 1 M. vollendet vor. Der erste Teil, „Die Kirche in der antiken Kulturwelt", behandelt in zwei Büchern „die Gründung und Ausgestaltung der Kirche im Kampfe mit dem heidnisch-römischen Staat" und „die Kirche in enger Verbindung mit dem christlichen Römerreich". Dieser Teil ist von Kirsch bearbeitet und von mir in Nr. 5 des 1. Jahrgangs der Borromäus-Blätter (S. 99) angezeigt worden. Der zweite Teil trägt den Titel „Die Kirche unter der abendländischen Völkergesellschaft" und zerfällt in 5 Bücher, von denen jedes zwei Abschnitte enthält:

1. Der Bund der Kirche mit den Völkern des Abendlandes und der Bruch mit dem Orient (vom Ausgang des 7. bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts). Hierin wird der Anschluß des Papsttums an das fränkische Reich und die wachsende Entfremdung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche (692 bis 867), sowie der Rückgang des kirchlichen Lebens im Okzident und die Lostrennung der griechischen Kirche von der lateinischen (867—1054) dargestellt.

2. Der Aufschwung und die Blütezeit des kirchlichen Lebens im Abendlande (von der Mitte des 11. bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts). In diese Zeit fällt zunächst der Kampf um die Befreiung der Kirche von den Einflüssen der weltlichen Gewalt und die Entwicklung der höchsten kirchlich-politischen Macht des Papsttums (1054—1216), dann erreicht das Papsttum den Höhepunkt seiner Macht, während das Kaisertum zu sinken beginnt (1216—1305).

3. Die Erschütterung des päpstlichen Ansehens und der beginnende Zerfall der abendländischen Kircheneinheit (von 1305 bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts). Es ist die Zeit der babylonischen Gefangenschaft der Päpste (1305—1377), sowie des großen Papstschismas und der Reformkonzilien (1378 bis um 1450).

4. Das Ueberhandnehmen einer neuen Denkrichtung und die große abendländische Kirchentrennung (von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts) mit den beiden Abschnitten: „Renaissance und Humanismus" (bis 1517) und „die große abendländische Kirchentrennung" (1517—1648).

5. Der Niedergang des religiösen Glaubens und das Neuerwachen katholischen Denkens und Lebens (vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart). Hierin wird zunächst die „Aufklärung" und das Staatskirchentum (1648—1790) und dann die Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert geschildert.

Es sei sogleich bemerkt, daß es wohl angebracht gewesen wäre, durch ein viel ausführlicheres Inhaltsverzeichnis als das auf S. V f. dargebotene einen noch besseren und genaueren Ueberblick über den reichen und mannigfaltigen Stoff des Werkes zu geben. Die Einteilung weicht von der sonst üblichen in einzelnen Punkten ab. Während man bisher die Kirchengeschichte in drei Hauptperioden gliederte, je nach dem Verhältnis des Christentums zu der jeweils herrschenden Bildungsform: der griechisch-römischen im Altertum, der christlich-germanischen im Mittelalter und der modernen in der Neuzeit, ist hier zum erstenmal eine Zweiteilung eingeführt. Warum? Das wird im Vorwort kurz auf folgende Weise begründet:

„In den sieben ersten Jahrhunderten entwickelte sich die Kirche vorzugsweise auf der Grundlage der griechisch-römischen Kultur. Vom 8. Jahrhundert an treten die christlich gewordenen neuen Völkerschaften Europas in den Vordergrund und behaupteten seither, trotz der Ausbreitung der Kirche über den Erdkreis, den Vorrang auf dem kirchlichen und religiösen Gebiete, soweit das Christentum in Frage kommt."

Daß man Mittelalter und Neuzeit im Gegensatze zum Altertum inniger verbindet als es bisher geschehen ist, scheint mir berechtigt zu sein; daß man die Grenzen zwischen beiden so sehr abschwächt, wie es hier der Fall ist, dürfte aber doch wohl zu weitgehend sein. Lutsch hätte meines Erachtens den zweiten Teil in zwei Unterabteilungen zerlegen sollen, deren eine das 1. bis 3. und deren andere das 4. und 5. Buch umfaßt. Auch in der Formulierung einzelner Ueberschriften wäre vielleicht einiges noch zu ändern. Die Darstellung ist übersichtlich und bietet viel Lehrreiches in knappster Form; dabei ist es aber leider nicht immer gelungen, den Stil fließend zu erhalten. Mit Recht ist in diesem Werke, das populär-wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, auf die Beigabe eines gelehrten Apparates verzichtet worden. Desgleichen sind technische Ausdrücke möglichst vermieden worden. Ein gutes Register hilft das Gesuchte schnell auffinden.

In den Illustrationen ist mustergültiges geschaffen worden. Der stattliche Band enthält außer einem prächtigen Titelbilde (Heliogravüre des Dürerschen Dreifaltigkeitsbildes im Wiener Hofmuseum) 5 Doppel- und 45 einfache Tafelbilder, 3 mehrfarbige Karten und 983 Abbildungen im Text (von kirchlichen Gebäuden und Geräten, Klöstern, Grabdenkmälern, Gemälden und Skulpturen, Münzen und Medaillen, Städteansichten, Porträts und Siegeln usw.). Unbedenklich kann man den Satz des Vorwortes unterschreiben: „Das Werk steht rücksichtlich seiner Illustrationen in der gesamten Literatur einzig da." Die Bilder sind mit Geschick und Geschmack ausgewählt und begleiten den Text oft in ausgezeichneter Weise.

Die Leo-Gesellschaft hat hiermit ein Werk geschaffen, das weitere gebildete Kreise mit der Geschichte unserer Kirche in einer sehr anziehenden Weise bekannt zu machen bestimmt und geeignet ist. Es paßt vorzüglich zu Festgeschenken und verdient auch, allen Bibliotheken, die mit einem besseren Publikum zu tun haben, angelegentlich zur Anschaffung empfohlen zu werden; denn für gebildete Leser wird die Lektüre dieses Prachtwerkes eine Quelle der Belehrung und des Genusses sein.

Bonn. Dr. Joseph Greving.

Die Kultur der alten Kelten und Germanen mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Dr. Georg Grupp. XII, 319 S. in gr. 8°. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Preis Mk. 5,80 brosch., Mk. 7,50 geb.

Es ist für uns Katholiken hocherfreulich, daß ein katholischer Geistlicher, der wegen seiner kulturgeschichtlichen Werke in katholischen wie in nichtkatholischen Kreisen hochangesehene Dr. G. Grupp, zum *erstenmal* eine *zusammenfassende* Darstellung über die Kultur der alten Kelten und Germanen gibt. Von der Einleitung abgesehen, die einen kurzen Ueberblick über die Jäger- und Hirtenvölker der Steinzeit in vier Hauptabteilungen bietet, zerfällt das ganze Werk in die drei Abschnitte: Indogermanen, Kelten, Germanen, mit zusammen 28 Hauptunterabteilungen, die sich wieder in kleinere Abschnitte zergliedern. In den Text sind insgesamt 165 gute, zum großen Teil hochinteressante Abbildungen aufgenommen.

Digitized by Google

Durch die exakt durchgeführte Gliederung ist die Uebersichtlichkeit gewahrt. Ein Mangel macht sich allerdings bei einzelnen Abschnitten fühlbar, nämlich die allzu große Knappheit. Ein großer Teil der Autoren fehlt dadurch, daß er zu breit und weitschweifig in der Darstellung wird. Bei Grupp liegt der umgekehrte Fall vor. Der Verfasser bietet geradezu eine Ueberfülle von Material, die, von staunenswerter Belesenheit und Literaturkenntnis Zeugnis ablegt, aber er hat das Material derart zusammengedrängt, daß die Tatsachen doch fast zu nackt aneinander gereiht sind, und es einem dadurch manchmal schwer gemacht wird, sich sogleich ein richtiges Bild von der Entwicklung zu machen. Gewiß, wenn man bei der Lektüre sich Zeit läßt und etwas nachdenkt, dann stellt sich meistens das Bild der betreffenden Zeiten ganz wie von selbst vor die Seele hin. Hätte jedoch der Verfasser das gewaltige, hochinteressante Material auf etwa 500 statt 300 Seiten verteilt und in etwas behaglicher, epischer Ruhe erzählt, dann würde er dadurch vielen Lesern einen Dienst erwiesen haben. Aber auch so wollen wir uns der schönen, mit großem Fleiß und großer Sachkenntnis gearbeiteten Gabe von Herzen freuen. Das Buch ist als Lektüre für die gebildeten Kreise sehr zu empfehlen. Auch die Volksbibliotheken in Städten sollten nicht unterlassen, das Werk in ihren Bücherbestand aufzunehmen.

Bonn. Hermann Herz.

Lehrbuch der Nationalökonomie. 1. Band. Grundlegung. Von Pesch, Heinrich, S. J., Freiburg, Herder, 1905. 8°. M. 10.

Das Lebenswerk eines Mannes, der neben der traditionellen Ordensdoktrin lange Semester hindurch zu den Füßen eines Wagner und Schmoller die zünftige deutsche Wissenschaft auf sich wirken ließ. Der Verfasser bekennt sich in der Vorrede als dankbaren Schüler Wagners, von dem er auch die Dreiteilung seines Werkes in Grundlegung, allgemeine Volkswirtschaftslehre und besondere Volkswirtschaftslehre übernommen hat. Der zweite Band wird für Frühjahr 1906, der dritte für Frühjahr 1907 in Aussicht gestellt.

Der vorliegende erste Band behandelt in fünf Kapiteln Natur und Mensch, Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft, drei Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung (Familie, Staat, Privateigentum), die Volkswirtschaft und ihr Organisationsprinzip (die Theorien über die Wirtschaftsstufen, Begriff Volkswirtschaft, Individualismus, Sozialismus, Solidarismus), die Volkswirtschaftslehre. Der Verfasser versucht in seinem dreibändigen groß angelegten Werke den konstruktiven Aufbau der gesamten Nationalökonomie auf naturrechtlicher Grundlage. Die Besonderheiten seines Systems liegen in der konsequenten Durchführung der anthropozentrisch-teleologischen Auffassung (der Mensch Subjekt und Ziel der Wirtschaft), in der Verbindung der kausalen und teleologischen Betrachtung, in der Betonung des Staatszweckes und seiner Bedeutung für die Erkenntnis des Zieles der Volkswirtschaft, in der Hervorhebung des praktischen Charakters der Volkswirtschaftslehre, in der Verbindung der induktiven und deduktiven, der analytischen und synthetischen Methode (Vorwort). Pesch schickt sich an, seine Auffassung in strenger Folgerichtigkeit durchzuführen, wie schon Harms (Tübingen) in den Kritischen Blättern anerkannt hat, und diese geschlossene Denkweise zwingt Achtung ab, mag man über den Standpunkt selbst denken, wie man will. Es wäre aber verfehlt, zu glauben, daß der Verfasser aus seiner neuen Weichenstellung heraus zu neuen Wirtschaftsgesetzen oder auch nur zu neuen Sollsätzen gelangen wird. Seine Prinzipienstrenge hat kaum mehr als formale Bedeutung, praktische Bedeutung im Höchstfalle für die Motivation des wirtschaftlichen Handelns da, wie Pesch selbst zugibt, das Gros der zünftigen Nationalökonomen einer, seiner Idee der „sozialen Gerechtigkeit" entsprechenden, zwischen Individualismus und Sozialismus vermittelnden Gedankenrichtung seit den Tagen der Katheder-sozialisten angehört. Man sieht daher auch nicht recht ein, was mit dem vom herrschenden Sprachgebrauch ohnedies schon längst beschlagnahmten Begriff „Solidarität", den der Verfasser mit viel Liebe und Scharfsinn als neues Organisationsprinzip entwickelt, sachlich oder formell Neues gesagt sein soll, zumal Pesch hier eingestandenermaßen in den Bahnen von Wagner und Rösler wandelt.

Der Hochwert des Buches liegt in dem einzig dastehenden dogmengeschichtlichen Apparat, der sich auf eine horrende Belesenheit stützt. In dieser Hinsicht sind die Partien über Werttheorie, Evolutionismus, Theorie der Wirtschaftsstufen und ähnliche an Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit unübertroffen. Nur hätte der dogmengeschichtliche Text von dem theoretischen in der bei Adolf Wagner so wohltuenden Weise durchgreifender geschieden werden müssen. Auch beeinträchtigt die genetische Art der Darstellung, die das Fortrücken des Gedankens nur sprungweise erkennen läßt, sehr den Eindruck der systematischen Geschlossenheit. Das Buch ist nach allem nicht ad usum Delphini geschrieben, dafür ein äußerst wertvolles Nachschlagewerk für diejenigen, welche die rudimenta der Nationalökonomie hinter sich haben.

Achern (Baden). Dr. Heinrich Feurstein.

Maria-Himmelfahrt. Roman von Hans von Hoffensthal. Egon Fleischel & Co., Berlin. 355 S. Preis geb. 4 Mk.

Der Inhalt des schönen Romans ist folgender: Berthold von Riebaur ist von übermächtiger Liebe zu seiner Heimat, Maria-Himmelfahrt, beseelt, die in den Alpen am Ritten liegt. Schon als Knabe beschäftigte ihn die Natur mit ihren tausend allgewaltigen Kräften und Schönheiten. Zum Manne herangewachsen verliebte er sich in Ulla, die Tochter einer Gräfin Gallen und heiratete sie auch. Ulla, die als Wiener Stadtkind von Haus aus nicht viel Sinn für die Natur hatte, lernte an der Seite ihres Mannes immer mehr das Landleben mit den Wundern der Natur lieben und schätzen. Sie war sehr zufrieden und glücklich auf dem Riebaurschen Ansitz, auch an den Tagen, da Regen und nasses Stürmen sie an ihr Heim fesselte. Das junge Ehepaar lebte einige Zeit recht glücklich. Da kam mit den Sommerfrischlern auch eine nervöse Künstlerin namens Renia aus Wien. Diese hatte den schwärmerischen Berthold mit der Zeit immer mehr in ihr Netz bezw. in ihren Bann gezogen. Ulla merkte an der Verstimmung und an dem fremden unbeständigen Ton ihres Mannes, daß etwas Störendes zwischen sie und Berthold getreten war. Psychologisch fein beschreibt der Dichter den Seelenkampf Bertholds und das allmählige Niederringen und Betäuben seines Gewissens. Anfangs gaben sich Berthold und Renia nur selten und wie durch Zufall ein Stelldichdein. Mit der Zeit aber wuchs die Leidenschaft in Berthold so, daß sie stärker wurde als seine starke Heimatliebe, daß er treulos Heimat und Frau verließ, wochenlong mit Renia in Wien zusammenlebte und später mit

Digitized by Google

dieſer eine längere Reiſe nach Italien machte. Ulla empfand in ihrer Verlaſſenheit jetzt die ganze Enge dieſer kleinen Verhältniſſe. Joh. Geyer, der Ortspfarrer, mit ſeinem ruhigen umfriedeten Weſen, mit ſeiner geklärten ſonnigen Gemütsart war in geſunden und kranken Tagen, in Freud und Leid ein treuer Freund und Seelenarzt der Riebaurſchen Eheleute. Mit tiefem Kummer und Herzeleid hat er die Entfremdung der letzteren wahrgenommen. Nun aber hat den edlen Prieſter ſelbſt der Himmel mit ſchwerer Krankheit und Blindheit heimgeſucht. Rührend ſchön beſchreibt der Verfaſſer, wie der bejahrte Prieſter, am Fenſter ſitzend, ſeine zwei Hände, „die im Segnen weiß geworden, der Liebloſung der Sonne“ entgegenſtreckt, wie er „den glanzloſen Blick tot in ihre Herrlichkeit gerichtet, ſie grüßt“, wie er anfangs zu Gott weint, und um Heilung fleht, wie es aber, während es außen Nacht und dunkel um ihn geworden, in ſeinem Innern immer heller wird, und ſein Mund, der bitter und im Leid verzogen war, wieder das Lachen lernt, „nicht das laute ungeſtüme, ſondern ein ſtilles innerliches“, wie er anſtatt Heilung von Gott Heiligung erhält. Auch in ſeiner Blindheit gedenkt Joh. Geyer der blonden, armen Frau im Riebaurſchen Anweſen, um deren Glück er ſtets wie um das ſeiner übrigen Schäflein beſorgt geweſen war. Ulla beſucht den blinden Pfarrer, ſchüttet ihm ihr Herz aus und findet bei ihm Troſt und Balſam für das wunde Herz. Sie leidet tapfer und ſtark als fromme Chriſtin. Während ihr treuloſer Mann im Süden mit ihrer Nebenbuhlerin in Sünden lebt, gebiert ſie ihm ein Knäblein, das aber ſchwächlich und krank zur Welt gekommen, bald nach der Geburt ſtirbt. Ulla hatte gehofft, der Vater werde kommen und ſein Knäblein ſehen und begrüßen wollen. Jetzt nach dem Tode des Kindes fühlt ſie ſich erſt recht verlaſſen und vereinſamt. In ihrer Verlaſſenheit geht ſie täglich in den Widum hinüber zum blinden Pfarrer, der ſie immer wieder tröſtet und zum Gottvertrauen ermahnt. Den übrigen Leuten gegenüber ſucht Ulla ſchon um des guten Rufes ihres Mannes willen ihren Schmerz und Kummer zu verbergen. Von Zeit zu Zeit kniet ſie in der ſtillen Dorfkirche am Seitenaltar vor der Madonna und betet. — Nachdem Berthold ſchwüle, ſinnliche Tage in Italien mit Renia verlebt und den Rauſch der Leidenſchaft ausgekoſtet hat, tritt bei ihm die Ernüchterung ein. „Es war alles wie ein Rauſch,“ heißt es S. 292. Die Grundidee des Romans hat der Dichter auf S. 293 ausgeſprochen, wenn er von Berthold ſagt, daß er „in einem dumpfen Taumel dahinlebte, voll ſchwüler heißer Träume“. „Aber er wurde nicht froh dabei. Sinnentuſt und völliges Vergeſſen iſt noch nicht Freude. Es kann Wolluſt ſein und dem Körper wohltun, aber die Seele eines guten Menſchen läßt es doch arm“. Von Reue erfaßt, kehrt Berthold heim nach Maria-Himmelfahrt und trifft dort ſeine Ulla krank an. Vor ihrem Bette kniend, bittet er um Verzeihung. Aber nur zubald erkennt er, daß ſeine Frau an einer Gehirnentzündung rettungslos dahinſiecht. Sie ſtirbt unter rührendſchönen Abſchiedsworten. Berthold ſieht durch den Todesfall tief erſchüttert um ſo deutlicher ein, daß er fehlgegangen war, und daß Gott ihn dafür beſtraft, indem er ſein Kind und ſeine junge Frau ſterben ließ. — Da der alte Arzt, der ſeine Frau behandelt hatte, trotz wiederholten Ausſchreibens keinen Nachfolger für ſeinen ſchweren Dienſt finden konnte, meldete ſich Berthold ſelbſt, der früher Medizin ſtudiert hatte, als Nachfolger, um ſich der Menſchheit nützlich zu machen und in ſeiner Heimat, die er ſo innig liebt, wirken zu können.

Rezenſent hat das Buch mit Genuß geleſen. Der Roman hat entſchieden künſtleriſche Qualitäten und befriedigt auch in ethiſcher Hinſicht. Der Ehebruch Bertholds iſt nicht wie in anderen Romanen verherrlicht, ſondern als folgenſchwere Verirrung hingeſtellt. Die Charaktere ſind treffend nach dem Leben gezeichnet. Die Sprache iſt ſchön und gewählt. —

Das Schwächſte am Buche iſt die Einleitung, in welcher einzelne Sätze ſtiliſtiſch zu beanſtanden ſind. Eine ſonderbare Phantaſie, die an die Lehre von der Seelenwanderung erinnert, iſt's, wenn der Dichter (S. 338) Berthold glauben oder denken läßt, daß die Seele ſeiner Frau „in einen der ſtarken Bäume heroben auf der Höhe geſtiegen“ ſei. —

Hans von Hoffensthal iſt ein hoffnungsvolles Talent, namentlich ein Meiſter der Naturſchilderung. Wie naturwahr und friſch weiß er das Einziehen des Frühlings in die Alpentäler, das Nahen und Stürmen des Föhns im Wald und auf den Höhen zu malen! Wie treffend und lebendig beſchreibt er das Heranziehen und den Ausbruch eines Gewitters! Wie prächtig und feinſinnig ſchildert er Wald und Tiere, Landleben und Stadtleben, die Pracht des Südens, den Zauber des Meeres, die Erdpyramiden und die ſtolzen Berge ſeiner Heimat!

Die Anſchaffung des Romans kann volkstümlichen Bibliotheken in Städten empfohlen werden.

Schönthal. Dr. Albert Vögele.

Münchener Volksſchriften. Herausgegeben vom Münchener Volksſchriftenverlag, München. Nr. 28. Der Rußbuttenmann. Von Auguſt Wildenhahn. Pr. 15 Pfg.

Die Erzählung ſpielt bei armen Wäldlersleuten im Erzgebirge. Die Fabel, an ſich nicht übel, wird den Leſer von heute doch gar zu romantiſch, faſt märchenhaft anmuten. Die Dialogführung iſt ungeheuer breit, die Charakterzeichnung dagegen gut. Für Volksbibliotheken in ländlichen Gegenden, aber nicht für die Jugend geeignet.

Nr. 29: Eines Geſellen Irrfahrten. Von Em. Huch. Pr. 15 Pfg.

Mit wahrhaft apoſtoliſchem Eifer, wenn auch manchmal in grellen Farben entwirft die Verfaſſerin das Bild eines jungen Burſchen, der durch ſchlechte Kameraden auf die ſchiefe Bahn und ſchließlich faſt ins ewige Verderben gebracht wird. Das Gebet und Opfer einer frommen Mutter wird ſeine Rettung. Für Geſellenvereine angelegentlichſt empfohlen.

Nr. 30: Die Erbſchaft. Von Rhenanus. Preis 15 Pfg.

Eine hübſche, geſchickt entworfene und gut durchgeführte Erzählung, die nicht nur volkstümliche, ſondern auch weitere Leſerkreiſe zu feſſeln imſtande iſt. Auch der Stil iſt ſorgfältiger behandelt als in den beiden vorhin genannten Geſchichten. Jugend- und Volksbibliotheken beſtens empfohlen.

Aachen. Fabri de Fabris.

[Bislang ſind insgeſamt 35 Nummern erſchienen. Die fünf letzten umfaſſen: Aus der Franzoſenzeit. Von Fritz Reuter. Luzian. Von Dr. Ludwig Fernwalder. Du ſollſt nicht töten! Von Hermine Proſchko. Die Redaktion.]

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Kevelaer, Butzon & Bercker. Jedes Bändchen 30 Pfg.

Nr. 56. Auf roter Erde von J. o. Dirkink, 96 S. Die ersten drei Novellen dieses Bändchens sind eigentlich eher Romangerippe und darum hastig und im großen und ganzen kunstlos erzählt. Natürlich tritt auch die recht äußerliche Technik bei kleinem Umfang noch unangenehmer hervor. „Auf roter Erde" und „Hüben und drüben" spielen unter westfälischen Bauern, „Elise" ist eine städtische Liebesgeschichte ohne irgend welche Tiefe. Mir scheint, daß die speziell Dirkinkschen Vorzüge gerade in der eingehenderen Gestaltung westfälischer Art und westfälischen Lebens bestehen. Hübsch und lebendig ist die Geschichte von der Bronka, die den Dolf nicht heiraten will, weil sie ihn vermeintlich um den Finger wickeln kann („Ihr Herr"). Auch die schnurrigen Anekdoten vom „Fabelhans" erfüllen ihren Zweck reichlich. Wenn alles so frisch wirkte, wie diese beiden Skizzen, dann könnte man das Büchlein sogar anspruchsvolleren Lesern empfehlen.

Nr. 57. Vaterlos! Von J. Fichlner. 112 S. Ziele und Zwecke dieser Erzählung sind mir unklar geblieben. Sie scheint wirklich keine höheren Ambitionen zu kennen als die Ausfüllung von 112 Seiten. Weder einen künstlerischen noch einen moralischen Sinn vermag man zu entdecken. Die Personen sind nur Puppen, je nach Bedarf großmütig oder schurkisch garniert. Auch die Heldin Katharina, die Jugendgespielin und Gesellschafterin der Komtesse Nora und spätere Gattin eines liederlichen Juweliers, ist ein durchaus lebloser Charakter, gemacht, wie das ganze Büchlein, das zu den schwächsten Nummern der Sammlung gehört.

Nr. 58. Briefe einer Häßlichen von M. Herbert, 96 S. Eine Vergleichung mit dem vorigen Bändchen läßt so recht erkennen, wie groß der Fortschritt an Temperament und Herzenswärme, an Geist und Stil war, den das Schaffen der Frau Herbert für die katholische Belletristik und Unterhaltungsliteratur bedeutete. Die Briefe, die die dahinsiechende Häßliche für den heimlich Geliebten niederschreibt, sind ja gewiß nicht sehr originell und tief, aber die dichterische Anteilnahme einer leid- und lebenskundigen Seele gibt ihnen innere Wahrheit, dazu eine wehe Anmut und Zartheit. Aehnliche Dulderstimmung und weibliche Größe findet man in „Keine Zeit", das als Skizze allerdings nicht so ausgeglichen wirkt. Ueberhaupt sind die übrigen „Skizzen", den humoristischen „Heldenvater" etwa ausgenommen, mehr eine Art Uebungsblätter, was eigentlich die Bezeichnung schon ausdrückt. Ich halte das Bändchen für städtische Bibliotheken und am meisten für Frauen geeignet.

München. Max Behr.

Nr. 59. Meine Tante Giron von René Bazin. Es ist ein glücklicher Gedanke des Butzon & Berckerschen Verlags gewesen, weitere deutsche Leserkreise mit einem Werke des gefeierten französischen Romanciers René Bazin bekannt zu machen. Ist „Meine Tante Giron" auch einigen späteren Arbeiten desselben Verfassers, wie „Mme. Correntin", „De toute son âme" (als Uebersetzung im Feuilleton der Köln. Volkszeitung erschienen), „Donatienne", nicht ganz ebenbürtig, so bietet die Erzählung, deren Hauptwert zweifellos in der Schilderung des Landschaftlichen liegt, doch interessante Vorgänge genug, um auch solche Leserkreise zu befriedigen, die vor allem an die Fülle der Geschehnisse ihre Anforderungen stellen.

Die Handlung, wie ihre Mitmenschen beherrscht die Tante Giron. Sie ist mit feinem Humor als gutherzige, ein wenig polternde Alte gezeichnet, die als der liebenswürdige deus ex machina meist rechtzeitig erscheint, um die verwarrenen Glücksfäden ihrer Freunde mit sicherer Hand zurecht zu legen. So gelingt es ihr zum Schlusse, das Liebespaar Jaques und Marthe nach mancherlei Hindernissen glücklich zusammenzubringen. Für die einfache, liebenswürdige Marthe freut sich der teilnehmende Leser von Herzen mit; dem mattherzigen, unentschlossenen Jaques hätte ein wenig mehr „Hangen und Bangen" gar nicht geschadet. Daß dieser liebende Jüngling schließlich vor dem unerwarteten Reichtum der Erkorenen die Flucht ergreift, mutet den modernen Leser doch gar zu romanhaft an. Prächtig, mit innerer Wahrheit dagegen ist der Abbé Courtois geschildert. Den muß man liebgewinnen. — Neben der Haupthandlung geht leise einher die traurige Geschichte von der hoffnungslosen Liebe des Maulwursfängers Sosthène zu der jungen Bäurin Annette. Annette hat sich Gott verlobt; allein in seinem harten Bauernsinn neidet ihr Vater diese Tochter dem Himmel. Da erkrankt das Mädchen schwer und im Irrwahn des Fiebers geht es ins Wasser. Auch die Tante Giron hat nicht mehr helfen können. Die Szene ist erschütternd geschildert.

Die Uebersetzung liest sich zwar im ganzen nicht schlecht; doch spukt der Geist der gallischen Sprache hier und da deullich erkennbar zwischen den deutschen Zeilen.

Aachen. R. Fabri de Fabris.

[Inzwischen erschienen Bändchen 60: Die Brüder und die Schwestern von M. v. Ekensteen und Bändchen 61: Ein böser Schwur von Hermann Hirschfeld. Die Redaktion.]

Vermischtes.

Wir bringen den geehrten **Vereinsvorständen** wiederholt zur Kenntnis, daß alle auf den Jahresbericht-Formularen eingetragenen geschäftlichen Mitteilungen, wie z. B. Reklamationen, Gesuche um Bewilligung direkten Verkehrs, um Zuwendung außerordentlicher Büchergaben ꝛc. gemäß unserer in den Formularen enthaltenen Vorbemerkuug keine Berücksichtigung finden. Mitteilungen solcher Art sind stets gesondert an unsere Zentralstelle respektive an unseren Vorstand zu richten.

Die Zentralstelle des Borromäus-Vereins.

UNIVERSITY LIBRARY
JUL 27 1906

8. Jahrgang. Nr. 10. Juli 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276 a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Franz Trautmann. Von Laurenz Kiesgen. — Handel-Mazettis „Jesse und Maria". Von Dr. Karl Menne. — Dickens. Von E. M. Hamann. — Rezensionen. — Vermischtes.

Franz Trautmann.

Von Laurenz Kiesgen, Cöln.

Wer zum erstenmal einen der kräftigen allegorischen Holzschnitte des guten deutschen Meisters Albrecht Dürer betrachtet, etwa den bekanntesten „Ritter, Tod und Teufel", kann sich eines gewissen Befremdens nicht erwehren. Die vielfältigen Schnörkel, das merkwürdige Aussehen der Figuren, die in ihrer herben und eigenwilligen Charakteristik keineswegs auf den ersten Blick verständlich sind, eine gewisse Aufdringlichkeit und Anhäufung dieser bildnerischen Predigt, all das stößt eher ab, als daß es anziehend wirkt. Und mancher, dem Kunstwirkung gleichbedeutend ist mit spielerischer Darstellung und spiegelndem Schein an der Oberfläche, der wird nie den tiefen innerlichen Gehalt des frommen Meisters genießen lernen. Aber wer sich die Mühe eingehender Betrachtung gibt, für den beginnen, je länger je mehr, die krausen Linien zu reden. Das Arabeskenwerk und die tausend Kleinigkeiten liebevoll festgehaltener Beobachtung, die scharfen Lichter auf die im Vordergrunde der Betrachtung stehenden Gestalten werden hell und lebendig, die Idee blitzt auf, und mit dem freudigen Verstehen wacht die Ehrfurcht vor der Größe der Kraft auf, die hier schuf und selbstbewußt, still abwartete, bis der Beschauer sich unterwarf. Man versenkt sich tiefer und hat zuletzt das reinigende Gefühl neu entdeckter Größe im Herzen.

So ähnlich predigen die gotischen Dome. Und es läuft eine beträchtliche Zahl von Menschen in der Welt herum, die mit absonderlichen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten dem Alltagsmenschen leicht zum Spotte dienen, die dem tiefer Schauenden aber als feste Charaktere erscheinen, deren Lebensarabesken ebensowohl zum Ganzen gehören, wie ihre goldene Herzlichkeit.

Wie mit Albrecht Dürers Kunst geht es mir und vielleicht anderen mit dem Münchener Erzähler Franz Trautmann. Auch er tritt in seinen reichlich produzierten Büchern zunächst fremdartig, manieriert, ein bißchen altbacken oder gewollt archaistisch vor uns hin; wenn wir uns aber tiefer in sein Schaffen versenken, belohnt uns der Gewinn, eine reiche und abgeklärte Persönlichkeit kennen gelernt zu haben, ein kindliches, goldenes Herz, nicht einen der Großen und Ideenerzeugenden, aber einen Wiederwecker, einen treuen Eckart großer Zeiten und Herold gewaltiger Personen, dazu einen Volkserzähler, bei dem es sich lohnt zu verweilen.

Digitized by Google

Bezüglich seines äußern Lebensganges folge hier das Wenige aber Ausreichende, was Brümmer in seinem Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten (Leipzig, Reclam) anführt: „Franz Trautmann wurde am 28. März 1813 zu München als der Sohn eines königlichen Hofjuweliers geboren, verlebte teils dort, teils in Wessobrunn am Ammersee seine Jugend, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte darauf an der Universität daselbst die Rechte. Nachdem er 7 Jahre lang am Stadtgericht zu München gearbeitet, gab er die juristische Laufbahn auf, um sich ganz der Wissenschaft und Kunst zu widmen, auf welchen Gebieten er sich bereits einiger Erfolge rühmen konnte. In der Hoffnung, dieser seiner inneren Bestimmung neben einem Amte folgen zu können, nahm er einen Ruf als Beamter des Prinzen Karl von Bayern an, in dessen Dienst er sich allmählich zum ersten Sekretär heranbildete. Allein in den gehegten Hoffnungen, irgend produktiv sein zu können, sah er sich getäuscht, und so gab er nach Genesung von einer schweren Krankheit sein Amt auf. Von nun an begann seine literarische Tätigkeit, hier und da begleitet von solcher auf dem Gebiete der Musik und Malerei, sich mehr zu entfalten, bis er mit der novellistischen Bearbeitung mittelalterlicher Stoffe jenes Fach ergriff, in welchem er dermalen einzig dasteht. Als Zeichen der Anerkennung seiner meisterhaften Schilderungen verlieh ihm die Münchner Universität das Diplom eines Dr. phil. 1881 ernannte ihn der König von Bayern zum Hofrat. Seit 1851 lebte Trautmann in angenehmen Verhältnissen zu München und war mit einer Schwester des Dichters Julius Grosse vermählt. Ausgedehnte Reisen, die er behufs Studien auf dem Gebiete der Kunst unternahm, führten ihn durch Deutschland, England und Schottland, und diesen Studien entsprang später sein berühmtes Werk „Kunst und Kunstgewerbe vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts", 1869. Er starb in München am 2. November 1887." —

Mehr als aus diesen äußere Verhältnisse streifenden Angaben lernt man Trautmann aus seinen Schriften kennen. „Sie werden ihn fast persönlich kennen lernen, wenn Sie sich mit seinen Werken bekannt machen; . . . er ist in seinem Leben eines der liebenswürdigsten Menschenkinder gewesen," schreibt mir sein Verleger Fr. Pustet. Das muß wirklich so sein, kann ich heute sagen. Trautmann begann 1830 mit Gedichten, es folgen nach Brümmers Aufzählung nicht weniger als 29 Publikationen: Dramen und Lustspiele, Novellen, Romane. Man wird hier keine ins Detail gehenden Referate über alle diese einzelnen Bücher erwarten; manches ist vergriffen und anderes scheidet aus, weil es den praktischen Zielen der Borromäusbibliotheken nicht entsprechen dürfte. Im Buchhandel zu haben und zur Besprechung eingegangen sind: „Das Plauderstüblein"; daraus ist ein Auszug als „Münchner Stadt-Büchlein" von der Jugendschriftenvereinigung des Bezirkslehrervereins München ausgewählt; ferner „Münchner Geister", 1858, „Hell und dunkel", Poesieen aus allen Stimmungen, 1885; „Aus dem Burgfrieden", Alt-Münchner Geschichten, 1886; „Traum und Sage", 1887; „Eine heitere Starnberger Geschichte" und Erinnerungen, 1887; diese sieben sämtlich bei Dr. M. Huttler, Literar. Institut, Augsburg; ferner die großen Romane: „Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer", ein Volksbuch. 2. Abdruck der 3. illustr. Aufl.; „Meister Niklas Prugger, der Bauernbub von Trudering, 1879, 3 Teile; „Die Glocken von Sankt Alban", Stadt- und Familien-Roman, 3. Aufl. 1906, die drei letzten bei Friedr. Pustet, Regensburg.

Das Bändchen „Poesieen" ist mit dem Bildnis Trautmanns geschmückt. Mit kritisch-gutmütigem Blicke sieht er uns an, und es fällt uns ein, daß dieser gelehrte und manchmal zerstreute Hofrat oft als Zielscheibe harmloser Spötteleien dienen mußte, wenn seine Stammtischgenossen „Böse Zungen" im Caféhause in München gerade keinen anderen fanden, an dem sie ihre frohe Laune auslassen konnten. Als Mitglieder dieser Runde werden uns u. a. Franz Bonn, Kapellmeister Rheinberger und Dr. Franz Binder genannt. (H. Binder in der „Warte" 7^2.) Was übrigens den Wert der in „Hell und dunkel" gesammelten Poesie angeht, so ist derselbe nicht sehr hoch. Ueberwiegend dem leichten, humoristischen Element zugewandt, das in den Beiträgen zu den „Fliegenden Blättern" seine ausgeprägtesten Stücke aufweist, bricht schon hier die Vorliebe für Dialektisches, für den

Judenjargon und Halbfranzöſiſches hervor. Patriotiſche Klänge tönen neben einer über neuzeitliche Auswüchſe ſpottenden Malkontenten-Komödie. In der Form iſt, zumal nach heutigen Anſprüchen, wenig Sorgfalt aufgewandt worden. Man durchblättert den umfangreichen Band und geſteht ſich, daß weniges nachhaltigen Eindruck hinterläßt. Der altfränkiſche, gütige Humor freilich ſpringt ſchon hier erquicklich in die Seele. Und geht des Büchleins Zweck dahin, mit froher und ernſter Hiſtoria vor allem erbaulich und beſſernd auf die Leſer einzuwirken, ſo iſt es gerade der Humor, der die Gaben beſſer genießen läßt.

Trautmann iſt in die Geſchichte verliebt. Sie hat er, zumal für ſein Heimatland Bayern und da wieder ſpeziell für ſein liebes trautes München, ſo vielfältig durchforſcht, daß er ganz in ihr aufgeht und gleichſam ſein ganzes Sein, ſein Denken, ja ſeine Perſon und Ausdrucksweiſe mit ihr durchtränkt. Sie heißt ihn fortgeſetzt zur Feder greifen, um ſeinen Landsleuten zu erzählen. Wer ihm darin nicht folgen mag, dem kann er ſchon bös werden. Da beſucht ihn am Starnberger See der Vetter Rudolf (Eine heitere Starnberger Geſchichte), ein etwas umfangreicher Herr, der Trautmanns hiſtoriſchen Neigungen wenig Liebe entgegenbringt, und als ein enger, nur ſein leibliches Wohl fördernder Egoiſt erſcheint. Dieſer Banauſe hat daneben noch ein Attentat auf des Herrn Hofrats in reinſter Naturfreude ſchwelgendes Ruhebedürfnis vor. Das ſoll ihm ſchlecht bekommen. Mit geſchichtlichen Reminiszenzen wird der Vetter faſt erſtickt, in berechnender Weiſe werden Geſpenſter und Hexen mobil gemacht, und es gibt eine drollige, der Bosheit nicht entbehrende Hatz, bis der Ruheſtörer endlich zu ſeinen Starnberger Renken (Fiſchen) kömmt, ſogleich aber am erſten Tage wieder davondampft. Das heitere Büchlein iſt zugleich eine berechtigte Satire auf die vielen „Reiſenden", denen das gute Eſſen überall die Hauptſache und der Naturreiz, das eigentliche Ziel des Reiſens, die allergrößte Nebenſache iſt. Obſchon faſt das ganze Geſchichtchen in Dialog aufgelöſt iſt, läßt es ſich gut leſen und macht uns Freude.

Die Geſchichte iſt auch die Urheberin all der übrigen Trautmannſchen Bücher. In den Münchner Geiſtern erſcheinen die Repräſentanten alter und lieber Münchner Gebräuche; aber auch die Schemen boshaften Aberglaubens und verderblicher Gewohnheiten. Sie ſtehen ihm Rede und wenn er ihrer müde iſt, treibt ſie ſein Apage von hinnen. Mit den trauteſten, dem Stadtengel und dem Münchner Kindl hält er lange Zwieſprache und auch der Gambrinus iſt ihm nach rechter Münchner Art ein lieber Geſell. — Immer hält er die Rolle des gemütlichen Plauderers bei. Die viel mißbrauchte direkte Wendung an den „lieben Leſer" ſcheint bei ihm wenigſtens nicht auffällig und geſucht; denn er iſt kein Geſtalter, der hinter ſeinen Perſonen verborgen ſteckt und deren Wirkung auf den Leſenden ruhig abwarten kann, weil er ſie berechnet hat. Er iſt vielmehr ein lieber Beſuch, der ſelbſt vor uns mit ſeinem unerſchöpflichen Vorrat an Geſchichten kommt und uns von dem ſchenkt, was er heiteren Geiſtes im Ueberfluſſe beſitzt.

Nicht leicht ein Fleckchen Altmünchens, wo er nicht zu Hauſe wäre. Er kann dir ſagen: Hier auf dem Fleck geſchah das und das, und er verſichert uns mehr als einmal, daß es ihm keine Ruhe gelaſſen, bis er wußte, wer aus dieſem oder jenem Erker eines alten Hauſes geſchaut und was er etwa von wichtigen Begebenheiten in München zuſah. Aber man denke nicht, daß er uns das friſch und geradezu erzählt. Er ſchuf ſich eine behagliche, breite Vortragsweiſe, die gemütlich in die Ferne ſchweift, das nahe Gute nicht überſieht, aber jedem krauſen Gedankenſprung willig Folge gibt. An die Wunderlichkeiten des alten Geſchichtenerzählers muß man ſich gewöhnen; er ſtellt unſere Geduld auf eine harte Probe, aber ſchließlich beſcheiden wir uns, denn wir merken, daß er aus beſter Quelle ſchöpft und ſozuſagen mit dabei geweſen iſt.

Die verklauſulierte Ausdrucksweiſe ſehe man z. B. aus den Sätzen: „Welche Schritte da von ſeiten der zwei Freunde je geſchehen würden, konnte für die Kölner Jungfrauenwelt nur von weſentlichem Belang ſein." Oder gar: „Inſoferne man nun die gar ſo regelmäßigen Spaziergänge der Freunde in Betracht zog, blieb kein Zweifel, man werde von gewiſſen Annäherungen hören." Das iſt der Stil jener altehrwürdigen Magiſter und Ratsſchreiber, die mit vergnügtem Augenzwinkern ſolche Satzungeheuer hinmalten;

denn man mußte sie immerwieder zu Rate ziehen, wollte man das Zeug verstehen. Trautmann hat zu viele jener Dokumente gelesen; sein Satzbau ist unwillkürlich davon beeinflußt, und im Verlaufe seiner Geschichten bleiben solche übernommenen Wendungen ganz im Rahmen.

Rein und unverfälscht läßt sich der Plauderton im Münchner Stadtbüchlein genießen. Da erzählt er uns herzig aus den alten Tagen, von den Herzögen und ihren Kämpfen, von werten Bürgern, von den vielen Feinden der Stadt, die ihr Uebles zufügten und von den städtischen Söldnern und Rittern gezüchtigt wurden. Das bringt seine sichere historische Schulung mit solcher Akkuratesse vor, daß man ihm aufs Wort glaubt, wenn er schalkhaft des öfteren versichert: „Ich weiß aber noch vielerlei." Gerade der Jugend gefällt dieser Plauderton. Man denkt sie sich, wie sie beim Lesen mit Herzklopfen und Augenleuchten diesem kundigen Plauderer lauscht. Ein solches Stadtbüchlein möchte sich auch die Jugend anderer Städte mit reichem historischem Hintergrunde wünschen: es ist die rechte Art, Geschichtsfreude zu wecken und die vielfach verlorenen Zusammenhänge mit der Vorzeit, woraus berechtigter Bürgerstolz erwächst, wieder herzustellen.

Wie schon angedeutet, ist das Stadtbüchlein eine Ausbeute aus dem Plauderstüblein. Für die, welche wissen wollen, was in diesem behaglichen Stüblein geplaudert wird, steht die Fortsetzung des Titels: darin froh und ernste Kunde zu finden von der Anna Marie und dem Magister Leo; vom Winthirus von Neuhausen; von den alten Burgen zu München, ihren fürstlichen Bewohnern und vielen anderen; hinwieder vom Ulrich Diener und was Heiligwerden schwer sei; vom Bischof Tulpeck, vom St. Benno, vom Kardinalshut in der Lieb-Frauenkirche und vom St. Arsacius daselbst; weiters vom Peter Flecklein auf dem Rindermarkt und allerletzt vom großen Christophl oder dem hl. Onuphrius nächst dem Rathaus zu München.

Ein Fortsetzung solch Altmünchner Kuriosa bringt die Schrift „Aus dem Burgfrieden". Trautmann ist ein kindlich frommer Katholik; das zeigt sich nicht nur in der Wahl der Stoffe, sondern im ganzen Eindruck seiner Produktion. Gar fromm und zart erzählt er von guten Klosterleuten, und fast alltägliche Geschichten erhalten in seiner arabeskenreichen Darstellung neuen seltsamen Reiz. Hier bricht auch sein Humor in schöner Lebendigkeit wieder zutage, wenn er den guten Herzog Albrecht seine lieben Getreuen, den Grafen Hundt und Sandizell, sowie den rülpsenden Weinvertilger Warth hinters Licht führen läßt. Daneben kommt eine drollige Plagiatorengeschichte, ganz im gelehrten Bombast jener Schreibpfuscher schwelgend und eine hübsch im Hofmilieu bleibende, hochfürstlichen Hoftratsch persiflierende Geschichte „Ein Staatsstreich". Zuletzt enthält das Buch eine Geschichte aus unseren Tagen.

Auch eine besondere Frucht solcher warmherzigen Geschichten für den Leser aus dem Volke, sofern ihn das Schnörkelwerk nicht vom Gebrauch dieser Bücher abschreckt, sei hier berührt. Trautmanns Erzählungen atmen eine wahre und warme Liebe zum Vaterlande. Diese Liebe stützt sich auf das stolze Bewußtsein seiner durch Jahrtausende blühenden Größe. Die Fürsten, die Volk und Land mit guten Händen leiteten, erhalten den ungekünstelten Dank einer echten Liebe und Verehrung. Als (in Münchner Geister) der Kaiser Ludwig vom Fenster des „alten Hofes" gnädig die Hand lupft, da sagt Trautmann: „Da meinte ich schier, es wollt' mir die Brust zersprengen vor heiliger Freude, und nicht anders konnt' ich, als die Hand aufs Herz legen und mein Haupt beugen." Solch schönes Wort und rührendes Beispiel wirkt auch auf den Leser. Gerade solche Wirkung einer Lektüre sollte man in unseren Tagen nicht unterschätzen. Pflege des monarchischen Sinnes darf auch die Volkslektüre als willkommene Frucht bieten.

Das Buch Traum und Sage lebt in Ritterromantik, schildert Feen und schöner Jungfrauen Lust und Not, und erzählt von lieblichem und bösem Zauber. Es ist eine Sammlung von starker Phantasie. Aber auch die wohltuende Güte des Dichters atmet aus ihm. Ein ganzes Epos in Versen ist darin, das von ungleichem Werte ist. Herrliche schottische Sagen sind erzählt, die vorzügliche Balladenstoffe abgeben. Aber es ist mehr eine Kost für Kenner als fürs Volk, man müßte denn die mit gutem Humor vor-

getragene schauerliche Hexengeschichte „Die drei Hexen von Alloway-Kirk“ ausnehmen, bei der man fast das Gruseln lernen kann.

Es wäre nun noch etwas über die drei großen Romane des Pustetschen Verlages zu sagen.

Voran stelle ich, auch der Entstehung nach, den Herzog Christoph. Wann hätte ein Autor seinen Helden mehr geliebt als Trautmann seinen Christoph? Er ist ein Kraftmensch der guten alten Zeit, in der Leibesgewandtheit und Stärke in höchstem Ansehen standen. Die Geschichte ist wundervoll exponiert; die kleinen Züge aus der Jugendzeit Christophs werden rasch und sicher vorgetragen und nehmen uns sofort für diesen gutmütigen Fürsten ein. Mit zwei Fingern hebt er den starken Bauern am Würmsee in die Höhe und läßt ihn ins hohe Gras purzeln; den Lindwurm, der nächtlicher Weile in die gute Stadt München flattert, Pest und Tod verbreitend, kann nur der Herzog Christoph töten, der in Welschland die Tücke der jungen Adeligen züchtigt und sie mit einem ausgerissenen Zwergbäumchen prügelt, wie man unartigen Buben das Höschen ausklopft. Dieser Held kann von Menschen nicht besiegt werden. Teufelskünste nehmen für eine Zeitlang seine Kraft weg, und wir folgen mit starkem Interesse der wunderbaren und unheimlichen Geschichte des dämonischen Mannweibes Sidonia von Cleve. Das ist echt mittelalterlich empfundene Teufelssage. Kaum ist Christoph von seiner Heimat weg und schlägt sich mit den Türken herum, da webt die Sage bunter, aber auch undurchdringlicher ihren Schleier um seine wirklichen Erlebnisse. Im heiligen Lande geht er hinüber. So wie hier Christoph zeichnet das Volk nur seine liebsten Helden. Trautmann umfaßt diese Heldengestalt mit seiner ganzen, starken Liebe.

Wer aber hier nur Schlachtenlärm und Widerhall kraftgestählter Heldentaten zu vernehmen glaubt, der ist im Irrtum. Deshalb würde nicht Trautmann der gute, liebenswürdige Mensch sein, als den seine Freunde ihn schildern. Auch der Künstler in ihm würde es nicht zulassen. So sehen wir denn im tönenden Liede von Herzog Christophs Taten die köstliche Szene, wie sich die auf ihre Kundschaft eifersüchtigen Schulmeister mit giftigen Affichen verfolgen, wie der Streit der Väter in dem lieblichen Bunde Susannas und Hildebrands sein Ende findet. Ein Kabinettstückchen stimmungsvoller Episode. Noch herbfrischer wirkt des Türmers Töchterlein, die Gerberga. Und ein halbnärrischer Kauz, wie er in keinem echten Trautmann-Stückchen fehlen darf, tut sich auch hier mit seinem Humor und seinem Mißgeschick hervor. Es ist der Schreiber Seibold, der sein Schreibbuch im Ränzel hat und von der Reise heimkehrt, um es zu Hause zu suchen. Wie zerzaust ihn die harte Fremde!

Wie schade, daß die Geschichte gegen den Schluß abfällt. Sie versandet in Episoden, die an sich nicht übel und gewiß interessant sind; sie erstickt in Berichten, Briefen und seitenlangen Gedankensprüngen. „Die Komposition der Handlung ist Trautmanns Stärke nicht“, sagt Heinrich Keiter (Katholische Erzähler, 2. Auflage S. 142) und er hat recht.

Allerdings kann ich ihm in seinem Gesamturteil gerade über den Christoph nicht beipflichten. Er sagt: „In Herzog Christoph fehlt der leitende Faden so gut wie ganz. Denn daß das Buch trotz seines bunten Inhalts nur einen Helden hat, kann noch keinen Anspruch auf das Prädikat Einheitlichkeit begründen, dazu gehört eine streng geschlossene Handlung.“ Die streng durchgeführte Handlung sieht Keiter in den „Glocken von St. Alban“; er erklärt diesen Roman für Trautmanns beste Arbeit. Ich gebe zu, daß die „Glocken“ straffer komponiert sind, aber der „Christoph“ ist wirksamer. Vom Standpunkte des Theoretikers mag die Mache in den „Glocken“ die feinste und beste sein; vom Standpunkte des genießenden Lesers glüht die Liebe für den Helden fühlbar und bezwingend oder mindestens ansteckend in „Christoph“. Das romantische Lebensbild mit der überaus reizenden Mosaik einzelner Episoden, wie Keiter so treffend den „Christoph“ nennt, lag dem das Liebliche und Kleine umfassenden Talente Trautmanns viel handlicher als die Kölner Wirren zur Zeit Gülichs, die er zu einer Klarheit, wie sie wenigstens für den Roman nötig erscheint, nicht gebracht hat.

Die „Glocken von Sankt Alban“ geben im allgemeinen in flotterem Tempo als sonstwo bei Trautmann die wilden Vorgänge wieder, welche durch die revolutionäre Wirksamkeit des Kölner Lintwarenhändlers hervorgerufen wurden. Niklas Gülich ist als ein schlauer, in seine ehrgeizigen Pläne verbissener Gewaltmensch geschildert, dem es nicht auf irgend eines anderen Glück und Wohl ankam, der über Leichen zu seinem Ziele schreitet und auf dem Schaffot endet. Noch heute ist der Platz, wo sein Haus stand, eine leere, vom Volksfluch getroffene Stelle. Mit ihm revolutionieren eine Reihe mehr oder minder starker Naturen; der riesige Sachs, dem schließlich die gerechte Strafe den größten Schrecken einflößt, der hüstelnde Meshov und Mürkens, ein welterfahrener Schurke, voll Verschlagenheit und Witz, der die stärksten Sinnesänderungen glaubhaft macht. Auf der anderen Seite sind die edlen Frauengestalten des Hauses Gülich vollauf wert, mit so ehrenhaften Männern wie Norbert Dreesen und Heinrich Thonet in Verbindung gebracht zu werden, denen sich der tolle Paul Nigge als Verkörperung des Trautmannschen Humors in den verschrobensten und verschnörkeltsten Windungen anschließt, der, mehr wie einmal im Begriffe, seine Leser (und seine Umgebung) zu langweilen, schließlich doch mit einem vollen Ausbruch seiner Güte sie überraschte und versöhnte.

In diese und viele andere seiner Personen bohrt sich Trautmann mit ganzer Erfindungsgabe und zerfasert ihre Herzen und ihre Gedanken. Er dreht sie und wendet sie mit nie ermüdender Sorgfalt und — zwingt sie zum Sprechen. Er ist hier kein gegenständlicher Schilderer der Zeitverhältnisse, obschon er ihrer Herr ist und wie ganz selbstverständlich in den Wirren und Verwicklungen sich auskennt; aber die Hauptsache ist ihm doch die Seelenmalerei. Schade, daß er dazu lediglich den Dialog benutzt. Wenn wir seitenlange Gespräche oft einer einzelnen Person lesen sollen, so erscheint uns das eben so ermüdend wie wir darüber erstaunen, daß alle diese Leute nur den Intrigen leben, die sie entfacht haben. Wir wundern uns, daß die Verwicklungen so einfach und spielend abgetan werden, daß geheimnisvolle Besuche beobachtet werden, daß Person auf Person in wichtigen Dingen irgendwie zusammenstößt und oft genug eine der anderen die Türklinke in die Hand gibt; daß Briefe von Unbefugten gelesen und Gespräche mit angehört werden, daß es mir nichts dir nichts einem Intriganten einfällt, sich zu überzeugen, ob der oder jener nicht zu Hause sei und just bei dieser Gelegenheit das Wichtigste erfährt. Und trotz dieser geringen Mittel ist der Roman von starker Wirkung und bereitet lebhaftes Interesse. Für mich als Kölner freilich nicht so sehr wie der „Christoph“, weil in den „Glocken“ so gut wie gar keine spezifisch Kölner Typen sind, weil das Milieu wenig bekannt und vertraut anmutet und nirgends recht die Kölner Luft weht. Daß einer, um vom Gülichhause zur Markmannsgasse (Friedrich Wilhelmstraße) zu gelangen, den Neumarkt passieren muß, hat mir zu denken gegeben; es mag ein Druckfehler sein und muß Heumarkt heißen, aber die Topographie hapert auch sonst noch. Jedenfalls: das Münchner Leben und Treiben in seinen Dichtungen zu fassen ist Trautmann so vortrefflich gelungen, daß man von dem schwächeren Gelingen in Erfassung des Kölner Milieus sogleich sich betroffen fühlt. Auch aus diesem Grunde gefällt mir das Buch vom Herzog Christoph besser. In der Zeichnung der Charaktere enthalten die „Glocken“ ebenso herrliche Meisterstücke wie „Christoph“; abseits von Stimmung und Milieu sind hier goldklare Seelenanalysen vor uns ausgebreitet, die uns die handelnden Personen als unsere besten Freunde und vertrautesten Bekannten erscheinen lassen.

Ueber das dreiteilige Buch von Niklas Prugger können wir uns kurz fassen. Auch hier Trautmann mit seinen Vorzügen und Seltsamkeiten. Die Unarten der dialogischen Romanführung treten schroffer auf; italienisierende Reden machen die Sache nur für eine kurze Zeit humorvoll, werden bald ermüdend. Eine gewisse Starrheit in Wendungen wie „platzte heraus“, oder „lallte“ im Gemütsaffekt finden sich hier wie anderswo. Aber dennoch, um es wieder und wieder zu betonen: die Wirkung starker Dichterkraft und eine reinigende, edle Lektüre. —

Trautmann eine Stelle im Reigen der Dichter anzuweisen, dürfte schwer fallen, Romantiker, ja; aber in der Schärfe der Charakterdarstellung Psychologe nach jüngster

Schulung. Vor allen Dingen ist er Eigener und wertvoll genug, daß man sich seiner stets erinnert.

Mit Ausnahme des Stadtbüchleins, der Glocken und des Christoph sind die übrigen Trautmannschen Bücher wohl nicht in Mehrauflagen erschienen. Diese drei verdienen nun auch vor allem ihren Platz in den Borromäusbibliotheken. Auch von den übrigen und den von den Verlegern als vergriffen gemeldeten Büchern sind Neuausgaben durchaus am Platze. Denn wenn die meisten im Umfange recht bedeutend sind, so hat schon H. Binder mit Recht darauf hingewiesen, daß umfangreiche Bücher (Zola, Jörn Uhl, Jena oder Sedan, Buddenbrocks — ich füge noch das auffällige Beispiel des famosen Götz Krafft hinzu) im Geschmacke der Neuzeit liegen.

Uebrigens ließe sich Trautmann kürzen. Das könnte vielerorts nichts schaden. Aber auch in seinen wunderlichen Längen läßt sich träumen, und wir finden in ihm einen echten Paladin mittelalterlicher Größe, der noch einmal auch in der Wortkunst dem Ideal von Stärke und Gottvertrauen diente und ihm schier erlag.

Handel-Mazzettis „Jesse und Maria".

Nebst einer biographischen Skizze der Dichterin.

Von Dr. Karl Menne, Borbeck (Rhld.).

Eines der stärksten Talente, das sich in den letzten Jahren unter den nach Legionen zählenden Romanschriftstellern hervorgetan hat, ist unzweifelhaft Enrica von Handel-Mazzetti, die Autorin von „Meinrad Helmpergers denkwürdigem Jahr" (1900) und „Jesse und Maria" (1906). Eine außergewöhnliche Gabe der Darstellung ist ihr eigen. Kaum jemand, der so plastisch die Oertlichkeiten und Personen, so sicher und wahrheitsgetreu das seelische Leben der Menschen zu schildern verstünde. All ihre warme, frische, lebendige Herzenswett hat die geniale Wienerin über ihre Werke ausgegossen. Vor ihrer Kunst muß die so mancher berühmter Modeschriftsteller, so Frenssens, der Ebner-Eschenbach, Viebig und anderer zurücktreten.

Zunächst einige biographische Bemerkungen.[1]) Die Dichterin wurde am 10. Jänner 1871 als posthume Tochter des Generalstabshauptmannes Heinrich Frhr. von Handel-Mazzetti und dessen Gattin Irene, geb. Czergheö von Nemes-Tacskand geboren. Ihre Großmutter war eine Tochter des Barons Mazzetti di Roccanuova, der in Mailand Appellationspräsident war und zu seiner Zeit als Dichter und Gelehrter einen Namen hatte. Dreierlei Blut also rollt in ihren Adern: deutsches aus dem Geschlechte derer von Handel in Württemberg, das zur Zeit der Napoleonischen Kriegswirren nach Oesterreich auswanderte, ferner italienisches und von Mutterseite ungarisches Blut. Die Familie der Handel war von streng katholisch-konservativer Gesinnung, von echter Kaisertreue erfüllt; die Czergheös waren die typische josefinisch-liberale Beamtenfamilie. Anhänger der Vererbungstheorie haben bereits entdecken wollen, wie sich in dem Schaffen der jungen Wienerin das katholische Element der Handel mit dem formellen, freizügigen Wesen der Czergheös eigenartig vermische.

Nach dem frühen Tode des Vaters — nur drei Jahre währte die Ehe — widmete sich die Mutter ganz ihren beiden Kindern Elvira und Enrica und überwachte sorgfältig deren geistige Erziehung. Selbst hochgebildet und kunstverständig, suchte sie auch in ihren Kindern den Sinn für das Schöne früh zu wecken und zu fördern. Sie nahm sie mit in die Bildergalerien Wiens und führte sie vor die schönsten Gemälde; aber mit feinem Taktgefühl sorgte die Mutter, daß der kindliche Sinn ihrer Lieblinge nicht darunter litt. In die Zeit der Bürgerschuljahre fallen Enricas erste Versuche. Die Werke der Klassiker, namentlich Shakespeares und Schillers, wurden ihr frühzeitig in die Hand gegeben; daneben aber las sie auch die Jugendschriften von Schmidt, Isab. Braun, Frz. Hoffmann u. a. mit der gleichen Begeisterung wie andere Mädel ihres Alters, und den Puppen nebst dem kleinen Kochherde wurde nicht minder Beachtung geschenkt. Ueberhaupt geschah die geistige Ausbildung durchaus nicht auf Kosten der Kindlichkeit, „die geistigen Anregungen wurden nie zu Aufregungen, sondern in wohlerwogenem Maße dargeboten".

Im Alter von 15 Jahren kam Enrica mit ihrer Schwester zur letzten Ausbildung auf ein Jahr in das Institut der englischen Fräulein zu St. Pölten. Das Klosterleben übte auf ihr empfängliches dichterisches Gemüt seinen stillen Zauber aus. Die bisher etwas zurückgebliebene religiöse Erziehung wurde hier vertieft und vollendet.

Hier fühlte sie sich „zuerst vom Hauch intensiver kirchlicher Frömmigkeit angeweht" und gab

[1]) Aus der eigenhändigen Niederschrift, die mir von der Baronesse freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

sich „ihm willig und ganz zu eigen“. Ihr dichterisches Talent lag in St. Pölten keineswegs brach; sie schrieb einige Festspiele für klösterliche Schulzwecke und ein paar novellistische Sachen. 1887 verließ sie die ihr lieb gewordenen Klostermauern, und die nun folgenden Jahre gehören der Welt. Ihre wissenschaftliche Ausbildung, namentlich in der Germanistik und Literatur, suchte sie fürderhin unter Anleitung von Fachgelehrten zu erweitern; ein Jahr ward dem Studium des Mittelhochdeutschen gewidmet, daneben den neueren Sprachen, der Musik und in der Folgezeit auch der Zeichenkunst und dem Aquarellmalen, Beschäftigungen, die ihren künstlerischen Blick schärften. Gleichzeitig wurde fleißig an kleinen Erzählungen und Novellen geschrieben, womit sie vor allem der christlichen Caritas in Wien diente. Es sind zumeist Wiener Geschichten, Vorübungen für größere Aufgaben, in denen sie die verschiedenen Stilarten und Metren durchprobte. Aber schon in diesen dramatischen und novellistischen Versuchen zeigen sich die Keime ihrer späteren Eigenart und Selbständigkeit, ihrer Beobachtungsgabe und Seelenkunde, vor allem auch der ihr eigentümlichen Technik, mit der sie im „Meinrad“ und in „Jesse und Maria“ so große Erfolge einheimste. Aber eines fehlte ihr noch, die Begriffe der ldeellen Wahrhaftigkeit und formellen Askese, die ihr im häuslichen Verkehre der tüchtige Aesthetiker der Wiener Universität, Hofrat Zimmermann, beibrachte, indem er sie anwies, das Leben, die Welt und die Menschen darin anzuschauen; denn in Büchern hatte sie genug gelesen. Sie folgte, und bald zeigten sich die guten Effekte. Ihr nächstes Stück, „s' Engerl“ (1896), war eine wirkliche Volkserzählung, die ganz anders einschlug als ihre Vorgängerinnen. Nichts von Moralisieren darin, aber Handlung, und die Leute sind wirkliche Leute, genau nach dem Leben gezeichnet. Die Motive weisen schon auf den „Meinrad“ hin: das liebevolle Studium des Kinderherzens, die Figur eines edelgesinnten Ungläubigen, endliche Bekehrung unter erschütternden Erlebnissen; anfänglich ruhiger Gang der Handlung, am Schluß gewaltige Explosion mit versöhnendem Abschlusse wie im „Meinrad“.

In diese Zeit fallen auch die Anfänge des „Meinrad“, dessen Idee die Dichterin gelegentlich eines Ausfluges nach Kremsmünster konzipiert hatte. Er entstand in den Jahren 1896 bis 1898. Die Autorin war damals noch nicht auf das Quellenstudium gedrillt und verlangsamte ihre Arbeit daher durch Lesen einer ungeheuren Literatur. Die Arbeit selbst gewährte ihr große Freude, sie lebte ganz in der alten Zeit, sie liebte ihre Menschen und trauerte ob dem großen Leid, das sie ihnen zufügen mußte. 1897—99 erschien der Roman als Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr in der Zeitschrift „Christliche Familie“, deren Redakteur damals der Dichter Franz Eichert war. Schon bei dieser periodischen Veröffentlichung regten sich die Vorboten des Sturmes, der auf die Buchausgabe (Weihnachten 1900; 3.—5. Tausend 1906. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) folgen sollte. Das Buch erschien, und der Sturm war da. Stimmen von solcher Wucht redeten dagegen, daß die Künstlerin in größte innerliche Aufregung kam, ob sie recht oder unrecht getan, so zu schreiben. Aber der lobende Zuspruch ihr befreundeter Kritiker, vor allem ihr eigenes künstlerisches Gewissen hielten ihren Mut in jener Zeit hoch und retteten ihre bedrohte dichterische und künstlerische Individualität. Im folgenden Jahre klärte sich die Situation; das Buch ward katholischerseits akzeptiert, auch von der rigorosen Richtung. P. Kreitens Ansicht, man dürfe sich — bei aller Reserve gegen einzelne Details — an dem ganzen als Kunstwerk ehrlich freuen, griff durch. Auch in akatholischen Kreisen wurde man jetzt auf das Buch aufmerksam.

Mit dem „Meinrad“ wurde Enrika von Handel-Mazzetti zur gefeierten Schriftstellerin der Gegenwart, und mit Recht. Denn es ist ein Prachtbuch. Die Mängel in der Komposition verschlagen nichts gegen die anderen hohen Vorzüge des Buches, namentlich gegen die einzige Kunst der Charakterisierung, die mit einer unglaublichen Sicherheit schafft. Die wenigen Hauptpersonen treten in höchster Lebendigkeit vor den Leser hin. Da ist zunächst der herzensgute, einfältige P. Meinrad von Kremsmünster, ein einfältiger Mensch, mit einem liebenden und liebebedürftigen Herzen, ein Bild wahrer Demut und echter Frömmigkeit, der nichts von der großen Welt da draußen und ihren Humanitätsidealen kennt, der nicht verurteilt und verdammt, wohl aber alles zu verstehen sucht und verzeiht, der das dem Roman vorangestellte Motto aus Thomas a Kempis „magna res est amor“ zur Wahrheit macht. Im großen Gegensatze dazu steht der ernste, männlich selbstbewußte, hochgebildete, stolze, und doch edelmütige, englische Freiherr August Mac Endoll, von jener hohen Schönheit, die die Natur nur in Sonntagslaune schenkt, Freidenker und Atheist, der aus Spinoza, Toland und Hume seine theosophischen und philosophischen Anschauungen gesogen, stets mitleidig und hilfbereit gegen die Armen und Unterdrückten, so überzeugungstreu, daß nichts, selbst nicht der Gedanke an seine beiden reizenden, unschuldigen Kinder, für die zu leben doch seine Pflicht wäre, ihn unter den Folterqualen veranlassen könnte, das für wahr Erkannte zu verleugnen. Ihm zur Seite sein goldlockiger, ideatschöner Bub Edwin, in dem der Vater sich selbst noch einmal lebt, voll sprühender Lebendigkeit, witzig weit über seine Jahre, kindlich stolz auf

seinen „besten und schönsten Herrn Vater", voll schwärmerischer Anhänglichkeit an seine früh gestorbene Mutter, offenherzig, geradaus, tiefreligiös, wahrheitsliebend.

Mir scheint der kleine Edwin die am besten gezeichnete Figur des Romans zu sein; ich wüßte nicht, daß irgendwo in der Literatur das kindliche Herz mit all seinen gegensätzlichen Regungen gleich vollendet geschildert wäre, als es hier geschehen ist. Auch die mehr episodenhafte Figur des humpelnden Valentini, mit seinen schauspielerischen Allüren, den der Freiherr vom Theaterbuffo zu seinem Sekretarius erhoben. Aufseher des Knaben und später undankbarer Verräter seines Herrn tritt plastisch hervor. — Valentinis selbstmörderisches Ende, der Sturm der verschiedenen Gefühle von Liebe, Haß und Rachsucht und der Gewissensschrecken in seinem Judasherzen sind in der kurzen Novellette Der Verräter (1902) meisterlich dargestellt; sie bildet sozusagen den Epilog zum „Meinrad". Im Jahre zuvor erschien noch die gleich kurze Novelle „Fahrlässig getötet", einsetzend mit dem durch übermütige Laune eines Fabrikherrn leichtsinnig verschuldeten Tode eines Arbeiters, ausklingend in dem Widerschein dieses Ereignisses in den Herzen der Beteiligten, zwei ergreifende Szenen, jene erste und die Delirien des 6 Jahre von seinem Gewissen gemarterten, körperlich wie geistig zerrütteten Mörders, dessen mitleiderregender Anblick sogar die ebensoviele Jahre rachegierige Witwe des Toten versöhntich stimmt.

Bald nach dem Abschlusse des „Meinrad" faßte die Dichterin die Idee zu einem neuen Roman, der im Donaulande spielen sollte, wo sie seit 14 Jahren jeden Sommer weilte. Die Vorarbeiten hierzu begannen 1901, die Ausarbeitung 1902 im September. Der Großteil des Manuskriptes ist in Maria Taferl entstanden, wo die Autorin auch die Inspiration für ihr Werk empfing. 1904/05 begann der Abdruck von Jesse und Maria im „Hochland", 1906 erschien die Buchausgabe (Jos. Kösel, Kempten, 2 Bde.). Zwischen beiden Romanen liegt also gut ein halbes Dezennium, das dem Verfolg des Horazischen nonum prematur in annum galt. Denn der wahre Künstler muß auch arbeiten. Und das ist dem Werte des Romans nur zustatten gekommen. „Jesse und Maria" verleugnet nicht die Familienähnlichkeit mit dem „Meinrad", aber er ist doch künstlerisch vollendeter, fein jüngerer, aber kräftigerer Bruder. Es ist wiederum ein historischer Roman wie jener, nur daß die Handlung noch um gut 50 Jahre früher sich abspielt (dort im Jahre 1710, hier 1658). Schauplatz ist in beiden das niederösterreichische Donauland: dort die alte Kulturstätte Cremisanum (Kremsmünster), hier die Umgebung der alten Markgrafenstadt Pechlarn. Es ist kein großzügiger historischer Roman im alten Stil wie etwa bei Fontane, der in kräftigen Strichen das Bild einer ganzen Zeitperiode zu entwerfen versteht, noch weniger ein biographischer Roman. Es ist vielmehr ein lokalhistorischer Roman, sozusagen ein Chronikenroman, beste Heimatkunst. Die Ereignisse wickeln sich innerhalb eines einzigen Jahres ab auf einem landschaftlich engumgrenzten Gebiete. Und doch, zu welch gewaltigem, bewegtem, kampfdurchtobtem Zeitgemälde ist dieser Ausschnitt aus der Geschichte ausgewachsen! Wer leidet und jubelt nicht mit diesen Menschen „vom seelischen Riesenmaß verflossener Jahrhunderte"? Wer mischt sich nicht zu Liebe und Haß unter die Volksmassen, die mit in das Ringen der Hauptpersonen einbezogen werden? Wer fühlt sich nicht gekräftigt beim Klange ihrer kräftig-herben und doch wieder so anheimelnden niederösterreichischen Mundart jenes Jahrhunderts, die voll Blut und Mark, von höchster Plastik ist, wie jene Annettens von Droste? Beide Dichterinnen ziehen ja ihre besten Kräfte aus dem heimatlichen Nährboden.

Die Dichterin führt den Leser in die Zeit der österreichischen Gegenreformation, in das Jahr 1658/59. Der Protestantismus ist niedergedrückt, nur in Adelskreisen zählt er noch eifrige Anhänger und Verfechter, unter ihnen den in strahlender Jugendschöne prangenden, feurigen, hochgebildeten, fanatischen Frhrn. Jesse von Veldendorff, der die Bewohner von Altpechlarn trotz der unausgesetzten Mahnung ihres Pfarrers an sich fesselt. Sein Ziel ist die Rückgewinnung seines Heimallandes für das lutherische Bekenntnis. Ihm gegenüber steht als schärfste Gegenspielerin Maria Schinnagl, gleich jenem von hoher körperlicher Schöne, zäh festhaltend am katholischen Glauben, ein echtes Kind aus dem Volke, von herzenswarmer Frömmigkeit durchdrungen, ungelehrt, aber begabt mit echt weiblicher Intuition. Ihr Gatte ist der bischöfliche Revierförster Schinnagl, ein biederer, braver Mann, aber schwerfällig. Seine Gattin ahnt sofort, worauf es der Schloßherr von Krummnußbaum abgesehen hat: er will ihnen beiden das höchste Gut rauben, den Glauben. Daraus erhebt sich die Handlung, der unversöhnliche Kampf zwischen den beiden stolzen, zähen Naturen, in dem die Försterin schließlich obsiegt. Sie rettet ihren Galten, dessen materielle Notlage Jesse für seine propagandistischen Zwecke ausgenutzt hat, und auch das Marienbild auf Maria Taferl, mit dessen Beseitigung der Freiherr das letzte Hindernis für die Einführung der Reformation aus dem Wege geräumt glaubt. Maria Schinnagl schafft mit Aufbietung ihres ganzen Opfermutes die nötige Geldsumme und ruft gegen Jesse, den Zerstörer, ihres häuslichen Glückes und Feind ihres Glaubens, die kaiserliche Reformationskommission herbei. Deren Ermahnungen weist Jesse mit übermütigem Hohn und Stolz zurück, und als der vorsitzende

Abi Drohungen gegen Jeſſes unſchuldige Gattin und Verwandten ausſpricht, läßt dieſer ſich bei ſeinem impulſiven Charakter hinreißen, den Gerichtsvorſitzenden durch einen Piſtolenſchuß zu verwunden. So verfällt er der Verurteilung zum Tode. Aber jetzt wandelt ſich in Maria der Haß in aufrichtiges Mitleidsgefühl und aufopfernde Liebe. Sie will den Verurteilten retten, doch umſonſt; nur an der Wöchnerin auf Krummnußbaum kann ſie ihre unendliche Liebe in ſelbſtloſer Hingabe auslaſſen und dem Eingekerkerten die Kunde von der Geburt eines Sohnes bringen. Dieſer Liebesdienſt ſtimmt auch Jeſſe verſöhnlich. Er erkennt ſeine ſchwere Schuld, verzeiht ſeinen Feinden und bietet zur Sühne für ſein blindwütiges Unterfangen, den Armen und Betadenen den einzigen Troſt ihres mühſeligen Lebens zu rauben, ſein ſtolzes Haupt dem Richtſchwerte dar. Maria aber ſinkt bei der Nachricht hiervon am Bilde der ſchmerzhaften Gottesmutter wie gebrochen zu Boden. So werden dann die letzten ſchaurigen Szenen dieſes grandioſen ſeeliſchen Ringens durch die alles beſiegende Liebe und die Selbſtüberwindung der beiden Gegner gemildert und geläutert, auch hier wie beim „Meinrad“ ausklingend in das Wort „magna res est amor“.

Die Aufnahme dieſes eminent dichteriſchen Werkes bei der Kritik beider Lager war eine ſehr geteilte, gleichwie beim Erſcheinen des „Meinrad“, und bewies damit wieder frappant die Kurzſichtigkeit mancher Kreiſe in literariſchen Dingen. Die einen nannten den Roman „unkatholiſch“, einen Tendenzroman, der den Proteſtantismus auf Koſten des Katholizismus ungebührlich verherrliche. Im anderen Lager ſtieß man ſich ſtark an der vermeintlich „antiproteſtantiſchen“ Tendenz. Schon dieſe Gegenüberſtellung zeigt, daß beide Behauptungen unbegründet ſein müſſen. Nicht um ein konfeſſionelles, ſondern um ein rein pſychologiſches Problem handelt es ſich hier. Das aber gehört an ſich keiner Zeit an, nur die Perſonen, in denen es ſich verkörpert, ſtehen in der Zeit. Daß die Autorin gerade die gegenreformatoriſche Zeit wählte, wird nicht zum wenigſten durch die Erkenntnis bewirkt ſein, daß Glaubenskämpfe die höchſten und verzehrendſten Seelenkämpfe hervorrufen, und ſo war ihr denn Gelegenheit geboten, wieder einmal ihre wunderbare Meiſterſchaft in der Darſtellung höchſter ſeeliſcher Konflikte zu offenbaren.

Es wurde ſchon geſtreift, wie ſorgfältig die Dichterin es mit dem Quellenſtudium hält, wie der Wahrheit getreu die Zeitverhältniſſe im „Meinrad“ geſchildert ſeien. Noch mehr trifft das bei „Jeſſe und Maria“ zu. Die Handlung ſpielt um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Ein Dezennium iſt ſeit dem unglücklichſten aller deutſchen Kriege verfloſſen. Von den Scheußlichkeiten und Grauſamkeiten, von der Roheit und Sittenloſigkeit der Soldateska waren auch die nicht unmittelbar am Kriege beteiligten Volksklaſſen angeſteckt. Der religiöſe Sinn des Volkes ſchien faſt ganz erſtorben. Bei der allgemeinen Lebensnot und ſittlichen Depreſſion ſuchte jeder ſich durchzuringen, wie er konnte, Fürſten und Herren ſo gut wie die Armen des Volkes, und es iſt herbſte Wahrheit, wenn Riſt ſagt:

„Ach, Lieb' und Treu' iſt hin, die Gottesfurcht erkaltet;
Der Glaub' iſt abgetan, Beſtändigkeit verattet.“

Es war mehr und Edleres verdorben als bloß die Verfaſſung und der Wohlſtand des Reiches. Der ſtolze, ſelbſtbewußte Nationalſinn des Volkes, der ſich ſeit dem Mittelalter noch erhalten hatte, war durch alle Stände hindurch wie mit Füßen zertreten. Sprache und Literatur waren in gleicher Weiſe verroht. Höchſte Laszivitäten, gerelmte, unglaublich freche Zoten gingen damals in den feinſten Kreiſen um und beweiſen, „welche namenlos ſchamloſe Huldigungen man den deutſchen Damen des 17. Jahrhunderts bieten durfte“. Dazu geſellten ſich üppige Schwelgereien und wüſte Orgien neben kindiſcher Nachäfferei des Auslandes, namentlich franzöſiſchen und italieniſchen Lebens und Treibens. — All dieſe Auswüchſe menſchlicher Geſittung zeigen ſich auch im niederöſterreichiſchen Donaugebiete, wenn auch nicht in der Allgemeinheit. Aber immerhin ſind in „Jeſſe und Maria“ die Farben für das Zeitgemälde eher zu fein als zu ſtark aufgetragen; daher die der Autorin gemachten Vorwürfe dieſerhalb durchaus gegenſtandslos. Erſcheinungen wie der wüſte Ardſtätter mit ſeiner franzöſiſchen Buhlerin, der grobzotende, lüſterne Weinmaiſter, ferner die üppige, ſchamloſe Kleidertracht der vornehmen Welt, ihr geſpreiztes, zeremonielles Benehmen, ihre ſchwülſtige, mit fremdländiſchen Brocken vermiſchte Sprechweiſe paſſen nur zu wahr in das Geſamtkulturbild des 17. Jahrhunderts hinein, das auch noch in hunderterlei anderen Einzelzügen und Kleinigkeiten aufs getreueſte konterfeit wird. Die Schilderung der Hochzeitsfeier auf Krummnußbaum, die Derbheiten in den Tafelgeſprächen und Feſtreden, inſonderheit des trunkenen Weinmaiſters Eheſtandscarmen, die Feſtkomödie „Joſef in Aegypten“ und ſonſtige Kantilenen, Trinkpoeme, Spottgedichte im Alexandrinerkoſtüm entſprechen mit ihren altertümlichen Wendungen wie Derbheiten, mit ihren Anſpielungen auf die antike Mythologie und ſchäferlichen Galanterien genau dem Stande der damaligen Dichtung, ſind wohl auch zum Teil direkt aus ihnen herübergenommen.

Indeſſen, auch vereinzelte Lichtblicke weiſt dieſe traurigſte Periode deutſchen kulturellen Lebens auf. Es iſt das wiedererwachende, wenn auch noch etwas getrübte religiöſe Fühlen in allen Kreiſen des Volkes beider Konfeſſionen und beiderlei Geſchlechtes. Man denke nur an Männer wie

Logau, Friedrich Spee, Jakob Balde, Scheffler (Angelus Sileſius), Paul Gerhardt, die eigentlichen Vertreter der geiſtlichen Dichtung jener Zeit. Während der vaterländiſche Sinn, Liebe zur Wiſſenſchaft und Kunſt ſo gut wie ausgeſtorben war, — der religiöſe Sinn war nicht erloſchen, er war nur zeitweilig zurückgedrängt, und es bedurfte nicht viel, um ihn zu wecken und zur Flamme zu entfachen. Wenn daher ein intenſives religiöſes Streben und Kämpfen den Angelpunkt der Handlung in „Jeſſe und Maria" bildet, ſo ſind auch hierfür die beſten hiſtoriſchen Grundlagen geboten. Die Kämpfe zwiſchen den beider Religionsparteien im Pechlarnerlande, die Andacht zum Gnadenbilde von Maria Taferl und deſſen Befehdung ſind teils hiſtoriſch, teils traditionell bezeugt in den Urkundenſammlungen und Chroniken der Städte dort ſowie in den pfarrarchivaliſchen Aufzeichnungen. Die Dichterin hat alle ihr zugänglichen Quellen hierüber lange Jahre durchforſcht und durch langjährigen Aufenthalt an Ort und Stelle jeden Fleck und Weg und beſonders auch den Dialekt des Bauernvolkes kennen gelernt, ſodaß bei der Ausarbeitung des Romans die Dichterin und Geſchichtsforſcherin beide zu ihrem Rechte kamen und ſich gegenſeits aufs beſte ergänzten. Die einzelnen Perſonen als ſolche ſind wohl rein dichteriſche Erfindung, aber die Charaktere mit all ihren Vorzügen und Fehlern und ihre Handlungen paſſen genau in den Rahmen des 17. Jahrhunderts.

Der Gang der Handlung iſt ſtraff gefügt, ſtraffer als im „Meinrad", ganz in ſich abgeſchloſſen, klar, ein unausgeſetztes Ringen ſtärkſter Mächte, deſſen einzelne Epiſoden wie Glieder einer Kette ineinandergreifen und ſich gegenſeitig bedingen: jeder Teil folgt mit innerer Notwendigkeit aus dem vorausgegangenen. Den Vorwurf, daß Schuld und Sühne in Jeſſe nicht im rechten kauſalen Verhältniſſe ſtehen, kann ich nicht gelten laſſen. Der verhängnisvolle Piſtolenſchuß, zu dem er ſich bei ſeiner feurig-ungeſtümen, impulſiven Natur hinreißen ließ, gibt doch nur den äußeren Anlaß zum Hereinbrechen des Verderbens, das ſchon lange drohend über dem Haupte des Schuldbeladenen hing. Vielleicht möchte man die eine oder andere Einzelheit noch beſſer motiviert ſehen. Doch ſolche Mängel haften jedem Heroenwerke an, und die Vorzüge treten nur deſto klarer hervor: die unvergleichliche Gewalt über die Sprache, die in ihrer archaiſierenden Färbung ſo ganz dem hiſtoriſchen Zeitbilde ihres Jahrhunderts entſpricht; die hiſtoriſche Treue, die mit echter Lebendigkeit und chronikenartiger Genauigkeit ſelbſt in den kleinſten Details gewahrt iſt; die gelungenen, bewegten Maſſenſzenen; endlich die einzig wunderbare Charakteriſierung der einzelnen Romanfiguren, deren Vorzüge und Schwächen von der Dichterin gleich liebevoll behandelt ſind, ſei es, daß ſie Jeſſe, den übermütigen Günſtling des Glückes mit ſeinem dämoniſchen Weſen, oder die innigfromme, naive, kluge, inſtinktiv ahnende und kombinierende, mitleidsvolle Gattin, Mutter und Pflegerin Maria ſchildert, oder den ehrlichen, braven, ſchwerfälligen, unbedeutenden Schinnagl, oder den nach außen grimmigen, ſonſt aber mildherzigen Pfarrer Wolf von Pechlarn; dazu die Maſſe der Nebenfiguren, die ein paar kräftige Federſtriche in allen ihren Konturen erkennen laſſen. Es ſind wirkliche Menſchen von Fleiſch und Blut.

Handel-Mazzettis „Jeſſe und Maria" iſt keine Jugendlektüre. (Auch keine Volkslektüre und keine Lektüre für die heranreifende „höhere Tochter". Die Redaktion.) Das Buch verlangt gereifte und aufmerkſame Leſer. Man muß es langſam und öfters leſen und ſo den höchſten Kunſtgenuß ſich ſozuſagen verdienen. Leſer dieſer Art werden ganz den Zauber ſpüren, der ſelbſt in ſcheinbaren Kleinigkeiten ihrem Prachtwerke entſtrömt. Nur kleinliche Kritik kann an einzelnen Sächelchen herumnörgeln, womit dem Ganzen kein Abbruch getan, und mancher zu mitleidigem Lächeln gezwungen wird. Freuen ſollten wir uns vielmehr, daß in der Wienerin ein ſo ſtarkes Talent unter uns aufgeſtanden iſt, das alle zu überſtrahlen beginnt; danken ſollten wir ihr, daß ſie mit Mut ſo hohe poſitive Wahrheiten und Grundſätze vertritt, die unſerer alles negierenden Zeit ſo ſehr abhanden gekommen ſind, folgen ſollten wir ihr in ihrem kühnen Idealismus, der einzig aufzubauen und zu verſöhnen weiß.

(Die unſtreitig ganz bedeutende dichteriſche Kraft der Handel-Mazzetti, die ſich namentlich in „Jeſſe und Maria" offenbart, wird einen ſtarken Einfluß auf die Entwicklung des Romans beſonders in der katholiſchen Literatur ausüben. Wir glauben daher es unſeren Leſern ſchuldig zu ſein, in einem der folgenden Hefte der Borromäusblätter den Standpunkt der Redaktion zu „Jeſſe und Maria" möglichſt klar und beſtimmt zum Ausdruck zu bringen. Die Redaktion.)

Dickens. [1])

Von E. M. Hamann-Gößweinſtein in Oberfranken.

Wenn nicht der ſchärfſt ausgeprägte und abſolut tiefſte, ſo doch entſchieden der umfaſſendſte, wirkſamſte und weitaus beliebteſte Vertreter des Humors auf dem Gebiete der Erzählung iſt der Engländer Charles Dickens.

[1]) Außer meinem eigenen Studium der Dickensſchen Werke hat mir, neben mannigfacher engliſcher und auch deutſcher einſchlägiger Literatur, in erſter Linie die umfangreiche Biographie „L'inimitable Box" von Robert du Pontavice de Hussey (zuerſt 1889, Paris Maison Quantin, veröffentlicht) als Grundlage zumat der hiſtoriſchen Darſtellung gedient.

Man hat allen Ernſtes behauptet, daß germaniſche Natur dem echten Humor unablösbar eigne; daß daher weder das klaſſiſche Altertum noch das romaniſche Volkstum den Humor kenne. Tatſächlich verdanken wir erſterem den Namen: humor, d. i. der Lebensſaft, deſſen richtige Verteilung und Durchdringung dem Menſchen das Wohlbehagen körperlicher und geiſtiger Geſundheit ſichert. In dieſer Deutung ruht auch noch der heutige Begriff des Humors, nur daß er ſich aus jenem Wurzelboden in langſamem, darauf plötzlich raſchem Wachstum zu einem vielverzweigten, weit ſchattenden Baume erhoben hat.

Lange, bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, verſtand man unter Humor in erſter Linie die Gemütsſtimmung überhaupt, ob heiteren oder düſteren Charakters; dann erſt die fröhliche Laune, die am Lächerlichen intuitives, liebenswürdiges — nicht ſuchendes, entſtellendes — Gefallen findet. Durch die engliſchen Humoriſten gelangte die Definition der vornehmen, ausgleichenden Komik, der organiſchen Verbindung des Gefühlvollen mit dem Drolligen, des Ernſten mit dem Heiteren zu ſtarker Verbreitung, und zwar derart, daß geraume Zeit hindurch der engliſche Humor als höchſter Typ der Gattung bewundert, geliebt und angeſtrebt wurde. Die Hauptträger desſelben: der geniale, verwilderte Fielding, der draſtiſche Smollet, der idylliſche Goldſmith, der edel ſentimentale Sterne, deſſen Werke unter allen zeitgenöſſiſchen den Humor als Grundſtimmung in obiger Deutung am vollkommenſten verkörperten, ſchufen den „humoriſtiſchen Roman", der in Deutſchland bald überaus fruchtbare Nachahmung zeitigte; auch gleichwertige: in den Schöpfungen Hippels und Jean Pauls.

Für England ſelbſt erſtanden den genannten großen Vorbildern während des dritten und vierten Dezenniums des 19. Jahrhunderts zwei noch größere Erben: Dickens und Thackeray. In letzterem entwickelte ſich der Humor zu jener abgründigen Tiefe, die dem Fühlen des leidenſchaftlich menſchenliebenden Melancholikers, dem Denken des religiöſen Philoſophen, den Mitteln des Satirikers ihre Hauptwirkung entnimmt. In Dickens aber ſteigt der Humor mit Rieſenſchwingen: einer lichten und einer dunklen, durch die Regionen chriſtlicher Erkenntnis in den ſonnenbeglänzten Aether des Vollbewußtſeins göttlicher Gerechtigkeit und Liebe empor, greift auf ſeinem Fluge mit tauſend Armen unmittelbarer Anteilnahme unzählige große und kleine (mit Vorliebe kleine) Lebensäußerungen der Menſchenwelt auf, ſie nun dem düſteren, öfter noch dem ſtrahlenden Fittiche anvertrauend. Wahrlich, wenn jemandes, ſo dürfte man Dickens Humor eine „Weltanſchauung" nennen: ſo verinnerlichend hat ſich dieſe ſeine natürliche Veranlagung zur reich beſeelten, trotz aller hervorſpringenden Detailbetonung perſönlich einheitlichen Betätigung ausgebaut.

Dem Weſenskerne nach univerſal, zeigt der Dickensſche Humor das engliſche Profil; man muß in den Charakter der engliſchen Nation und zugleich in den der derzeitigen engliſchen Geſellſchaft eingedrungen ſein, um den ganzen Dickens und die auf den erſten Blick ſeltſame Bevorzugung einzelner ſeiner Werke ſeitens des engliſchen Publikums zu begreifen.

Der Humor iſt auch als die Verſchmelzung der Eintagskomik und der Eintagstragik bezeichnet worden, deren vorwiegender Gegenſtand die Daſeinsformen der unteren und mittleren Klaſſen bilden müßten, wogegen ihr die Totalausſchälung der „Lebensidee, des erſchöpfenden Lebenswertes der Kunſt" verſagt bliebe. Dieſer Auffaſſung läßt ſich eine gewiſſe Berechtigung nicht abſprechen. Wir wiſſen: ce sont les petitesses qui font la vie; wir wiſſen ferner: daß Arbeiter-, Bauern- und Bürgerſtand den Großteil der menſchlichen Geſellſchaft ausmachen. Jedwede Schicht und Individualität der letzteren mit gleichem tiefſtſchürfenden Verſtändniſſe zu erfaſſen, fordert ein Genie von faſt göttlicher Tragweite. So hoch aber reichte Dickens nicht, wiewohl auch er ein Genie war, und zwar ein ſolches, das ſich ohne Riſiko aus der eigenſten Sphäre herauswagen durfte und in der Tat bisweilen herauswagte. Aber die ſo mächtig wie intim empfundene Zugehörigkeit zu eben dieſer Sphäre, vor allem die gewattige, in Zielrichtung und Weſensoffenbarung nicht bloß mitreißende, ſondern oft auch erſchütternde Liebe zu den Armen, Dutdenden, Verfolgten, Geknechteten hielt ihn der Hauptſache nach in dem durch Geburt und Fügung vorbeſtimmten, auch frei erwählten Schaffenskreiſe feſt: zu ſeinem und der Menſchheit Segen. Denn juſt ſo war es ihm vergönnt, einerſeits ſich individuell als Künſtler möglichſt erſchöpfend auszuleben, anderſeits auf gefahr- und toddrohende Wunden am Geſellſchaftskörper mit einer Unbeirrbarkeit, einer Wucht hinzuweiſen, die zugleich die Grundlegung und Anbahnung der betr. Heilmittel in ſich ſchloß. Ich glaube nicht, daß je ein zweiter Dichter vertrauter, umfaſſender, organiſcher mit den Gegenſtänden ſeiner Dichtung verbunden war als er. Weshalb man nicht nur, um ihn durchaus zu begreifen, ſein Volk und ſeine Zeit kennen muß, ſondern auch ſein Leben. Ich will verſuchen, letzteres durch die wenigen Konturen, zu denen mir hier Raum bleibt, in einigermaßen entſprechendes Licht zu ſtellen.

Charles John Huffam Dickens wurde geboren am 7. Februar 1812 zu Portſea (Landport), einer Vorſtadt von Portsmouth, als zweites Kind des ſubalternen Marinebeamten John Dickens. Zwei Jahre ſpäter ſah die Familie ſich nach London verſetzt; nach ungefähr gleichem Zeitraume nach Chatham. Hierher brachte der Knabe bereits eine Fülle lebhafter, bis in den Geburtsort zurückdatierender Erinnerungen und kindlich

ſcharfer Beobachtungen — das erſte Zeichen des erwachenden Genius.

Das Kind iſt der Vater des Mannes.

In der Nähe von Chatham, zwiſchen Rocheſter und Gravesend, entzückte den Kleinen ein ſtolzes, hochgelegenes Landhaus. „Wer weiß?“ ſagte der Vater, „wenn du tüchtig, aber ganz tüchtig arbeiteſt, wirſt du vielleicht einmal in einem ähnlichen leben!“ — Charles Dickens ruhte nicht, bis er eben jenes erwerben konnte: 1855 kaufte er Gadshill Place, um es, ſeit 1858, als zärtlich geliebtes Heim bis an ſein Ende zu bewohnen.

Die Phantaſie des kränklich nervöſen Knaben befruchtete bald eine ſchier unbezwingbare Leſewut; Fieldings und Smolletts Romane; Goldſmiths Vicar of Wakefield; Märchen, Dichtungen; Robinſon Cruſoë; Gil-Blas und Don Quichotte, beide engliſcher Bearbeitung: das alles „verſchlang“ er in dem kleinen Bibliothekzimmer der Eltern. Inzwiſchen erfolgten die erſten Flügelregungen der Dichterſeele: eine „Tragödie“ aus der Ideenwelt von Tauſend und eine Nacht, ſowie Verſe und improviſierte Erzählungen, die den Kleinen „berühmt“ machten unter ſeinen Spiel- und Schulgenoſſen. Ein junger Baptiſtenprediger hielt die Hand ſanft zügelnd über dem werdenden Talent, liebevoll fördernd über dem werdenden Charakter.

1821 führte des Vaters Beruf die jetzt ſiebenköpfige Familie abermals nach London. — John Dickens hatte den Geſchmack eines gutmütigen, groß- und leichtherzigen Lebemannes. Schon ſeit Jahren war ſein eigenes kleines Vermögen und das der Frau dahingeſchmolzen. In der Rieſenſtadt nahm er Zuflucht zu den Wucherern. Die Eindrücke, die der Knabe damals empfing, geſtalteten ſich zu den denkbar traurigſten und nachhaltigſten. Der Vater wanderte ins Schuldgefängnis; die Mutter mühte ſich ab in Sorge und Not für den Unterhalt der Kinder. Der zehnjährige Charles wurde einem Verwandten als Lehrling für deſſen Wichsfabrik übergeben. Hier beſtand ſeine Tätigkeit in der Verſchließung und Etikettierung gefüllter Wichstöpfe. Hirn und Herz des bei aller harten Behandlung, bei häufigem Hunger und Kränklichkeit nach lichten Höhen ſtrebenden Kindes begleiteten die geiſtloſe Arbeit mit raſtloſem Grübeln und Weh. „Niemals,“ heißt es in einem nach Dickens' Tode entdeckten autobiographiſchen Fragment, „habe ich begreifen können, wie man mich in einem ſo frühen Alter auf das Pflaſter werfen konnte; niemals habe ich dieſen Mangel an Mitleid ſeitens meiner Nächſten zu faſſen vermocht. Kein Verwandter, kein Freund, um mir die nötigen Heller zur Aufnahme in eine Armenſchule zu geben! Niemand, der auch nur den Finger gerührt hätte, um aus dem Straßenſtaube ein zartes, begabtes, lebhaftes, begeiſterungs- und eindrucksfähiges Kind zu heben! . . . Nichts ſchildert die geheime Qual meiner Seele, da ich in ſolcher Umgebung die ſehnſüchtig genährte Hoffnung auf Wiſſen und Auszeichnung immer mehr ſchwinden ſah! Und ſo klar hat mein Gemüt das Andenken an die derzeitige Einſamkeit und Ohnmacht bewahrt, ſo tief wurde mein ganzes Sein von jenen ungerechten Demütigungen niedergebeugt und durchdrungen, daß noch heute das Geſpenſt meiner jungen Schmach mich immer wieder verfolgt. Ich vergeſſe, daß ich berühmt, glücklich, geliebt bin; ich vergeſſe, daß ich eine liebe Frau und liebe Kinder habe; ich vergeſſe . . . und wie im Traume gehe ich wieder und wieder, elend und verlaſſen, den Weg meiner erſten Jugend zurück.“

Aber eines hatte er bereits in dieſer ſchweren Prüfungszeit gelernt: Tapferkeit nach außen und den feſten Willen zu ſtrenger Pflichterfüllung.

Eine kleine Erbſchaft verſetzte den Vater ſowie Mutter und Geſchwiſter, die jenem freiwillig ins Schuldgefängnis gefolgt waren, plötzlich in Freiheit und ein beſcheidenes Wohlleben. Auch Charles ſah nach einiger Zeit ſeinen glühendſten Wunſch erfüllt: zwei Jahre lang durfte er eine nicht allzu untergeordnete Schule beſuchen. Ungefähr vierzehnjährig, trat er bei einem Advokaten als Schreiber ein und warf ſich in ſeinen Mußeſtunden mit brennendem Eifer, doch ohne jede unterrichtliche Unterſtützung, auf das Studium der Stenographie. Es gelang ihm, ſich hier, wie in allem, was er anpackte, vollkommen ſattelfeſt zu machen, und ſchon 1828 folgte er ſeinem Vater in deſſen neuem Berufe als Reporter einer allerdings minderklaſſigen Zeitung. Bereits 1831 hatte er ſich zum Parlamentsreporter aufgeſchwungen und kurz darauf zum ſtändigen Mitarbeiter der vielgeleſenen Morning Chronicle. Dezember 1833 las er, überwältigt von Freude, ſeine erſte dichteriſche Veröffentlichung: die kleine Phantaſie „Ein Mittagseſſen in der Pappelallee“. Raſch und glänzend befeſtigte ſich auch ſeine Berufsſtellung. Im Dienſte ſeines Blattes, deſſen Verleger ihm unbeſchränktes Vertrauen ſchenkten, bereiſte er kreuz und quer, mit unglaublich zäher und geiſtesgegenwärtiger Ausdauer, alle Gegenden Englands zur Aufnahme wichtiger Reden und Erörterungen.

Inzwiſchen wuchs auch ſein Erfolg als Proſaepiker. Seine Sketches by Boz fanden ſo warmen Beifall, daß er ſie Anfang 1836 in zwei Bänden geſammelt herausgeben konnte. Wenige Monate ſpäter kündete das Weltblatt „The Times“ die erſte Nummer der in ihren Spalten zu erſcheinenden Pickwick Papers an. Schon bei der fünften Nummer begann jener Sturmlauf der Zeitungsverleger, deſſen Dickens ſich von da an ſtets rühmen durfte. Im Nu hatte er ſich für zwei neue Romane (dieſe umfaßten bei ihm meiſt 2—3 Bände) verpflichtet. 1837 veröffentlichte er den Schlußteil der mit

hellem Jubel begrüßten Pickwick Papers, 1837 bis 1838 Oliver Twist, 1838—39 Nicholas Nickleby, 1840—41 Master Humphrey's Clock mit den beiden Haupterzählungen The Old Curiosity Shop und Barnaby Rudge, 1843—44 Martin Chuzzlewit, 1844—45 drei Weihnachtsgeschichten, 1847 Dombey and Son, 1849—50 David Copperfield, 1852—53 Bleak House, 1854 Hard Times, 1855—57 Little Dorrit, 1859 Tale of two Cities, 1861 Great expectations, 1864—65 Our mutual friend. Dazwischen lagen Arbeiten über das Ausland: Notes en America 1842 und Pictures from Italy 1846, eine dreibändige Geschichte Englands für die Jugend: A Childs History of England 1852 bis 1853, und verschiedene kleine Erzählungen; dazwischen lagen ferner zwei Reisen nach Amerika 1842 und 1867—68, viele kürzere oder längere Aufenthalte in Schottland, Frankreich, Italien, der Schweiz, die Gründung (1859) und anfängliche Redigierung der Wochenschrift „Household Words" (seit 1859 unter dem Titel All the Year round fortgeführt) sowie eine Reihe Vorlesungen zu caritativen Zwecken in verschiedenen Städten, endlich zwei große Vortragstourneen 1861—62 und 1868—70. Anfang April des letzteren Jahres brachte die erste Monatsveröffentlichung seines Bruchstück gebliebenen großen Romans Edwin Drood; acht Wochen später bettete man dessen Autor in die kühle Erde.

Ueberblicken wir die obige Aufstellung, so erfaßt uns ein Staunen über dieses Mannes schier unbegrenzte Leistungsfähigkeit, die bei ihm der Hauptsache nach eine ebensolche nun mehr, nun minder drängende Schöpferkraft bedeutete. Diese blühte ihm in allererster Linie aus seinem wunderbar reichen inneren, in zweiter und dritter aus seinem Berufs- und Familien-Leben.

Das innere Leben Charles Dickens beruhte im tiefsten Grunde auf jener genialen Liebesfähigkeit, die, unmittelbar von Gott kommend, Himmel und Erde umspannt und einen sieghaften Willen zum Guten, zum Besten ausreift: an sich geeignet und bestimmt, Tausenden als Lichtträger auf dem Wege zum Urquell alles Lichtes zu dienen. »Ich zweifle,« sagt Sir Arthur Helps mit dem Rechte des objektiven Wahrheitssuchers, »daß je ein zweiter Dichter ein so echtes und lebhaftes Interesse an der ihn umgebenden realen Welt nahm.« Dieses Interesse wurzelte bei ihm im Gefühl, in der idealen, zunehmend zielsicheren Sehnsucht nach Beglückung der Menschen und der Menschheit — eine Begtückung, die nur durch Herzensgüte und durch die Liebe zur Welt des Herzens verwirklicht werden kann. Eben deshalb beobachtete er die Typen und die Gesamtheit unseres Geschlechtes vor allem aus dem Herzen heraus, und nie ist über seine Personenzeichnung ein besseres Urteil gefällt worden als dasjenige Taines: „Man nehme die grotesken Charaktere weg, die nur dazu da sind, um Platz auszufüllen und Lachen zu erregen, und man wird finden, daß alle von Dickens geschilderten Charaktere sich in zwei Klassen zusammenfassen lassen: Wesen, die gefühlvoll sind, und Wesen, die es nicht sind. Er stellt die Gemüter, welche die Natur bildet, den Gemütern gegenüber, welche die Gesellschaft verbildet."

Kein Wunder, daß bei seiner Veranlagung und nicht zuletzt bei seinen Gelegenheiten das Erbarmen das treibende Motiv seines Wirkens wurde. Schon in der Kindheit leuchtete ihm die künftige Mission vor: Priester der Menschenliebe und als solcher — um mit Robert du Pontavice de Hussey zu reden — Kämpe der Elenden, Anwalt der Unterdrückten, Tröster aller Leidenden, Wohltäter und Freund der Armen, Ankläger des Mißbrauches, Aufdecker der Missetat zu sein. Diesem hochidealen Streben begegnete in ihm ein Wirklichkeitssinn von überraschender Schärfe und Ausdehnung, eine intellektuelle Begabung reicher, machtvoller, zugleich zarter Prägung. Dazu eine anschauliche, kühn wuchtige, auch minutiöse Einbildungskraft, die ihn in der erdichteten Welt ebenso zuhause sein ließ wie in der tatsächlichen. „Kein Leser," sagte er, „kann meiner Darstellung mehr Glauben schenken als ich es tat bei deren Entstehung und Austragung. Jeder Satz, den meine Personen aussprechen, wurde zuvor von mir im Geiste Wort für Wort gehört." Und: „Die Phantome meiner Gestalten umkreisen, umdrängen mich, und wenn ich sie in die Fluten des Kanals werfen wollte: sie kehrten dennoch zu mir zurück." Begreiflich, daß er den Seinen nach jeder abgeschlossenen Romankomposition älter, abgemagerter vorkam. Denn ihm waren seine Schöpfungen nicht weniger als das Leben selbst: und zwar vor allem das Leben des Kampfes, den er mit seinen Brüdern und in ihrem Namen unter Hingabe seines ganzen Ichs ausfocht.

Bisweilen drohte diese Unmittelbarkeit der eigenen Anteilnahme die Reinheit seines im Grunde starken Gerechtigkeitsgefühls zu trüben; bisweilen auch tyrannisierte ihn seine Phantasie zu allerlei Mutwillen, Uebertreibungen, Absonderlichkeiten, Tollheiten, ja Künsteleien. Doch selbst diese erscheinen bei ihm bald selbstverständlich. „Dickens sucht nicht die Wunderlichkeiten, er findet sie," bemerkt Taine richtig. „Diese ausschweifende Phantasie ist wie eine zu streng gespannte Saite: sie bringt von selbst und ohne heftige Berührung Töne hervor, die man sonst nicht vernimmt." Oft auch quillt die überschäumende Komik bei ihm aus der Tragik. Wieder hat hier Taine, dem ich sonst durchaus nicht unbedingt beistimme, scharf gesehen: „Durch Verkehrtheiten und Laster verletzt, rächt sich Dickens durch das Lächerliche. Er schildert sie nicht, er bestraft sie. Nichts ist

zermalmender als jene langen Kapitel fortwährender Ironie, in denen der Sarkasmus sich mit jeder Zeile blutiger und tiefer in den Gegner einbohrt, den er sich gewählt hat." Der Grundton der Dickensschen Karikatur ist daher vorherrschend Ernst, bis zur Schwermut. Der aufmerksame, kongeniale Leser empfindet dies auch bald, spürt — schmerzlich oft — daß dies „Betonen, Durchdringen, Vertiefen, Eingraben" sich zu „leidenschaftlichen Handlungen" seitens des Autors steigern, die für letzteren ebenso viele Leiden bedeutet haben müssen (s. Taine). Aber gerade weil es so war, weil Dickens so rückhaltlos, so heroisch in dem von ihm entrollten Lebensbilde aufging, mochte er sich vielleicht zu einem weniger vollkommenen Künstler entwickeln, aber um so vollendeter gestaltete sich sein Apostolat wahrster, d. i. christlicher Humanität, die im letzten Grunde auch bei ihm stets die versöhnende, die vergebende Liebe kündete.

Die zweite Hauptquelle der ihm eigenen Schöpferkraft war sein Berufsleben. In trauriger Kindheit beginnend, hat es sein überraschend intuitives Beobachtungsvermögen bis zu künstlerischer Hellseherei entfaltet. Die täglichen Wege des Knaben und Jünglings durch das London der Arbeit, der Entbehrung, der Knechtung, der Qual; die Wege des reifenden Mannes durch Stadt und Land, nach Nord und Süd, Ost und West, bei Nacht und bei Tag, zu Wagen, zu Fuß, unter Fährlichkeiten aller Art, inmitten des Getriebes wechselvollster Politik hatten dem dichterischen Genius ungezählte, unermeßliche Einblicke gewährt in die Klein- und Großwelt menschlicher Eigenart und Schablone, menschlicher Schicksalsführung und Schuld; zugleich in die Schönheit, die geheimsten Reize der Natur. Der so geweckte Entdeckungsgeist ließ ihn nie mehr los. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer, mit nie wankendem Mute durchkreuzte er morgens, mittags und abends die Riesenstadt; wagte er sich stets von neuem in die Höhlen der Not, des Elends, des Lasters, der Schmach; tauchte er unter in den dunklen Strom, der allnächtlich das Themsebabel durchbraust. Dann wieder streifte er, ein zäher Wanderer, stunden- und tagelang über Berg und Tal, die ihm hier sich auftuenden Offenbarungen durstig, dankbar, beseligt in sich einsaugend. Und was er fand, was er empfing: er gab es verstärkt, vertieft, auch verklärt hinüber an seine Dichtungen, seine Mission — Tausenden zum sittlichen Antriebe, zur Warnung, zur Strafe, zum Troste, zum Lohne.

Der dritte Hauptquell, aus dem Dickens Nahrung für sein Wirken zog, war sein Familienleben. Schon 1836 hatte er sich mit der Tochter eines Redakteurs vermählt. Lange galt die kinderreiche Ehe als eine beide Teile durchaus befriedigende. Dickens war der aufmerksamste Gatte, der liebevollste Vater, der den ihm erblühenden häuslichen Segnungen die zartesten, sonnigsten Anregungen für seine Dichtungen entnahm. In naiver Freude schmückte er sein Heim, genoß er die von ihm errungenen äußeren Ausgleichungen für ehemalige mannigfache Entsagung. Mit edler Genugtuung sorgte er für das Wohl der Eltern, der Geschwister, aller Seinen. Während sein Wohlstand wuchs, der Kreis seiner Freunde und Bewunderer immer glänzender sich ausdehnte, sein Ruhm, bis ins Ungemessene steigend, weit über die Grenzen Englands, ja Europas drang: blieb er stets derselbe gütige, aufrichtige, schlichte Mann, demütig vor Gott und dem geringsten seiner Brüder, aber des eigenen Wertes bewußt und getreu gegenüber den Bevorzugten irdischen Reichtums, weltlicher Ehre. Man pries ihn glücklich, und er widersprach dem nicht. Doch traf ihn schon der erste Schlag in dem beginnenden neuen Leben zutiefst: der Tod seiner siebzehnjährigen Schwägerin, eines ihm innig seelenverwandten, engelgleichen Wesens, dem er hinfort die Züge seiner rührendsten kindlichen Mädchengestalten entlieh. Kaum weniger litt er unter dem Schicksale seiner älteren Schwester, einer hochbegabten Künstlerin, die ein unheilbares körperliches Siechtum mitten aus ihrer genialen musikalischen Entwicklung riß und einem frühzeitigen Ende entgegenführte. Als dann die Prüfungen oft und öfter an ihn herantraten; als der Tod unerbittlich die Reihen seiner Treuen lichtete, bewahrte er dennoch seinen Heldenmut, rang er dem lastenden Kreuze das mehr und mehr sich läuternde Gold zur ewigen Siegeskrone ab. Doch wäre er fast erlegen, als das Schwerste über ihn kam: die Lostrennung von seiner Gattin. Die ihm Vertrautesten hatten längst eine wachsende Melancholie an ihm bemerkt; endlich gestand er ihnen, er sei in seinem intimsten Heimleben nicht glücklich. Edel nahm er den größeren Teil der Schuld auf sich: er sei der Armen zum Verhängnisse geworden in seiner Unruhe, Reizbarkeit und Nervosität, die erst der Tod zu wandeln vermöge. In Wahrheit hatte die gutherzige, aber zur Oberflächlichkeit und Verschwendung neigende Frau ihm nie ein wirkliches Verständnis geben können. Nach gütlichem Vergleiche blieb sie mit dem ältesten Sohne in London zurück, während die ganze übrige Familie dem Tiefgebeugten nach Gadshill Place folgte (1858). Wohl raffte er sich wieder auf, um nach wie vor allen alles zu sein, aber die ihn früher kennzeichnende freudige Lebensenergie gewann er nie wieder. Vor allem verlor er den Glauben an einen gleichwertigen Fortbestand seines Talentes. Um seinen Kindern eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, nahm er die aufreibenden Mühen der Vortragsreisen, bis in Amerika hinein, auf sich. Der Erfolg, auch der materielle, übertraf die kühnsten Erwartungen, aber die unumgänglichen Strapazen untergruben seine Gesundheit. Er starb, 58 Jahre

alt, infolge von Schlagfluß am 9. Juni 1870 zu Gadshill Place und wurde in der berühmten Dichterecke der Westminster-Abtei begraben. England empfand seinen Tod als einen unersetzlichen nationalen Verlust; die Gesamtheit der Kulturstaaten beklagte sein Hinscheiden als die erschütternde Ursache jenes Schmerzes, dem Dr. Jowett bei der Londoner Gedächtnisfeier tief bewegten Ausdruck lieh: „Uns ist, als sei ein großes, reines, strahlendes Licht erloschen und die Welt plötzlich dunkel geworden."

Wir wenden uns den Dickensschen Hauptwerken in chronologischer Folge zu. Näher auf den Inhalt einzugehen verbietet sich, bei dessen Kompliziertheit und unseren Raumverhältnissen, von selbst. (Schluß folgt.)

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Spruchwörterbuch. Unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn v. Lipperheide. In 20 monatl. Lieferungen zu 60 Pf. 1906. Exped. des Spruchwörterbuches Berlin W 35, 1. u. 2. Lieferung. 96 S.

Dieses neue Unternehmen will eine Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, Bibelstellen, Liederanfänge, Zitate, Bauernregeln, Redensarten ꝛc. sein und etwa zehnmal soviel bieten als Büchmann. 120000 Stellen waren ausgesucht worden, 90000 wurden wieder aufgegeben, da das Buch der Gesamtheit der Gebildeten und nicht bloß einigen hundert Bibliotheken dienen sollte. Die ersten beiden Lieferungen reichen bis „Denken". Die Anordnung ist derart vollzogen, daß jeder Spruch nach seinem Hauptleitworte (nicht etwa nach seinem Anfangsworte) alphabetisch eingeordnet ist. Das ist ein durchaus richtiges Prinzip, allerdings wird es sich kaum umgehen lassen, manchen Spruch unter einer zweiten und dritten Ueberschrift zu wiederholen. Innerhalb der einzelnen Artikel folgen sich die Sentenzen in chronologischer Ordnung, so daß z. B. die ca. 100 Stellen über die „Arbeit" mit Hesiod beginnen und mit einer Altenburger Hausinschrift endigen. Die literarische Bezeichnung der einzelnen Zitate ist mit peinlicher Akribie ausgeführt, z. B. Friedrich v. Schiller, Maria Stuart (1801) A. 2. Sz. 5 (Elisabeth) oder Joh. Wolfg. v. Goethe. Gedichte. Lieder. Mit einem gemalten Band (ged. Frühjahr 1771) Schlußv. Mel. v. Ludw. v. Beethoven (1810) und Karl Blum (1816). Soweit man nach den ersten Lieferungen urteilen kann, verdient das Werk den Titel eines „literarischen Urkundenbuches".

München. Max Behr.

Geschichte der Katholikenverfolgung in England 1535—1681. Die englischen Märtyrer seit der Glaubensspaltung. Von Joseph Spillmann S. J. Dritter Teil: Die Blutzeugen der letzten zwanzig Jahre Elisabeths 1584—1604. Mit einem Bildnis von Maria Stuart. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung 1905. (XVI u. 492 S. 8°. Vierter Teil: Die Blutzeugen unter Jakob I., Karl I. und dem Kommonwealth 1603 bis 1654. Ebendort 1905 (XVI u. 404 S.). 8°.

Mit diesen zwei Bänden ist die nun fünf Bände umfassende Geschichte der blutigen Verfolgung der Katholiken in England von Joseph Spillmann — der fünfte Teil „Die Blutzeugen aus den Tagen der Titus Oates-Verschwörung 1678—1681" erschien 1901 — zum Abschluß gekommen. Die vollständige Drucklegung des vierten Teiles hat der im Februar 1905 verstorbene Verfasser nicht mehr erlebt. Dankbar nehmen wir diese letzte Gabe aus seiner Hand an, dankbar und voller Freude, daß er dieses Werk hat vollenden können.

In seiner klassischen Rede über den zweiten Frühling hat einst der große Konvertit Kardinal Newman auf der ersten Provinzialsynode nach der Wiederherstellung der katholischen Hierarchie das lange Werk der blutigen Ausrottung des Katholizismus in England kurz geschildert, um dann in tiefbewegten, ergreifenden Worten der Freude Ausdruck zu geben, daß für die Kirche in England ein zweiter geistiger Frühling gekommen sei. Der Boden war dafür zubereitet worden durch das Blut vieler Martyrer. So manchem ist als ein Unterpfand dieser Wiedergeburt die Tatsache erschienen, daß die Heiligen, namentlich die Heiligen aus der Zeit jener Verfolgung, wieder in dem Lande verehrt werden, welches ehedem „Die Mitgift unserer Frau" hieß. Die frohe Zuversicht auf deren Fürbitte erfüllte auch das Herz des Verfassers dieser Bände, und man versteht den Wunsch, den er noch am 12. Februar 1905 in der Vorrede zu dem dritten Bande aussprach, daß dieselben mit ebensoviel Liebe entgegengenommen werden möchten, wie sie niedergeschrieben wurden. In jedem der beiden Bände wird das Leben und glorreiche Ende vieler Blutzeugen beschrieben, deren Martyrien im wesentlichen gleichen Verlauf hatten. Daraus ergab sich für die Darstellung eine große Gefahr, monoton zu werden und zu ermüden. Im großen und ganzen hat aber der Verfasser dank seiner Kunst der Gruppierung und der fesselnden Erzählung diese Gefahr glücklich überwunden. Besonders gefallen hat uns die Schilderung des Todes von Maria Stuart und das Martyrerleben des ehrwürdigen Philipp Howard, Earl von Arundel. Aber auch sonst haben die Treue des Geschichtschreibers, das Geschick und die Gewandtheit des Erzählers, die Liebe zu den englischen Martyrern sich hier vereint, um wahre, lebensvolle und ansprechende Bilder zu zeichnen.

Vom streng geschichtlichen Standpunkt aus wäre allerdings, so z. B. für die Geschichte Maria Stuarts, eine noch vollständigere Benützung der neueren Literatur zu wünschen gewesen. Erfreulicherweise wächst das Interesse an dem Leben der englischen Martyrer fortwährend. Dom Bede Camm hat im Jahre 1905 „Die Leben der englischen Martyrer", zwei Bände, vollendet, worin sehr viel neues Material verarbeitet ist. Auch hat sich eine besondere Gesellschaft zur Sammlung und Herausgabe von Quellen für die Geschichte der englischen Katholiken (The Catholic Record Society) im Juni 1904 gebildet, deren erste Veröffentlichung „Miscellanea" im vorigen Jahre erschien. Der Band enthält z. B. die vollständige Autobiographie des Jesuitenpaters Weston, von welcher Spillmann für seinen

Digitized by Google

dritten Teil nur das damals allein bekannte Stück verwerten konnte. Ebenfalls bietet der Band einen wichtigen Bericht über das von Spillmann nur kurz geschilderte Martyrium des ehrwürdigen Priesters Johann Boste zu Durham im J. 1594 von einem Zeitgenossen, dem ehrw. Christopher Robinson, der selber später den Martyrertod erlitt.

Wir wünschen diesen Bänden, dem Scheidegruß des beliebten Erzählers, viele Leser.

Bonn. Joseph Felten.

Heidekraut. Gedichte von Josepha Nann. Brixen, 1906, Preßverein. Preis Kr. 1,60.

Am Niagara. Gedichte von Mathias Rohr. München, Jos. Roth. Preis M. 2, gbd. M. 3.

Aus meinen Zwanziger Jahren. Gedichte von Hans von Bairau. Salzburg, Anton Pustet.

Aus Nanns Gedichtebuch spricht ein schönes Talent, das sich vorzugsweise in frischen, kraftvollen Weisen betätigt; das spezifisch Frauenhafte fehlt fast gänzlich. Am besten gelingen der Dichterin kleine Stimmungsbilder („Johannisnacht", „Mein Jugendheim", „Meine Lieder"); die epischen Gedichte sind dagegen weniger gut: Unbedeutendes wird vielfach zu breit ausgesponnen, auch einzelne Unklarheiten und Unrichtigkeiten fehlen nicht. Wenig zugesagt haben mir im allgemeinen die religiösen Gedichte des Buches. Einzelne Proben allerdings beweisen, daß Nann auch Besseres zu geben vermag. Ansätze eines starken Talentes sind demnach im Buche nicht zu verkennen, wenn ich in der Dichterin auch nicht die süddeutsche Annette Droste erwarte, wie es der „Lesemeister vom deutschen Schrifttum" in dem beiliegenden unvermeidlichen Waschzettel tut. Möchte das Buch weniger Blätter und mehr Blüten enthalten!

Rohr steht an Talent noch weit hinter Nann zurück. Er bietet uns ein einfaches Bändchen Lyrik, das noch mit dem ganzen veralteten Requisit vergangener Tage und Richtungen gearbeitet ist. Ihm fehlt eben die originelle Anschauung und infolgedessen auch die originelle Form. Viele der Reime sind didaktisch — von jener Art, wie man sie in jedem „Poesiealbum" einer höheren Tochter findet. („Wohltun", „Lachen und Weinen", „Beten und Poesie", „Toleranz" u. a.). Dem Verfasser ist ja das dichterische Talent nicht abzusprechen: einige epische Sachen sind ihm gelungen („Die Kohlenaot"), auch ein paar humoristische Gedichte sind wirklich gut („Im Automobil", „Im Großvaterstuhl", „Trinkspruch", „Die menschgewardne Zelle"). Allein Rahr täte gut, sich doch einmal etwas näher mit der Dichtung der „Moderne" bekannt zu machen, die er so gerne schilt; er könnte formell vieles von ihr lernen.

Hans van Bairaus Buch ist das bedeutendste der hier besprochenen. Alle Themen meistert dieser Dichter: Natur, Heimat und Vaterland, Liebe, Verhältnis des Menschen zu Gott. Die Form ist meist glatt und gewandt; nur das „Tanten- und Dilettanten-e", von dem Liliencron so oft spricht, hätte vermieden werden sollen. Das Buch wird jedem Freude machen, der einfache Schönheit zu schätzen versteht.

Bairaus und Nanns Gedichtebuch sind — mit der bei Nann gegebenen Einschränkung — für größere Volksbibliotheken, die auch von Gebildeten benutzt werden, zu empfehlen.

Bonn. Karl Jünger.

[Bei der Abneigung gegen Gedichte hatten wir die besprochenen Gedichte nach nicht für hochstehend genug, um sie für weniger bemittelte Volksbibliotheken anzuschaffen. Die Red.]

Lukas Delmege. Roman von Patrik A. Sheehan. Dritte, ungekürzte Auflage. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Lohr. München, 1906, Allgemeine Verlagsgesellschaft. 499 S.

In dritter, nunmehr vollständig ungekürzter Auflage liegt der berühmte Seelsorgerroman Sheehans vor, der seiner Zeit in den Borromäusblättern (Jahrg. I Nr. 1) eingehend besprochen wurde. Wer bisher die erste, ziemlich gekürzte Auflage gelesen hat, tut gut daran, nunmehr nach der 3. Auflage zu greifen, zumal das Buch zu jenen Romanen gehört, die man gern ein zweites Mal liest, auch in einer Zeit, wo man so entsetzlich viel „gelesen haben muß". Die Lektüre von Lukas Delmege ist für jeden Geistlichen nicht nur ein künstlerischer Genuß, sondern auch eine Erquickung, ein Seelenbad. Auch für städtische volkstümliche Bibliotheken, die mit einem gebildeten Leserpublikum zu rechnen haben, ist das Buch warm zu empfehlen.

Bonn. Hermann Herz.

Münchener Jugendschriften Nr. 1—10. München, Volksschriften-Verlag. Preis 15 Pfg. die Nummer. In 5 Heften auch zusammengebunden in eleg. Ganzleinenbande 1,35 Mk.

Jugendschriften in billigen Serien, die eine Konkurrenz mit den vielen auf indifferentem oder gar feindlichem Boden stehenden Unternehmungen aufnehmen können, sind auf katholischer Seite immer willkommen zu heißen. So auch die mit diesen 10 Nummern beginnende Sammlung von Jugendschriften des eifrig arbeitenden Münchener Volksschriftenvereines. Soviel ich unterrichtet bin, vertreibt er seine Büchlein nach Art des Kolportagebuchhandels und bringt es bei dieser durchaus lobenswerten Praxis zu guten Erfolgen. Die Verfasser der ersten 10 Jugendschriftennummern sind Conscience (Der Bahnwärter), W. Hauff (Das kalte Herz), R. Reinick (Die Spitzenschriftel, Die Nußdiebe, Das Geburtstagsgeschenk, Hans Lustig und Vom boshaften Hannes), F. Gerstäcker (Wie der Christbaum entstand), Chr. v. Schmid (Ludwig der kleine Auswanderer), Gebr. Grimm (Hänsel und Gretel und noch sieben andere recht verständig ausgewählte Märchen), Th. Mügge (Sam Wiebe, die Geschichte, in der wir Marsch und Hallig so greifbar vor Augen sehen) und [leider! D. R.] endlich Dr. W. Bauberger (Die Beatushöhle). Wie man sieht, geht das Bestreben dahin, zuerst die altbewährten Kräfte zu Wort kommen zu lassen. Soll aber eine solche Sammlung lebensfähig werden und wirklich festen Fuß fassen, so möchte es wohl anzuraten sein, lieber statt so unzählige Male aufgelegter und überall gedruckter Autoren einmal Umschau zu halten, was in anderen ähnlichen Sammlungen nicht gebracht wird und sich doch für die Jugend eignet. Finden wird man genug. Damit kommt man einem kulturellen Bedürfnis entgegen und macht nebenbei Geschäfte. Die schöne Ausstattung und der billige Preis lacken, ein so wichtiges Unternehmen auf solch neuem, verdienstlichen Wege zu wünschen.

Cöln-Sülz. Laurenz Kiesgen.

Inzwischen sind an weiteren Nummern erschienen 11—15 und zwar: Die alte Kommode von Ernst Lingen; Die Wurzelprinzessin von Robert Reinik; Ich mag ihn nicht von Enr. Handel-Mazzetti; Der Reisekamerad von H. C. Anderſen. Die Red.

Vermischtes.

Statistik über die Frequenz der Volksbibliothek und der Lesehalle des Ortsvereins Landshut des kath. Preßvereins für Bayern vom Oktober 1905 bis Februar 1906.

Es wurden ausgetiehen:

Aus der Unterhaltungslektüre	3600	Bände.
„ dem Religiösen	50	„
„ der Geschichte	106	„
„ der Länder- und Völkerkunde . .	64	„
„ der Kunstgeschichte	5	„
„ der Naturkunde	30	„
„ dem Technischen und Praktischen .	50	„
„ der Rechtskunde und dem Sozialen	5	„
„ der Philasaphie und der Pädagogik	5	„
„ den Nachschlagewerken	3	„
Summa	3918	Bände.

Wollte man eine Statistik bis jetzt feststellen, so dürfte man nach einem summarischen Ueberblick für das erste Halbjahr sicher die runde Summe von 8000 Bänden einsetzen, da in letzterer Zeit die Frequenz bedeutend zugenommen hat.

Soweit sich die Frequenz kontrollieren ließ, schätzen wir die Zahl der Besucher der Lesehalle durchschnittlich per Monat auf ca. 2000, sa daß wir die Zahl 25 000 für das ganze Jahr rechnen dürfen.

Landshut. Ant. Kreutmeier.

Nachruf.

Am 27. Mai d. Js. starb der Geschäftsführer des Vereins vom h. Karl Borromäus, Herr Ignaz Schmitz, nach mehr als zweijähriger, unheilbarer und sehr schmerztiicher Magenkrankheit. Mit dem Tode dieses Beamten hat den Verein ein sehe schmerztiicher Verlust betroffen, denn der Verewigte hat mit musterhaftem Fleiße, größter Treue und seltenster Uneigennützigkeit lange Jahre die Geschäfte des Barromäusvereins geführt. Der Verstorbene war am 26. April 1836 in Aachen geboren. Er widmete sich dem Buchhänderberufe und war vor seiner Anstellung im Verein vom h. Karl Borromäus zuletzt in einer Banner Buchhandlung tätig. Vam 22. Juni 1876 bis zum 2. Juni 1881 war er Mitglied des Zentral-Verwaltungs-Ausschusses des Borromäusvereins und versah als solches die Geschäfte eines Schatzmeisters des Vereins. Durch Varstandsbeschluß vam 2. Juni 1881 wurde das Amt des Kassenrendanten mit dem des Geschäftsführers vereinigt und beide Aemter wurden nunmehr dem Verstorbenen übertragen, der aus dem Barstande ausschied und als eigentlicher Beamter in den Verein eintrat. Beide Aemter hat er nun volle 25 Jahre in musterhafter Weise verwaltet.

Am Schlusse des Jahres 1881 betrug die Zahl der Hülfsvereine 1266, die der Vereinsangehörigen 37 105 und die Gesamteinnahme die Summe von 145 615,87 Mark. Am Tadestage des Verstorbenen, am 27 Mai 1906, zählte der Borramäusoerein 3135 Hülfsvereine mit 137 555 Vereinsangehörigen. Diesen Zahten brauchen wir weitere Warte nicht beizufügen, wenn wir die Verdienste des Verstarbenen um den Verein würdigen wollen. Der Vorstand des Vereins wird diesem musterhaften Beamten stets ein treues Andenken bewahren. R. I. P.

Der Vorstand
des Vereins vom h. Karl Borromäus.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20 % Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 X14 cm Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Im Verlage von **J. P. Bachem** in **Köln** ist soeben erschienen:

Der Mond als Gestirn und Welt und sein Einfluss auf unsere Erde. Von **Egon Lützeler.** Mit 80 Abbildungen und 17 Kunstdrucktafeln. Geh. Mk. 4.50. In Originat-Einband Mk. 6.—.

In **leicht verständlicher** Weise und ohne Aufwand an mathematischen Farmeln und wissenschaftlichen Fremdwarten hat der Verfasser in seinem Buche alles zusammengetragen, was bis jetzt über den guten, stillen Mand da draden, zu dem wir wahl alle schon einmal mehr oder weniger schwärmerisch hinaufgeblickt haben, bekannt ist. Nicht nur der **reiferen Jugend zur Belehrung,** sandern jedermann zur **Unterhaltung** und **Aufklärung** soll das Buch dienen, und auch der Aeltere und Gebildetere mag es ahne falsche Scham zur Hand nehmen, um sein Wissen, wenn auch nicht zu bereichern, so doch vielleicht über manches zu **ergänzen,** was von jener fernen Welt des Mondes den meisten Menschen noch ein **märchenhaftes Geheimnis,** ein Gegenstand **ungläubigen Staunens** und mitleidigen Lächelns geblieben ist, nachdem die Wissenschaft schon lange den **sagenumwebten Schleier** desselben gelüftet hat.

Legenden-Studien von **Dr. H. Günter** a. o. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. Geheftet Mk. 3.60. Gebunden Mk. 4.50.

Grosses Aufsehen erregte Professor Dr. Günter auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft im Oktober 1905 zu München durch einen Vartrag über **Legendenbildung.**

Eine lebhafte Diskussion knüpfte sich an diesen Vortrag, und allseitig wurde der Wunsch ausgesprochen, Professar Dr. Günter möge den Vartrag ausarbeiten, mit wissenschaftlichem Apparat ausstatten und möglichst bald der Oeffentlichkeit übergeben. Diesem Wunsche hat Praiessor Dr. Günter durch vorliegendes Buch entsprochen.

Doktor Sörrensen. **Roman** von **M. Herbert.** Geheftet Mk. 2.50. In Satanband Mk. 3.50.

„Dieser aus tiefster Empfindung geschriebene, hachinteressante Raman der beliebten Verfasserin wird mit ungeteiltem Beifall aufgenammen werden." (Deutsche Reichsztg.)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

3. Jahrgang. Nr. 11. August 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Ein Gang durch die volkswirtschaftliche Literatur. Von Dr. Otto Müller. — Dickens. Von E. M. Hamann (Schluß). — Richard von Kralik als Dramaturg. Von B. Stein. — Welche Bücher sollen wir dieses Jahr als Bibliotheksgaben wählen? Von Hermann Herz. — Rezensionen. — Vermischtes.

Ein Gang durch die volkswirtschaftliche Literatur.

Von Dr. Otto Müller-M.Gladbach.

Den sozialen Bewegungen unserer Zeit teilnahmlos gegenüberzustehen, gilt heute als ein Zeichen schlechten Verständnisses für die Aufgaben und Pflichten, die die menschliche Gesellschaft ihren Mitgliedern auszuerlegen berechtigt ist; zumal trifft das für uns Katholiken zu.

Ohne sichere Kenntnisse der Gesetze, die unser volkswirtschaftliches Leben beherrschen, und der Grundsätze, die für die Regelung derselben maßgebend sein müssen, ist aber eine Betätigung auf sozialem Gebiete unmöglich, ja, sie kann verderblich werden. Um so tiefgehender werden diese Kenntnisse sein müssen, je einflußreicher die Wirksamkeit des einzelnen sein muß: je nach Stand und Bildung, je nach Amt und Stellung ist deshalb die Pflicht sozialer Belehrung bald geringer, bald größer. Daß insbesondere der staatliche und kommunale Beamte in leitender Stellung, daß Lehrer und vor allem Geistliche am allerwenigsten auf ein gründliches, eingehendes Studium der sozialen Frage verzichten können, liegt auf der Hand. Sodann sind in den vielfachen Organisationen und Einrichtungen, die sich zur Beseitigung der wirtschaftlichen Schäden der Gegenwart und zur Herbeiführung gesunder Zustände aufgetan haben und noch auftun, Männer wie Frauen in oft angestrengtester Arbeit tätig, denen eine gründliche Unterweisung über die Probleme des wirtschaftlichen Lebens, insbesondere soweit sie ihren Wirkungskreis berühren, sehr erwünscht sein wird. Die Vorstände in den sozialen Vereinigungen, in den Arbeitervereinen, Gesellenvereinen, Arbeiterinnenvereinen usw., in den landwirtschaftlichen Spar- und Darlehenskassen, in den Handwerkergenossenschaften und Innungen, in den Vereinigungen des kaufmännischen Mittelstandes, sowie nicht weniger die Leiterinnen und Mitarbeiterinnen in den sozialen und charitativen Frauenvereinen, sie alle und mehrere andere kommen hier in Frage.

Wenn wir nun im Nachstehenden einen Ueberblick über die soziale Literatur geben, so wird man es nach diesen Bemerkungen verstehen, daß wir nicht eine erschöpfende Darstellung derselben geben wollen. Wir wollen vielmehr uns geflissentlich darauf beschränken, den nicht fachwissenschaftlich gebildeten, aber praktisch tätigen Laien brauchbare Winke für die Aneignung bezw. Erweiterung der notwendigen sozialen Kenntnisse und für die Anschaffung der dafür erforderlichen Literatur zu geben. Nur hier

und da werden wir in Nebenbemerkungen über diesen Rahmen hinausgreifen, um auch den fortgeschrittenen Lesern zu genügen, die sich nach einem Wegweiser umsehen, der sie in dieser oder jener einzelnen Frage weiter führen könnte.

Für die Leiter von Vereinsbibliotheken, besonders von Borromäusbibliotheken sei bemerkt, daß die verzeichneten Bücher das Lesenswerteste und Brauchbarste der sozialen Literatur überhaupt, soweit sie für die oben genannte praktische soziale Arbeit in Frage kommt, enthalten, daß aber nicht jedes der aufgezählten Werke in einer Vereinsbibliothek vorhanden zu sein braucht. Je nach dem Zwecke, den die betreffende Bibliothek verfolgt, wird man den Umfang der Anschaffungen sozialer Literatur bald größer, bald kleiner nehmen. Borromäusvereine sowie auch die meisten Arbeitervereine, Gesellenvereine usw. können sich mit derjenigen Literatur begnügen, die wir durch * kenntlich gemacht haben. Soziale Studienzirkel dagegen, zumal solche von Leitern sozialer Vereine, werden einen weiteren Teil berücksichtigen; wir haben die betreffenden Werke durch † bezeichnet.

1. Wer sich in das Studium der Wirtschaftslehre einarbeiten will, muß entsprechend der heutigen wirtschaftlichen Arbeitsweise in der Nationalökonomie, von dem Konkreten zum Abstrakten vorzugehen, damit beginnen, daß er sich eine Kenntnis der heutigen bestehenden Wirtschaftsverhältnisse verschafft. Und hier empfiehlt sich wiederum die Methode, sich zunächst zu vergewissern, wie denn alles entstanden ist, was wir heute vor uns sehen. Die Entwicklung der heutigen Volkswirtschaft, die ja ein durchaus modernes Gebilde und kaum ein Jahrhundert alt ist, zu den heutigen Zuständen, wäre demgemäß der erste Gegenstand des Studiums, woran sich dann von selbst die Betrachtung der Gegenwart anschließt.

* Die Entwicklung der Volkswirtschaft. Arbeiterbibliothek M.-Gladbach, Westdeutsche Arbeiterzeitung. Heft 8, 64 S. 20 Pfg. ist eine leicht verständliche Einführung. Die Form der wirtschaftlichen Tätigkeit in der Urzeit unseres Vaterlandes (Agrarische Hauswirtschaft), im Mittelalter (zünftische Stadtwirtschaft) werden erörtet, um ausführlich eine Erklärung des Entstehens der heutigen modernen Wirtschaft am Ende des 18. Jahrhunderts, ihrer Vorzüge und Schattenseiten zu geben. In den Unterrichtskursen der Arbeiter- und Gesellenvereine wird die Broschüre als eine Art Lehrbuch gebraucht.

* Bücher. Die Entstehung der Volkswirtschaft. Tübingen, Laupp. 456 S. 6,60 M. behandelt annähernd denselben Gegenstand. Besonders bemerkenswert ist das 3. Kapitel: Entstehung der Volkswirtschaft, und das 4. Kapitel: Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben. Leipzig. Teubner. Sammlung aus Natur und Geisteswelt. 137 S. 1,25 M., legt dar, in wie weit die natürliche Ausstattung unseres Vaterlandes unsere Wirtschaftsverhältnisse beeinflußt, insbesondere die geographische Grundlage des deutschen Handels, und geht auch ein auf „unsere Rechte auf das Meer". (Deutsche Seemacht.)

* Pahte, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens. Leipzig, Teubner. Sammlung aus Natur und Geisteswelt. 132 S. 1,25 M., worin der Uebergang Deutschlands vom Agrarstaate zum Industriestaate, die Umgestaltung der Landwirtschaft, die Lage von Handwerk und Hausindustrie und namentlich die Entwicklung der Großindustrie und des Verkehrslebens dargetan wird.

May, Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin, Bern. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaft. 727 S. 10 M. Endlich sei noch hingewiesen auf:

† Sambart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Berlin, Bondy. 10 M. Sambart vertritt in seiner Auffassung von der Entwicklung des Wirtschaftslebens in etwas einseitiger Weise die Ansicht einer Vergesellschaftlichung desselben, die vor allem in der Herausbildung von Großbetrieben zutage trete. Ausführlicher macht sich Sambarts nationalökonomische Auffassung in seinem Werk „Der Kapitalismus" geltend, das den im vorhergenannten Buche gebrachten Stoff vertieft und erweitert. An die Darstellung dieser beiden großen Werke lehnt sich eng an:

* Sambart, Gewerbewesen. Leipzig, Göschen. 2 Bändchen à 80 Pfg.

Die hier genannten Werke beschränken sich zum größten Teil nicht auf die Darlegung der Zustände, sondern machen auch Vorschläge zur Reform derselben, greifen also in das Gebiet der praktischen Nationalökonomie über.

2. Bevor wir aber zur Literatur derselben übergehen, halten wir im Interesse eines besseren Verständnisses und Beurteilung der anzuziehenden Werke, wie auch zur Einführung in das Studium der Nationalökonomie überhaupt, eine kurze Darlegung des Gegenstandes und des Zweckes der nationalökonomischen Wissenschaft für geboten.

Aus dem geschichtlichen Entwicklungsgang einerseits und den heutigen bestehenden Verhältnissen anderseits sucht die nationalökonomische Wissenschaft die Grundlagen und Gesetze einer Volkswirtschaft zu ergründen.

Digitized by Google

Als Grundlagen sind zu bezeichnen: die wirtschaftliche Tätigkeit und deren Mittel: die menschliche Arbeitskraft, Grund und Boden, das Kapital. Die Gesetze geben uns an, wie die wirtschaftliche Tätigkeit vor sich geht, wie ihre Faktoren ineinandergreifen und welche Wirkungen sie ausüben. Die Betrachtung des Gewordenen und Bestehenden in der Wirtschaft ist gleichsam das Material, aus dem heraus die Grundlagen und Gesetze der Volkswirtschaft erkannt werden. Es ist nun zwar das Wirtschaftsleben der Völker, so wie es sich wirklich abspielt, niemals ausschließlich eine Wirkung dieser wirtschaftlichen Gesetze, vielmehr greifen andere Faktoren, wie z. B. politische, religiöse usw., ebenfalls mit ein, um dem Wirtschaftsleben bald diese, bald jene Gestalt zu geben. Selbst Zufälligkeiten können mitwirken, wie z. B. das Einwirken einer machtvollen Persönlichkeit (Napoleon, Bismarck). Aber man kann von diesen nicht wirtschaftlichen Ursachen mal absehen und sich eine Volkswirtschaft ausdenken, die ausschließlich von Wirtschaftsgesetzen geleitet wird. Das kann geschehen, um die Wirkung dieser Gesetze möglichst klar vor Augen zu bekommen. Wenn wir das tun, so erhalten wir das Bild einer abstrakten, d. h. von den verschiedenartigen Ursachen und Einflüssen des wirklichen Lebens losgelösten Volkswirtschaft. Die Wissenschaft nun, die sich dieser Aufgabe unterzieht, nennt man theoretische oder allgemeine Nationalökonomie.

Im Gegensatz zu ihr steht die praktische Nationalökonomie, auch Volkswirtschaftspolitik genannt. Diese sucht die vorliegenden Wirtschaftsverhältnisse zu bessern, ihnen eine Ordnung zu geben, unter der die Beseitigung von Mißständen möglich wird, sie verfolgt also praktische Zwecke. In der Art und Weise ihres Vorgehens richtet sich die praktische Nationalökonomie nach den Gesetzen, die die theoretische aufgedeckt hat. Sie geht naturgemäß auf die einzelnen Zweige des Wirtschaftslebens ein, auf die der Landwirtschaft, des Gewerbes und des Handels. Daher unterscheidet sie sich in eine Agrarpolitik, Gewerbepolitik und Handelspolitik. Die Gewerbepolitik umfaßt als besonders wichtigen Teil die Handwerker- und Arbeiterfrage.

Daraus ergeben sich dann auch die Gesichtspunkte für die Einteilung der nationalökonomischen Literatur.

Der im ersten Abschnitt benannte geschichtliche Stoff wird meist auf die theoretische und praktische Nationalökonomie verteilt, so daß in vielen Lehrbüchern neben der Erörterung der Grundlagen und Gesetze der National-Oekonomie einerseits, und der verschiedenen Zweige der Volkswirtschaftspolitik anderseits, auch jedesmal die heutigen Zustände geschildert werden und auch oft dargelegt wird, wie diese entstanden sind. Wer also eine geschichtliche Entwicklung der Volkswirtschaft und die Zustände der Volkswirtschaft des 19. Jahrhunderts kennen gelernt hat, wird beim Studium der übrigen Literatur finden, daß die Wissenschaft sehr viel zurückgreift.

Sodann muß noch bemerkt werden, daß die Volkswirtschaft des Staates, die ja auch eine Wirtschaft mit Einnahmen und Ausgaben darstellt, ein Gegenstand zum Teil der theoretischen und zum Teil der praktischen Nationalökonomie ist. Aber man hat sich gewöhnt, sie wegen ihrer Wichtigkeit als eine besondere Wissenschaft auszuscheiden, als die Finanzwissenschaft.

So erhalten wir neben der Literatur der theoretischen und praktischen Nationalökonomie noch die der Finanzwissenschaft.

3. Nach diesen Vorbemerkungen wird die nachstehende Aufzählung von nationalökonomischen Werken zur Einführung in das gesamte Gebiet der Nationalökonomie verständlicher werden.

* Cassa, Die ersten Elemente der Wirtschaftslehre, übersetzt von Moormeister. 4. Auflage. Freiburg, Herder. 1,70 M. Für das Studium der theoretischen Nationalökonomie den Anfängern sehr zu empfehlen. Die Nationalökonomische Literaturgeschichte (Adam Smith ꝛc.) findet eine gute Darstellung. Die Literatur Italiens erfährt freilich eine für den deutschen Leser verhältnismäßig zu ausführliche Berücksichtigung.

* Retzbach, Leitfaden für soziale Praxis. Freiburg, Verlag des Verbandes der katholischen Arbeitervereine der Erzdiözese Freiburg. 315 S. 3 M. (Für Unterrichtskurse direkt in mehreren Exemplaren bezogen billiger.) Die Behandlung der theoretischen Nationalökonomie tritt hier, entsprechend dem praktischen Zwecke des Buches, nämlich die Leiter sozialer Vereine (Arbeitervereine, Gesellenvereine usw.) schnell mit den notwendigsten Kenntnissen vertraut zu machen, gegenüber der Behandlung der praktischen Nationalökonomie zurück. Was durch die Mittel der Staatshülfe und Selbsthülfe für die einzelnen Stände geschehen ist und zu geschehen hat, wird leicht verständlich dargelegt.

Fuchs, Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Göschen. 136 S. 80 Pfg. Im ersten Abschnitt wird eine kurze Geschichte der Volkswirtschaft gebracht, um dann auf die Grundlagen und Gesetze der Nationalökonomie einzugehen. Ein kurzes, aber inhaltvolles Büchlein.

* Biedertack, Die soziale Frage. Ein Beitrag zur Orientierung über ihr Wesen und ihre Lösung. 6. Auflage. Innsbruck. Rauch. 290 S. 2,80 M. In gedrängtester Darstellung, die besonders im ersten Teil für den nicht philosophisch gebildeten Leser eine etwas mühsame Lektüre ist, wird im ersten allgemeinen Teil dargelegt, worin die soziale Frage ihre Ursache hat, wie sie nicht gelöst werden kann und nach welchen Grundsätzen sie gelöst werden muß, nämlich durch die des Christentums. In der Verurteilung der freien Wirtschaftslehre, die mit ihren Irrtümern über die Natur des Menschen den Hauptgrund dafür abgebe, daß wir eine soziale Frage haben, wird der Verfasser insofern etwas einseitig, als er den gesunden Kern der liberalen Wirtschaftsweise, die Förderung einer berechtigten Freiheit und Selbstbetätigung des einzelnen nicht genügend hervorhebt. Er unterläßt es, darauf hinzuweisen, daß wir diesen freien Wirtschaftsprinzipien neben den vielfachen Mißständen auch den gewaltigen Fortschritt des 19. Jahrhunderts zu verdanken haben. Für praktische Bedürfnisse geeigneter ist der zweite besondere Teil, der auf die einzelnen Zweige der Volkswirtschaft eingeht und überall die Mißstände und die Wege der Reform aufdeckt. Ein lesenswertes Kapitel über die Frauenfrage ist zugefügt.

Conrad, Grundriß zum Studium der politischen Oekonomie. Jena, Fischer. 1—4. Bd.

† 1. Bd. Nationalökonomie. 8,00 M. Also die theoretische Nationalökonomie; ein trefflicher Ueberblick über die Geschichte der volkswirtschaftlichen Literatur bildet den Schluß. Was die Werke Conrads auszeichnet, ist ihre leichtverständliche und anschauliche Darstellungsweise, wenn sie auch dem Fachmann zu sehr an der Oberfläche bleibt; aber der Nichtfachmann will ja aus der Masse des wissenschaftlichen Stoffes das Wesentliche herausgreifen, und das wird ihm hier ermöglicht.

† 2. Bd. Volkswirtschaftspolitik. 11,50 M.

3. Bd. Die Finanzwissenschaft. 6,00 M.

Conrad hat zu den ersten beiden Bänden seines Grundrisses je einen Leitfaden zum Studium der Nationalökonomie bezw. Volkswirtschaftspolitik herausgegeben, jedoch ist deren Anschaffung die des Grundrisses vorzuziehen.

* Charles Gide, Grundzüge der Nationalökonomie, übersetzt von G. van Wellenstein. Wien, Manz. 384 S. 6,20 M. Die Vorzüge dieses Buches bestehen in der leicht faßlichen und lebendigen Sprache, wie sie den Franzosen eigen ist. Dabei trägt es in allen seinen Teilen den Stempel der Wissenschaftlichkeit, ohne in seiner populären Darstellungsweise Einbuße zu leiden. Bemerkt muß noch werden, daß der Verfasser wie Uebersetzer der christlichen Sozialpolitik in Deutschland nicht gerecht wird, besonders soweit hier die Tätigkeit der Katholiken in Betracht kommt. Was darüber gesagt wird, ist mindestens „veraltet". Im übrigen ist aber das Studium des Buches jedem, der sich die elementaren Kenntnisse der Volkswirtschaft bereits erworben hat und ohne zu große Mühe dieselben vertiefen will, dringend zu empfehlen.

Philippowich, Grundriß der politischen Oekonomie. Tübingen, Mohr. 1. Bd. Allgemeine Volkswirtschaftslehre. 10,60 M. 2. Bd. Volkswirtschaftspolitik in 2 Teilen. In Anbetracht seines nicht großen Umfanges das inhaltvollste Lehrbuch, aber für den Anfänger eine zu mühsame Lektüre. Wer aber leichter verständliche Werke bereits durchgearbeitet hat, wird sich mit großem Genusse an der Korrektheit und Gedrängtheit des Stoffes erfreuen.

† Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie. 3 Teile in 5 Bänden, Tübingen, Laupp. 76,00 M. Das umfangreiche Werk hat verschiedene Gelehrte als Verfasser (Neumann, Wagner ꝛc.), ist daher nicht einheitlich, auch nicht in allen Teilen gleich wertvoll. Als wissenschaftliches Handbuch für die Bibliotheken sozialer Studienzirkel ist seine Anschaffung jedoch zu empfehlen, zumal die Gebiete, die für Leiter sozialer Vereine am meisten in Frage kommen, gründliche und korrekte Behandlung erfahren haben.

† Pesch, Lehrbuch der Nationalökonomie. I. Bd. Grundlegung. Freiburg, Herder. 10,00 M. Unter dem Titel „Grundlegung" werden diejenigen Fragen behandelt, die eine „Prinzipienlehre" der Nationalökonomie darstellen; durch Erörterung dieser Grundfragen will der Verfasser zugleich die Richtlinien für den Ausbau des ganzen Werkes geben, dessen 2. Bd. die allgemeine und dessen 3. Bd. die besondere Volkswirtschaftslehre bringen soll. Das Buch bringt eine Fülle wissenschaftlichen Stoffes und ist besonders reich an Literaturangaben.

Für eingehendere, wissenschaftliche Studien seien ferner noch genannt:

Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1. Bd. Leipzig, Duncker und Humblot. 12,00 M. Dem Ausspruch des Verfassers: „Ich will Nationalökonom und Historiker zugleich sein," entspricht die Behandlungsweise des nationalökonomischen Stoffes.

Wagner, Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie. Leipzig, C. F. Winter. Ein außerordentlich umfangreiches Werk in mehreren Teilen. Von diesen heben wir folgende heraus:

I. Grundlegung der politischen Oekonomie.
1. Grundlagen der Volkswirtschaft, von A. Wagner. 2 Bde. in 1 Bd. 20,00 M.

III. Prakt. Volkswirtschaftslehre.
2. Agrarwesen, Agrarpolitik, von A. Buchenberger. 2 Bde. à 15 M.

IV. Die Finanzwissenschaft, von A. Wagner. 4 Bde.

Zusammen 78 M.

Anmerkung:

Außer der allgemeinen und speziellen Volkswirtschaftslehre haben wir noch die Finanzwissenschaft unterschieden. Die Verfasser der oben genannten Werke haben diesen Gegenstand ebenfalls vielfach behandelt, so z. B. Conrad, Wagner. Wir möchten jedoch für das Studium der Finanzwissenschaft noch auf ein anderes Buch hinweisen, das sich ausschließlich damit befaßt:

* Eheberg, „Finanzwissenschaft". Leipzig, Bleichert, 1000 S. 8 M. Dieses Buch ist für das Selbststudium geschrieben. Man kann sich oftmals mit dem großgedruckten Texte begnügen. Ein ausführliches Sachregister erleichtert ein Nachschlagen für bestimmte Materien.

Die nachfolgenden Artikel werden sich mit den einzelnen Zweigen der praktischen Volkswirtschaft befassen: der Agrarfrage, der Handwerkerfrage, der Arbeiterfrage usw. Ebenso wird dann mit einigen Worten auch auf den Sozialismus eingegangen, auf jenes volkswirt-

Digitized by Google

schaftliche System, das dem christlichen direkt entgegensteht. Bemerkungen über Nachschlagewerke und Zeitschriften sollen den Schluß bilden.

Dickens.

Von E. M. Hamann-Gößweinstein in Oberfranken.

(Schluß.)

In den „Skizzen von Boz“ (letzteres eine willkürliche Abkürzung von Moses, dem Namen seines Bruders) schilderte Dickens tapfer, bezaubernd, auch scharfkantig das Leben und Treiben, die Typen und Schichten der mittleren und niederen Klassen der Riesenstadt, die er bis in die Einzelheiten und zwar bis in die geringfügigsten und abschreckendsten, wie kaum ein anderer kannte. So zwar, daß man ihn später tadelte, er habe in allem und jedem, wohin ihn sein Leben auch geführt, stets nur „London“ gesehen — ein ungerechter, wenngleich halbwegs begreiflicher Vorwurf. Die bereits in den Skizzen sich kundtuende Neigung zum drollig, bisweilen fast kindisch Karikierenden erreichte ihren Gipfelpunkt in:

Die Pickwickier. Dieses Buch, das einen bis dahin unerhörten Erfolg erzielte (noch zu des Autors Lebzeiten wurden über eine halbe Million Exemplare verkauft) hat nie den Anspruch auf den Romancharakter erhoben. In der Tat wiegt auch in diesen witz- und humorsprühenden Abspiegelungen englischen Klub-, Sport- und Familienlebens das Skizzenhafte, die lose Verknüpfung, die groteske Entschachtelungsmanier auffällig vor, während das Moment jeweiliger übertriebener Empfindsamkeit und Gegensätzlichkeit neu hinzutritt. Der Held selbst ist eine Mischung starker Kontraste, die jedoch nie in das Unmoratische oder auch nur Unangenehme, Abstoßende verfallen. Unübertreffliche Natürlichkeit, Güte, Naivität, sogar Feinsinnigkeit, zündender Mutterwitz und daneben eine Unzahl kleiner törichter Züge machen ihn zu einer bis jetzt unvergleichlichen Charakterzeichnung, an die sogar Fritz Reuters unsterblicher Bräsig nicht heranreicht. Höchstens dürfte man bei Pickwicks Schätzung auf Don Quijote zurückgreifen, wie bei der des überwältigend komischen Sam Weller auf Sancho Pansa. — Nach den „Pickwickiern“, die noch das oben erwähnte Pseudonym trugen, nannten die Engländer Dickens mit Vorliebe den „inimitable Boz“, eine Auszeichnung, die ihm bis an seinen Tod verblieb.

Künstlerisch wertvoller, weit vor allem einheitlicher, tiefer, umfassender, ist der Roman Oliver Twist, der zuerst das fortan von dem Autor festgehaltene Prinzip klar befolgt: soziale Verbrechen, öffentliche Institutionen in ihren aktuellen Schwächen und oft entsetzlichen Mißständen wahrheitsgetreu zu geißeln. In dem vorliegenden Werke wendet sich der reformatorische Angriff gegen das Armengesetz, die Armenhäuser, das Gerichts- und Gefängniswesen. — Oliver Twist ist eines Waisenknaben hochromantische Geschichte (Dickens' Erzählungen sind, bei aller Augenscheintichkeit, eigentlich immer hochromantische Geschichten), der in der Gesellschaft von Taschendieben, Einbrechern, Vagabunden, Betrügern, Lasterhaften aller Art seine innere Unberührtheit bewahrt. Die Abgründe der menschlichen Natur tun sich vor uns auf; zum erstenmale beteuchtet Dickens, wie später fast immer, die verschiedensten Stufen der Sünde und Sünder, schafft aber auch einige völlig abgeseimte, verlorene, teuflische Charaktere. Dennoch dringt gerade in Oliver Twist ein Strahl der Menschlichkeit selbst in die Nacht der furchtbarsten Ungeheuerlichkeiten, der qualvollsten Ereignisse, und zwar derart, daß nicht nur die ethische, sondern auch die ästhetische Forderung Befriedigung erfährt.

Nicholas Nickleby zeigt ebenfalls straffere Komposition, ja sogar die am besten aufgebaute Intrigue unter den sämtlichen Schöpfungen dieses „Fürsten aller Erzähler“. Das Buch steht, erschütternder noch als sein Vorgänger, für die unterdrückten, gemißhandelten Kinder ein. Die damals durch schurkische Pädagogen in einem bestimmten Teile Yorkshires notorisch gewordenen Grausamkeiten der Knabenschulen bilden den Hauptgegenstand des hier unternommenen Kreuzzuges. Um nicht fehl zu gehen, hatte Dickens selbst die verrufene Gegend aufgesucht; als er zurückkehrte, leistete er den Schwur, nicht eher zu ruhen, als bis das letzte dieser Schmachinstitute unter dem Verwünschungsschrei der Nation seine Tore für immer geschlossen habe. Was er in heiliger Empörung gelobt hatte, sollte sich erfüllen. So lebenstreu aber zeichnete er in dem fiktiven Squeers den Typ dieser infernalen Versotger unschuldiger Jugend, daß mehr als einer der Yorkshirer Schuldirektoren ihn mit Prozeßankündigung bedrohte. Unendlich rührend wirkt die Gestalt des armen, unter die Füße getretenen Knaben Smike, dessen der Held, als Hülfslehrer unter dem abscheutichen Squeers, sich erbarmend annimmt, ohne ihn jedoch einem frühen Tode entreißen zu können. — Daneben teilt Dickens mächtige Seitenhiebe aus: gegen die pomphafte Selbstsucht besonders im Handelsstande, gegen weibliche Gedankentosigkeit und Torheit ꝛc. ꝛc. Stets jedoch werden auch die lichtvollen Kehrseiten dargelegt. Geist, Humor, Pathos, Uebermut, Kindlichkeit, hoheitsvoller moralischer Ernst und unbegrenzte Liebe zu den Verlassensten und Unbeschütztesten machen das Werk zu einer so packenden Lektüre, daß schon während seines Erscheinens eine bis dahin noch nie derartig dagewesene Begeisterung des Publikums Dickens unbestritten und auf unabsehbare Zeit, trotz aller immer wieder an ihn sich drängenden Verleumdung, an die Spitze der englischen Prosaepiker stellte.

Digitized by Google

Master Humphreys Wanduhr (ein Depositum für novelliſtiſche Beiträge eines engeren Freundeskreiſes) umfaßt eine urſprünglich als Wochenſchrift veröffentlichte Serie kleinerer und zwei größerer Erzählungen, unter denen wir nur die letzteren näher heranziehen:

„Der alte Raritätenladen“ gilt vielfach als das Ergreifendſte, das je auf dem Gebiete des Romans geſchrieben worden iſt. Bei Nells Tode ging ein Sturm des Weinens durch ganz England. Freilich muß man mit der damaligen allgemeinen Neigung zum Sentimentalen rechnen. — Nell ſteht im Mittelpunkte der bunt verwobenen, hochpoetiſchen Handlung. Sie iſt ein Kind an Jahren, ein himmliſch gütiges Weib an Tiefe des Denkens und Empfindens, bald auch an äußerer Erfahrung. Einzige Stütze ihres halb wahnſinnigen Großvaters, der ſein verlorenes Vermögen durch nächtliches geheimes Spiel umſonſt zurückzugewinnen ſucht, rettet ſie ihn durch gemeinſame Flucht vor dem Schuldgefängniſſe und durchwandert, arm und hülflos, mit ihm das Land. Sie findet Intereſſe, Troſt, Beſchäftigung bei den prachtvoll gezeichneten Nomaden des niedrigſten „Künſtlertums“. Doch ſtets von neuem treibt das plötzliche Auftauchen ihres Verfolgers, eines ſataniſchen Wucherers, oder der wilde Ausbruch der Leidenſchaft ihres greiſen Genoſſen ſie ins Ungewiſſe zurück. Endlich winkt beiden ein Ruhehafen in einem weltabgelegenen Dörfchen. Doch zum Vollgenuſſe des ſchmerzlich erſehnten Friedens kommen ſie nicht. Als die ſeit länger ihre Spuren ſuchende liebende Hülfe ſie findet, iſt das Kind ſchon allem Vergänglichen entrückt, und wenige Tage ſpäter folgt ihr der, dem ſie alles geopfert hatte, in ein beſſeres Daſein.

Barnaby Rudge, Dickens erſter hiſtoriſcher Roman, hat einen ziemlich ſchwer ſich rächenden kompoſitionellen Fehler, nämlich für die beiden Hälften zwei verſchiedene Helden: in der erſten den armen, halb blöden Schelm, nach welchem die Dichtung ſich betitelt; in der zweiten einen vielköpfigen, aber nicht viel erleuchteteren: den engliſchen Pöbel von 1780 in der berüchtigten, für die No Popery!-Stürmer blutig endenden Gordon-Revolte gegen Leben, Beſitz und Einrichtungen friedlicher katholiſcher Bürger. Zur Verteidigung ſeines unbeſtechlichen Urteils betonte Dickens im Vorworte, daß er der „römiſchen“ Kirche unſympathiſch gegenüber ſtehe, wie hoch er auch einzelne Glieder derſelben, als perſönliche Freunde, ſchätze. Deſto überraſchender hebt ſich die Unparteilichkeit ſeiner Darſtellung ab. Licht und Schatten der Perſonenzeichnung iſt auf das gerechteſte verteilt, die Gegenüberſtellung des heuchleriſchen proteſtantiſchen und des ehrlichen, aber leidenſchaftlichen katholiſchen Edelmannes von außerordentlich pfadfiſcher Wirkung. Auch finden ſich zwei ſeiner entzückendſten Mädchengeſtalten (je eine) auf dieſer und jener konfeſſionell gegneriſchen Seite. Prachtvoll rollt ſich das turbulente Geſchichtsbild auf, mit dem ſchwärmeriſch überſpannten, ſelbſtbetrogenen Aufruhrſtifter und dem traurig irregeleiteten Mob. Das hiſtoriſche wie das lokale Kolorit iſt lebhaft, überzeugend, die Charakteriſtik, nicht zuletzt die des wohlhabenderen Bürgertums, kernig und treu. Dem Kenner oder drängt ſich, trotz der vorzüglichen Entwicklung des hiſtoriſchen Hauptvorganges und der machtvollen Wiedererweckung hiſtoriſcher Einzelſzenen, der Mangel an techniſchem Zuſammenhange, an Einheitlichkeit der künſtleriſchen Idee wiederholt ſtörend auf.

Noch ſtärker als in Barnaby Rudge erklärte Dickens in dem ungemein eindringlichen, gedankenlieſen Martin Chuzzlewit der Heuchelei, und zwar der ſpezifiſch engliſchen, den Krieg. Die „Koloſſalerſcheinung“ des Pecksniff ſoll nach der Abſicht des Dichters juſt eine ſolche ſein, damit die Abſcheulichkeit des von ihm ſatiriſch verkörperten Kardinallaſters dem Leſer um ſo unauslöſchlicher im Gedächtnis haſte. „Die erſte Frucht der engliſchen Geſellſchaft,“ erörtert Taine zutreffend, „iſt die Heuchelei. Sie reift hier unter dem doppelten Einfluſſe der Religion und der Moral . . . Die engliſche Religion iſt wenig dogmatiſch und völlig moraliſch. Pecksniff bringt nicht, wie Tartuffe, theologiſche Phraſen vor; er ergeht ſich ganz allein in philanthropiſchen Tiraden. Er iſt mit ſeiner Zeit fortgeſchritten. Er iſt ein humanitärer Philoſoph geworden. Er hat ſeinen Töchtern die Namen Mercy (Mitleid) und Charity (Barmherzigkeit) gegeben. Er iſt ſanft, er iſt gut, er gibt ſich vertraulichen Familiengeſprächen hin . . . Er zeigt das Herz eines Vaters, die Gefühle eines Gatten, das Wohlwollen eines guten Lehrers . . . Er ſieht aus wie ein Mitglied der Geſellſchaft des Friedens. Er entwickelt die rührendſten Betrachtungen über die Wohltaten und die Schönheiten der Harmonie . . . Er hat Geſten erhabener Langmut, ein Lächeln unſäglichen Mitgefühls, Begeiſterungen, Regungen der Hingabe, Anmut und Herzlichkeit, welche die Diffizilſten hinreißen und die Delikateſten entzücken. Er ſcheint über der Welt in der Region der reinen Ideen zu ſchweben, im Schoße der Wahrheit.“ Und das alles mit einer Legion infamer Laſter, die er in das Gewand lichter Tugenden hüllt!

Martin Chuzzlewit war das Reſultat der erſten amerikaniſchen Reiſe Dickens', der, trotz ſo vieler in der neuen Welt empfangenen Liebenswürdigkeiten und Auszeichnungen, das unerbittliche Forſcherauge nicht gegen die dort herrſchenden aktuellen Mißſtände hatte verſchließen können.[1])

[1]) Als ſpäter einſchlägige Reformen in Amerika durchgeführt worden waren, hat er dies öffentlich anerkannt und ſeine diesbezüglichen Werke mit entſprechenden Berichtigungen verſehen.

Schon in den „American Notes“ hatte er seine diesbezüglichen Erkenntnisresultate niedergelegt; die wuchtigsten, hie und da reichlich stark aufgetragenen Anklagen erhob er in diesem Roman gegen der Amerikaner „bestochene Journale, gegen ihre betrunkenen Journalisten, gegen ihre betrügerischen Spekulanten, gegen ihre Schriftstellerinnen, gegen ihre Ungeschliffenheit, ihre Vertraulichkeit, ihre Unverschämtheiten, ihre Brutalitäten, die einen Absolutisten entzücken und jenen Liberalen rechtfertigen können, der bei seiner Rückkehr von New-York mit Tränen in den Augen den ersten Gendarmen, den er bei seiner Landung in Havre erblickte, umarmte.“ Dennoch weiß Dickens auch diesem Material ethische und künstlerische Verklärung für seine Dichtung abzugewinnen, indem sein Held, aus der englischen Heimat zeitweise auf die transatlantische Erde verpflanzt, aus den dortigen Enttäuschungen und schweren Erfahrungen selbstloser, edler hervorgeht. Die sehr zahlreiche Personenreihe in Martin Chuzzlewit ist auffallend scharf beobachtet. Am meisten interessieren neben Martin und dem gigantischen Heuchler der ehrliche, kindliche, dankbare, gütige Tom Pinch, Pecksniff's Schüler und geroder Gegensatz: eine Dichternatur von kindlicher, ergreifender Wärme und Schlichtheit. Eine zweite Kolossalfigur nach der Seite abschreckender Verderbtheit hin ist Jahn Chuzzlewit, der Mann der rücksichtslosen Geschäftsmache, der gewissenlosesten Habgier. Zum Mörder geworden, verwandelt er, die „rahe Maschine praktischer Vernunftgründe“, sich in sein „eigenes Gespenst und Phantom“, indem das Grauen vor seinem zweiten: dem verbrecherischen, Ich ihn nicht mehr losläßt, es vielmehr seiner fieberhaft entzündeten Phantasie als Doppelgänger fortwährend vorführt, bis der Wahnsinn über ihn hereinbricht. Diesen zu schildern, die schauerliche Welt der Hallucinationen, besonders der durch Gewissensbisse erzeugten, greifbar hinzustellen, war nach Shakespeare kaum jemand so berufen wie Dickens, der denn auch durch dieses Talent Wunder moralischer Erschütterung erzeugt hat. Daneben gelangen ihm vorzüglich die halb Blöden, halb Irren, die Verkindischten, geistig Absterbenden, in deren Zeichnung immer wieder die verborgenen Quellen seiner hinschmelzenden Nächstenliebe aufbrachen. — Eine weltberühmt gewordene Figur ist die groteske Monatskrankenwärterin Mrs. Sarah Gamp, für die der Leichenbesorger Mr. Mould so schwärmt, daß er sich für ihre Gratisbeerdigung bereit erklärt, „bloß der Ehre halber“.

In Martin Chuzzlewit finden sich auch viele jener satten und doch aufregenden Natur- und Milieumalereien, die Dickens geradezu typisch gemacht hat. Tatsächlich steckte ein Maler in ihm und zwar ein moderner, aber wiederum einer mit dem energischen englischen Profil. Oft ist es als schauten wir Momentbilder, übergossen von elektrischem Lichte: so erkennbar wird alles bis in die feinsten Linien. Niemand ist auch erfinderischer, intimer, unmittelbarer in der Symbolik der Gegenstände, der Naturwesenheiten als er. Unter seinen energischen Händen gewinnt alles Leben: geheimnisvolles und doch transparentes. Dabei verfolgt, begleitet er den Weg der Elemente wie ein persönlicher Freund oder Feind; nie wurde Regen, Sturm und Wind anschaulicher geschildert. Wie im Blitzapparat spiegeln sich in Martin Chuzzlewit die Konturen der amerikanischen Landschaft, der amerikanischen ethnographischen Physiognomie. Es ist nicht alles Genuß, aber es bleibt alles Wirkung.

Ich habe bei diesem Roman, als bei einer hervorragendsten Offenbarung des Dickensschen Genies, länger verweilt. Dickens selbst bezeichnet ihn als seine Lieblingsschöpfung, freilich erst gegen Ende seines Lebens; früher neigte er sich entschieden David Copperfield zu. Noch vor diesem erschien die einzig schöne erste Reihe der Weihnachtsgeschichten, an der Spitze das auch in Deutschland stark verbreitete Geistermärchen „Ein Weihnachtslied“ mit dem im Verlaufe der Erzählung bekehrten Egoisten und Geizhals Serooge als Helden; donn „die Glocken“ und das „Heimchen am Herd“, sowie der Roman Dombey und Sohn. Letzterer hat alle Fehler seiner Vorzüge: ein Uebermaß von Kraft und Erfindung, von einander jagenden Verwicklungen und Charakteren, die den Hauptgang und die Hauptpersonen der Handlung mitunter bedenklich in den Hintergrund drängen. Fast jeder dieser Zwischenspiele, jede dieser Figuren ist an sich freilich ein Meisterwerk, und die während der Veröffentlichung gegen Dickens erhobenen Vorwürfe: er arbeite ohne festen Plan, erwiesen sich als völlig grundlos, indem schon ein von dem Autor an dessen Freund Farster unter Juli 1846 geschriebener Brief den Inhalt des künftigen Werkes detaillierend skizzierte. — Auch „Dombey und Sohn“ richtet sich gegen den Greuel der Heuchelei, gegen die Hohlheit jeglicher pomphaft anmaßenden Aristokratie. Als deren unerbittlicher Bekämpfer war Dickens längst bekannt und gefürchtet. In diesem Buche galt die Fehde der großkaufmännischen Ueberhebung seiner Zeit. Zur diesbezüglichen Orientierung folgen wir am besten Taine:

„Mr. Dombey liebt wie ein Aristokrat sein Haus ebenso sehr wie sich selbst. Wenn er seine Tochter gering schätzt und sich einen Sohn wünscht, so geschieht es, um den alten Namen seiner Bank zu verewigen. Er hat seine Ahnen im Handelsstande, er will seine Nachkommen haben. Es sind Traditionen, die er aufrecht erhält, und es ist eine Macht, die er fortführt. Auf dieser Höhe des Reichtums und bei diesem Umfange der Tätigkeit ist er ein Fürst und hat mit der Stellung eines Fürsten auch dessen Gefühle. Man sieht da einen Charakter, der nur

in einem Lande hervorgebracht werden konnte, dessen Handel die Welt umfaßt, wo die Kaufleute Potentaten sind, wo eine Handelskompagnie Kontinente ausgebeutet, Kriege unterhalten, Königreiche zerstört und ein Reich von hundert Millionen Menschen gegründet hat. Der Stolz eines solchen Menschen ist nicht gering, er ist schrecklich . . . Mr. Dombey ist nur zu befehlen gewöhnt, und der Gedanke kommt ihm nicht in den Sinn, daß er irgend einer Person oder Sache nachgeben könne. Er nimmt die Schmeicheleien wie einen Tribut hin, der ihm gebührt, und betrachtet weit unter sich in einem ungeheuren Abstande die Menschen als Wesen, die geschaffen sind, ihn anzuflehen und ihm zu gehorchen. Seine zweite Frau: die stolze Edith Skewton, trotzt ihm und verachtet ihn; der Stolz des Kaufmannes stößt mit dem Stolze des adeligen Weibes feindlich zusammen, und die verhaltenen Ausbrüche dieser wachsenden Feindseligkeit offenbaren eine Intensität der Leidenschaft, die allein so geborene und erzogene Seelen in sich fassen können. Um sich zu rächen, entflieht Edith am Jahrestage ihrer Ehe und gibt sich den Anschein einer Ehebrecherin. Da nun richtet sich der unbeugsame Stolz in seiner ganzen Strenge auf. Er hat seine Tochter aus dem Hause gejagt, weil er sie mit seiner Frau im Einverständnisse glaubt; er verbietet es, der einen oder der anderen vor ihm zu erwähnen; . . . er empfängt seine Gäste in demselben Tone und mit derselben Kälte. Verzweifelnd im Herzen, verzehrt von der Schmach, von dem Bewußtsein seiner Niederlage, von dem Gedanken an das allgemeine Gelächter, bleibt er ebenso fest, ebenso stolz, ebenso ruhig wie je zuvor. Er betreibt seine Geschäfte kühner und ruiniert sich; er will sich das Leben nehmen."

Taine schließt: „Bis hierher war alles gut; die eherne Säule war unerschütterlich und unbesiegt geblieben. Aber die Forderungen der öffentlichen Moral verdarben die Idee des Buches. Seine Tochter kommt gerade zur rechten Zeit an. Sie fleht ihn an; er wird weich; sie führt ihn fort; er wird der beste der Väter und verdirbt einen schönen Roman."

Bezüglich dieses Schlußsatzes kann ich dem geistvoll-launenhaften Kritiker nur teilweise recht geben. Gewiß hätte Dombey einheitlicher, zwingender gewirkt, wenn er gestorben wäre wie er gelebt hatte. Aber nicht nur „die öffentliche Moral" fordert seine Umwandlung: Dickens selbst glaubt an die Kraft des Guten im Menschen mit jener unerschütterlichen Ueberzeugung, die er mit dem psychologischen Hellseher unter den Dichtern: Shakespeare, von jeher teilte. Und dann: Dombey ist nur der Heuchler ererbter Standesüberlieferung, nicht der des individuellen bösen Willens, wie der scheinbare Verführer Edith's: der mephistophelessche Carker; jenem konnte er daher durch die genügend motivierte Reue noch aufhelfen, während er diesen elend zugrunde gehen lassen mußte. — Auch Edith, eine der sensationellsten und zugleich packendsten Dickensschen Charaktere, vermag sich logischerweise aus den Irrtümern ihres Hochmutes zu deren allmählicher Erkenntnis durchzuringen, weil der innerste Kern ihres Wesens noch unverdorben, den edelsten Neigungen offen war. — Aehnlich wie „little Nell" wirkt Florence, das einsame Kind Dombeys aus erster Ehe. Mitunter kommt der Gedanke: Solche Vollendung ist nicht möglich! Aber wir wissen: Dickens hatte ihre Züge einem unvergessenen Urbilde abgelauscht. Mit das Pathetischste, das man lesen kann, ist die Charakteristik und das Schicksal des kleinen Paul, Dombeys vergötterten Sohnes, der seine einzige wirkliche Freude der vom Vater schmählich vernachlässigten Schwester dankt. — Und was soll ich sagen von all' den Gestalten aus dem Volke, von dem tapferen treuen jungen Helden, von den großherzigen Beschützern seiner Kindheit, den unwandelbaren Freunden seines ganzen Lebens, vor allem von dem wahrhaft „unnachahmlichen" Kapitän Cuttle mit dem an den verstümmelten, handlosen Arm geschraubten eisernen Haken? Das Lob des Menschen und des Künstlers Dickens verstummt vor einem derartigen Reichtum — und man begreift den überströmenden Dank eines Lord Jeffrey, der nach der Lektüre des Buches an dessen Autor schrieb: „Mein lieber, lieber Dickens, lieber mit jedem Tage, ich habe beim Lesen so geweint, daß ich mein Herz habe sich läutern fühlen — und ich habe Sie als die Ursache dieser Tränen geliebt und gesegnet. Und ich weiß, daß ich Sie nie werde genug lieben und segnen können!"

Als Dickens' Meisterwerk par excellence gilt ziemlich allgemein „David Copperfield". Der Roman ist die Lebensgeschichte seines Verfassers, allerdings in freiester Bearbeitung, wie denn auch dem Charakter des Helden die imponierende Festigkeit seines Schöpfers fehlt. Aber das Echo aus Dickens' Kindheit, Jugend und Mannheit klingt überall wider; auch verschiedene Personen sind der erlebten Wirklichkeit entnommen: so Dora, die Dickens als Jüngling geliebt; so Mr. Micawber, der John Dickens' ewigen Optimismus verkörpert. Ueber die Höhe der Gesamttechnik in dieser Erzählung, vor allem des, wenn auch stark komplizierten, so doch wohlgeordneten, durchsichtigen Aufbaues ist unser Dichter nie mehr hinaus gekommen; auch über die Klarheit, die Unmittelbarkeit der Einzeldarstellung nicht. Wir können daher Taines Urteil bestätigen: „Nie sind Gegenstände anschaulicher aus dem Gedächtnisse des Lesers erinnerlicher geblieben, als die er hier beschreibt. Das alte Haus, das Wohnzimmer, die Küche, Pegottys Boot, vor allem der Schulhof sind Genrebilder, deren Relief, Kraft und Schärfe unvergleichlich sind . . . Und diese minutiöse Beschreibung hat nichts Mattes. Wenn sie so detailliert ist, so liegt der Grund darin,

daß die Betrachtung eine intensivste war; sie beweist ihre Leidenschaft durch ihre Genauigkeit. Man fühlt diese Leidenschaft, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben . . . Die Kühnheiten des Stiles lassen sie heraustreten, und die Gewalt der Rede bekräftigt die Gewalt des Eindruckes." — Auch David Copperfield hat die kindlichen Leiden in ergreifendes Licht gestellt, zugleich den Adel, den wundervollen Heroismus der Liebe unter den Armen.

Zu Dickens' Meistgelesenem, wenn auch nicht Bestem gehört Bleak House (Oedes Haus) mit seinem philanthropischen Sturmlaufe gegen die Ungeheuerlichkeiten an Verschleppungen und Ungerechtigkeiten im englischen Kanzleiwesen. Ein Ich-Roman wie David Copperfield und kompositionell noch einwandfreier, auch nicht selten von noch wuchtigerer Epik als dieser, fehlt ihm dessen anmutige, frische Natürlichkeit und durchgängige Gedankentiefe. Aber das genial ausgeführte Spiegelbild der vielfach verrotteten Gerichtsbarkeit und ihrer verhängnisvollen Ausläufer sicherte dem Buche von Anfang seinen starken Erfolg.

Scharf bestritten und angefeindet wurde „Harte Zeiten" wegen seines Protestes gegen das Unwesen der derzeitigen sozialpolitischen Statistik, wegen seiner Bekämpfung der pädagogischen Zahlen- und Tatsachentheorie, die damals der erzieherischen Pflege des Gemütes, des Seelischen im Menschen den Krieg bis aufs Messer erklärte. „Was ich verlange, sind Tatsachen. Lehren Sie diese Knaben und Mädchen nichts als Tatsachen. Tatsachen braucht man allein im Leben. Pflanzen Sie weiter nichts und rotten Sie alles übrige aus. Sie können den Geist denkender Tiere nur durch die Tatsache bilden; nichts anderes wird Ihnen jemals von dem geringsten Nutzen sein." So läßt er den Pädagogen der Materie: Mr. Gradgrinde, das Buch eröffnen. Dieser Prinzipien rühmt sich der im Grunde nicht unedle Mann; sie bewahrheitet er an fremden und — seinen eigenen Kindern. Aus letzteren erwächst ihm, infolge dieser Verkehrtheit, das Verhängnis: sein Sohn wird ein Dieb, seine Tochter, das Kind seines verleugneten Herzens, das unselige Weib eines ungeliebten Mannes. — Künstlerisch gilt mir das Buch nicht sehr viel, da ihm die Dickenssche Verve im allgemeinen abgeht; aber einige Kapitel darin sind von zwingender Schönheit und Tragik, z. B. die Szene zwischen Vater und Tochter, da diese jenem den furchtbaren Irrtum seines Systems und seines Lebens enthüllt, sowie die Geschichte Rahels und ihres armen Freundes, des Grubenarbeiters Stephen — die Geschichte seines Elends, seiner Versuchungen und seines Martyriums.

Klein Dorrit war von jeher ein Liebling des Publikums und wird es durch seine jüngste Dramatisierung noch mehr werden. Die gestrenge, auch launenhafte Dame Kritik hatte wohl manches daran auszusetzen, aber eigentlich konnte sie dem ihr hier entgegenstrahlenden Zauber der Unschuld, der Aufopferung, der Güte nie widerstehen. Eine Gestalt wie „Little Dorrit" nimmt man ans Herz — und durch sie gewinnt man das Buch lieb, dessen Handlung sie trägt. Das Buch aber verdient dies: es zeugt wirklich von Dickensscher Vollkraft. Auch von seinen eigensten, bitterschweren Erfahrungen. Klein Dorrit ist der Engel von Marchelsea, dem Schuldgefängnisse, in das der kleine Charles allsonntäglich mit Schwester Fanny zum Besuche der Eltern und Geschwister pilgerte; und Mr. Dorrit trägt mehr als einen Zug von Charles eigenem Vater. Im ganzen ist das Werk, welches das Leben und die Typen der Schuldhaft mit künstlerischer Wahrheit schildert, eine Anklage gegen sämtliche herrschende Leidenschaften und Laster der englischen Gesellschaft. Doch das tiefernste Bild trägt auch Farben von so leuchtendem Glanze, daß man diesen für immer in sich aufnimmt. — Man erzählt, daß 1870 während der Verhandlungen Bismarcks mit dem leidenschaftlich bewegten Jules Favre ein älterer hoher Offizier ganz in der Nähe auf einem Schemel gesessen habe, so hingenommen von seiner Lektüre, daß kein Wort der beiden an sein Bewußtsein drang. Es war Moltke, vertieft in die Lektüre von „Little Dorrit".

Auf dem Hintergrunde der „großen" Revolution bewegt sich der zweite historische Roman Dickens: „The tale (Erzählung) of two cities", dessen Handlung in Paris und in London spielt. Hier zeigt der Epiker und Menschenkenner Dickens seine Kunst im Zenith. Ein Kolossalgemälde jener gewaltigen, furchtbaren Epoche wollte er nicht schaffen. Was er gibt, sind grandiose Reflexe; und was wir darin erblicken, sind nicht bloß Wut und Schrecken, Vertierung und Rache, sondern auch Blut und Tränen des einst und des jetzt gemarterten Volkes, sind stille Größe, Demut, Glauben, Reltung, Läuterung, Hingabe und vollkommene Selbstüberwindung. Man merkt, Dickens ist tief eingedrungen in die Ursachen und Wirkungen jener Welttragödie; das Herz hat ihm gezittert, sein Auge hat geweint angesichts der Nacht jahrhundertelanger Vergewaltigung, ungezählter zum Himmel schreiender Freveltaten. Aber die Gerechtigkeit, die Liebe triumphiert dennoch. Und wenn wir von dem Buche Abschied nehmen, steigt fern aber klar das Morgenrot der Hoffnung auf.

Große Erwartungen und Unser gegenseitiger Freund bedeuten beide einen Abfall, obwohl auch hier die Meisterhand immer wieder Schönheiten und Tiefen enthüllt. Durch straffe Geschlossenheit gewinnt das erstere Werk das lebhaftere Interesse. Der Held wird auf Veranlassung eines unbekannten Wohltäters aus seinem ländlichen Heim in die Stadt verpflanzt und dort zum Gentleman erzogen. Als er ent-

deckt, daß er dadurch der moraliſche Schuldner eines ehemaligen Zuchthäuslers, jetzt flüchtig gegangenen Deportierten geworden iſt, dem er als Knabe gezwungenerweiſe einen Dienſt geleiſtet hat, überkommt ihn ein begreiflicher Ekel. Trotzdem gewährt er dem Unglücklichen Dank und freundliche Fürſorge, bis der Arm der Gerechtigkeit eingreift und endlich der Tod Erlöſung bringt. — Dickens' Pſychologie der Verbrecherſeele iſt auch hier lebenswahr und erſchütternd, ſo daß das Mitleid, das Erbarmen unbezwinglich in dem Leſer erſteht.

Der als Bruchſtück hinterlaſſene Roman Edwin Drood muß nach dem Urteile autoritativer Kritiker dem Hervorragendſten, das Dickens geſchaffen hat, beigezählt werden. Faſt unmittelbar vor ſeinem Tode arbeitete er noch daran, und der letzte Satz, den er ſchrieb, lautete: „Ueber die alten Grabmale, die Marmorſtatuen mit gefalteten Gebetshänden gleitet und glänzt ein ſeltſamer Schein — gleich den leuchtenden Rieſenſchwingen der Hoffnung und des Glaubens, die die Seele der Sterblichen vor den Thron ihres Herrn und Erlöſers tragen."

Sie trugen auch ihn dorthin, und das Angeſicht ſeines Herrn und Erlöſers wird ihm geleuchtet haben in Erbarmung und Liebe. Denn Erbarmung und Liebe waren ihm ſelbſt Urgrund und Ziel geweſen, Lichtträger ſeines grandios reformatoriſchen, ſeines erlöſenden Wirkens. Immerdar hatte er ihnen Treue bewahrt, von Anfang bis Ende. Wahrlich, wenn auf jemand, ſo geht auf ihn das de Vignyſche Wort: „Was iſt ein großes Leben? Ein Gedanke der Jugend, den das reifere Alter vollzog."

Schlußbemerkung der Redaktion: In welchen Kreiſen kann und ſoll nun Dickens geleſen werden? Antwort: Der gebildete Mann, die gebildete Frau wird alle in dem Eſſay genannten Werke mit großem Gewinn für Geiſt und Gemüt leſen. Sehr fraglich iſt es aber, ob der einfache, ſchlichte Leſer für die Kinder der Dickensſchen Muſe reif iſt. David Copperfield kann in der bei Aſchendorff (Münſter) erſchienenen Ausgabe dem Volke geboten werden. Ebenſo werden die Dickensſchen Weihnachtsgeſchichten mit Recht ſehr gerne in den weiteſten Volkskreiſen geleſen werden. Von letzteren eignen ſich wohl auch: „Der Weihnachtsabend" und „Das Heimchen am Herde" für die reifere Jugend. In ſtädtiſchen volkstümlichen Bibliotheken dürften ſämtliche oben beſprochene Werke Aufnahme finden. Für die Jugendbüchereien iſt aber die Ausbeute nur eine ſehr geringe. (Die Redaktion.)

Richard von Kralik als Dramaturg.

Von B. Stein-Hannover.

Die Aufführung des Calderonſchen Feſtſpiels „Die Geheimniſſe der hl. Meſſe", welche jüngſt in Berlin ſtattfand, gibt mir Veranlaſſung, des Mannes zu gedenken, der das ſchöne Werk des großen ſpaniſchen Dichters bearbeitet hat, und der überhaupt einer der erſten Vorkämpfer für die Errichtung einer nationalen und religiöſen Feſtbühne iſt.

R. v. Kralik genießt als Dichter und vielſeitiger Gelehrter längſt einen wohlverdienten Ruf; er gehört zu den bedeutendſten und fruchtbarſten katholiſchen Schriftſtellern. An erſter Stelle ſeien ſeine philoſophiſchen Werke erwähnt, die gleichſam einen Grundriß ſeiner geſamten Kunſt- und Weltanſchauung bieten. Sein Syſtem der Philoſophie, das leider zu wenig bekannt iſt, behandelt in drei Büchern die wichtigſten Probleme: Weltwiſſenſchaft (Metaphyſik), Weltgerechtigkeit (Ethik), Weltſchönheit (Aeſthetik). Dieſe Bücher ſind frei von gelehrtem Ballaſt, in feſſelnder, poetiſch kunſtvoller Sprache geſchrieben, ſo daß auch Leſer, welche ſonſt philoſophiſche Abhandlungen als langweilig und zu hoch ablehnen, hier einen wirklichen Genuß finden werden. Dasſelbe gilt von ſeinen Kulturſtudien. Selten wird ein Buch ſo viele Schätze lebensvoller, anregender, tiefſinniger Ideen in ſo einfacher Form bieten und auf das religiöſe Empfinden einen ſo wohltuenden und erhebenden Eindruck machen, wie dieſe klaren und doch mit wiſſenſchaftlicher Tiefe und warmem Herzen geſchriebenen Aufſätze.

Auch als Dichter hat uns Kralik treffliche lyriſche und epiſche Werke geſchenkt. Unter den erſteren empfehle ich beſonders „Das Büchlein der Unweisheit" und „Sprüche und Geſänge" — natürlich herzliche Dichtungen, in denen Liebe, Freude, Sehnſucht, Schmerz und Scherz beſungen werden. Nicht Erträumtes, ſondern Erlebtes hat er lyriſch verklärt. Die Epik, die heute weniger gepflegt, aber deſto mehr angefeindet wird, hat er durch prächtige Werke bereichert; unter ihnen verdienen ſein „Deutſches Götter- und Heldenbuch" ſowie die „Goldene Legende der Heiligen" und ſein „Prinz Eugen" beſondere Beachtung. Seine Proſaſchriften ſind überaus zahlreich; es iſt nicht möglich, alle zu nennen, ich kann ſie nur warm empfehlen. Eine Perle ſeines unermüdlichen Fleißes und ſeiner feinſinnigen Aeſthetik iſt „Jeſu Leben und Werk"; ein ganz originelles Buch, ein Stück Welt- und Kulturgeſchichte, in dem das Bild Jeſu beſonders durch die in das Gewand der Aeſthetik gekleidete Darſtellung feſſelt.

Sein Hauptaugenmerk hat der Dichter auf das Elend der heutigen Bühne gelenkt; er ſtrebt eine Hebung unſerer modernen Dramatik auf dem Boden der chriſtlichen Weltanſchauung an. Er

ſelbſt hat ſich zu ihr nach ſchweren Kämpfen hindurchgerungen; anfänglich Pantheiſt, iſt er durch philoſophiſche und hiſtoriſche Studien zum Glauben gelangt. Sein Bekenntnis: „Ich fühle mich glücklich und ſtolz als Katholik,“ hat für uns einen um ſo höheren Wert, je größer die Anſtrengung war, die den Dichter zu dieſem Ziele führte.

Kraſik ſieht als die einzig mögliche Grundlage einer würdigen Kultur das poſitive, lebendige Chriſtentum an, wie es ſich in der katholiſchen Kirche manifeſtiert. Außerhalb der Kirche erblickt er meiſt Dekadenz, d. h. bewußtes Untertauchen in die tieriſche Seite der menſchlichen Natur. Dem müſſen wir Regenerationsverſuche entgegenſetzen. An die höchſten Ideen müſſen wir anknüpfen, nämlich an die helleniſche Ziviliſation, das Chriſtentum und die eigene nationale Vergangenheit. Eine wahre Kunſt iſt nur möglich im engſten Zuſammenhang mit einer poſitiven Religion. Nicht jene Kunſtwerke, ſagt er, werden beſtehen bleiben, die den dekadenten Neigungen der Zeit ſchmeicheln, ſondern jene, die dem Menſchen ſein ewiges Ziel zeigen. Daher ruft er begeiſtert aus: „Laßt uns lieber mit Homer und Dante, mit Pindar und Walter von der Vogelweide, mit Aeſchylus und Calderon der großen Kunſt als mit Hauptmann, Sudermann und Lilienkron dem Tage dienen!“

Das Theater iſt ſeit lange eine wichtige Bildungsquelle für einen großen Teil des Volkes. Aber dieſe Quelle iſt unrein und vergiftet; Tauſende trinken aus ihr Gift für ihre Seele. Die Heilung dieſer Uebelſtände iſt Kraſiks ſchmerzlichſte Sorge; er ſieht eine Beſſerung nur in der Wiedervereinigung des Schönen mit dem Guten und Wahren. Der Künſtler muß in ſeinem Schaffen ſich unter das ethiſche Geſetz ſtellen; er verlangt von ihm, daß er die wirkliche Welt und ihr Weſen, die Geſchichte, die Menſchenſeele, die Natur, aber auch was hinter der Natur liegt, Geiſt, Gott, Vorſehung getreulich darſtelle. Nach ſeiner Meinung iſt die Sorge um die Reinheit der Kunſt für das Wohl und Wehe der Geſellſchaft mindeſtens ebenſo wichtig wie die Sorge für den Verkehr, die öffentliche Sicherheit, die Geſundheitspflege und dergl. Ganz beſonders wichtig iſt ihm das Theater; es ſoll als eine wirkliche Stätte geiſtiger Bildung, Hebung und Veredelung des Volkes, den Sinn für die großen Zuſammenhänge des Schickſals ſchärfen und das Hineingreifen der göttlichen Mächte in das Menſchenleben veranſchaulichen.

P. Pöllmann, ein eifriger Förderer der Kraſikſchen Beſtrebungen, hat in einem geiſtvollen Appell an den Regensburger Katholikentag die Ziele der dramatiſchen Reform in beredten Worten zum Ausdruck gebracht: „Die Stunde iſt gekommen, wo die dramatiſche Muſe den intimen Gucklaſten und das Kalziumlicht verlaſſen will, um in die heimiſchen Gelände hinauszuſchreiten, wo ſie, des beengenden Schnürbodens ledig, nicht die kleinlichen Konflikte nervöſer Menſchen, ſondern die Großtaten der Religion und des Volkstums am ſonnenhellen Tage vor den Bergklüften der lebendigen Natur der lauſchenden Menge kund tun will; ſie iſt der kränkelnden Probleme müde, ſie hat keine Luſt mehr am bloßen Milieu, und das protzige Premierenpublikum iſt ihr zum Ekel geworden. Dieſer Muſe gilt es, die Hand zu reichen.“

Die Volksbühne ſoll ein wichtiges Kulturmoment für die germaniſche und katholiſche Bildung werden. Die Bühne ſoll eine Kanzel werden für Glaube und Sitte auf dem Hintergrunde der verklärenden Kunſt, wie es im Mittelalter die Oſter- und Weihnachtsſpiele in ihrer Einfachheit und Würde waren. Kraſik iſt davon überzeugt, daß dem Katholizismus Calderons die Zukunft gehört und hat bereits deutlich gezeigt, daß die geiſtlichen Feſtſpiele des großen Spaniers auch für unſere Zeit fruchtbar gemacht werden können. Die Fortſetzer der Calderoniſchen Kunſt finden trotz der Vorarbeit ihres Meiſters in den Problemen unſerer Zeit noch reichlichen Stoff neuer Aufgaben. Um das Höchſte auf die Bühne bringen zu können, iſt eine gründliche Säuberung nötig. Etwas vom Charakter des griechiſchen Theaters, von dem, was Kraſik den Feſtſpielcharakter nennt, iſt erforderlich. Das Publikum muß zur Einfachheit und ſchlichten Freude erzogen werden, tüchtige Dramatiker und Schauſpieler müſſen für dieſe Aufgabe gewonnen werden. Welch große Schwierigkeiten ſich der Errichtung einer nationalen und religiöſen Feſtbühne entgegenſtellen, hat Kraſik ſelbſt erfahren und ſich darüber eingehend geäußert. Er habe ſeine dramatiſchen Arbeiten unternommen in der Reſignation, dafür vielleicht nicht einmal einen Verleger, gewiß auch in abſehbarer Zeit keinen Regiſſeur zu gewinnen. Vollkommen ausſichtslos hatte er ſeine Bearbeitung der Myſterien begonnen. Durch das energiſche Eintreten des Paters Duhr, S. J., in der Leogeſellſchaft kamen die Stücke in Wien zur Aufführung. Zur Weihnachtszeit 1893 ging das Krippenſpiel in Szene. Vernehmen wir, was Kraſik über den Erfolg berichtet: „Der vornehmſte Saal Wiens, der große Muſikvereinsſaal wurde gemietet. Für die Hauptrollen ſtellten ſich zwei hervorragende Mitglieder des Burgtheaters zur Verfügung. Die übrigen Darſteller waren keine profeſſionellen Schauſpieler, und dieſe Miſchung bewährte ſich ganz gut. Die Regie übernahm Baron Alfred Berger, der heute Direktor in Hamburg iſt. Die Chöre wurden von der Wiener Singakademie unter Leitung des Chormeiſters übernommen. Der Aufbau der Bühne wurde dem Theatermeiſter des Burgtheaters übergeben. . . . Das Publikum war zahlreich, glänzend und durchaus nicht exkluſiv katholiſch. Trotz der größten Schwierigkeiten klappte alles herrlich. . . . Alle Befürchtungen über Skandale, Störungen, Verhöhnungen waren umſonſt geweſen. Das Unter-

nehmen hatte rund 12 000 Kronen gekostet und rund 14 000 Kronen eingetragen."

Im folgenden Sommer versuchte man es mit Calderon und gab dessen Auto „Das große Welttheater". Auch hier war der Erfolg so groß, daß man das Spiel mehrmals wiederholen mußte. So entstand in Oesterreich für eine religiöse Festbühne eine ganz günstige Stimmung. Wenn es auch nicht gelingen wird, die stehende Bühne zu verdrängen oder auch nur für Kraliksche Stücke zu erobern, so werden diese doch für die katholische Vereinsbühne stets eine willkommene Gabe sein. Statt der wertlosen Schwänke sollten die katholischen Vereine diese Stücke gediegenen religiösen Inhalts auf ihren kleinen Theatern aufführen. Auch sind große katholische Volksschauspiele nach dem Muster von Oberammergau und Brixlegg sehr wohl denkbar.

Es liegen von Kralik bereits 20 Bühnenstücke gedruckt vor. Hervorragendes hat er als Erneuerer alter Kunstformen geleistet. Sein „Volksschauspiel von Doktor Faust" hat überall einen tiefen Eindruck gemacht. Es ist religiös, national, eine Mischung von Rede und Musik, Scherz und Ernst. Viele alte Volksspiele, die nur noch im Puppentheater fortlebten, hat Kralik gesammelt, und mit dieser Sammlung „Deutscher Puppenspiele" wegen ihres glücklichen Humors vielen Beifall gefunden. Auch von Hans Sachs hat er nach dem Muster der mittelalterlichen Festspiele seine großen „Mysterien" geschaffen. In „Veronika" hat er das Leiden des Herrn im kleinsten Rahmen zusammengefaßt; es spiegelt die Passion in der Seele der Veronika, die durch das Wunder des Schweißtuches zum Glauben an den Heiland kommt. Seine religiösen Stücke, die das Leben Jesu behandeln, erscheinen manchem beim bloßen Lesen minder ergreifend; nach der Versicherung Pater Innerkofflers, der über Kralik eine Studie geschrieben hat und als Freund dem Dichter eng verbunden ist, gewinnen sie aber durch die Aufführung, die Kostüme, die Chöre, die Musik und die Szenerie ganz bedeutend.

Die patriotischen Dramen unseres Dichters, von denen wir „Maximilian", „Die Türken vor Wien" und „Ralands Tod" besonders erwähnen, sind selbständige Werke von hervorragend künstlerischem Werte. Den „Maximilian" wollten die Brüder Hart auf der Berliner freien Bühne aufführen, was der Verfasser ablehnte, da ihm dadurch „der Festcharakter seiner Idealbühne zu wenig gewahrt schien". Sein Drama aus der deutschen Göttersage „Der Dichtertrank" ist im Harztheater durch Dr. Wachler zur Aufführung gekommen. Diese Bühne verwirklicht die von Kralik geplanten nationalen Festspiele; sie hat den Vorzug, daß ihr die künstlerischen Kräfte des Weimarer Theaters zu Gebote stehen.

Wie sehr Kralik für seine Idee, die deutsche Bühne umzugestalten, begeistert ist, zeigt seine Versicherung, daß er nie aufhören werde, zur Herbeiführung einer echten, nationalen und religiösen, einer deutschen und christlichen Kultur beizutragen. Dem Einwande, daß seine Vorschläge gegenwärtig aussichtslos seien, begegnet er mit der Erklärung, daß das für einen Idealisten kein Grund sei, sie zurückzuziehen oder zu unterdrücken, und fügt mit Bitterkeit hinzu: „Gewiß, wir Künstler werden noch lange zu kämpfen haben, bis wir die Gelehrten und die Politiker überzeugt haben werden, daß jene liberale Baurgeoisästhetik falsch und überwunden ist, wonach die Kunst nur Luxus, Erholung, Unterhaltung, Ueberfluß sei.

Der Ernst der Zeit erheischt es, daß wir uns darauf besinnen, was uns denn am tiefsten und innerlichsten mit dem Volke verbindet; das kann nur eine Weltanschauung sein, in der ebenso die strenge Geistesarbeit wie der schlichte, gesunde Verstand Raum finden. Der oft verspottete gesunde Kindersinn des Volkes kommt den religiösen Regungen in den Kreisen der geistigen Arbeit entgegen. Was sich in den unteren Schichten der heutigen Gesellschaft regt, ist nicht bloß Unbotmäßigkeit und Begehrlichkeit, sondern der Drang, am öffentlichen und geistigen Leben Anteil zu gewinnen, das Verlangen, ihre Eigenart zur Anerkennung zu bringen. Diesem durchaus berechtigten Verlangen der unteren Volksschichten kommt Kralik mit seinen dramaturgischen Bestrebungen nach Errichtung einer Volksbühne verständnisvoll entgegen.

Welche Bücher sollen wir dieses Jahr als Bibliotheksgaben wählen?

Von Hermann Herz.

Um mit nachstehenden Ratschlägen bezüglich der Auswahl der Bibliotheksgaben aus dem Katalog des Borromäusvereins nicht mißverstanden zu werden, seien einige Bemerkungen vorausgeschickt: Wenn ich mich auf die Belletristik beschränkt habe, so geschah das nicht deswegen, weil ich die anderen Gebiete der Literatur etwa weniger bei der Auswahl der Bibliotheksgaben berücksichtigt wünsche. Im Gegenteil. Ich bin der Ansicht, daß unsere volkstümlichen Bibliotheken nur dann ihrer Aufgabe, Institute für Volksbildung, Volksbelehrung und Volkserziehung zu sein, genügen können, wenn sie eine recht stattliche Anzahl guter, belehrender, volkstümlich geschriebener Bücher aus allen Gebieten des Wissens aufweisen. Allein ich glaube, daß hierüber eine Orientierung für unsere Bibliotheksvorstände (nur für diese ist der Aufsatz geschrieben) nicht in gleichem Maße notwendig ist, weil diese, zumeist Geistliche, ihre freie Zeit weit mehr mit der Lektüre belehrender Literatur als mit dem Lesen belletristischer Werke ausfüllen und deshalb sich bei der Auswahl populär-wissenschaftlicher Werke viel eher zurechtfinden. Des weiteren bleiben die Klassiker und Romantiker außer Betracht, da

ich annehmen darf, daß sich unsere Bibliothekleiter darin hinreichend auskennen, um das für ihre Zwecke Brauchbare herauszufinden. Ich beschränke mich auf die eigentliche Erzählungsliteratur und berücksichtige dabei der Hauptsache nach bloß die Werke jener Autoren, die in den bis jetzt vorliegenden Jahrgängen und Nummern der Borromäusblätter bereits besprochen worden und im diesjährigen Katalog des Borromäusvereins enthalten sind. Im nächsten Jahre sollen sodann andere, hier nicht genannte Autoren namhaft gemacht werden. Zur weiteren Orientierung verweise ich auch an dieser Stelle auf die von mir zusammengestellten Bücherserien in Nr. 7, 8, 10, 11 Jahrg. II und Nr. 8 Jahrg. III der Borromäusblätter.

Ebenso dürfte es mit Rücksicht auf den rein praktischen Zweck dieser Ausführungen nicht notwendig sein, sich bei den ganz bekannten Autoren, wie **Brackel, Coloma, Dickens, Handel-Mazzetti, Hansjakob, Herbert, H. Sienkiewicz, Trautmann,** länger aufzuhalten, da diese Autoren wohl schon in jeder volkstümlichen Bibliothek anzutreffen sind oder gerade in den letzten Nummern dieses Jahrgonges der Borromäusblätter ganz eingehend besprochen worden sind. (Siehe Nr. 6, 7, 8, 10 Jahrg. III der Borromäusblätter.) Ein Hinweis auf diese Schriftsteller dürfte genügen.

Bezüglich des großen polnischen Schriftstellers möchte ich allerdings bemerken, da gegen ihn in weiten Kreisen noch ein gewisses Vorurteil herrscht, daß ich seine großen historischen Romone in der bei Benziger erschienenen Uebersetzung von Ettinger jeder Borromäusvereins-Bibliothek zur Anschaffung empfehlen würde. Es sind die Romane: „Quo vadis", „Die Kreuzritter", „Mit Feuer und Schwert", „Von Wolodyowski". Mit der Praxis, daß man in unsere Bibliotheken nur solche Bände einstellt, die zugleich auch Jugendlektüre sind, muß gebrochen werden und zwar nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande.

Nachdem so eine Anzahl der beliebtesten und teilweise auch bedeutendsten Autoren mit einem summarischen Hinweis an die Spitze gestellt worden, soll auf die übrigen in alphabetischer Reihenfolge kurz hingewiesen werden.

Ludwig Aurbacher hat in die kurzen und längeren Sagen, Erzählungen, Schwänke seines „Volksbüchleins" soviel Poesie, kernig-katholische Frömmigkeit und köstlichen Humor hineingelegt, daß ich trotz einiger derben Witze das Büchlein in keiner Bibliothek vermissen möchte. Für Leser über 17 Jahre ist das Büchlein durchaus zu empfehlen. Sein „Büchlein für die Jugend" und seine „Erzählungen" sind von diesen derben Witzen frei, aber literarisch nicht so wertvoll (cfr. Borr.-Bl. Jahrg. II, Nr. 3, S. 46–48).

In dem feinen Verständnis für das Denken und Fühlen des Volkes ist mit dem Schwoben Aurbacher verwandt der wackere Schweizer Journalist **Georg Baumberger.** Er schreibt so, daß seine Bücher jedermann gern liest. Es sind zwar zumeist Reiseerinnerungen, Reiseeindrücke, die er in seinen Werken wiedergibt, aber mit so vielen kleinen Erzählungen, Anekdoten, Novellen und Novelletten untermischt, daß seine Werke auch in der Abteilung „Belletristik" registriert werden können. Ich würde kein Bedenken tragen, sie schon der reiferen Jugend, etwa von 16–17 Jahren an, als Lektüre zu überlassen. Baumbergers „Grüß Gott" und vor allem „Blaues Meer und schwarze Berge", sowie „Juhu—Juhu!" gehören in alle städtischen und ländlichen Volksbibliotheken. Mit den beiden letzten Werken habe ich selbst den Versuch gemacht, sie in einer ganz schlichten Handwerkerfamilie auf dem Land einzubürgern, und der Versuch ist prächtig gelungen.

Schlichte Tiroler Dorfgeschichten, die aber trotz ihrer Schlichtheit wegen des tiefen und reichen Gemüts, welches darin sich offenbart, auch von anspruchsvollen Lesern gern gekostet werden, schreibt **M. v. Buol.** Der Katalog des Borromäusvereins enthält von ihren Werken: „Das Geheimnis der Mutter", „Die Kirchfahrerin", „Das Marterle", „Die Stiefkinder".

Den westfälischen Bauer in seiner Eigenart will uns die kürzlich verstorbene westfälische Erzählerin **J. v. Dirkink** in ihren dichterischen Erzeugnissen vorführen, wovon „Die beiden Brune" sich als eine sehr beachtenswerte, allgemein zu empfehlende Leistung darstellen.

Ueber die Dorfdichtung hinaus geht **Eschelbach,** der ebenso gern aus dem modernen Großstadtelend, wie aus dem stillen, wettabgetegenen Dorfleben und aus der Schmuggel treibenden Grenzbevölkerung des Moors an der holländischen Grenze sich seine Stoffe holt. Ich nenne „Die beiden Merls", „Im Moor", „Erzählungen," die, wenn auch keine Jugendlektüre, doch als gute Volkslektüre in die Bibliotheken einzustellen sind.

Angelika Harten bietet, von ihren sonstigen Jugendschriften abgesehen, in den Märchen „Zur Sonnwendzeit" und „Am Wichtelborn" so duftige Früchte, daß auch der Erwachsene an vielen dieser Märchen seine Freude haben kann.

A. Hensler schildert im Erzählerton nach „ursprünglichen Quellen" die Schicksale der Kinder Ludwigs XVI. in dem Buche „Frankreichs Lilien". Die Jugendschriften-Kommission des Kath. Lehrerverbandes, Provinz Rheinland, nennt sie in den Borromäusblättern Jahrg. II, S. 120 „eine schöne, lehrreiche Hauslektüre" und empfiehlt das „lehrreiche Buch warm der reiferen Jugend".

Hervorragendes dichterisches Talent besitzt **Paul Keller,** dessen Werke, soweit sie im Katalog des Borromäusvereins enthalten sind, sich samt und sonders in jeder volkstümlichen Bibliothek vorfinden sollten. Die Bücher sind für alle erwachsenen Leser eine genußreiche Lektüre, wenn auch „Gold und Myrrhe" und „In deiner Kammer" manche für schlichte, einfache Leser in Stadt und Land zu feine und subtile Gabe bieten.

Ein mehr in Süd- als in Norddeutschland bekannter Volksschriftsteller ist **Konrad Kümmel.** Ueber seine Stellung unter den Volksschriftstellern wird demnächst in den Borromäusblättern eine Studie Näheres bringen. Mir sind seine Erzählungen nur noch aus Jugenderinnerungen bekannt. In Schwoben werden sich nicht allzuviele katholische Familien finden, worin nicht das Stuttgarter Katholische Sonntagsblatt wegen seiner „schönen Geschichten" seit Jahren gern gelesen wird. Diese „schönen Geschichten" hat dann der Verfasser später zumeist bei Herder in den Sammlungen „An Gottes Hand" und „Auf der Sonnenseite" erscheinen lassen.

In Gegenden, wo man den Dialekt der Eifel verſteht, kann man **Nanny Lambrechts** Novellen- und Skizzenſammlung „Was im Venn geſchah“ ſehr wohl allen Volksbibliotheken für erwachſene Leſer einverleiben. In anderen Teilen Deutſchlands werden blaß die Gebildeten über die Schwierigkeiten des Dialekts einigermaßen hinwegkommen.

Derartige Schwierigkeiten beſtehen für zwei Heimatdichtungen von ganz hervorragendem künſtleriſchen Wert ſo gut wie gar nicht, ich meine **Otto Ludwigs** „Heiteretei“ und „Zwiſchen Himmel und Erde“. Ich verweiſe zur näheren Orientierung auf den Eſſay über Otto Ludwig in Nr. 3 u. 4 Jahrg. III dieſer Zeitſchrift.

Margaretha von Oertzen ſchildert in „Die Republik des Menſchen“ in feſſelnder Weiſe Bauernleben im Schwarzwald und übermütiges ſtudentiſches Tun und Treiben in der Univerſitätsſtadt. In Bibliotheken mit mehr ſtädtiſchem Charakter wird auch dieſes Buch der bekannten Autarin ſeinen Leſerkreis finden. Eine Anzahl anderer Werke ſind bereits in die Bücherſerien für Volksbibliotheken aufgenommen (Borr.-Bl. Nr. 10 u. 11, Jahrg. II).

Von ganz anderer Art als wie M. von Oertzen ſind die drei bekannten Volksſchriftſteller **von Schaching, Maximilian Schmidt** und **Anton Schott.** Sie bieten, wenn auch nicht in allen ihrer vielen Werke, tüchtige, gute Hausmannskaſt. Näheres über die Brauchbarkeit ihrer dichteriſchen Erzeugniſſe für Jugend- und Volksbibliotheken wird man in den betreffenden Eſſays Nr. 1 S. 10 Jahrg. I, Nr. 12 Jahrg. II, Nr. 1 Jahrg. III finden. Nur auf A. Schotts „Die Seeberger“ ſei an dieſer Stelle noch beſonders als auf eine gute Volkslektüre hingewieſen.

Mitten in die Greuel der franzöſiſchen Revolution hinein führt uns **Theuriet** in ſeinem literariſch-wertvollen, für erwachſene Leſer aller Stände leſenswerten Roman „Die Stiftsdame“.

Ganz anders als wie die drei vorhin erwähnten Volksſchriftſteller gibt ſich **Joſ. Wichner** in ſeinen zahlreichen Schriften. Er iſt mehr eine Peter Hebel- und Ludwig Aurbacher-Natur, voll ſonnigen Humors, köſtlicher Einfälle und geſunder Lebensauffaſſung. Seine Bücher werden manches ſorgenvolle Gemüt erheitern.

Und nun, nachdem einzelne Schriftſteller mit ihren Werken namhaft gemacht worden, ſollen ſchließlich zwei Bücher auch nicht unerwähnt bleiben, die das Gute und Schöne in reichſter Auswahl in einem Bande vereinigt bieten. Es ſind das die einzelnen Jahrgänge unſerer beiden beliebteſten und bedeutendſten Familien-Zeitſchriften, der **„Alten und Neuen Welt“** ſowie des **„Deutſchen Hausſchatzes“.** Von ihnen iſt beſonders zu wünſchen, daß ſie in keiner Volksbücherei fehlen mögen.

Rezenſionen.

Eine Verpflichtung zur Beſprechung oder Titelaufführung eingeſandter, nicht verlangter Rezenſionsexemplare wird nicht übernommen. Rückſendung der Rezenſionsexemplare findet nicht ſtatt.

Weltgeſchichte in Karakterbildern. Prinz Eugen von Savoyen. Die Begründung der Großmachtſtellung Oeſterreich-Ungarns. Von Karl Ritter von Landmann. Mit 103 Abbildungen. München, Kirchheimſche Verlagsbuchhandlung 1905. 100 S. Preis gbd. M. 4.

Gegen Tolſtoi macht der Verfaſſer am Ende ſeiner Darſtellung mit Recht auf die Bedeutung der Perſönlichkeiten im Gang der Weltgeſchichte aufmerkſam, um ſeinen Helden, den Prinzen Eugen, als ein Geſchenk der Vorſehung an das Haus Habsburg zu preiſen, damit es eine weltgeſchichtliche Aufgabe im Kampfe gegen Türken und Franzoſen erfüllen könne. Hierbei wäre, zumal bei dem zweiten Titel des Buches, ein knapper ſcharfer Vergleich zwiſchen der Lage Deutſchlands und der habsburgiſch-öſterreichiſchen Macht in der Zeit nach dem 30jährigen Kriege und beim Tode des Prinzen Eugen zu ziehen geweſen. Nach dieſen Verluſten an Land, Bevölkerung, Wohlſtand, äußerer und innerer Kraft im großen Kriege für Deutſchland und das Kaiſerhaus, nach ſolchem Aufſtreben der Türkei, Frankreichs und Schwedens 40 Jahre nachher ein ſo ganz anderes Bild — Türkei, Frankreich und Schweden geſchwächt, zerſetzt und haft, das Kaiſerhaus aber neu gekräftigt und groß, die Verbindung mit den Reichsfürſten und deren tatkräftige Unterſtützung über Erwarten nachhaltig und kräftig —, dieſes Bild der unverwüſtlichen Lebenskraft Deutſchlands hätten wir gerne mehr, als mit einzelnen Strichen hier und da teilweiſe, gezeichnet geſehen. In knappem Umfange, der durch die überaus große Zahl der Bilder und der die Ueberſicht allerdings ſehr erleichternden Abſchnitte nach mehr verringert iſt, wird hier eine Zeit von 60 Jahren, von der Rettung Wiens bis zum Ende Kaiſer Karls VI., eine Zeit, reich an großen Bewegungen und Gegenbewegungen in der europäiſchen Politik, reich an gewaltigen langen Kriegen und an bedeutſam hervortretenden Perſönlichkeiten, in einfacher, allgemein verſtändlicher, gut lesbarer und gegliederter, klarer Darſtellung behandelt. Auch Handel und Induſtrie, Kunſt und Wiſſenſchaft ſind nicht vernachläſſigt (S. 28—31, 83—87). Daß die kriegeriſchen Ereigniſſe im Vordergrunde ſtehen, iſt aber hier ſelbſtverſtändlich; doch hat der Verfaſſer trotz ſeines militäriſchen Charakters in der Beurteilung und im Umfange der Darlegung der Schlachten und Kriegszüge überall verſtändig Maß zu halten gewußt. Marlborough und Wilhelm von Holland und der Markgraf Ludwig von Baden kommen weit weniger gut weg als gewöhnlich. Merkwürdigerweiſe treten aber auch die Wittelsbachiſchen Kurfürſten von Bayern und Köln ſehr zurück bei Anfang und Verlauf des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, ſo daß nicht einmal ihre Aechtung und Wiedereinſetzung und nicht einmal im Säkularjahre die Sendlinger Schlacht von dem bayeriſchen Verfaſſer erwähnt werden. Sehr vermißt man aber die ſcharfe Zeichnung der Perſönlichkeiten; nur bei Karl VI. iſt ſie eingehender gegeben. Der Prinz Eugen ſelbſt kammt in ſeinen verſchiedenen amtlichen Stellungen, ſeiner Bautuſt und ſeinem Sammeleifer zur Behandlnng. Aber auch bei ihm fehlt die geſchloſſene durchgeführte Darſtellung der Perſönlichkeit. Auch hören wir nichts über die früheren Darſtellungen ſeines Lebens oder über den Stand der Quellen zu ſeiner Schilderung aber der ſeiner Zeit. Die ganze Arbeit geht in keiner Weiſe über das allgemein Bekannte hinaus. Einzelne auffällige Ausdrücke und Wendungen und kleinere Druckfehler ſind uns auch begegnet (S. 19, 26, 36, 52, 58, 72, 75). Allen aber, die eine gute Ueberſicht über die großen Türkenkriege und den ſpaniſchen Erbfolgekrieg, über die Zeit, in welcher ſich Oeſterreich-Ungarns Großmachtſtellung

Digitized by Google

entwickelt hat, und über den Anteil, den der Prinz Eugen daran hat, haben wollen, sei dieses Buch, das auch alle leitenden Persönlichkeiten im Bilde vorführt, aufrichtig empfahlen. Dieses Buch vom Prinz Eugen, der volkstümlich wie kein Feldherr aller Zeit in das Herz des Volkes sich hineingesungen hat, gehört in alle Volks- und Schülerbibliotheken und Lesehallen.

Siegburg. Dr. Wilhelm Felten.

Geschichte, charakteristische Züge u. Sagen der deutschen Volksstämme. Nach den Quellen erzählt von Onno Klopp. Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen. 2. Aufl. Bd. 1 416 S. und VIII; Bd. 2 362 S. und VI; Bd. 3 521 S. und IV. Preis aller 3 Bände M. 7; gbd. in 2 Bde. M. 9. Osnabrück, Wehberg 1906.

Mit großer, lebhafter Freude kann man die Neuauflage dieses vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienenen und längst vergriffenen Buches begrüßen. Dieses Buch war von dem geistvollen, warm für die alte deutsche Größe glühenden Geschichtsforscher bestimmt für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Es sollte getreu nach den Quellen und in populärer, aber gebildeter Form die alten, viel verkannten Zeiten vorführen, ein richtiges Urteil über sie ermöglichen, geschichtlichen Sinn und alte Tugend und Tatkraft, nationale, sittliche und christliche Begeisterung wecken. Als das Buch zuerst erschien, bestand noch der alte deutsche Bund, „das deutsche Bund", wie John ihn nennt, und so sollte es die Gefühle und die Gedanken wecken und beleben, „deren Kräftigung erfordert wird, um eine bessere und ehrenhaftere Zukunft herbeizuführen. Des Vaterlandes Ehre und Macht und Größe fordert vor allen Dingen Bereitwilligkeit zur Hingebung an dieses eine große Ziel, und die Kräftigung dieses Gefühles und Willens in den Herzen unserer Jugend würde ich als den schönsten Lohn meiner Arbeit ansehen." Dieses eine große Ziel bleibt in allem Wechsel der Zeiten bestehen, und dieses Bestreben und dieses Buch wird also immer seine Bedeutung und Berechtigung haben. Und wie es die Jugend erfreuen und belehren und erheben wird, so wird es auch den Zweck, „die Gebildeten, die aus der Geschichte kein Studium machen können, möglichst in dieselben einzuführen," erfüllen. Dem Verfasser war es darum zu tun, hauptsächlich die sittlichen Triebfedern der Handlungen hindurchleuchten zu lassen, und um das zu können, wollte er durchaus nach den Quellen, frei von allem Schmuck und Beiwerk erzählen. Der 1. Band stellt die Zeit der Völkerwanderung dar und gibt nach einer Uebersicht über die Germania des Tacitus die Geschichten der Westgoten, Vandalen, Ostgoten, besonders des großen Ostgotenkrieges (S. 210—317) und der Langobarden. Der 2. Band behandelt die Franken und Sachsen und eingehend Karl d. Gr. (S. 159—263), Ludwig den Frommen und seine Söhne und zuletzt die Angelsachsen (S. 323—362). Ueberall ist hier im Anhange getreu die Quelle vermerkt, und man sieht allenthalben, daß ein gründlicher Kenner an der Arbeit ist, der sich nicht mit dem Landläufigen begnügt, sondern auch die Gesetze, die alte Heldensage und die Sprachdenkmäler berücksichtigt. Der 3. Band behandelt die karolingisch-sächsisch-fränkische Kaiserzeit vom Vertrage von Verdun bis zur Wahl Lothars III. einschließlich. Auch hier ist die Erzählung eine quellenmäßige, aber es sind nicht mehr zu den einzelnen Abschnitten die Quellen bezeichnet. Aber das geht auch nicht mehr, denn die ganze Darstellung ist eine andere, mehr nach Art der pragmatischen Geschichte mit bloßer Einstreuung von charakteristischen Zügen und Sagen: sie ist sehr breit und paßt nicht mehr zum allgemeinen Titel. Heinrich IV. z. B. wird auf S. 286—455 behandelt. Dabei ist beim ersten Kreuzzug bloß die Judenverfolgung, für die doch ein paar Sätze genügt hätten, berichtet, weil die Kreuzzüge nicht mehr der deutschen Geschichte allein angehörten. Von Ehebruch und Untreue ist hier vielfach die Rede, und man möchte in einem Buche für die Jugend diese Dinge lieber, so bei Lothar II. und Heinrich IV. (S. 305), ausgemerzt oder doch gekürzt sehen.

„Die Bedenken, welche den Historiker auf dem Gipfel seines Ruhmes hinderten, ein zwar nach den Quellen, aber doch populär geschriebenes Werk ohne wesentliche Durcharbeitung wieder erscheinen zu lassen," waren für den Sohn, Dr. Wiard Klopp in Wien, als Herausgeber nach dem Tode seines Vaters († 9. August 1903) nicht mehr vorhanden. Es sind nur aus den Aufzeichnungen jener Vorträge, die Onno Klopp in den siebziger und achtziger Jahren den Erzherzögen Franz Ferdinand und Otto und dem Herzog Albrecht von Württemberg gehalten hat, Partien aufgenommen, um die 1. Auflage in Uebereinstimmung zu bringen mit Onno Klopps Anschauungen in späterer Zeit.

Wir hätten aber doch für eine neue Auflage, die sicherlich bald nötig werden wird, einige Wünsche. Das Buch kann „Onno Klopps eigenstes Werk" auch dabei bleiben. Die Anlage des 1. und 2. Bandes möchten wir weiter erhalten sehen und das Buch möglichst in diesem Stile und mit bedeutenden Kürzungen im 3. Bande und auch (z. B. bei der Behandlung des Ostgotenkrieges) im 1. Bande durchgeführt haben, etwa bis Maximilian I. Die Aufgabe kann nicht allzu schwer sein, da die deutschen Geschichtsschreiber der Vorzeit in den Monumenta Germaniae historica und in guten Einzelausgaben gesammelt vorliegen. Eine verbindende Darstellung könnte die Quellenstücke ergänzen und in Beziehung zu einander setzen. Einzelzüge wie z. B. die berühmte Meerfahrt der Franken, die an das Schwarze Meer verpflanzt worden waren, die Rückkehr der Ursipeter aus Britannien, das Auftreten der friesischen Gesandten in Rom wären auch aufzunehmen im 1. und 2. Bande. Wir möchten den 1. und 2. Band in den Händen vieler jugendlichen Leser der Mittelklassen unserer höheren Schulen sehen und empfehlen diese Bände zugleich mit dem 3. warm zur Aufnahme in Volksbibliotheken und Lesehallen. Wir wünschen dem trefflichen Werke guten Erfolg und viele neue Auflagen und möchten dem Herausgeber und Verleger auch die Neuausgabe der deutschen Geschichtsbibliothek von Onno Klopp in einer neuen chronologisch geordneten Bearbeitung nahelegen.

Siegburg. Dr. Wilhelm Felten.

Weltgeschichte in Charakterbildern: Beethoven von Dr. Fritz Volbach. Mit vier Beilagen und 63 Abbildungen. München, Kirchheimsche Verlagshandlung 1905. Preis 4,50 M.

Wie der Verfasser im Vorwort betont, ist es bei der Abfassung des Buches sein Hauptzweck gewesen, das Beethovensche Kunstwerk in seiner Beziehung zur Zeit und zum Leben, sowie seine fortschrittliche Entwicklung darzustellen. Der werdende Beethoven zieht gleichsam an unserem geistigen Auge vorüber; mit immer größer

werdender Spannung folgen wir der Entwicklung, die sein Kunstwerk genommen hat, angefangen mit den Werken der Jugendzeit bis hinauf zu den Werken der höchsten Vollendung. Das dritte Kapitel des Buches ist speziell der Beethovenschen Muse gewidmet, zeigt uns den Einfluß, den Clementi, Mozart und Haydn auf unseren Meister gehabt haben und erläutert dann Beethovens selbständiges Schaffen sowie die Eigenart der Beethovenschen Kunst. Dieses Kapitel, das recht viele Notenbeispiele bringt, bietet für den Musiker wohl das meiste Interesse. Auch die Ausführungen des Verfassers über Fidelia sowie über die Stellung Beethovens zur Programm-Musik ꝛc. sind sehr belehrend.

Im übrigen erfahren wir, dem Programm des Unternehmens entsprechend, noch manches Interessierende aus der damaligen Zeit-, Kultur- und Kunstgeschichte, so u. a. in der Einleitung einen Ueberblick über die Entwicklung des Klassizismus in der Kunst, speziell in der Musik, ferner werden wir unterrichtet über die geistigen Strömungen in Bonn zur Jugendzeit Beethovens, über das geistige Leben der Wiener Gesellschaft, über die politischen Zustände der damaligen Zeit, über Beethovens Stellung zu Napoleon und zur Freiheitsbewegung, über sein Verhältnis zu Goethe u. s. f. Auch Beethovens Liebesleben behandelt der Verfasser und gewährt uns einen Einblick in des Meisters reine, tief empfindende Seele. Beethoven ist allerdings unverheiratet geblieben, weil er nie ein Weib gefunden hat, das auf die Dauer seine große Seele hätte ausfüllen können. Wie hoch und ideal er vom Weibe dachte, zeigt er auch in seiner Oper Fidelio; nur etwas „Sittliches, Erhebendes" konnte er dramatisch verwerten.

Im letzten Kapitel berührt der Verfasser Beethovens religiöses Leben, das auch den Einfluß des unvergeßlichen Regensburger Bischofs Sailer erfahren hat. Beethovens Religion und Weltanschauung war keine pantheistische, sondern eine durchaus christliche, und aus dieser Gesinnung heraus hat er die unvergängliche missa solemnis geschaffen. Beethoven starb als treuer Sohn seiner Kirche, versehen mit den hl. Sterbesakramenten.

Die Bemerkung des Verfassers (S. 97), Beethovens missa solemnis schließe sich den geltenden kirchlichen Bestimmungen strengstens an, sowie (S. 98) Liszts missa choralis strebe neue Bahnen an, ohne die objektiv kirchliche Tendenz außer acht zu lassen, wird Widerspruch finden. Im übrigen kann man aber seinen Ausführungen über Kirchenmusik beipflichten.

Das Werk ist mit großer Sachkenntnis, aber auch mit vieler Liebe geschrieben; es zeigt uns nicht nur den Künstler Beethoven, sondern auch den Menschen, diese große, tief innerlich veranlagte Natur, die schon in der Jugend soviel Bitteres erlebt, das sich im späteren Leben in hohem Maße steigerte. Aber all das Leid, das er von den Menschen erfahren mußte, wirkte nur läuternd ein auf seine große Künstlerseele; er erkannte wohl seinen eigenen künstlerischen Wert, und in diesem Bewußtsein schrieb er die prophetischen Worte: „Und ein zweites, drittes wachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte." Sein Wort ist zur Wahrheit geworden.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr vornehm, desgleichen sind die Abbildungen glücklich gewählt und wohlgelungen. Das Buch ist als genuß- und lehrreiche Lektüre für die wirklich gebildeten Kreise zu empfehlen.

Bonn. C. Willberger.

Geschichte des deutschen Romans von Dr. Hellmuth Mielke. Sammlung Göschen. Leipzig 1904. Göschensche Verlagshandlung. S. 140. Preis geb. 80 Pfg.

Der Verfasser beginnt seine Geschichte des deutschen Romans mit dem höfischen Epos, in dem er, wie viele andere, den eigentlichen Anfang des deutschen Romans erblickt und führt dann die Entwicklung des Romans bis in unsere Tage fort. Meines Erachtens ist es ein sehr gewagtes Unternehmen, in so außerordentlich knappem Rahmen eine derartige Aufgabe lösen zu wollen. Daß der Verfasser dadurch gezwungen war, über viele Schriftsteller Urteile ohne nähere Begründung abzugeben, ist selbstverständlich, aber dadurch ist sein Büchlein nicht etwa eine Einführung für Neulinge auf dem Gebiete der Geschichte des Romans geworden, sondern ein Handbüchlein für solche, die bereits einige Kenntnisse auf diesem Gebiete besitzen. Während daher für erstere das Büchlein weniger empfohlen werden kann, wird es für solche, die in der Geschichte des Romans schon einigermaßen bewandert sind und ein eigenes Urteil haben, eine sehr willkommene Gabe zum raschen Nachschlagen und zur schnellen Orientierung sein. Man muß dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er im großen und ganzen sein Gebiet durchaus beherrscht, es selbständig verarbeitet und klar die Zusammenhänge aufdeckt und die einzelnen Perioden, wenn auch knapp, so doch scharf charakterisiert. Leider scheint er auch nach dem Grundsatze zu handeln: „catholica non leguntur"; denn von Autoren, die, auf der kath. Weltanschauung stehend, ihre Romane schrieben, werden aus der nachromantischen Zeit nur Hahn-Hahn, Hansjakob, Marriot und Trautmann namhaft gemacht. Daß die Hahn-Hahn seit 1848 als Klosterfrau lebte (S. 133), ist mir neu. Das Urteil, „daß sie eine Schriftstellerin von ganz außerordentlicher Begabung gewesen, deren feine geistige Zeichnung in der Kunst des aristokratischen Figurenporträts fast unerreichbar geblieben ist," wird auch manche kath. Kritiker überraschen. Mit vollem Recht macht der Verfasser auf die große Bedeutung aufmerksam, welche die Romantik für die Entwicklung des Romans bis in die Gegenwart hinein besitzt. Eichendorff, Brentano und Stifter sind zwar etwas kurz, aber treffend gewürdigt. Das Büchlein kann Literaturfreunden, wenn sie zugleich einigermaßen Literaturkenner sind, sehr empfohlen werden.

Bonn. Hermann Herz.

Eduard Mörikes Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. Band I Gedichte. Gebd. 1,25 Mk., gebd. in Geschenkband 1,60 Mk. Band II Novellen und Märchen. Gebd. 1,50 Mk., gebd. in Geschenkband 2 Mk. Bd. I 218 S. Bd. II 308 S. Münster, Aschendorff.

Walther Eggert-Windegg ist wie sein Vater, der Sänger des „Bauernjörg", ein gründlicher Mörikekenner und hat sich als solcher besonders durch sein Werk „Eduard Mörike — Sein Leben und Werk" (Kielmann, Stuttgart) bewährt. Es ist daher freudigst zu begrüßen, daß er im Aschendorffschen Verlage eine schön ausgestattete zweibändige Mörikeausgabe erscheinen ließ. Die Gedichte sind mit gutem Verständnis ausgewählt, die Bemerkungen, Wort- und Sacherklärungen kurz, treffend und interessant (der Bemerkung, daß Schön Rohtraut das im Volke bekannteste Gedicht Mörikes sei, möchte ich allerdings widersprechen; ich halte „Das verlassene Mägdlein" dafür). Den Gedichten ist auch die

in Hexametern gedichtete „Idylle vom Bodensee" beigefügt, die ich indes nicht so hoch einzuschätzen vermag wie der Herausgeber, trotzdem ich mich immer wieder an der ergötzlichen Schilderung erfreue. Band II enthält die Novellen: „Mozart auf der Reise nach Prag", „Luzie Gelmeroth", „Der Schatz" sowie die Märchen: „Die Hand der Jezerte", „Der Bauer und sein Sohn", „Das Stuttgarter Hutzelmännlein". Meine Meinung geht dahin, daß, wenn unsere gebildeten Kreise, vor allem auch unsere Primaner, Mörike in der vorliegenden Ausgabe fleißig lesen, sie Mörike hinreichend kennen und genießen lernen. Möchte diese Ausgabe aber auch wirklich recht weite Verbreitung finden. Wer Mörike lieb hat, wird nicht durch eine übermäßige Lektüre „der Modernen" blasiert werden.

Bonn. Hermann Herz.

Heinrich Heine. Dichtungen für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lahr. Köln, J. P. Bachem. S. 233. Preis geb. 3 M.

Als der Verlag von J. P. Bachem im Jahre, in dem der Todestag Heines zum fünfzigsten Male wiederkehrte, den bekannten katholischen Kritiker Dr. A. Lahr zur Herausgabe einer Auswahl von Heines Dichtungen veranlaßte, ging er offenbar von der richtigen Ansicht aus, daß die Tyrannei der Mode so stark sei, daß auch viele katholische Familien Heines Werke in einer Gesamtausgabe in ihre Bibliothek stellen würden, wenn man ihnen wenigstens nicht eine Auswahl der einwandfreien Poesien des Dichters bieten würde. Mit vielem literarischem und künstlerischem Verständnis hat nun Lahr aus Heines Gedichten die besten Stücke ausgewählt und sie in einem stattlichen Bande gesammelt, der „auch der Frau, dem reiferen Sohne, der erwachsenen Tochter" in die Hand gegeben werden kann. Eine gute biographische Einführung charakterisiert scharf und treffend Heines Charakter, seine Stellung zur katholischen Religion und weist dem Dichter den rechten Platz in der Geschichte der deutschen Literatur an. Die Ausstattung des Buches seitens des Verlages ist eine durchaus vornehme. Wenn man in christlichen Familien, in protestantischen wie katholischen, Heine kennen lernen und ihn den oben bezeichneten Lesern in die Hand geben will, dem wüßten wir keine bessere Ausgabe als diese im Bachemschen Verlage erschienene.

Bonn. Hermann Herz.

Die Aehren der Ruth. Ein geistliches Festspiel mit Chören nach Calderon von Richard von Kralik. Mit einer Noten-Beilage. Münster in Westf., Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. S. 65.

Kralik, der als Dichter und vielseitiger Gelehrter einen europäischen Weltruf genießt, gehört zu den bedeutendsten katholischen Schriftstellern. Seine philosophischen Schriften sind Muster fesselnder, poetisch kunstvoller und tief gelehrter Form. Die größte Tätigkeit entfaltet er aber auf dem Gebiete der Dramatik. Sein Streben ist ein überaus ideales, indem er durch Erneuerung alter Literaturdenkmale auf Vereinheitlichung unserer zerfahrenen Kulturzustände hinzuwirken sucht. Sein Ziel ist eine große nationale und religiöse, positive, katholische Kunst, die auf gläubiger Weltanschauung beruht, so wie es außer in der antiken Kultur, im Mittelalter, auch noch in der Renaissance und zu Calderons Zeiten war. Dieses Ideal hält er für erreichbar besonders durch Errichtung national-religiöser Volksbühnen und Aufführung von religiösen, nationalen und patriotischen Festspielen. Ein Muster eines religiösen Dramatikers ist ihm Calderon, der dem christlichen Volke die Ideen des Christentums in dramatischer Form geboten hat. In demselben Geiste hat Kralik bereits eine Reihe von Bühnenstücken verfaßt. Das vorliegende Festspiel „Die Aehren der Ruth", in welchem der Dichter ein Auto Calderons bearbeitet hat, ist zur Aufführung in Vereinen und Pensionaten recht geeignet. Die aus dem Buch Ruth bekannte Handlung ist durch symbolische Gestalten belebt; die Chöre, für die eine einfache Musik gesetzt ist, erhöhen die Feststimmung. Die Sprache ist edel, klar und schön. Der Autor selber hat in verschiedenen Zeitschriften (z. B. in der „Warte" 1905, S. 27) seine Ansichten und Erfahrungen über die Möglichkeit der Errichtung religiöser und nationaler Festbühnen und den Erfolg seiner bisherigen Bemühungen dargelegt.

Hannover. B. Stein.

Volksbücherei Styria, Graz: Arme Menschen. Drei Zeitbilder von W. Okonski. Deutsch von Theo Kroczek. Gbd. in Lwd. 90 Pfg.

Die kurzen Geschichten spielen sämtlich auf russischem Boden, nahe der deutschen Grenze, und ihr Hauptreiz liegt wohl in der anschaulichen und getreuen Schilderung der Eigenart von Land und Leuten, wie in der Verwicklung der Geschehnisse, die sich durch den Grenzverkehr ergibt. Jede erzählt die traurige und doch so alltägliche Wahrheit von dem starken und ehrlichen, aber erfolglosen Ringen braver Menschen um das tägliche Brot. Am ergreifendsten ist wohl die zweite Erzählung von der jungen Judensau Chawa Rubin. Sie berichtet mit schlichter Unmittelbarkeit, mit einer fast grausamen Selbstverständlichkeit, wie das arme Weib Tag um Tag in Wind und Wetter von Ort zu Ort rennt, um in mühseligem Hausierhandel die 25 polnischen Groschen zu verdienen, womit sie ihren schwindsüchtigen Mann und vier kleine Kinder erhält. Und schließlich, als ihr eine bescheidene Glückszeit anzubrechen scheint, muß sie eines grausamen Todes sterben, getroffen von Mörderhand.

Ein ähnliches Geschick ereilt den Helden der ersten Erzählung: „Von der Grenze", den Kleinrussen Damian Capenka, der sich inmitten der ihm feindlichen Grenzbevölkerung ein Weib und ein Heim zu erringen sucht, am Vorabend der Hochzeit aber der Tücke eines Nebenbuhlers zum Opfer fällt.

Anziehender noch als der des „Mataras" (Kleinrussen) ist der Charakter des deutschen Maurers Karl Krug in der Schutzgeschichte geschildert. Dieser Mann hat eine wahre Hiobsnatur, und es empört das Gerechtigkeitsgefühl des teilnehmenden Lesers, daß auch er so elend durch menschliche Bosheit zugrunde gehen muß.

Die Handlung in den drei Geschichten ist gut erfunden, die Charakterzeichnung tadellos. Aber der Stil ist hin und wieder nachlässig, Wichtiges und Unwichtiges als gleichwertig kunterbunt durcheinandergeworfen. Doch erfreut auch zuweilen ein rauher Humor den Leser, und tief ergreifend wirkt der herbe Ton der Selbstverständlichkeit, worin von des Lebens Mühsal und Not erzählt wird.

Die Okanskischen Erzählungen werden wohl vom gebildeten Lesepublikum, auch der reiferen Jugend, am meisten gewürdigt werden. Ob sie sich ihres Milieus und ihrer Helden ungeachtet für die eigentlichen Volksbibliotheken eignen, muß dahingestellt bleiben. Oder sollte nicht zu befürchten sein, daß derartige Darbietungen mit ihrer krassen Realistik, ohne jede erhebende und versöhnliche Idee eher entmutigend und aufreizend als erhebend und veredelnd auf unser Volk wirken?

Diese Befürchtung erscheint auch beim zweiten Bändchen: Novellen von M. Gorkim (gbd. in Lwd.

90 Pfg.) nicht ungerechtfertigt, obschon es unzweifelhaft ein Verdienst der Verlagshandlung ist, weitere deutsche Leserkreise mit diesem hochinteressanten „Modernen" bekannt zu machen. Freilich gibt das Büchlein, wie das Vorwort sagt, „nur eine Auslese unter den weniger unerfreulichen Novellen dieses für seine Zeit und sein Volk charakteristischen Schriftstellers".

Durch die meisten der neuen Erzählungen und Allegorien geht ein tief schwermütiger, hoffnungsloser Zug. Sie sind ja auch aus dem Leben der modernen Parias entnommen, mit denen der Dichter in den Jahren der eigenen Not auf der Landstraße zusammentraf. Dieser ungeheure Druck einer vielfach selbst verschuldeten Not wirkt um so unerträglicher, als das arme Volk das Mittel nicht kennt, das düstere Leid zu verklären: den lebendigen Glauben an eine allgütige Vorsehung. Auch der Dichter kennt ihn nicht · mit ein paar schönklingenden Phrasen speist er den Leser ab. (Vgl. das Lied vom Falken, Schlußsätze.) Nur hin und wieder erfreuen uns einige verklärende Züge im düsteren Charakterbild seiner Helden. So in der ersten Erzählung, in der Zeichnung der Schustersfrau Orlawa, die sich mit Gewalt zu einem menschenwürdigen Leben emporringt, in der Freundestreue in der Geschichte „Die Spielkameraden".

Die geheimnisvolle Erzählung „Der Leser" — eigentlich eine Abhandlung — wendet sich in erster Linie an die Schriftsteller; aber auch jeder andere kann manch beherzigenswertes Wort daraus entnehmen; denn der Grundgedanke des Essays gipfelt in der Frage: „Kannst du die Menschen lieben? — Denn nur so kannst du sie glücklich machen."

Aus den Allegorien: „Der zerklüftete Felsen", „Das Lied vom Sturmvogel", „Das Lied vom Falken" klingt die zornbebende Stimme des nachmaligen Revolutionärs Maxim Gorki deutlich heraus. Der „Jahrmarkt in Saltwa" ist eine frische Schilderung bäuerlichen Treibens ohne besonderen literarischen Wert. Für Jugendbibliotheken sind die „Novellen" wegen der ersten Geschichte weniger geeignet.

Die oben erwähnten Einschränkungen brauchen beim dritten Bändchen: „Die Kosaken" von Graf Leo Talstoi (gbd. in Lwd. M. 1,10) nicht gemacht zu werden. Diese Novelle gehört, wie der Herausgeber in dem lesenswerten Vorworte sagt, zu der Gruppe von Erzählungen des großen Russen, die hauptsächlich um des rein poetischen, weniger um des erzieherischen Zweckes willen geschrieben sind. Die manchmal ungeklärten religiösen Anschauungen des edlen Menschenfreundes Tolstoi kommen in dieser Novelle, einer Jugendarbeit, noch nicht zum Ausdruck.

Die Fabel ist sehr einfach: Olenin, ein junger Edelmann aus den Kreisen der Moskauer Lebewelt, der nicht „Familie, nicht Vaterland, nicht Glauben, nicht Mangel hatte", für den es keine Wahrheit und keine Autorität gibt, der nur an sich selbst glaubt und sich selbst liebt, will ein neues Leben anfangen. Es erwacht in ihm „der Impuls der Jugend", der leidenschaftliche Drang, etwas zu leisten, zu schaffen, „die Welt nach seinem Willen umzugestalten". Er kehrt Moskau und der „Gesellschaft" den Rücken, um sein Glück bei dem schlichten Naturvolk der Kosaken in den Bergschluchten des Kaukasus zu suchen. Er glaubt, Freundschaft und Liebe zu finden und sieht sich schmählich getäuscht. Diese Menschen lieben nur sich selbst. Da zieht er traurig davon. „Keiner blickte dem Abreisenden nach."

Der Hauptwert der Novelle besteht in der Milieuschilderung und Charakterzeichnung. Olenins Aufenthalt als Offizier auf einer Kosakenstation am Terek gibt dem Dichter den Stoff zu einer Fülle von Bildern aus Urwald und Steppe, die alle die Meisterhand verraten in den großen, kräftigen Zügen, in den vollen, lebenswahren Farben, womit sie gemalt sind, zu beweglen Schilderungen aus dem Kampfesleben zwischen Kosaken und Tatarenvölkern. Eine ganze Reihe interessanter, liebevoll gezeichneter Charaktertöpfe zieht an uns vorüber. Da ist außer dem schwärmerischen, aber haltlosen Helden selber sein halbzivilisierter Bursche Wanja, der tapfere Kosake Lukascha, der gewaltige Urwaldjäger Jeraschka, der listige Fähnrich Ilja Wassiljewitsch, seine streitbare Frau Ulitka und ihre seltsame, glutäugige Tochter Marianka mit dem falschen Sinn.

Talstois „Kosaken" werden eine Zierde jeder Bibliothek bilden und können auch der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden.

Aachen. Fabri de Fabris.

Vermischtes.

Die Vorstände der Borromäusvereine, welche die diesjährige **Katholikenversammlung** in **Essen** besuchen, machen wir auf die Versammlung der **Borromäusvereinsvorstände** am **Montag** den 20. August, **nachmittags 2½ Uhr,** im **Hotel Hansa** (am Steelertor) aufmerksam. In einem Vortrag wird hauptsächlich die Frage erörtert werden: **Wie bauen wir den Borromäusverein in Stadt und Land zeitgemäß aus?** Eine daran anschließende Diskussion soll dem gegenseitigen Austausch der Erfahrungen dienen, welche die einzelnen Vereinsvorstände in der Leitung des Vereins gemacht haben. Es würde von der Zentralstelle des Vereins mit lebhafter Freude begrüßt werden, wenn recht viele Vereinsvorstände aus **allen deutschen Gauen** sich zu der Versammlung einfänden. Es ist den einzelnen Vereinsvorständen durchaus nicht verwehrt, **Gäste,** welche sich für unsere Bestrebung interessieren, in die Versammlung mitzubringen.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20 % Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Meschler, Moritz, S. J., Das Leben unseres Herrn Jesu Christi, des Sohnes Gottes, in Betrachtungen. Sechste Auflage. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu. Zwei Bände. 8° (XXXII u. 1240) M. 7.50; geb. in Halbfranz M. 11.—.

SEP 27 1906
PRINCETON, N. J.

3. Jahrgang. Nr. 12. September 1906.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von ca. 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Volksbildung, Volkslektüre, Volksschullehrer. Von Josef Anz. — Felix Nabor. Von B. Stein. — Wissenswertes über Katholische Volksbibliotheken. (Schluß). Von H. Singer. — Der Borromäusverein auf dem Katholikentage in Essen. Von Hermann Herz. — Rezensionen — Inhalts-Verzeichnis.

An unsere Leser.

Unseren verehrlichen Lesern und Abonnenten teilen wir mit, daß die **Borromäus-Blätter** mit dem ersten Hefte des vierten Jahrgangs unter dem Titel:

„Die Bücherwelt"

erscheinen werden. Die **Titeländerung** bedeutet aber **keineswegs eine Programmänderung**. Auch bleibt der **Abonnementspreis der gleiche**, nämlich

zwei Mark pro Jahr.

Für den kommenden Jahrgang ist bereits eine Reihe sehr interessanter Referate und literarischer Aufsätze seitens bewährter Mitarbeiter in sichere Aussicht gestellt. Wir glauben deswegen damit rechnen zu dürfen, daß unsere bisherigen Abonnenten und Leser uns nicht nur selber treu bleiben und **rechtzeitig auf den neuen Jahrgang abonnieren**, sondern daß sie sich auch eifrigst bemühen, uns eine stattliche Anzahl neuer Abonnenten und Leser zuzuführen.

Jeder neue Leser unserer Zeitschrift wird, so darf aus guten Gründen angenommen werden, ein neuer, erfahrener Vorkämpfer für die Förderung und Verbreitung guter, gediegener Literatur in den weitesten Kreisen unseres deutschen Volksstammes werden.

Wir ersuchen freundlichst, uns frühzeitig über etwa gewünschte **Probenummern** in Kenntnis zu setzen, damit um dahingehende Wünsche reichlich befriedigen zu können, von der ersten Nummer des neuen Jahrganges eine ausreichend hohe Auflage hergestellt werden kann.

Die Redaktion der Borromäus-Blätter.

Digitized by Google

Volksbildung, Volkslektüre, Volksschullehrer.

Von Josef Anz-Wittlich.

Ueber die Berechtigung der Volksbildungsbestrebungen braucht man heutzutage nicht mehr viele Worte zu verlieren. *Die Zustände der Gegenwart haben sie geboren, und darum sind sie zeitgemäß.* Das nachhaltige Streben der unteren Klassen nach Verbesserung der gesamten Lebenshaltung i. a., nach Erweiterung der Bildung i. b.; die Einschränkung der Arbeitszeit; die täglichen Resultate der Prüfungen, die alljährlich in vielen Fortbildungsschulen und auch beim Militär nach der Rekruteneinstellung vorgenommen werden; die ständig sich mehrenden Klagen über die Verrohung der Jugend; der Umstand, daß die schulentlassene Jugend gerade im bildungsfähigsten Alter vielfach ohne jegliche erzieherische Einwirkung heranwächst; der zahlenmäßig nachgewiesene Zusammenhang zwischen Unbildung und Verbrechertum: alles das sind Tatsachen, die eine sehr deutliche Sprache reden, einmal für die Notwendigkeit einer erweiterten Volksbildung überhaupt und zum anderen für die Bedeutung der Jugendfürsorge im besonderen. — *Die Zustände der Gegenwart heischen auch die Teilnahme der Lehrerschaft an diesen Bestrebungen.* Es kann nicht geleugnet werden, daß ein verhältnismäßig großer Teil der Lehrerschaft den Drang in sich fühlt, über die engen Grenzen der Schule hinaus mitten im Volke zu wirken: viele unserer Berufsgenossen wollen nicht nur Volksschullehrer und Jugenderzieher, sie wollen Volkslehrer, Volkserzieher werden. Ein Streben, das sich so leicht erklären läßt. Die Volksschullehrer rekrutieren sich ja hauptsächlich aus jenen Schichten der Bevölkerung, denen die Volksbildungsbestrebungen zugute kommen wollen. Und so stehen sie in der Mitte zwischen den Männern der Wissenschaft und den empfängtichen Volksgenossen, so sind sie schon nach ihrer Herkunft die berufenen Mittler zwischen den Bildungsgütern und deren Mehrern einerseits, der bildungshungerigen Menge anderseits. Aber auch der Beruf des Volksschullehrers erzeugt ein solches Streben. Wie oft hört man unter Lehrern die Klage, daß namentlich bei der männlichen schulentlassenen Jugend durch die allzu große Freiheit der Flegeljahre die Erfolge der Schularbeit fast völlig vernichtet werden! Solche Stimmungen aber sind der Boden, aus dem der Entschluß erwächst, auch auf die der Schule entlassene Jugend erzieherisch einzuwirken. — Von hervorragenden Autoritäten auf diesem Gebiete wird die Berechtigung und der Wert dieses Strebens anerkannt. So äußert sich Theobald Ziegler in seiner „Allgemeinen Pädagogik" über diese Frage dahin, daß die in der Universitätsausdehnung begriffene Ergänzung und Erweiterung, Erhöhung und Vertiefung der Schulbildung gut tut, einen Umweg über die Volksschullehrer zu nehmen: denn „sie sind das geeignete Organ, nicht nur in der Schule, sondern auch in Kursen für die halbwüchsige Jugend oder für erwachsene Arbeiter weiterzugeben, was sie in Hochschulkursen an höheren Kenntnissen und reicherer Bildung empfangen haben; sie können das wohl auch in der Regel besser als Universitätsprofessoren oder gar als Studenten".

Ueber die *Ziele*, denen wir uns mit unseren Bestrebungen nähern wollen, ist man sich allgemein klar: Wir wollen dem in unserem Volke erwachenden Verlangen nach Erhöhung seiner Bildung entgegenkommen; wir wollen ihm die erstrebte Teilnahme an den geistigen Gütern der Nation, die ja zugleich soziale Bindegewalten sind, ermöglichen; Mittler wollen wir sein zwischen dem Geisteserbe unseres Volkes und denjenigen, die es erwerbend besitzen wollen. Insbesondere wollen wir uns der schulentlassenen Jugend annehmen und dadurch die Erfolge der Erziehungs- und Unterrichtsarbeit der Schule sichern; wir wollen praktische Jugendfürsorge treiben.

Aber die *Mittel und Wege* zur Erreichung solcher Ziele? Wir brauchen keine neuen zu schaffen, wir brauchen die vorhandenen bloß zu benutzen. Fortbildungsschule, Vereine, Lesehalle, Volksbibliothek — sollte sich wohl in Deutschland ein Dorf finden lassen, wo nicht eines von diesen Dingen besteht und dem Lehrer die Gelegenheit bietet, als Fortbildungsschullehrer, als Redner, als Vorleser, als literarischer Ratgeber im Dienste der Volksbildung zu wirken? — Das wichtigste Mittel der Volksbildung ist unstreitig die *Lektüre*. Ihr Einfluß ist durch die heutige Volksschule, die jedes Kind des Volkes lesen lehrt und durch die Verbilligung des Buches, die jedermann die Anschaffung wertvoller Schriften ermöglicht, ein übermächtiger geworden. Wir müssen diese Macht für unsere Zwecke mobil machen. Die Verbreitung guter Schriften muß uns Herzenssache werden. Wo immer es nur möglich ist, gewinnen wir den *Buchhändler*, daß er gute und billige Schriften, wie sie uns heute in so reicher Fülle in den Sammlungen „Wiesbadener Volksbücher" (in vorsichtiger Auswahl. Die Redaktion), „Münchener Volksschriften", „Münchener Jugendschriften" (beide, nebst der Sammlung „Glaube und Wissen" im Münchener Volksschriften-Verlag erschienen), „Aus Vergangenheit und Gegenwart" (bei Buzon und Bercker, Kevelaer), „Volksbücherei" der Styria, „Max Hesses Volksbücherei" (in vorsichtiger Auswahl. Die Redaktion) und auch in den Bibliotheken von Reclam, Meyer und Hendel zu Gebote stehen, zum Verkauf vorrätig hält. Es gehört auch zur praktischen Ausrüstung fürs Leben,

daß wir unseren alljährlich zu entlassenden Schülern mitteilen, wo und wie sie ihr Lesebedürfnis befriedigen können. Jeder unserer 13- und 14jährigen Schüler muß wissen, welche Werke unserer Dichter für ihn später lesenswert sind, und daß er sie in jeder Buchhandlung für 10, 20, 30 Pfg. erwerben kann. Der Brauch der „Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung", den Volksschülern bei ihrer Entlassung Verzeichnisse der für sie wertvollen Nummern aus Reclam, Meyer und Hendel in die Hand zu geben, scheint mir in dieser Beziehung vorbildlich zu sein, und auch auf katholischer Seite sind die Vorbereitungen zur Herstellung einer Bücherliste im Gange, die die für die schulentlassene Jugend und den Mann aus dem Volke wertvollen Nummern der sämtlichen billigen Sammlungen enthalten soll.

Wer ins Leben hinaustritt, der muß auch etwas von Bibliotheken und Lesehallen wissen. Es darf ihm nicht fremd sein, daß diese Einrichtungen sehr wichtige Bildungsmittel sind, daß sie, in vielen Städten vorhanden, für jedermann zugänglich sind, daß insbesondere die Volkslesehallen für den Lehrling, den Gesellen, den Arbeiter eine vorzügliche Gelegenheit sind, seine freie Zeit, sofern er sie nicht zu Spaziergängen und körperlichem Spiel verwenden will, wahrhaft nutzbringend und angenehm zu benutzen. Wo ein Borromäusverein besteht, da sollte es der Lehrer nicht versäumen, im Leseunterricht der oberen Klassen gelegentlich auf die Ziele, die Vorteile, die große Bedeutung dieses Vereins hinzuweisen, den Kindern die für sie nützlichen und interessanten Bücher anzugeben.

Mancher wird kopfschüttelnd fragen, woher man die Zeit zu solchen Dingen nimmt, die doch gar nicht im Lehrplan stehen. Was die Zeit anbelangt, so wird man hie und da ein Viertelstündchen zu solch wichtigen, dem Leben unmittelbar zugute kommenden Dingen sehr wohl herausschlagen können, wenn man nicht allzuviel Zeit auf rein formalistische, grammatische, orthographische, kalligraphische Uebungen verwendet. Wir müssen uns mehr als bisher darauf besinnen, daß die Schule, wenn sie dem Leben dienen und die Anerkennung des Volkes erlangen will, Sachen, nicht Formen zu geben hat, die Formen nur, soweit sie zur Aufnahme der Sache dienen. Wir lernen das Lesen, um etwas zu lesen, um einen Inhalt, eine Sache aufzunehmen. Es gehört zur Sache des Leseunterrichtes, des Unterrichtes im Deutschen überhaupt, daß er in die Literatur einführt, soweit sie dem Volke zugänglich ist. Das ist eine seiner wichtigsten Aufgaben, auch für die Volksschule. Und so steht es auch nicht im geringsten mit dem Lehrplan im Widerspruch, wenn an geeigneter Stelle die nötigen Bemerkungen über die wichtigsten, dem Volke zugänglichen Werke unserer Klassiker, über gute erzählende Prosa, über die großen Sammlungen billiger Bücher, über die zu einer Hausbücherei gehörenden belehrenden Schriften, über die Anlage der Hausbücherei überhaupt, über Volksbibliotheken und Volkslesehallen gemacht werden.

Alles das ist aber nur dann von Wert, wenn die Schüler angeleitet sind, in der richtigen Weise zu lesen. Wie sieht's aber damit in Wirklichkeit aus? Aus dem Umstande, daß die höheren Töchter mit Vorliebe die Berlepschsche Romanbibliothek verschlingen, daß noch Sekundaner auf May und Pajeken losstürzen, zieht man den Schluß, daß der deutsche Unterricht für die Geschmacksbildung soviel wie nichts getan hat. Man erklärt sich diese Tatsache daraus, daß wir, wie schon gesagt, Lesen und Schreiben als Selbstzweck auffassen, nicht aber als das, was sie sind, „mechanische und formale Mittel, die nur Wert haben, wenn man etwas und je nachdem man etwas liest oder schreibt", und daß wir demgemäß zuviel Zeit mit „nichtswürdigen orthographischen Subtilitäten und Fallen" vergeuden, zu großes Gewicht auf die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten legen. Und dann finden sich leider immer noch in unseren Schüler- und Volksbüchereien Berge wertloser Tendenzliteratur, deren massenhafte Verschlingung die Bildung eines guten Geschmackes unmöglich macht und auch die Wirkung der guten Stücke des Lesebuches völlig aufhebt. Was soll man da tun? Es gilt, die Schüler- und Volksbüchereien zu säubern von aller wertlosen Tendenzliteratur, es gilt, durch eine pädagogisch geleitete, literarisch wertvolle Lektüre im Schüler die unerläßliche Voraussetzung zur Bildung eines guten Geschmackes zu schaffen, im Schüler ein Gefühl zu wecken und zu stärken, das sich gegen alle Afterdichtung ablehnend verhält. Es gilt ferner, sowohl im Hinblick auf die Forderung des praktischen Lebens als auch mit Rücksicht auf die beispiellose Verbilligung guter Literatur in unserer Zeit, zum Lesen von ganzen Büchern, nicht bloß von Bruchstücken, anzuleiten. Warum sollten wir nicht auch in einer guten Oberklasse eine größere Erzählung, etwa Stifters „Granit", lesen können? Der Kostenaufwand von zehn Reichspfennigen wird doch bei den meisten Kindern nicht allzu große Schwierigkeiten machen, und die Freude, nach den zum Ueberdruß bekannten Stücken des Lesebuches etwas Neues zu lesen, wird der ganzen Sache bei den Kindern den Reiz eines interessanten Erlebnisses geben. Freilich kommt es ganz besonders darauf an, wie eine solche Erzählung gelesen wird. Die Lektüre muß den Lesern ein Erlebnis werden. Das Buch muß dem Leser, wie ja überhaupt alle Kunst Lebensdeutung ist, der Ausdruck eigenen Erlebens werden. Es muß ihn erinnern an das, was er bereits erlebt, gesehen, gehört hat. Die Oertlich-

leiten der Heimat, die Ereigniſſe des Dorfes oder der Stadt, die Menſchen ſeines Umganges müſſen im Geiſte des Schülers lebendig werden. Indem er mit ihrer Hilfe den Worten des Erzählers Leben verleiht, wird er des Genuſſes gewahr und froh, der in ſolch phantaſiemäßigem Nachſchaffen ſeine Quelle hat. Wenn ſa ein Junge in Stifters „Granit“ von dem luſtigen Pechhändler Andreas hört, dann veranlaſſen wir ihn, an die Wagenſchmierehändler zu denken, die durchs heimatliche Dorf zogen, ihren bekannten, die ganze Dorfjugend elektriſierenden Ruf erſchallen ließen, auf dem Marktplatz hielten und die glänzend ſchwarze, ſteife Flüſſigkeit verkauften. Und welcher Junge, der das Glück hat, einen guten Großvater zu beſitzen, wird ſich der in dieſem Verkehr beruhenden Poeſie nicht mit doppelter Freude bewußt, wenn er in derſelben Erzählung von dem Großvater hört, der ſeinem Enkel aus allen Nöten hilft, ihn vor der Strafe der Eltern ſchützt, ſchöne Wanderungen mit ihm unternimmt und ſo hübſch von vergangenen Zeiten und fremden Ländern zu erzählen weiß! — Eine Puppenſpielertruppe iſt ins Dorf gekommen, und ihre geheimnisvolle Kunſt wirkt mit Zaubermacht auf die Gemüter der Kinder. Jetzt leſe ich „Poie Poppenſpäier“ vor, und dann entfliehen mir die jungen Geiſter aus den engen Mauern des Schulzimmers. Alle ſind ſie im Theaterſaale, hinter den Kuliſſen, ſie beſchauen ſich den Kaſperle und ſtaunen über dieſen kunſtreichen Prachtkerl; ſie ſind im Schloßhof der Burg des Pfalzgrafen Siegfried und ſchauen gerührt zu, wie Genovefa von ihrem „herzallerliebſten Siegfried“ kummervollen Abſchied nimmt; ſie erleben alle die freudige Aufregung wieder, die das Erſcheinen von Keſſelflickern, Scherenſchleifern, Karuſſellbeſitzern, Lumpenhändlern, Tierbändigern und ſonſtigem fahrendem Volke hervorruft. So wirkt die Lektüre mit der Macht eines Erlebniſſes auf die Seele des Leſers, und es mag ihm eine leiſe Ahnung von dem Weſen der Kunſt aufgehen, er mag fühlen, daß in einem ſolchen Buche die Perſönlichkeit des Erzählers in farbvollendeter, eigenartiger Weiſe wiedergibt, ausdrückt, was ſie an ſtarken Eindrücken durch das Leben empfangen hat. Auf dieſe Weiſe muß auch die Privatlektüre, die „freie Lektüre“, vorbereitet werden, über deren Notwendigkeit und Geſtaltung auch in der Volksſchule Schulinſpektor Kuypers, der Leiter des Düſſeldorfer Fortbildungsſchulweſens, in einem mir während der Niederſchrift dieſer Zeilen zugehenden Aufſatze „Aus der Fortbildungsſchule geplaudert“ ſehr anregende Bemerkungen macht. Die zu leſenden Bücher müſſen mit dem Leben und der Eigenart des Leſers im richtigen Verhältnis ſtehen. Dem fleißigen Taubenzüchler gebe ich „Valentin der Nagler“ von Hansjakob. Hat ein Junge ſich im Walde durch Kuckucksruf und jagende Schmetterlinge in die Irre führen laſſen — wem fällte das nicht ſchon begegnet ſein? — bekommt er „Ludwig, der kleine Auswanderer“ von Chriſtoph von Schmid. Erwacht in der heranwachſenden Jugend der „Trieb in die Ferne“, ſo ſind Conſciences „Der Löwe von Flandern“, Wiſemans „Fabiola“, Wallaces „Ben Hur“, Spillmanns „Lucius Flavus“, auch „Robinſon“ und ein paar gute Lederſtrumpfgeſchichten die rechte Lektüre. — Nebenbei bemerkt, würde ich als Bibliothekar einer Volksbücherei ähnlich verfahren. Einem Manne, der ſich vielleicht einmal zu ſeinem großen Leidweſen mit ſeinem Bruder wegen einer nichtigen Urſache entzweit hat, gäbe ich Storms Novelle „Die Söhne des Senators“. Die Mutter, die ihren Sohn mit ſchwerem Herzen zu den Soldaten ſchicken mußte, das Mädchen, das zum erſten Male einen Liebesbrief ſchrieb, und dem dieſes Unternehmen in ſeiner ganzen ſüßen Schwierigkeit in friſcher Erinnerung iſt: ſie bekämen Conſciences ſchöne Erzählung „Der Rekrut“. Raabes „Hungerpaſtor“ wäre für reifere Leſer, die vielleicht nur unter großen Entbehrungen ihren geiſtigen Hunger befriedigen konnten, oder die in ihrer Umgebung Leute wie den philoſophiſchen Schuſter Anton Unwirſch oder wie den urgeſungenen Niklas Grünebaum finden können. Hansjakobs Prachtgeſtalten ſind eine gute Lektüre für jeden, der Blick und Verſtändnis für die Eigenart origineller Menſchen hat.

So kann der Lehrer ſchon in der Volksſchule viel zur Hebung der Volksbildung und Volkslektüre tun: dadurch, daß er literariſch wertvolle Schriften mit ſeinen Schülern lieſt, daß er dieſe gut, richtig leſen lehrt, ſchafft er wichtige Grundlagen zur Bildung eines guten Geſchmackes; indem er Belehrungen über das Bücherkaufen, über die Anlage einer Hausbücherei, über Volksbibliotheken und Leſehallen gibt, vermittelt er die auch für den Arbeiter, Handwerker, den Kleinbauer notwendige Einführung in die Literatur.

Aber auch außerhalb der Schule haben wir Lehrer reichlich Gelegenheit, im Dienſte der Volksbildung zu wirken. In Jünglings- und Geſellenvereinen und in den Fortbildungsſchulen können wir das ſchon flüchtig Leſen lehren und die nebenher gehende Einführung in die Literatur fortſetzen. Hierbei darf das Vorleſen, als ein vorzügliches Mittel, Unterhaltungsſtunden bildend zu geſtalten, nicht vernachläſſigt werden. Der deutſche Unterricht in den Fortbildungs- und Winterſchulen müßte mehr als bisher neben den rein praktiſchen auch höhere Bildungsziele im Auge haben. Die Klaſſen- und Privatlektüre hat hier zum Teil denſelben Zwecken zu dienen, wie

das für die Volksschule verlangt wurde. Das Vereinswesen nimmt vielfach die Mitarbeit des Lehrers in Anspruch. Warum soll er sie versagen? Bietet sich ihm doch die beste Gelegenheit, in gemeinverständlichen Vorträgen erzieherisch auch auf solche Kreise zu wirken, die sonst seinem Einflusse entrückt sind. Wie manches Vorurteil kann da beseitigt, wie manche Idee verbreitet werden, zu deren Aufnahme Volksschüler noch nicht reif sind. Wir dürfen aber hierbei nicht vergessen, daß die Anregung zur Selbsttätigkeit die Hauptsache ist. Die eigene Weiterbildung mit Hülfe des Buches muß stets gefördert werden. Es muß darum bei Vorleseabenden, Deklamationen, Lichtbildervorträgen, überhaupt bei Vorträgen jeglicher Art auf die Bücher der betr. Vereinsbücherei oder der Borromäusbibliothek des betr. Ortes verwiesen werden, die ein gründlicheres Studium des behandelten Gegenstandes ermöglichen. Ueberhaupt ist die Bibliothek als das Rückenmark, das Gerüst der Volksbildungsbestrebungen anzusehen, aber auch demgemäß auszugestalten und auszunutzen. — Das führt mich zur Erörterung der Frage, wieweit sich die Lehrerschaft des Bibliothekswesens anzunehmen hat. Daß wir bei der Gründung, Organisation und Leitung der Volksbibliotheken nicht abseits stehen dürfen, ist klar. In kleineren Orten wird der Lehrer sogar in der Regel von vornherein der berufene Bibliothekar sein. Manche unserer Kollegen haben so auch in Filialdörfern die Leitung der Borromäusbibliotheken tatsächlich in Händen. Wenn man bedenkt, welch vorzügliches Mittel damit dem Lehrer an die Hand gegeben ist, auch die schulentlassene Jugend erzieherisch zu beeinflussen, auf die Erwachsenen im Sinne der Schule einzuwirken, ein festes Band zwischen Schule und Elternhaus zu schaffen, man sollte meinen, langes Zaudern und Zusehen sei ausgeschlossen. Die Tätigkeit des Bibliothekars darf sich aber nicht nur auf das Ausleihen der Bücher erstrecken. Er muß bei Anschaffung neuer Bücher behülflich sein. Eine ganz besonders wichtige Aufgabe fällt ihm bei Auswahl der Vereinsgaben zu. Ich habe wiederholt geistliche Leiter von Borromäusvereinen Klage führen hören, daß in den meisten Fällen die Wahl der Vereinsgaben sehr unpraktisch ausfalle: man bevorzuge vielfach Gebetbücher mit „pikanten" Titeln, und ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, daß bei der Wahl manchmal die alleräußerlichsten Momente (Goldschnitt, Schloß, weiche Deckel!) maßgebend sind. Hier hat die Tätigkeit des Bibliothekars gleichfalls einzusetzen: er muß auch literarischer Ratgeber sein. Am besten veranstaltet er vorher eine Versammlung, bespricht die Anlage der Hausbücherei, gibt die wertvollste Volkslektüre an, und in einer darauffolgenden zwanglosen Besprechung kann er jedem einzelnen individuelle Ratschläge geben.

So bietet sich denn auch dem Lehrer außerhalb der Schule reichlich Gelegenheit, zur Hebung der Volkslektüre und Volksbildung zu wirken: die Fortbildungsschule, das Vereinswesen, die Bibliotheken und Lesehallen, sie sind der Boden, auf dem der Lehrer als Leselehrer, Vorleser, Redner, Bibliothekar und literarischer Ratgeber für die gute Sache kämpfen kann. Und diese Sache heißt: praktische Jugendfürsorge, Befriedigung des im Volke sich offenbarenden Strebens nach Teilnahme an den geistigen Gütern der Nation durch Verbreitung guter Literatur, Verdrängung der unser Volk verseuchenden, seine Sittlichkeit und seinen Geschmack verderbenden Schund- und Afterliteratur.

Nun darf nicht verschwiegen werden, daß zu solcher Arbeit auch eigene Fortbildung auf den in Frage kommenden Gebieten unerläßlich ist. Wer sich durch die Lektüre seines politischen Leiblattes über die Tagesneuigkeiten auf dem laufenden hält, ist darum nicht schon befähigt, sich über die in Betracht kommenden Probleme ein vernünftiges Urteil zu bilden und verständig an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Wer Volkserzieher sein will, muß sein Leben lang Selbsterzieher sein. Zur Selbsterziehung für diese Sache gehört es aber, daß man die Namen Gotthelf, Reuter, Auerbacher, Stolz, Kolping, Seeburg, Hansjakob, Kümmel, Spillmann usw. nicht bloß vom Hörensagen weiß, daß man die Schriften dieser Männer nicht bloß aus der Literaturgeschichte oder aus literarischen Zeitschriften kennt. Kurz: man muß mit der Volksliteratur vertraut sein. Dazu gehört auch Kenntnis der neueren Literaturverdilligungsunternehmungen: „Wiesbadener Volksbücher", „Volksbücherei" der Styria, „Allgemeine Bücherei" des Rothschen Verlags, „Münchener Volksschriften", „Münchener Jugendschriften", „Aus Vergangenheit und Gegenwart", „Kleine Bibliothek", Max Hesses „Volksbücherei", Cottasche „Handbibliothek", die verschiedenen „Aschendorffschen" Sammlungen. Auch Kenntnis des besten, für unsere Zwecke in Betracht kommenden Materials aus Reclam, Meyer, Schöningh und Hendel. Dazu gehört ferner Bekanntschaft mit neueren Vertriebsweisen, wie sie etwa vom Schweizer Verein zur Verbreitung guter Schriften geschaffen wurden. — Auch ist die Kenntnis guter Zeitschriften notwendig. Nebenbei bemerkt, haben wir m. E. keine Zeitschrift, die wissenschaftliche Korrektheit und literarische Höhe so mit echter Volkstümlichkeit verbindet wie der von Eduard Eggert herausgegebene „Kompaß" (Verlag von Kohlhammer in Stuttgart. Preis M. 1,25 viertelj.). — Neben den praktischen Studien sind auch theoretische notwendig. Vorzügliche Dienste tun die „Borromäusblätter". Sie unterrichten vielseitig und sachlich über die einschlägigen Fragen. Ihre Lek-

türe wird außerdem eine wertvolle Bereicherung der Literaturkenntnisse herbeiführen, und schon aus diesem Grunde sollte sich jeder Lehrer diese billige und tüchtige Zeitschrift halten. Das Studium einer sozialen Zeitschrift, wie „Soziale Kultur“ und „Soziale Praxis“, oder sei es auch nur das Verbandsheftchen des „Volksvereins für das katholische Deutschland“, betitelt „Der Volksverein“ wird den Lehrer zu einer tieferen Auffassung der zu lösenden Aufgaben führen und sein Wirken großzügiger gestalten.

Die durch solches Bemühen gewonnene tiefere Bildung wird nicht nur dem Volke zugute kommen; das weitergreifende Wirken des Lehrers hebt seine Stellung in der Gemeinde, und vielleicht darf man sich auch von solchem Wirken und der nebenhergehenden Vertiefung des Wissens, wie Professor Spahn in einem Aufsatze über „Volksschullehrer-Bildung“ (Januarheft der Zeitschrift „Soziale Kultur“) auseinandersetzt, „viel Gutes für das so oft unerwünschte Verhältnis von Seelsorger und Lehrer versprechen“. So ergäbe sich denn schließlich als schöner Nebenertrag unseres Bemühens eine Hebung der sozialen Lage unseres Standes. Es ist noch immer so gewesen: „Die Rose, wenn sie selbst sich schmückt, so schmückt sie auch den Garten.“

Felix Nabor.[1])

Von B. Stein-Honnover.

Diese Studie ist nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen geschrieben. Seit Jahren stehe ich dem edlen Manne nahe, der mir als Schriftsteller und Mensch gleich lieb ist. Gesehen habe ich ihn nie; nur Briefe, die von Zeit zu Zeit zwischen uns gewechselt wurden, haben mich einen Einblick in sein starkes, tief religiöses Herz und in seine dichterische Werkstatt tun lassen. Da ich von Nabors dichterischer Begabung überzeugt bin und seine Werke hoch schätze, so tut es mir wehe, daß er von der katholischen Kritik teils ganz tot geschwiegen, teils ungerecht behandelt wird. Es ist mir ein Bedürfnis, meine Ansicht frei auszusprechen. Diese hält sich von kritikloser Verhimmelung fern und ist keineswegs durch persönliche Zuneigung und des Autors religiösen Standpunkt beeinflußt. Durch meine in diesen Blättern veröffentlichten Essays glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß ich mich durch konfessionelle Rücksichten nicht bestimmen lasse, sondern daß ich meine Ueberzeugung stets offen kundgebe.

Felix Nabor, ein Sohn des trauten Schwabenlandes, ist im Dörfchen Mülhausen, O. A. Geislingen, am 13. Oktober 1863 geboren. Auf dem Lande erzogen, am Herzen der Natur und in der Mitte eines starken, geraden Volksstammes aufgewachsen, entwickelte sich in ihm ungestört von den Einflüssen einer falschen Kultur die Liebe zur Religion und zur Kunst. Die Verhältnisse bestimmten ihn zum Lehrerberuf, den er zuerst zehn Jahre lang auf dem Lande, dann seit fünf Jahren in der Hauptstadt Stuttgart ausübt. Die Muße, welche ihm sein schweres Amt gewährt, widmet er der Schriftstellerei. Er gehört also zu der stattlichen Zahl der Lehrer, die unserer Literatur bedeutende Werke geschenkt haben.

Außer drei größeren Romanen, die bei Manz erschienen sind, hatten schon vorher kleinere Erzählungen, Skizzen und Gedichte, auch musikalische Kompositionen, seinen Namen einem engeren Kreise bekannt gemacht. Seine erste größere Arbeit, der Roman Mysterium crucis, erfuhr ein ungünstiges Geschick, indem er von vielen als eine Nachbildung des Romans von Sienkiewicz „Quo vadis?“ angesehen wurde. Es ist Tatsache, daß Nabor, als er sein Werk verfaßte, von dem des Polen keine Ahnung hatte, daß er seine Arbeit bereits dem Drucke übergeben hatte, als das polnische Kunstwerk in deutscher Uebersetzung in Deutschland bekannt wurde. Uebrigens erkennt der aufmerksame Leser auch ohne diese Erklärung aus einer Vergleichung beider Bücher, daß hier von einer Abhängigkeit keine Rede sein kann. Ja, ich möchte behaupten, daß man beide kaum vergleichen kann, weil die Grundidee und die Absicht beider Autoren eine ganz verschiedene war. Der Pole wollte nur ein Kunstwerk bieten, der Deutsche aber eine Apologie des Christentums. So sagt P. Semeria in seiner bekannten Abhandlung über die künstlerische und christlich-apologetische Bedeutung des Romans „Quo vadis“, daß Sienkiewicz direkt nicht die Absicht hatte, eine Verteidigung des Glaubens zu schreiben. Nabor dagegen wollte den Sieg des Kreuzes über die heidnischen Götter verherrlichen. Darum hat er die heilige Schrift viel benützt, darum hat er das Leben der ersten Christen als den Ausfluß ihres Glaubens dargestellt, darum hat er die Apostelfürsten in ihrer überirdischen Würde und Erhabenheit gezeichnet, darum hat er in poetischer Form die Martyrien der Blutzeugen geschildert.

---

[1]) In Jahrg. I, Nr. 4, S. 78 und Nr. 6, S. 117 brachten die Borromäusblätter Kritiken, die sich hinsichtlich der beiden Werke Nabors: „Mysterium crucis“ und „Der Kreuzzug der Kinder“ ziemlich ablehnend aussprachen. Der Redaktion ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, sich selbst eingehend mit dem Schriftsteller zu beschäftigen. Sie glaubt aber, daß es eine Pflicht der Gerechtigkeit sei, nun auch einem ihrer geschätzten und zuverlässigen Mitarbeiter die Spalten der Borromäusblätter zur Verfügung zu stellen, der weitaus günstiger über Nabor urteilt. Die Redaktion wird bei diesen widersprechenden Ansichten für später sich das letzte Wort vorbehalten.

Sein Buch ist eine glänzende Verteidigung der Religion und ein wunderbares Loblied der Kreuzeslehre. Die Unterordnung der Dichtung unter die Wahrheit und die Vermählung der Wahrheit mit der Dichtung hat ihm als Ideal vorgeschwebt. Der Verfasser hat seine glänzende, lebendige und viel umfassende Erzählung auf gründlichen historischen und kulturgeschichtlichen Kenntnissen aufgebaut, mit großem Fleiß sein Material zusammengefügt und gesichtet. Dabei ist er der Gefahr glücklich entgangen, sein Kunstwerk mit gelehrtem Ballast zu beschweren. In formvollendeter Sprache schildert er die Kämpfe und Siege der ersten Christen, ihr Leben in den Katakomben, die Triumphe der christlichen Liebe in der Arena während der neronischen Verfolgung. Auf der anderen Seite gibt er ein anschauliches Bild der Sittenverderbnis und der Verkommenheit des alten Rom, ohne aber auf lüsterne und schamlose Vorgänge zu genau einzugehen. Er läßt uns in das sittenlose Treiben Neros und der Römer einen genügend klaren Blick tun, weiß aber den Schmutz des Lasters geschickt zu verhüllen. Der Inhalt der Erzählung ist kurz folgender: Der Tribun Plautus bringt die Sklavin Lydia, die er, von ihrer Schönheit und Unschuld entzückt, dem Schimpf entreißt, in das Haus seiner Mutter, die schon Christin ist. Diese nimmt das Mädchen an Kindesstatt an. Plautus liebt Lydia und erringt sie, nach vielen Seelenkämpfen selbst Christ geworden, nachdem er im Zirkus durch den siegreichen Kampf gegen den Löwen sich und sie befreit hat. Doch ist diese Liebesgeschichte nicht die Hauptsache im Romane; viel mehr fesselt uns das Schicksal der ersten Christen und ihr heiliges Leben; das Treiben Neros, der uns wie ein fabelhaftes Ungeheuer mit blutgierigen Augen entgegenstarrt; seine unnatürlichen Taten, der Mutter- und Gattenmord, sind der Ausfluß seiner bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaften des Egoismus und der Eitelkeit. Der Stoff ist weit reichhaltiger als in „Quo vadis“. Besonders glänzende Szenen sind die Schilderung der Pest in Rom, die Erzählung des Priesters Simon, der den Heiland hat am Kreuze sterben sehen und sich unter dem Kreuze bekehrt hat, ferner der Untergang des Schiffes, wobei des Kaisers Mutter den Tod finden sollte, der Brand von Rom, der Tod Oktavias und ihre Verklärung bei der Taufe, die ihre treue Dienerin ihr spendet.

Der Roman ist auch außerhalb der katholischen Kritik mit anerkennendem Lobe erwähnt worden. Im „Tag“ schrieb Dr. J. Heß: „Felix Nabor, der neben Sienkiewicz eine durchaus selbständige Rolle spielt, steht mit seinem „Mysterium crucis“ hoch da; in der „Allgemeinen Modenzeitung“ wird der Roman als eine tüchtige Arbeit bezeichnet, die zwar kein großes, geistig harmonisch durchkomponiertes Gemälde biete, aber durch die Schilderung der Episoden sich auszeichne und den Helden der Erzählung ein scharfes Relief gebe, das ihre Gestalten dem Geiste des Lesers wirksam einpräge.

Von den katholischen Kritiken will mir die des Benediktinerpaters Kinnast wegen ihrer Ueberschwenglichkeit nicht recht gefallen. Es ist übertrieben, wenn er auf Nabor die Worte anwendet: „Am Horizonte der katholischen Literatur ist ein Stern ersten Ranges aufgegangen.“ Manches, was Kinnast im „Grazer Volksblatte“ schrieb, ist zutreffend, besonders sein Hinweis auf die spannende Durchführung des groß angelegten Stoffes und die feste, klare Entwicklung der Charaktere.

Im ganzen stimme ich dem Rezensenten im „Deutschen Volksblatt“ bei, der gegenüber P. Kinnast erklärt, daß es dem Autor mehr nützt, wenn man die Vorzüge und Unvollkommenheiten seiner Werke nüchtern abwägt. Als solche bezeichnet er einen gewissen Mangel an Einheit und eine zu große Vielseitigkeit des Stoffes, die dann daran schuld seien, daß nicht überall die feine künstlerische Durcharbeitung und dichterische Vertiefung zu finden seien. Als besonderer Vorzug ist das rechte Verhältnis zwischen Realismus und Idealismus bei Nador hervorzuheben. Es ist durchaus wahr, daß er Realist in der Ausmalung, Idealist in der Konzeption ist. Wir werden in allen Werken Nabors erkennen, daß er einem gesunden Realismus huldigt, aber die Pflicht des Schriftstellers, seinen Stoff zu idealisieren, nirgends versäumt. Der Gegenstand, den er schildert, wird dadurch vertieft, geadelt und in seinem innersten Wesen offenbart. Die Hauptmomente, welche den Kern der Handlung ausmachen, werden organisch miteinander verbunden und zu einem festgeschlossenen Ganzen erhoben. Ueber das Unbedeutende wird schneller hinweggegangen, dagegen die charakteristischen Merkmale werden mit Nachdruck betont. Dieses Idealisieren hat den Erfolg, daß es dem realistischen Kunstwerk einen hohen Adel und einen lieben Zauber verleiht, darum fesseln auch Nadors Erzählungen und machen sich gerade den einfachen Gemütern, die sich ohne Vorurteile und kritisches Nachspüren der Lektüre hingeben, überaus lieb und wert. Deshalb kann und soll Nabor auch populär in gutem Sinne des Wortes werden.

Erwähnen will ich hier noch eine Rezension, die mir wegen der Person ihres Urhebers von besonderem Werte ist: Prälat O. Kernstock, Chorherr des Stiftes Vorau, ist als Dichter und Literarhistoriker bekannt. Dieser österreichische Prälat schrieb seiner Zeit über „Mysterium crucis“:

„Wenn Felix Nabor dieselben Mittel zu Gebote ständen, mit denen Sienkiewicz zu Felde zu ziehen pflegt, würde »Mysterium crucis«

einen ähnlichen Siegeszug durch die Welt machen wie »Quo vadis?«, denn von den beiden Romanen ist der erstere unbedingt der wertvollere. Gesunder Realismus, fest gegründete Charaktergestalten und ein Milieu von entzückender Treue und Anschaulichkeit sind die Hauptvorzüge der Erzählung. Hoffentlich wird Nabors herrliches Buch seinen Weg auch ohne die Kammerherren machen, welche die vergoldeten Schlüssel zum Tempel des Nachruhms an jenem Körperteil tragen, den die Natur nicht zum Sitze des Verstandes bestimmt hat."

Der zweite Roman unseres Dichters, „Der Vogt von Lorch", spielt im Schwabenlande zur Zeit der unheilvollen Bauernkriege 1526. Das Leben im Kloster ist anmutend und wahr geschildert, das Zeitkolorit ist richtig getroffen, die Charaktere sind im ganzen scharf heraus entwickelt. Besonders zeigt der Verfasser hier glückliches Talent in der Zeichnung seiner Frauengestalten; er hat es verstanden, das sittlich edle, hoch stehende Weib ebenso sicher hinzustellen wie das Mädchen der Sünde und Lust. Weniger gelungen erscheint mir die Figur des abgefallenen Priesters, der nachher der Führer der Bauern wird. Ich halte es für psychologisch unmöglich, daß dieser beim Besuche des jungen Mönches Udalo, von Gewissensbissen und Reue über seinen Abfall durchdrungen, in bittere Klagen ausbricht und seinen trostlosen Seelenzustand dem Gaste offenbart. Einen hohen Vorzug des Buches bilden die echten, anschaulichen Naturschilderungen. Die Greuelszenen bei der Eroberung des Klosters durch die Bauern sind etwas zu entsetzlich und erschütternd beschrieben. Doch tun diese Ausstellungen dem Werte des Buches keinen Eintrag.

Selbst liberale Blätter geben zu, daß der Roman „Der Vogt von Lorch" kein Tendenzwerk in schlechtem Sinne ist. Das „Wiener Tagblatt" bezeichnet den Roman als eine Dichtung, die dem Erzählertalent des Autors „keine Unehre macht" und in einer noblen Sprache verfaßt ist. A. Dreyer nennt ihn in der „Warte" ein farbenreiches Bild, rügt aber, daß Nabor den Kampf der Bauern ausschließlich aufs religiöse Gebiet hinüberspielt, während doch die trostlosen sozialen Verhältnisse jener Zeit eine Haupttriebfeder der Empörung bildeten.

Auch über die dritte größere Erzählung Nabors, die den Kreuzzug der Kinder behandelt, sind die Anschauungen in unserem literarischen Lager geteilt. Das Buch, welches vom Autor der deutschen Jugend gewidmet ist, wird von einem Kritiker als für die Jugend ungeeignet abgelehnt, indem auf einige bedenkliche Stellen, Fluchworte, mehrere sittliche Freiheiten hingewiesen wird. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, denn ich habe bei gründlicher Durchsicht darin nichts gefunden, was mein sittliches oder ästhetisches Gefühl beleidigt hätte oder mir als verdächtig aufgefallen wäre. Das Buch ist packend und interessant geschrieben, an manchen Stellen erhebt es sich zu poetischer Schönheit. Einzelne Schilderungen haben auf mich einen ergreifenden, tiefen Eindruck gemacht, so die Ankunft der Kinder in Genua, wo sie durchaus ins Meer hineingehen wollen, in dem Wahne, es würde ihnen einen Durchgang gewähren, sodann die Aufnahme der kindlichen Schar in Brindisi, die Audienz beim Papste und vieles andere. Die Proben, die ich mit dem Buche machte, indem ich es begabten Schülern zum Lesen gab, hatten guten Erfolg. Mehrere junge Leute haben die Erzählung mit großem Genuß gelesen. Mit gutem Gewissen kann ich sie als geeignete Lektüre für Kinder von 14 Jahren an empfehlen.

In diesem Sinne spricht sich auch Scapinelli in der „Lit. Warte" 1904, S. 143 aus. Er empfiehlt die fleißige, auf dem Studium der damaligen Zeit sich aufbauende Erzählung als ein für die Jugend anregendes und belehrendes Buch. „Man wäre zu ängstlich, zu kleinlich, wollte man darum an mancher Stelle, als für die Jugend bedenklich, etwas aussetzen und eine Wortwendung, einen Kuß herausgreifen, um es als Jugendlektüre zu verpönen. Es ist als solche geschrieben und paßt als solche." Als einen besonderen Vorzug des Buches schätze ich die echt deutsche Gesinnung des Verfassers, die sich in begeisterten Schilderungen unseres Landes und Volkes kundgibt.

Der Roman „Auferstehung" ist bisher nur in Zeitschriften erschienen; hoffentlich wird diese tiefe, formvollendete und durchgearbeitete Erzählung bald in Buchform dem katholischen Volke zugänglich gemacht werden. Sie ist dazu angetan, eine Perle unserer katholischen Belletristik zu bilden. Als ich sie las, mußte ich an Zola denken. Diesen hat sein glühender Haß gegen die Kirche dazu getrieben, seine berüchtigten Werke: „Rom", „Lourdes", „Paris" zu schreiben. Im ersteren wollte er die Hierarchie vernichten, im zweiten den kirchlichen Wunderglauben verhöhnen, im dritten die katholische Charitas verdächtigen.

Nabors Roman „Auferstehung" handelt auch von diesen drei Zentren katholischen Lebens, aber er verherrlicht Rom als das Fundament der Kirche und die Wurzel des Baumes, der alle Völker überschattet; Lourdes ist ihm die leuchtende Krone, die Gott selber seiner geliebten Tochter, der Kirche, aufs Haupt gesetzt hat, und der Ausfluß seiner unendlichen Liebe. Paris birgt, trotzdem dort die Sünde triumphiert, auch heute noch großartige Stätten tatkräftiger Liebe; der Geist des hl. Vincenz von Paula lebt inmitten der größten Versunkenheit fort und zeitigt noch heute herrliche Früchte der Barmherzigkeit.

Ueberraschend wirken auch hier die Frauencharaktere. Maria Felice ist eine von echter Poesie

Digitized by Google

umfassene Gestalt. Daß Nabor nicht blaß reine, ideale Frauen zeichnen kann, sondern auch mit realistischer Treue das entartete Weib trifft, zeigt das Bild der Principessa und des leichtsinnigen Weltkindes Viala.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, einem begabten, talentvollen, unermüdlichen Schriftsteller die ihm gebührende Anerkennung zu sichern. Es ist in der katholischen Kritik teilweise üblich geworden, die eigenen Schriftsteller mit unnachsichtiger Strenge zu behandeln, die uns fern Stehenden nachsichtiger zu beurteilen. Bei jenen wittert man überall Tendenz und spricht ihnen schnell jeden Kunstwert ab; bei den anderen drückt man oft beide Augen zu und stimmt in das allgemeine Lob ein.

Wie sollen die anderen vor uns Respekt haben, wenn wir selbst unsere guten, überzeugungstreuen, tüchtigen Schriftsteller nicht schätzen?

Wissenswertes über Katholische Volksbibliotheken.

Von Kaplan H. Singer, Bieber.

II. (Schluß.)

Den in Nr. 9 l. J. der Borromäusblätter aagegebenen Vorsichtägen zur Gründung einer Volksbibliothek wollea wir noch einige Fingerzeige aus der Praxis beifügen.

In größeren Städten ist sicher eiae gutverwaltete Zentralbibliothek mit Zweigbibliotheken oder Abgabestalionen allen anderen Bibliotheksformen vorzuziehen; denn das einzig richtige Prinzip im Bücherausleihwesen: Zentralisation des Bücherbestandes bei mögtichster Dezentralisotion der Bücherausgabe — kommt hierin am besten zur Verwirklichung. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß gerade in den größeren Städten, in denen fast alle Pfarreien ihre eigenen Volksbibliotheken (Pfarrbezirksbibliotheken) besitzen, die Durchführung dieses Prinzips auf nicht geringen Widerstand stoßen wird. Ist es ja doch sehr natürlich, daß ein Verein oder eine Pfarrei an ihrer seit Jahren mühsam erworbenen Bücherei mit Leib und Leben hängt und sie nicht gern der Allgemeinheit preisgibt. Anderseits liegen die vielen Nachteile eines solch strengen Partikularismus auf der Hand. Für diese und ähnliche Fälle möchten wir nun folgenden Ausweg vorschlagen. Jede Pfarrei soll ihre eigene Bibliothek behalten. Die Vorsteher der einzelnen Pfarreien sollen es sich angelegen sein lassen, ihre Bibliothek auf der Grundlage des Borromäusvereines aufzubauen and nicht ruhen und rasten, bis sie es zu einem solioen Borromäusvereine innerhalb ihrer Pfarrei gebracht haben. Wir sind der Ansicht, daß man bei gutem Willen, den man ja bei unserer Geistlichkeit ohne weiteres voraussetzen darf, dieses Ziel erreichen kann. Gewiß lassen sich in jeder Stadtpfarrei einige Vorstandsmitglieder, Vorstände von kath. Vereinen, Lehrer, Lehrerinnen und eine Anzahl gutsituierter Familien finden, welche Interesse für die gute Sache haben und als Milglieder bezw. Teilnehmer dem Vereine beitreten. Dieser Punkt ist von der größten Wichtigkeit. Eine langjährige Erfahrung nämtich hal gezeigt, daß kath. Volksbibliotheken nur dann mit wirklichem Erfolge arbeiten, wenn sie auf dem Fundamente des Borromäusoereins aufgebaut sind. Dazu kommt noch, daß in unserer Zeit jede Familie in Stadt und Land eine kteine Familienbibliothek besitzen soll; ist sie nun Mitglied des Borromäusvereins, dann ist es gut; ist sie es nicht, dann fällt sie unfehlbar jedem Kolporteur und Subskriptionsageaten zum Opfer und muß schlechte Ware mit gutem Gelde bezahlen.

In der Volksbibliothek sollen nach und nach die am meisten gelesenen guten Volksbücher angeschafft werden. Um aber den Benutzern der Bücherei auch seltenere, teuere Werke zugänglich zu machen, soll man eine von den Pfarrbezirksbibliotheken, die im Zentrum der Stadt liegt und die nötigen Räumtichkeiten besitzt, herausgreifen und mit den genannten Werken ausstatten. Die Kosten dieser Anschaffungen sollen gemeinsam bestritten werden; dafür soll jede einzelne Bücherei das Recht haben, diese kostspieligen Werke im Bedarfsfalle unentgeltlich aus der Zentralbibliothek zu entleihen. Um Verwechslung nnd andere Unannehmlichkeiten zu oermeiden, ist es wohl am besten, wenn die gemeinschaftlich erworbenen Werke in der Zentrale separat aufgestellt sind und jeder einzelne Band mit dem Stempel „Zentratbibliothek" versehen wird. Auch muß in jeder einzelnen Zweigbibliothek ein Verzeichnis der diesbezüglichen Werke der Zentralbibliothek vorhanden sein. Verwaltet wird eine solche Zentratbücherei von der Pfarrbezirksbibliothek, welcher sie angegliedert ist. So ließe sich auch diese Schwierigkeit zur Zufriedenheit der beteiligten Parteien lösen.

Eine dauernd sichere Grundtage kann einer Bücherei auch dadurch gegeben werden, daß durch Sammlungen oder Stiftung ein Fonds gebildet wird, aus dem jährliche Mitgliederbeiträge für den Borromäusoerein entnommen werden. (Ueber gesetzl. Formalitäten s. Borromäusblätter 1901, S. 160 f.) Auch an die Gemeindebehörden kann man sich, wo solches rättich erscheint, um mietfreie Ueberlassung geeigneter Räumlichkeiten oder auch um einen finanziellen Zuschuß wenden. Es kann doch gewiß auch der Gemeindeoerwaltung nicht einerlei sein, ob und wie für die „Volksbildung" ihrer Untergebenen gesorgt wird. Endlich verschmähen wir auch eine pekuniäre Unterstützung aus Staatsmitteln nicht. Die Regierung verlangt (in Hessen wenigstens) bei derartigen Unterstützungsanträgen eine eingehende Darlegung der Verhältnisse der supplizierenden Bibliothek nach folgendem Schema:

1. Von wem ist die Bibliolhek gegründel, von wem wird dieselbe unterhalten und unterstützt?
2. Wer leitel dieselbe?
3. Anzahl der Bücher; welche Literaturen sind am meisten vertreten?
4. Zahl der Benutzer im letzten Johr. Welchen Ständen gehören dieselben an (Beamte, Landwirte, Gewerbetreibende, Arbeiter)? Eventl. Zahl der im letzten Jahr ausgeliehenen Bände?
5. Wie hoch belaufen sich die Ausgaben:
   a) für Verwattung?
   b) für Miete?
   c) für Anschaffung von Büchern?
6. Erfahrungen und Bemertungen, insbesondere über den Erfolg und Nutzen der Anstalt, und ob man ihr von seiten der Bevölterung Interesse entgegenbringt?
7. Erscheint die Suboentionierung aus Staatsmitteln

a) durch die Bewilligung einer bestimmten Geldsumme,

b) durch die Beschaffung von Büchern

empfehlenswert?

Hier interessiert uns besonders der letzte Punkt: Subventionierung aus Staatsmitteln. In Preußen gibt die Staatskasse, soviel wir wissen, eine Unterstützung in Geld, wenn wirkliche Bedürftigkeit vorliegt. In Hessen dagegen, wo „staatliche Mittel zur Unterstützung von Volksbibliotheken zurzeit nur in sehr beschränktem Umfange verfügbar gemacht werden können", ist nur in den allerdringendsten Fällen eine Unterstützung zu erlangen. Längst ist man darüber einig, daß in größeren Städten eine staatliche Beihülfe nicht gewährt werden soll. Auch protestiert man mit Recht auf der ganzen Linie gegen eine staatliche Subventionierung der Volksbibliotheken durch „Beschaffung von Büchern". Fast alle namhaften Fachleute wie Ernst Schultze, Pfarrer Pfannkuche (auf dem 12. Evangelisch-Sozialen Kongreß am 29. und 30. Mai 1901 in Braunschweig) u. a. sprechen sich gegen ein direktes förderndes Eingreifen des Staates aus. Erfreulich ist, daß auch das königl. Ministerium in Sachsen schon von vornherein die einzig richtige Stellung in dieser Angelegenheit einnahm. Die sächsische Regierung, so heißt es in dem diesbezüglichen Erlasse, wolle keine Bibliotheken begründen, noch die Gewährung von Beihilfen an ein Aufsichtsrecht knüpfen, sondern allen Volksbibliotheken des ganzen Landes die größtmögliche Freiheit gewährleisten. Sie wolle sich lediglich darauf beschränken, „die Begründung solcher Institute anzuregen, Mißgriffen in der Auswahl der Bücher entgegenzuarbeiten und im einzelnen Falle subsidiär und ergänzend einzutreten". Es soll ferner ein Musterkatalog aufgestellt und in Fällen der Bedürftigkeit eine Beihülfe aus Staatsmitteln bewilligt und diese Staatsbeihilfen sollen nur in barem Gelde geleistet werden. Das sind im großen und ganzen die ebenso billigen als vernünftigen Grundsätze der staatlichen Förderung der Volksbibliotheken im Königreich Sachsen. In ähnlicher Weise spricht auch Kultusminister Dr. Bosse in seinem Erlasse an die Oberpräsidenten der preußischen Monarchie, die Förderung der Volksbibliotheken betreffend unterm 18. Juli 1899: „...Auf der anderen Seite verkenne ich nicht, daß die Betätigung dieser Fürsorge in demselben Maße an Wert gewinnen wird, als sie sich innerhalb derjenigen Grenzen bewegt, welche durch den Gang der bisherigen Entwicklung bezeichnet und durch die Eigenart der Volksbibliotheken als freier Veranstaltungen gefordert werden. In dem Bestreben, alles zu vermeiden, was diese Eigenart zu beeinträchtigen geeignet wäre, wird die Mitwirkung der staatlichen Organe sich im wesentlichen darauf beschränken dürfen, zu der Errichtung von Volksbibliotheken anzuregen, die unmittelbar Beteiligten bezüglich der zu treffenden Einrichtungen zu beraten und durch Gewährung staatlicher Beihilfen, soweit dieselbe nach Lage der Verhältnisse erforderlich ist, den weiteren Fortgang der Sache nach Möglichkeit zu fördern. Die durch diese Aufgaben bezeichneten Grenzen wird die staatliche Mitwirkung schon aus dem Grunde beachten müssen, weil die Volksbibliotheken sich als lebensfähig nur da erweisen werden, wo sie aus einem wirklichen Bedürfnisse der Bevölkerung hervorgegangen unter der freien Mitwirkung möglichst weiter Bevölkerungskreise sich unabhängig entwickeln können." (Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen.) Die staatliche Förderung der Volksbibliotheken jedoch, wie sie in den sogen. „Kreiswanderbibliotheken" in Hessen gehandhabt wird, wird von allen namhaften Fachleuten abgelehnt, weil sie eine allzu große Beschränkung der individuellen und kommunalen Freiheit in sich schließt.

Die erwähnten staatlichen Erlasse machen auch einige Andeutungen über den Inhalt der anzuschaffenden Bücher. Der hessische Ministerialerlaß an die Kreisämter (Februar 1901) verlangt „Gediegenheit des Inhaltes", „eine anschauliche, lebendige, ungekünstelte und in diesem Sinne volkstümliche Darstellung", „edle und anregende Unterhaltung", „verständige und zweckmäßige Belehrung", bevorzugung „biographischer Darstellungen sittlich hochstehender Persönlichkeiten und Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse". „Was zunächst jene allgemeinen Grundzüge angeht," so sagt Dr. Bosse, „so hat die bisherige Entwicklung in der Erwägung, daß die Volksbibliotheken, wie sie für alle Glieder der Nation bestimmt sind, in keinem Falle dazu beitragen dürfen, die Gegensätze, welche insbesondere auf dem religiösen Gebiete und in politischer Hinsicht tatsächlich bestehen, zu verschärfen, dahin geführt, Bücher, welche in konfessioneller oder politischer Hinsicht einen bestimmten Standpunkt einseitig und in einer die Vertreter abweichender Anschauungen verletzenden Weise zum Ausdrucke bringen, von der Aufnahme in die Volksbibliotheken auszuschließen." (Bosse, a. a. O.) Diese theoretischen Grundsätze sind gar nicht übel; aber in der Bibliothekspraxis bekommt die Sache doch in vielen Fällen ein ganz anderes Gesicht. Professor Natorp beispielsweise verlangt unbedingt „Eingliederung der freien Bildungsarbeit" in den Organismus des staatlich geleiteten öffentlichen Bildungswesens". Welche Rücksichten würde man da auf uns Katholiken nehmen, denen man nicht einmal die Errichtung von Bildungsstätten mit staatlichen Berechtigungen zugestehen will? — Dr. C. Nörrenberg, ein enragierter Verteidiger der sogen. Einheitsbibliothek nach englischem Muster, und viele andere vertreten die Ansicht, bei der Auswahl der Bücher habe der literarische Wert zu entscheiden, nicht die Tendenz. Aber wie soll das gewöhnliche Volk eine Unterscheidung machen können zwischen dem literarischen Werte und der Tendenz eines Buches? Wie oft wird wohl ein ungebildeter junger Mensch oder ein gewöhnlicher Arbeitsmann ein Buch mit einer schlechten Tendenz ohne Schaden für Geist und Gemüt lesen, selbst wenn er vorgibt, nur den Bildungswert und die stilistischen Feinheiten des Werkes zu kosten?! Gerade die Tendenz eines Buches wird die Jugend und den gewöhnlichen Mann am meisten interessieren, packen und kaptivieren. Darum fort aus den Volksbibliotheken mit allen Werken, welche nach Inhalt oder Tendenz gegen Religion und Sittlichkeit verstoßen! „Dem Volke soll die Religion erhalten bleiben!" Durch unsere Volksbibliotheken sollen und wollen wir das Volk erziehen, bilden, veredeln, Religion und Sittlichkeit vertiefen, nicht aber diese Grundelemente des Volksglückes schwächen, zersetzen und untergraben. Bildung oder, besser gesagt, Wissen ohne Religiosität und Sittlichkeit ist ein Danaergeschenk; es wird dem Volke und der ganzen Nation mehr zum Fluche als zum Segen gereichen. Daraus möchten wir nur die eine Schlußfolgerung ziehen: Wir Katholiken werden und müssen es daher als unsere heilige Pflicht betrachten, überall, wo wir eine Volksbibliothek gründen können, es auch wirklich zu tun und nicht dieses wichtige Arbeitsfeld anderen zur Bebauung überlassen. In konfessionell

gemischten Gegenden ist es doppelt notwendig, daß wir für unsere Leute sorgen, weil jeder andere Modus das Uebel nur verschlimmert. Selbst Mörrenberg muß offen zugestehen, daß den sogen. „freien" Volksbibliotheken „stellenweise unüberwindliche politisch-konfessionelle Schwierigkeiten im Wege stehen". Darum frisch ans Werk! Gründet im Anschluß an den Borromäusverein katholische Volksbibliotheken in Stadt und Land!

Der Borromäusverein auf dem Katholikentage in Essen.

Von Hermann Herz-Bonn.

Schon des öfteren ist auf den Versammlungen der deutschen Katholiken von Rednern, die ein Thema behandelten, das sich mit der Literatur oder mit den Volksbildungsbestrebungen befaßte, die segensreiche Wirksamkeit des Vereins vom h. Karl Borromäus rühmend hervorgehaben worden. Auch bei der diesjährigen Katholikenversammlung in Essen wies von Kralik in seiner schönen, die gesamten Volksbildungsbestrebungen umfassenden Rede darauf hin. Besonders bemerkenswert war es aber, daß der Redner hier einer vieltausendköpfigen Menge eben das sagte, was die Borromäusblätter schon wiederholt betont haben, und worauf auch in dieser Nummer Joseph Antz in seinem Aufsatz hinweist, daß nämlich die volkstümliche Bibliothek in dem Mittelpunkt der Volksbildungsbestrebungen gestellt werden müßte. Laut Bericht der Kölnischen Volkszeitung Nr. 720, Jahrgang 1906, sagte nämlich der Redner: „Was noch insbesondere die Volksbüchereien betrifft, so möchte ich mir einen Vorschlag erlauben, der die noch größere Fruchtbarmachung der Bücherschätze fürs Volk bezweckt. So sehr ich nämlich die große Bedeutung der Literatur betone, so scheint mir doch eine Bildung, die nur auf dem stummen Buch beruht, unzulänglich. Es genügt nicht, dem Volke zu sagen und zu zeigen, daß hier Bildungsstoff aufgehäuft ist, es gilt auch noch die Vermittlung zwischen dem Buch und dem Menschen zu übernehmen. Man soll soviel wie möglich die Literatur lebendig machen. Man soll nicht nur den Bildungsuchenden vor den Katalog oder die Bücherschränke führen, und ihn dem Zufall überlassen. Man soll vielmehr noch ein übriges tun und auch die Bücher zu ihm reden lassen, d. h. jede Volksbibliothek soll verbunden sein mit einführenden und orientierenden Vorträgen. Man soll wissen, daß an einem oder mehreren Abenden in der Woche in kurzen Vorträgen auf das Wichtigste, Neueste, Merkwürdigste aufmerksam gemacht wird: auf eine neue literarische Persönlichkeit, auf ein neues oder neuerlich bekannt gewordenes Buch, auf neue Probleme. Es kann und soll vor allem das Wichtigste vorgelesen werden. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß selbst gebildete Leser dem Gedruckten oft ratlos gegenüberstehen. Aber klar und verständlich in der richtigen Weise eingeleitet und vorgetragen, erscheint es erst überzeugend und wirksam. Auf diese lebendige Wirkung ist für eine echte Volksbildung das höchste Gewicht zu legen."

Es ist sehr erfreulich, daß in dieser Weise die Katholikenversammlungen im Interesse des Borromäusvereins arbeiten. Indes ging man diesmal noch einen Schritt weiter und versuchte ähnlich wie andere katholische Vereine eine Sonderversammlung der Vorstände der Hülfsvereine des Borromäusvereins abzuhalten, nachdem im vorigen Jahre in Straßburg bereits ein diesbezüglicher Versuch mit den Vereinsleitern aus Elsaß-Lothringen gemacht worden war.

Man sagte sich: Von den mehr als 3000 Hülfsvereinsvorständen besuchen jährlich doch immerhin einige Dutzend aus allen Gauen Deutschlands die Katholikenversammlungen. Da wäre es nun ersprießlich, in gegenseitigem Austausch zu vernehmen, wie die einzelnen Herren im Interesse des Vereins tätig sind, und welche Hindernisse sich der Ausbreitung des Vereins in den Weg stellten. Auch sollte es keinem Vereinsleiter verwehrt sein, Freunde und Gönner des Vereins in die Versammlung mitzubringen. Es erschienen denn auch zu der auf Montag den 20. August, nachmittags 2½ Uhr, angekündigten Versammlung der Vereinsleiter etwa 150 Herren.

Nachdem der Geschäftsführer der Zentralstelle in Bonn, Karth, den Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1905 erstattet hatte, verbreitete sich Redakteur Herz in einem Vortrage über „den Ausbau des Borromäusvereins in Stadt und Land". Dem Referate lagen folgende Leitsätze zugrunde: Da die Zahl der Vereinsangehörigen pro Verein im Durchschnitt bloß 45 beträgt, ist es unbedingt notwendig, für die bereits bestehenden Vereine mehr Mitglieder zu werben. Da nun außer den Vereinsgaben in erster Linie die Bibliothek des Borromäusvereins die Leute für den Verein gewinnt, muß das Hauptaugenmerk auf eine gute Ausstattung der einzelnen Bibliotheken gerichtet sein. Deswegen ist die erste Sorge: Gute Ausstattung der Bibliothek durch sorgfältige Auswahl der Bibliotheksgaben.

Weil sodann auf dem Lande die Bibliotheken meist zu wenig Bücher besitzen und die Bibliotheksgabenquote nicht ausreicht, ist es sehr zu empfehlen, eine Art von Wanderbibliotheken durch den gegenseitigen Austausch der jährlichen Bibliotheksgaben ins Leben zu rufen.

In den Städten hingegen scheint es sehr zweckmäßig: 1. begüterte Katholiken um Extrauterstützungen für die Borromäusbibliotheken anzugehen, damit jene empfehlenswerten Bücher, die nicht durch die Zentralstelle in Bonn erhältlich sind, vom Buchhandel bezogen werden können, 2. die am günstigsten gelegene Borromäusvereinsbibliothek als Zentralbibliothek mit teureren, seltener begehrten Büchern auszustatten, ihr aber die Verpflichtung aufzuerlegen, diese Bücher gratis anderen Borromäusvereinsbibliotheken auf Wunsch zur Verfügung zu stellen. Außerdem gab der Referent einige Winke, wo man die Bibliotheken am besten unterbringen und wie oft man ausleihen solle.

Dabei betonte der Redner wiederholt nachdrücklichst, daß diese Arbeiten bloß dann geleistet werden können, wenn sich in den Städten erweiterte Vorstände der Borromäusvereine unter Beiziehung von Laien bilden würden, und wenn die Vereinsvorstände einer größeren Stadt, eines Dekanates oder eines Haupthülfsvereinsbezirkes jährlich zu zwei Borromäuskonferenzen zusammenkämen. Zum Schlusse schlug er die Annahme folgender Resolution vor: Die bei Gelegenheit der Katholikenversammlung in Essen zu einer Beratung erschienenen Borromäusvereinsvorstände halten es für sehr erwünscht, daß: 1. die Vorstände der Borromäusvereine einer Stadt, eines Dekanates oder eines Haupthülfsvereins, event. unter Beiziehung von

Laien, sich jedes Jahr zweimal zu Barromäusvereinskonferenzen zusammenschließen, um die Angelegenheiten der Barromäusvereine zu besprechen; 2. daß die Borromäusvereine da, wo die Mittel zur hinreichenden Ausstattung mit Büchern fehlen, Wanderbibliotheken einrichten, indem sie ihre jährlichen Volksbibliotheken austauschen.

Als zweiter Redner behandelte Kaplan Quadflieg aus Essen die Agitation für die Borromäusvereine und deren technischen Betrieb speziell in der Stadt Essen. Der Redner erntete für seine ebenso interessanten wie klaren Ausführungen reichen Beifall. Hierauf trat man zunächst in die Debatte über die beantragte Resolution ein. Während nach längerer Diskussion ihr erster Teil einstimmige Annahme fand, wurde der zweite Teil mit großer Mehrheit für noch nicht spruchreif erklärt. Nun fand in der Generaldiskussion ein gegenseitiger Gedankenaustausch statt, dem aber wegen der vorgerückten Zeit sehr wenig Zeit mehr zur Verfügung stand. Am Schlusse der Versammlung sprach der Vorsitzende des Vereins, Professor Dr. Felten, dem Hauptbüchereivereinsvorstand von Essen, Kaplan Stollenwerk, den Dank und die Anerkennung dafür aus, daß er sich mit ebensoviel Eifer wie Umsicht für das Zustandekommen der Versammlung bemüht habe.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelanführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Prinzipienkämpfe. I. Unzeitgemäßes von P. Alais Pichler, C. Ss. R. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W., 1905. S. 136. Preis brosch. M. 1,20.

Mir scheint, daß der Untertitel „Unzeitgemäßes" in ironischem Sinne beigefügt ist. Die Aufsätze, die hier in Buchform gesammelt der Oeffentlichkeit wieder übergeben werden, sind meines Erachtens durchaus zeitgemäß, zumal sie sich gegen jene Männer wenden, die die Maske wissenschaftlicher Vornehmheit vor das Gesicht binden und die verschossene Toga der Tendenzlosigkeit würdevoll um die Schulter werfen, die vor der modernen Literatur in stumpfem und bewunderndem Schweigen stehen, bisweilen noch empfehlend und nachahmend. Ihnen zeigt Pichler einige katholische Geisteshelden, auf die wir stolz sein sollten.

Das I. Kapitel beschäftigt sich mit Eduard Hlatky, dem Dichter des geistreichen dramatischen Gedichtes „Weltenmorgen", das Pichler „einen Leuchtturm auf einem grünen wunderbaren Eiland mitten im Wagendrang der Moderne" nennt. Hlatky ist eine der interessantesten Erscheinungen unserer katholischen Literatur durch die Tiefe seiner Gedanken, die Kühnheit seiner Sprache, die Kraft seiner Bilder. Als Denkmal seiner Bekehrung an der Pforte des Greisenalters hat er seinen „Weltenmorgen" gedichtet. Der Verfasser gibt eine anschauliche Erklärung dieser großen Dichtung, in der der Kampf von Himmel und Hölle um die Menschenseele und in ihr lebendig dargestellt wird.

Auch das zweite Werk des Meisters: „An der Schwelle des Gerichtes" wird gewürdigt und mit Recht bedauert, daß die katholische Kritik ihm nur wenig Verständnis und Wohlwollen entgegengebracht hat.

Im II. Kapitel finden wir eine gründliche Kritik der Geschichte der Philosophie von Ueberweg-Heinze. Besondere Aufmerksamkeit verdient hier der Nachweis, daß wir bei den besseren Modernen eine überraschende Anerkennung der Vorzüge der katholischen Kirche finden. Dies wird an dem Philosophen Paulsen gezeigt, allerdings die sehr begründete Warnung beigefügt, in diesem Gelehrten etwa einen „Kryptokatholiken" zu vermuten.

Unter der Ueberschrift „Kathalische und moderne Philosphie-Forschung" wird dann im III. Kapitel das phänomenale Werk von Willmann, „Geschichte des Idealismus" besprochen. Auch hier begegnet uns die Klage, daß das großartige Werk auf katholischer Seite nicht genug beachtet werde, während Eucken, Rein, Messer, Paulsen ihm hohe Anerkennung zollen, der letztere sogar die Besorgnis ausdrückt, „es könne Willmanns Buch zum auserlesenen Rüstzeug der ultramontanen Beredsamkeit in allen politischen Körperschaften" werden.

Der IV. Teil mit der Ueberschrift „Eine schwer erkämpfte Weltanschauung und ihr literarischer Ausdruck" handelt von dem trefflichen Manne, den jeder Katholik mit Freude und Stolz nennen und kennen muß, von Richard von Kralik. Ich habe seiner bereits in dem Aufsatz über „R. v. Kralik als Dramaturg" (Borr.-Bl. Jhrg. III. Nr. 11.) gedacht, füge aber hier hinzu, was auch Pichler in seinem Büchlein betont, daß seine Schriften eine wahre Geistesnahrung und Seelenerhebung gewähren. Pichler erwähnt zuerst in einem besonderen Abschnitt den Gegensatz zwischen Kralik und Karl Muth. Ohne Polemik, vielmehr mit zartem Takt wird gezeigt, daß beide Gelehrte in ihren ästhetischen Anschauungen nicht übereinstimmen, daß aber Muth gleichwohl Kraliks Größe unumwunden anerkennt. Der Reihe nach werden dann Kraliks Werke kurz besprochen, nämlich die „Kulturstudien", die Weihelieder und Festgedichte, seine nationale Dichtung, seine goldene Legende. Der Verfasser des Büchleins rühmt weiterhin Kraliks Verdienste um die Theaterreform durch seine Anstrengungen für Errichtung einer religiösen und nationalen Festbühne.

Alle in Pichlers Buch besprochenen Werke gehören in die Bibliothek des gebildeten Katholiken; wer aber entweder die Mittel zur Anschaffung oder die Zeit zum Studium umfassender Bücher nicht hat, der kaufe wenigstens Pichlers „Prinzipienkämpfe", damit er eine Ahnung erhalte von dem Kampfe der Geister um die „moderne Seele".

Ich möchte den Pichlerschen Studien noch einen Vorzug nachrühmen, den ich an solchen Arbeiten besonders schätze und in den gelehrten Abhandlungen so oft vermisse: die Klarheit des Stils und die Korrektheit der Sprache. Es ist ein Hauptfehler unserer Gelehrten, recht schwer verständlich zu schreiben. Dadurch stoßen sie viele Leser ab und machen nichts gut damit. Hierin hat Nietzsche mal recht: „Wer sich tief weiß, bemüht sich um Klarheit, wer der Menge tief scheinen möchte, bemüht sich um Dunkelheit, denn die Menge hält alles für tief, dessen Grund sie nicht sehen kann."

Hannover. B. Stein.

Soziale Tätigkeit der Gemeinden. Von Dr. Otto Thissen und Justizrat Karl Trimborn. M.Gladbach, Verlag des Volksvereins. Dritte Auflage. Preis 1,50 M.

In der langen Reihe der vom Volksverein für das katholische Deutschland herausgegebenen Tagesfragen —

Digitized by Google

es liegen jetzt 34 Hefte vor — ist dieses Heft unzweifelhaft das wertvollste Der äußere Erfolg dieser Schrift läßt das schon ahnen. Obwohl unter allen Erscheinungen die teuerste, hat sie allein es bisher auf eine dritte Auflage gebracht. Was der Schrift ihren besonderen Wert gibt, ist, daß sie nicht nur zeigt, was auf dem Gebiete der kommunalen Sozialpatitik getan werden kann, sie registeriert mit einem wahren Bienenfleiß, was auf diesem Gebiete schon geschehen ist. So fügt sie zu dem Wort, das belehrt, das Beispiel, das zum Handeln fortreißt. Das ist der Schwerpunkt der Schrift. Sie ist nicht graue Theorie. Sie ist von Leben umflutet, und wo sie mit gutem Willen gelesen wird, da muß sie Leben zeugen. Die Schrift eignet sich zunächst und ganz besonders für Stadtverordnete, Gemeindevertreter und alle maßgebenden Persönlichkeiten der Gemeindeverwaltung. Doch wird jeder Freund der Soziatreform gern dieses hoffnungsfrohe Büchlein in die Hand nehmen, und Vereinsvorstände werden hier vielfach Anregung bekommen, im Ratfalle durch Petitionen, Resolutionen und öffentliche Versammlungen nach oben „anregend" zu wirken.

Bei dem Abschnitte über gemeinsame Verkaufshallen (S. 65) wird als alleiniges Beispiel auf das von Kaufleuten aller Branchen in Hagen eingerichtete Kaufhaus hingewiesen. Dieser Hinweis ist doch nicht ganz kritiklos zu bringen, weil das Hagener Unternehmen, bisher der erste große Versuch in dieser Richtung, mißlungen ist. 1905 von vielen Kaufleuten eingerichtet, muß es schon heute wegen der großen Schwierigkeiten, die sich ergaben, von einem einzigen übernommen und weitergeführt werden. Uns scheint, daß derartige Unternehmen nur dann Erfolg haben, wenn sie von der Gemeinde und nicht von Privaten allein unternommen werden, ähnlich wie wir ja schon die kommunalen Markthallen haben.

Doch diese Ausstellung ist nur eine Kleinigkeit; im übrigen verdient das Buch die uneingeschränkteste Empfehlung.

Würselen. Heinrich Weinand.

Das goldene Anstandsbuch. Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben von J. von Etz. 2. Aufl. 531 S. 8°. Essen, 1904. Fredebeul & Koenen. M. 4, in Geschenkband M. 5.

Das kleine Anstandsbuch. Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann. 184 S. 12°. Ebenda M. 1; geb. 1,30.

Bücher der mannigfachsten Art habe ich bei Personen aller Stände gefunden, gute und schlechte, weltliche und religiöse, ernste und frivole, aber noch nie, so fleißig ich den Leuten auf die Hände und Tische gesehen — ein Anstandsbuch; dagegen haben mir schon recht viele in überlegenem Tone versichert: „Wer wird denn ein solches Buch lesen? Der natürliche Takt sagt einem wohlerzogenen Menschen, zumal dem Gebildeten, wie er sich zu benehmen hat." Ich will nicht hashaft fragen, ob diese wegwerfende Behandlung ehrlich, sondern nur, ob sie berechtigt ist. Ich meine nicht. Ein tadelloses Auftreten setzt soviel Takt, scharfe Beobachtungsgabe und Geistesgegenwart voraus, daß selbst Söhne und Töchter aus guter Familie, wenn sie nicht ungewöhnlich lebhafte gesellschaftliche Beziehungen unterhalten, mit der häuslichen Erziehung und dem üblichen Tanz- und Anstandskursus nicht auskommen und gerade der Feingebildete von einer literarischen Stütze gern Gebrauch macht; daß er diese peinlichst verbirgt, entspringt vielleicht dem berechtigten Empfinden, welches das Negligé und die Hülfsmittel der Toilette aus den Gesellschaftsräumen verbannt. Auch wer in schlichten Verhältnissen lebt, kann bei den lebhaften Wechselbeziehungen zwischen allen Ständen heute eine gewisse Kenntnis der Verkehrsformen in der guten Gesellschaft nicht entbehren, will er sich mancherlei Beschämungen und Zurücksetzungen ersparen. Kenntnis der äußeren Formen gehört nun einmal zu einer standesmäßigen Bildung, wie der Firnis zu einem Gemälde, mag sie auch nur der äußerste Saum derselben sein. Ein Anstandsbuch gehört heute in die Hand eines jeden jungen Menschen, der ins Leben hinaus muß. Von den zahllosen derartigen Werken, üppigen und bescheidenen, empfiehlt das vorliegende sich am allermeisten, selbst mehr als Ebhardts „Der gute Ton", der für die äußere Form das klassische Buch genannt werden darf (daß von Etz gerade dieses im Literaturverzeichnis nicht aufführt, muß befremden), aus zwei Gründen. Erstens vertritt es überall rückhaltslos die christliche Weltanschauung (Duell, Bekanntschaft usw.) und berücksichtigt auch die christlichen und kirchlichen Gebräuche mehr, als meistens geschieht, zweitens beschränkt es sich keineswegs auf die äußere Form, sondern führt dieselbe auf ihre psychologischen und moralischen Grundlagen zurück, zieht auch mancherlei Fragen der Lebensklugheit in seinen Rahmen, die von anderen übergangen werden, dient somit nicht bloß der äußeren Kultur, sondern in Wahrheit der Geisteskultur. Einzelheiten wird man in einem solchen Werke immer zu kritisieren finden, da es das Milieu des Verfassers nie ganz verleugnen kann und außerdem von „Saison" zu Saison kleiner Korrekturen bedarf. Auch bei von Etz ließe sich manches einwenden. so ist der Satz total verkehrt: „Bücher leihen, sei es von Freunden und Bekannten, sei es aus einer Leihbibliothek, verrät unter allen Umständen einen Mangel an gutem Ton." (S. 95) Selbst in einem Werke für die upper ten thousand möchte ich diesem Satze nicht gern begegnen, lieber sähe ich Felix Dahns „Es schickt sich nicht" abgedruckt.

Das „kleine Anstandsbuch" ist ein Auszug aus dem „goldenen" und zeichnet sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit vor den meisten Werken gleichen Umfangs vorteilhaft aus. Wo das größere, freilich wahrhaft billige Werk noch zu teuer, wähle man dieses.

Königswinter. Heinrich Falkenberg

Sei zufrieden! Von G. Birkle. Raoensburg, Friedrich Alber. 50 Pfg. 120 S. (Zu Lehr und Wehr, 8. Bändchen.)

Die Unzufriedenheit ist so recht der hervorstehende Zug im Leben der heutigen Menschheit. Wie eine Mahnung aus einer besseren und glücklicheren Welt klingt da das Wort, das der Verfasser an die Spitze seines Büchleins gestellt hat, und dem Titel entspricht der ganze Inhalt.

In packender, fast poetischer Weise schildert der Verfasser im ersten Abschnitt (1—16) den Zweck, den er verfolgt: den Leser zufrieden und dadurch glücklich zu machen. Er will jedoch nicht die Zufriedenheit des Lazzarone, dessen Lebensideal das dolce far niente ist; hier, und auch später, erinnert er immer wieder daran, daß das Streben nach sittlicher Vervollkommnung, intellektueller Ausbildung und sozialer Besserstellung für jeden Pflicht ist, weil begründet in der menschlichen Natur; oder, wie der Verfasser treffend unterscheidet, nicht der Zufriedenheit des Geistes, die gleichbedeutend

ist mit Trägheit, will er das Wort reden, sondern der Zufriedenheit des Gemütes, die Seelenruhe und Herzensfriede ist.

Im ersten Teile (17—60) wendet sich der Verfasser an die Vernunft des Lesers. Ein Blick auf das eigene Leben, das neben den Härten sicher auch manches Angenehme bietet, ein Blick auf das Leben der Nebenmenschen, von denen viele es noch übler haben, die sicher alle das Wort bestätigen, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Sterblichen zuteil ward, ein Blick auf die irdischen Glücksgüter, die den Menschen jedenfalls nicht dauernd befriedigen können, sollen den Leser überzeugen, daß er zum mindesten mit seinem Schicksal nicht unzufrieden zu sein braucht.

Mehr positiven Charakter tragen die Ausführungen des zweiten Teiles (61—120), in welchem der Verfasser mit der Leuchte des Glaubens das Leben betrachtet. Der Christ *muß* zufrieden sein, weil er sich sonst versündigt gegen die Anordnung Gottes und gegen seine Bestimmung; der Christ *soll* zufrieden sein, weil die irdischen Güter, die er entbehren muß, nichts sind im Vergleich zu den ewigen, die ihn erwarten, und gering im Vergleich zu den übernatürlichen, die er schon in diesem Leben besitzt; der Christ *kann* zufrieden, ja glücklich sein im Leiden, wie die Heiligen ihn lehren müssen, die es wirklich waren, und die Verdammten, deren Los er schon teilen könnte.

Wir mußten uns bei der Lektüre wiederholt sagen: ein goldenes Büchlein. Der Verfasser bewegt sich auf solider philosophischer und theologischer Grundlage. Die wenigen, ebenso treffenden als kurzen Ausblicke auf die Dogmatik und Psychologie machen von vornherein alles Ungesunde und Exaltierte unmöglich. Die schönen Bilder, Gleichnisse und Beispiele, durchweg dem praktischen Leben entnommen, die herrlichen Zitate aus der Schrift und asketischen Schriftstellern, die ungemein populäre und herzliche Sprache, die lebhafte Darstellung, nicht ohne überraschende Wendungen: alles das macht die Lektüre des Büchleins recht angenehm und anregend. Es berücksichtigt hauptsächlich *ländliche* Verhältnisse, aber auch dem von dem Getriebe der Stadt gejagten Arbeiter und Handwerker, auch den Gliedern der sogen. besseren Gesellschaft bietet es des Beherzigenswerten und Tröstlichen ungemein viel.

Wir haben uns länger bei dem Büchlein aufgehalten als nach seinem Umfange zu erwarten wäre; aber es verdient eine eingehende Würdigung vollauf. Möge es in jedem Hause gelesen werden.

Dettingen (Hohenzollern). Dr. Heinrich Straubinger.

Bedenken gegen die göttliche Vorsehung. Von P. Wenzel Lerch, S. J. Warnsdorf, Opitz. 244 S. Preis M. 1,00.

Daß die göttliche Weltregierung Geheimnisse in sich birgt, ist jedermann klar, ebenso, daß dieselben für den Menschen verhängnisvoll werden können, da sie recht tief hineingreifen in sein Herz und seine höchsten Lebensinteressen berühren. Vielleicht werden dadurch mehr an ihrem Glauben irre als durch die mehr theoretischen Geheimnisse der Trinität und Inkarnation. Die sozialdemokratische Presse benutzt mit Vorliebe solche scheinbare Unordnungen in der göttlichen Weltregierung, um noch gläubige Leser stutzig und in ihrer christlichen Überzeugung wankend zu machen. Ein Büchlein wie das obige ist daher zweifellos zu begrüßen.

In acht Kapiteln: An Gottes Segen soll alles gelegen sein? — Den Gottlosen geht es gut — Das Unkraut mitten im Weizen — Den Guten geht es schlecht — Der Kampf ums Dasein — Gott die Liebe? — Gottes geheimnisvolle Weltregierung — Alles der Auserwählten willen — behandelt der Verfasser die landläufigen Einreden gegen die göttliche Weltregierung und entwickelt im Zusammenhang damit die positiv christliche Lehre von der Vorsehung, wie jeder Katechismus sie bietet.

Der Verfasser hat sich eine schöne und zeitgemäße Aufgabe gestellt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er ihr nicht gerecht geworden ist. Es ist allerdings zu berücksichtigen, daß es sich hier um Geheimnisse handelt, um Fragen, auf die der Mensch nie eine allweg befriedigende Antwort finden wird. Aber auch, wenn wir diese Rücksicht im vollsten Maße walten lassen, müssen wir doch bekennen, daß der Verfasser durchaus berechtigte Erwartungen des Lesers nur unvollkommen erfüllt. Zunächst ist es sehr zu tadeln, daß Einwände erhoben werden, die bei der Widerlegung in ganz anderer Form wiederkehren und zwar in einer Form wiederkehren, in der sie absolut keiner Widerlegung bedürfen, so im ersten und zweiten Teil. Im sechsten Teil, wo nachgewiesen werden soll, daß die Leiden der Guten der Güte Gottes nicht widersprechen, wird zunächst lang und breit behauptet, daß sie seiner Gerechtigkeit nicht widersprechen. Im siebten Teile, S. 183, werden Einwände erhoben, die bei der Widerlegung gar nicht berücksichtigt sind. Andere Einwände, die heute gern gemacht werden, bleiben unerwähnt, so z. B. wie die Hölle mit ihrer ewigen Verdammnis mit der Güte Gottes sich vereinbaren läßt.

Aus der Art und Weise, wie der Verfasser Einwände variiert, geht hervor, daß die Widerlegung derselben, milde ausgedrückt, ungeschickt ist. Sie ist aber auch theologisch durchaus ungenügend. Wir denken da besonders an den dritten Teil, der von der Langmut Gottes gegen die Bösen handelt. Wie sehr wäre es da am Platze gewesen, mit einem Griff in das Wesen Gottes, in seine Einfachheit, die weltregierende Tätigkeit Gottes in ihrer ganzen imponierenden Größe zu zeigen, indem der Verfasser nachgewiesen hätte, daß die Langmut Gottes Liebe ist gegen die Gerechten wie gegen die Ungerechten, und daß sie, von diesen mißbraucht, Liebe bleibend gegen die Guten, Gerechtigkeit wird gegen die Sünder. Statt dessen eine ebenso oberflächliche als abstrakte Erklärung von Matth. 13, 24—31.

Das Büchlein wimmelt von einseitigen, übertriebenen und verschrobenen Behauptungen, so die Schilderung des Glückes der Bösen S. 39 und die Erklärung dazu S. 73—78; hier gerät der Verfasser in Widerspruch mit dem S. 51 ff. Gesagten, daß das Glück der Bösen Ausfluß der Güte und Barmherzigkeit Gottes sei. S. 104 erhalten die menschlichen Schwächen das Prädikat teuflisch. S. 145 wird behauptet, unser Tun erhalte durch die Liebe zu Gott einen unendlichen Wert. S. 175 f. wird ausgeführt, es sei Gott unmöglich, die Menschen ohne Leiden selig zu machen. Mehrmals, S 20 ff., 35, 92, kommt der Verfasser auf die Tätigkeit der Mittelursachen in der Welt zu sprechen. Es ist gut und notwendig, bei der Vorsehung Gottes wohl zu berücksichtigen, daß Gott die Mittelursachen in der Regel sich voll und ganz auswirken läßt, aber so, wie der Verfasser es tut, ist es töricht und lächerlich.

Die Darstellung ist im allgemeinen zu abstrakt, und wo sie konkret werden will, wird sie vielfach trivial. Wenn S. 77 gesagt wird: Diese (die Engel) fahren aus in alle vier Winde und sammeln alle, welche Ärgernis stifteten und Böses taten, und schnüren sie in Bündel und Büschel zusammen, oder wenn S. 101

die Guten Himmelsstürmer genannt werden und S. 184 das Menschenwürmlein auf der Erde mit einer Milbe am riesigen Käselaib verglichen wird, ja sind das Bilder, die das ästhetische Empfinden verletzen müssen. Die Allegorie S. 105 ff. erscheint uns doch etwas zu drollig.

Natürlich anerkennen wir gern, daß es dem Büchlein auch an schönen und guten Partien nicht fehlt. Sie wirken bei der Lektüre wie ein Labsal. Im allgemeinen ist die zweite Hälfte besser als die erste. Besänftigend wirkt besonders der Schluß.

Detlingen (Hohenzollern). Dr. Heinrich Straubinger

Buddhismus u. buddhistische Strömungen in der Gegenwart. Eine apologetische Studie von Peter Sinthern, S. J. Alphonsus-Buchhandlung. Münster. 1905. 129 S. Preis M. 2,00.

Das Buch zerfällt in drei Teile: I. Buddha und Buddhismus; II. Buddhistische Strömungen in der Gegenwart; III. Der Buddhismus in seiner geschichtlichen Erscheinung.

Im ersten Teil wird zunächst der geschichtliche Kern von den Sagen über Buddha loszuschälen versucht und dann die Person und das Leben Buddhas nach Möglichkeit beschrieben. Weiter wird gezeigt, daß der Buddhismus das Problem des Leidens nicht löst, daß er im Grunde nichts anderes ist als Atheismus, daß er eine Seelenwanderung annimmt ohne den Glauben an eine Seele, daß nach ihm des Menschen Seligkeit und Ende im Nirwana, d. h. im reinen Nichts besteht, daß das Ideal der buddhistischen Heiligkeit die lebende Leiche und der Weg dazu Selbstsuggestion und Zauberkünste sind. Der Verfasser untersucht Umfang, Höhe und Tiefe der buddhistischen Sittlichkeit und findet, daß Buddha zwar Selbstbeherrschung und Abtötung lehre, seine Jünger vor den törichten Selbstpeinigungen der Brahmanen warne, aber anderseits von sich selbst behaupte, in seiner früheren Existenz als Brahmane Weib und Kind an einen Bettler als Sklaven verschenkt zu haben. Mit Recht weist P. S. darauf hin, daß nicht alle buddhistischen Sittensprüche schön seien, sondern daß es auch „maratische Ungeheuerlichkeiten" im Buddhismus gebe.

Im zweiten Teil geht der Verfasser ins Gericht mit den buddhistischen Strömungen in der Gegenwart, wie sie zum Ausdruck kommen in der Theosophie, im Pantheismus, Pessimismus und in der sogen. „ethischen Kultur". Unter den pessimistischen Buddhaschwärmern hat P. S. den Philosophen A. Schopenhauer zu nennen vergessen. Hie und da hätten wir noch größere Klarheit in der Disposition und Ausdrucksweise gewünscht.

Im dritten Teil gibt uns das Buch wünschenswerten Aufschluß über die Zahl der wirklich praktischen Buddhisten und über die wahren Ursachen der Verbreitung des Buddhismus. Wir erfahren auch die interessante Tatsache, daß es an dogmatischen Differenzen und Streitigkeiten in ihm nicht gefehlt hat. Der Buddhismus bietet seinen Bekennern keinen würdigen Gottesbegriff. An Stelle des wahren Gottes haben die Buddhaverehrer diesen ihren menschlich unvollkommenen Religionsstifter zu ihrem Gotte bezw. Götzen gemacht. Auf die buddhistische „Sittlichkeit", wie sie unter den buddhistischen Banzen, den Priestern Japans, und in dem „Idealbuddhismus" auf Ceylan herrscht, wirft der Verfasser grelle Schlaglichter. Er zeigt deutlich, daß der Buddhismus keine Kulturmacht ist, und daß man die faulen buddhistischen Mönche nicht mit den kath. Ordensleuten vergleichen kann. „Mit dem Augenblicke, daß Buddha Gott von sich wies, hat er selbst seiner Kultur das Todesurteil geschrieben, und seine zweitausendjährige Geschichte hat es erbarmungslos vollzogen." (S. 128.)

Das Gesamtresultat der Untersuchung können wir dahin zusammenfassen, daß der Buddhismus theoretisch und praktisch zum Nihilismus führt. Wir müssen dem Verfasser ganz und voll beistimmen, wenn er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, daß unser „kritisches" und „ethisches" Jahrhundert am Christentum so krankhafte, nervöse Hyperkritik übt, dagegen die buddhistischen Ungereimtheiten und Unsittlichkeiten so gläubig entgegennimmt.

Das Ganze ist populär geschrieben, so daß fast alles auch der einfache Mann aus dem Volke verstehen kann. Das Büchlein hat aktuelle Bedeutung und nicht geringen apologetischen Wert. Es ist zugleich ein Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte.

Schönlal (Württembg.). Dr. Albert Vögele.

Inhaltsverzeichnis des 3. Jahrganges.

A. Aufsätze über einzelne Gebiete der Literatur sowie über einzelne Schriftsteller.

Seite

Baumberger, Georg . . . . . 5—8
Colama, P. Luis . . . . . 129—137
Dickens . . . . . 203—208, 215—220
Dirkink, J. von . . . . . 25—27
Eichert, Kreuzesminne . . . . . 127—129
Geographische Literatur . . . . . 2—5
Gotthelf, Jeremias . . 159—162, 174—179
Handel-Mazzetti's „Jesse und Maria".
Nebst biogr. Skizze der Dichterin . . 199—203
Herbert, M., als Novellistin
137—140, 155—159
Heyse, Paul . . . . . 179—187
Keller, Gottfried . . . . . 65—69, 92—98
Kölner Dialekt-Dichtungen . . . . 27—29
Kralik, Richard v., als Dramaturg
220—222
Lieber, August, Der Hochlandsänger 87—92
Ludwig, Otto . . . . . 41—47, 61—65
Nabor, Felix . . . . . 234—237
Naturwissenschaftliche Literatur . . 2—5
Reuter, Fritz . . . . . 47—49
Schmidt, Maximilian . . . . . 8—13
Sienkiewicz, H. . . . . 149—155
Starm, Theador . . . . . 109—115
Trautmann, Franz . . . . . 193—199
Volkswirtschaftliche Literatur. Ein
Gang durch die volkswirtschaftl.
Literatur . . . . . 211—215

B. Aufsätze über den Borromäusverein.

Seite

Borromäusverein, Die Agitation für den B.-V. . . . . 29—31
Borromäusverein, Der, auf dem Katholikentag in Essen . . . . . 239—240
Bibliotheksgaben: Welche Bücher sollen wir dieses Jahr als Bibliotheksgaben wählen? . . 222—224
Bibliotheksgaben. Statistik über die bei der Zentralstelle d. V. v. hl. Karl Borromäus f. d. Jahr 1905 als Bibliotheksgaben bestellten Bücher. . . . . 115—117
Kölner Borromäusbewegung, Die. 69—71
Praxis, Aus der Praxis für die Praxis. . . . . 49—52
Vereinsgaben, Die Arbeit an den Vereinsgaben . . . . . 99—100

C. Aufsätze vermischten Inhalts.

Seite

Blindenbibliotheken. . . . . 13—14
Buchführung, Die, des Bibliothekars . . . . . 52—53, 71—72
Geleitwort. . . . . 1—2
M.-Gladbach, Die Volksbibliothek und Lesehalle zu M. G. 117—119, 140—142
Jugendlektüre, Reform der J. 83—87, 170
Jugendschrift, Die Kunst in der Jugendschrift. . . . . 171—174
Lesezirkel und Volksbibliotheken. . 31—34
Volksbibliotheken, Katholische, Wissenswertes über k. V. . . . 187—188 237—239
Volksbildung, Volkslektüre und Volksschullehrer. 230
Volksliteratur, Die . . . . . 21—24
Volkstümliche katholische Bibliotheken, katholische Autoren und Verleger. . . . . 105—109

D. Berichte über die volkstümliche Bibliotheksbewegung und über volkstümliche Bibliotheken.

I. Berichte über den Borromäusverein und dessen Hülfsvereine.

Seite

Verein, Der, vom hl. Karl Borromäus. 39
Berichte aus den Vereinen in: Adenau S. 15. — Cöln (siehe den Aufsatz: Cölner Borromäusbewegung). — Essen (siehe den Aufsatz: Aus der Praxis usw.). — Godesberg S. 187. — Hildesheim S. 187. — Osnabrück S. 187.

II. Berichte über einzelne Vereine zur Gründung von Volksbibliotheken.

Seite

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Die 38
Preßverein, Der katholische, für Bayern. 38
Sprachverein, Der, für das nördliche Schleswig. 39
Volksbibliothekverein, Der Polnische. 39
Zeitschriftenverein, Der Christliche 39

III. Berichte über einzelne Bibliotheken.

Bamberg, öffentliche Volksbibliothek S. 162. — Berlin, Die öffentliche Bibliothek und Lesehalle Alexandrinenstraße S. 72. — Bremen, Lesehalle S. 73, 104 u. 163. — Düsseldorf S. 14. — Elberfeld, Stadtbücherei S. 73. — Essen a. d. Ruhr, Kruppsche Bücherhalle; städtische Bücherhalle S. 143. — Freiburg, Katholische Volksbibliothek und Lesehalle S. 187. — Hamburg, öffentliche Bücherhalle S. 143. — Innsbruck, I. Tiroler Lesehalle und Bücherei S. 99. — Jena, öffentliche Lesehalle S. 143. — Landshut, Volksbibliothek und Lesehalle des kath. Preßvereins S. 210. — Osnabrück, städtische Bücher- und Lesehalle S. 74. — Posen, Die Kaiser Wilhelms-Bibliothek; Volksbibliothekswesen in der Provinz Posen und Provinzial-Wanderbibliothek S. 98 bis 99. — Rheydt, städtische Volksbücherei und Lesehalle S. 143. — Straßburg, Volksbibliothek S. 143. — Trier, öffentliche Lesehalle und Volksbibliothek S. 143. — Wiener Volksbibliotheken in den Jahren 1903 und 1904.

E. Rezensionen.

Seite

Achleitner, Artur, Jerusalem 147
„ „ Gregarius Sturmfried 19, 165
Anthes, O., Dichter und Schulmeister . . 75
Antz, Joseph, Jugendschrift und Erziehung 120
Arndt, J. S., Das Neue Testament . . . 101
Aus Vergangenheit und Gegenwart: Bd. 47—53 . . . . . 37—38
„ 54—55 166
„ 56—61 192
Bachems Jugenderzählungen, Bd. 25 bis 32 . . . . . 59—60
„ neue illustrierte Jugendschriften, Bd. 28 u. 29 . . . 120
Bairau, Hans v., Aus meinen Zwanziger Jahren. 209
Barsch, Paul, Ueber der Scholle 36
Baumgart, Wald., Ein Beitrag zur Volks- und Jugendliteratur 120
Baumgartner, Alex., J. S., Geschichte der Weltliteratur, Bd. IV—V. . . . . 55—56
Bazin, René, Stephanie 58
Bibliothek deutscher Klassiker, Hrsg. von Dr. O. Heftinghaus 145
Birkte, G., Sei zufrieden! 241
Blötzer, S. J., Die Katholikenemanzipation in Großbritannien und Irland 122
Baegle, S. J., Heldenjugend 166
Bourget, Paul, Ehescheidung . . . . . 75—76
Brandis-Zelian, Emma v., Leonie . . 20
„ „ „ „ Goldregen 58
Cherbuliez, Viktor, Die Kunst und die Natur 75

Digitized by Google

	Seite
Claufius, P., Auge um Auge	57
„ „ Die Gemblaws	77
Caurbet, P., Das Daſein Gottes	35
Cüppers, Ad. Jaſ., Die Revalutionäre	78
Domanig, Karl, Der Abt van Fiecht	146
„ „ Kleine Erzählungen aus Tiral	146
Elz, J. van, Das galdene Anſtandsbuch	241
„ Das kleine Anſtandsbuch	241
Ernſt, E., Elternpflicht	34
Eſchelbach, Hans, Der Valksverächter	166
Eſchner, Max, Natur und Menſchenhand im Dienſte des Hauſes	102
Eſſer, Gerhard, Naturwiſſenſchaft und Weltanſchauung	56
Flaiſchlen, Cäſar, Joſt Seyfried	17
Frenſſen, Guſtav, Hilligenlei	124
Führer durch die Jugendliteratur, Hrsg. a. d. Jugendſchr.-Kammiſſian des kath. Schulvereins ſ. d. Diöz. Rattenburg	120
Gaus-Bachmann, Der Gänſedaktar	103
Geſchichte der kath. Kirche, Illuſtrierte, Van Dr. J. P. Kirſch und Dr. V. Luſſch	188
Grimm, Gebrüder, Walthari-Lied, Der arme Heinrich, Lieder der Edda	36
Grundl, Beda, O. S B., Das N. Teſtament	143
„ „ „ „ Das Buch der Pſalmen	144
Grupp, Georg, Kulturgeſchichte der römiſchen Kaiſerzeit	54—55
„ „ Die Kultue der alten Kelten und Germanen	189
Hahn-Hahn, Perlen aus	164
Haupt, Antanie, Siege	78
Heine, Heinr., Dichtungen, Ausgew. v. Dr. A. Lahr	227
Herber, P., Der Beruf der Lehrerin	121
Herbert, M., Ohne Steuer	57
Herz und Haus, Für, Bd. 17—24	147
Heſſe, Hermann, Unterm Rad	123
Hild, Otta, Die Jugendzeitſchrift	120
Haſſenſthal, Hans v., Maria-Himmelfahrt	190 f.
Höhler, Matthias, Raman eines Seminariſten	19
Holtzmann, J., Die meſſianiſchen Weisſagungen	145
Harſter, Eliſabeth, Bam lieben Jeſuskind	58
Janſen, C. SS. R., Der hl. Alphans van Ligauri, Gegen Haensbroech	35
Jörgenſen, Jah., Der Jüngſte Tag	125
Jugendſchriften, Sammlung guter, Auf Veranlaſſung der deutſch. ev. Schul- u. Lehrerveeeine heeausgegeben	79—80
Jugend- u. Valksbibliathek, Regensbueg, Nr. 1—16	103–104
Jugend- und Valksleſtüre, Herausgeg. a. Batar	119
Kaiſer, Iſabella. Seine Majeſtät	167
Kamerad, Der gute	82
Kampmann, C., Die graphiſchea Küaſte	16
Keller, Paul, Das letzte Märchen	77
Klaſſikerausgaben: Annette Freiin von Draſte-Hülshaff	102
„ Chamiſſa	102
„ Schiller	102
Klapp, Onno, Geſchichte, Charakteriſtiſche Züge und Sagen der deutſchen Valksſtämme	225
Kach, Otta, Die Alkahalfrage	102
Kampaß, Der, ꝛc.	17
Kralik, Richard v., Die Aehren der Ruth	227
Kreuzberg, P. J., Geſchichtsbilder aus dem Rheinlande	16
Krüger, Herm. Anders, Gattfried Kämpfer	124
Kümmel, Kanrad, An Gattes Hand	37
Kunſterziehung, Eegebniſſe u. Anregungen des 2. Kunſterziehungstages in Weimar.	75
Lambrecht, Nanny, Das Haus im Moor	77—78
Lerch, P. Wenzel, S. J., Bedenken gegen die göttliche Varſehung	242
Lilien, A. v., Aus Darf und Stadt	125
Lipperheide, Franz v., Spruchwörterbuch	208
Lahrer, Jaſeph, Bam madernen Elend in der Jugendliteratur	120
Mausbach, Jaſ., Die Stellung der Feau im Menſchheitsleben	122
Meyenberg, Brennende Fragen	145
Mielke, Hellmuth, Geſchichte des deutſchen Ramans	226
Marawski, M., S. J., Abende am Genfer See	144
Mörike, Ed., Geſammelte Schriften	36
Mörikes, Ed., Werke, Ausgew., v. Walter Eggert-Windegg	227
Münchener Valksſchriften, Nr. 11—20	80—82
„ „ „ 28–35	191
„ Jugendſchriften, Nr. 1—15	209
Nann, Jaſepha, Heidekraut	209
Nienkemper, Fritz, Unpalitiſche Zeitläufe	101
Peregrina, Kardula, Marienraſen	36
Peſch, Heinrich, S. J., Lehrbuch dee Natianalökanamie	190
Peſch, Tilmann, Der Chriſt im Weltleben	144
Pichler, Alais, C. SS. R., Gattesminne	122
„ „ „ Prinzipienkämpfe	240
Paliſka, C. SS. R., Prieſterſeinae	35
Ratgeber, Literariſcher, für die Katholiken Deutſchlands, Weihnachten 1905, Hrsg. v. Dr. J. Popp	74—75
Reimmichl, Der Feauenbichler	167
Reinhard, Franz, Auf nach Bethlehem	17
Rahr, Matthias, Am Niagara	209
Rathes, Dr. Walter, Die Madanna	56
Schrönghamer, Franz, Fern und leiſe	145
Schatt, Antan, Weltverbeſſerer	102
Schuler, Aus meinem Garten	36
Seeburg, Franz a., Das Marienkind	168
Sheehan, Patrik, Lukas Delmege	209
Sinthern, P., S. J., Buddhismus und buddhiſtiſche Strömungen in der Gegenwart	243
Spillmann, Joſ., S. J., Geſchichte der Kathalikenaerſammlungen in England	208
Stalz, Alban, Edelſteine aus reichee Schatzkammer	164
Stölzle, Dr. E., E. v. Laſaulx	34
Tellheim, Oswald, Jugendliteratur	120
Trauner Emilie, Allerlei Märlein und Geſchichten	125
Trimbarn-Thiſſen, Saziale Tätigkeit der Gemeinden	240

	Seite
Verzeichnis der Jugend- und Volksschriften nebst Beurteilung derselben, Herausg. v. Verein kath. Lehrer Breslaus	119
Billinger, Hermine, Wo geht's hin?	166
Volksaufklärung, Nr. 89–91	100
Volksbücherei der Styria, Bd. 12–19	103
„ „ „ „ 21–33	166 f.
„ „ „ „ 34–36	226
Waal, A. de, Roma Sacra ꝛc.	16
Weber, F. W., Dreizehnlinden	36
Wegweiser durch die Jugendschriften-Literatur, Hrsg. v. kath. Lehrerbund für Oesterreich	120
Weltgeschichte, Illustr. von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten	53–54
Weltgeschichte in Charakterbildern: Napoleon I., v. Landmann	34
Weltgeschichte in Charakterbildern: Franz von Assisi, v. Gustav Schnürer	54
Weltgeschichte in Charakterbildern: Der Große Kurfürst, v. Dr. M. Spahn	163
Weltgeschichte in Charakterbildern: Prinz Eugen v. Savoyen, v. Landmann	224
Weltgeschichte in Charakterbildern: Beethoven, v. Dr. Volbach	225
Werner, Rudolf, Aus Deutschlands Vergangenheit	82, 126
Wette, Hermann, Krauskopf	165
Wissenschaft und Religion, Bdchn. VIII—IX	101
Wilkop, Philipp, Die Organisation der Arbeiterbildung	121
Wolgast, Heinrich, Das Elend unserer Jugendliteratur	120
„ „ Vom Kinderbuch	120

F. Vermischtes.

Bücherserien für Volksbibliotheken, S. 168. — Geschäftliche Mitteilungen, S. 147, 169, 192, 228. — Gute Romanlektüre, S. 40. — Dr. Ph. Huppert, S. 168. — Kompaß, S. 60 — Lokalpresse und Volkserziehung, S. 169. — Mehlem, S. 126. — Die meistgelesensten Bücher und Autoren im Jahre 1905, S. 104. — Nachruf, S. 210. — Noch mehr Zersplitterung, S. 39. — Die öffentliche Meinung in Amerika, S. 82. — Postkarte, S. 104. — Schmutzliteratur in der Nähe der Kasernen, S. 82. — Verein Volksaufklärung, S. 39. — Warte, S. 60. — Was gute Bücher nützen können, S. 39.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 32.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20 % Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Franz Webers Hausbibliothek.

Diese Sammlung klassischer Werke ist in erster Linie für Haus und Familie bestimmt und kann unbedenklich auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden, da in religiös-sittlicher Hinsicht nur Einwandfreies ausgewählt wurde. Der Text bietet das Original unverkürzt und unverändert, die neueste Rechtschreibung ist überall durchgeführt. In bezug auf äußere Ausstattung, lesbaren Druck, kräftiges Papier und billigen Preis entspricht die Sammlung, wie bereits in vielen Besprechungen anerkannt ist, durchaus den modernen hochgespannten Anforderungen. Webers Hausbibliothek verdient daher einen Platz in jeder Familienbibliothek, ebenso wie in den Bibliotheken der Unterrichts- und sonstigen Bildungsanstalten, Pfarr- und Volksbibliotheken.

Chamissos Ausgewählte Werke.
Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift, geheftet 1,20 M., in eleg. Ganzleinenband 2 M.

Droste-Hülshoffs Ausgewählte Werke.
Mit Biographie und Bildnis der Dichterin. Taschenausgabe mit großer Schrift, geheftet 1,20 M., in eleg. Ganzleinenband 2 M.

Eichendorffs Ausgewählte Werke.
Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift, geheftet 1 M., in Ganzleinenband 1,50, eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M.

Körners Ausgewählte Werke.
Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift, geheftet 2 M., in eleg. Ganzleinenband 3 M.

Schillers Ausgewählte Werke.
2 Bände. Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift. Jeder Band geheftet 1,20 M., in eleg. Ganzleinenband 2 M.

Stifters Ausgewählte Werke.
Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift, geheftet 2 M., in eleg. Ganzleinenband 3 M.

Verlag von Franz Goerlich, Breslau I, Altbüsserstrasse 42.

32101 073751198